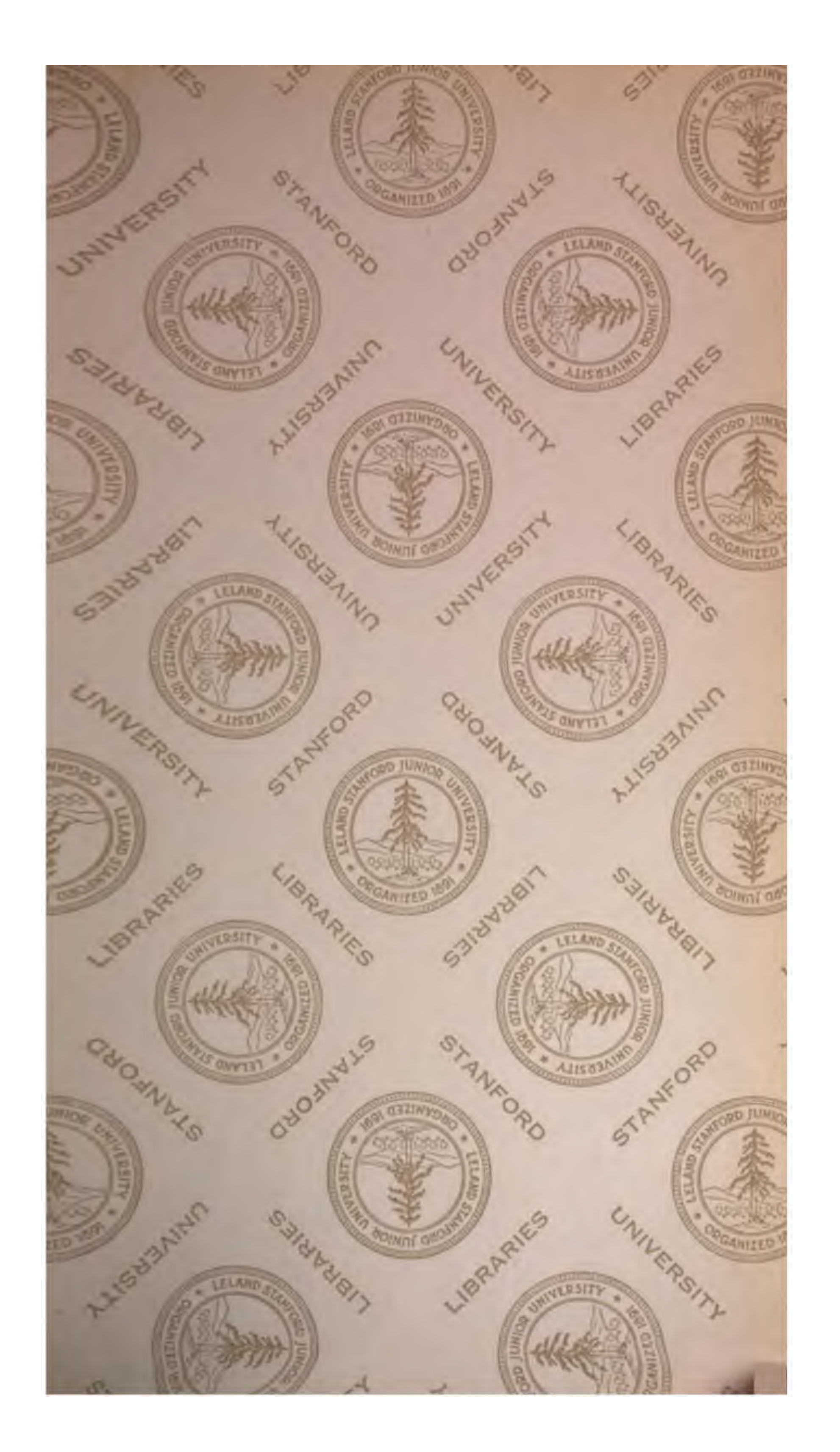



STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

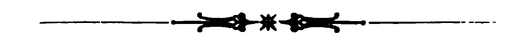




Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland
herausgegeben
von
Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertfünfundzwanzigster Band.



München 1900.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1900

Erster Band.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Zu den Lagen an der Jahrhundert-Wende.

Weihnachtsabend 1899.

Das „Conferenz-Neujahr 1899“ bedeutete die neue Welt, in der wir jetzt leben, aber es brachte nicht die vielfach erwartete neue Zeit. Die Versammlung der Mächte in dem Haag zur Herstellung von Friedensgerichten ist noch nicht wirksam geworden. Zur Zeit hat nicht einmal England die Bestimmungen unterzeichnet, so daß die Liste noch nicht voll ist. Von den aus der Conferenz zu Rom geplanten Maßregeln gegen die Anarchisten hat aus dem Geheimniß nichts mehr verlautet. Indeß hat sich der Anarchismus aus der dunklen Verbrecherschichte in den offenen Schauplatz des Parlamentarismus verpflanzt. Noch mehr als Frankreich, Italien und Belgien litt die altehrwürdige Monarchie der Habsburger unter den seit Jahr und Tag strotzenden Berichten der Presse über unerhörte Skandale ihrer gewählten Vertreter und ihres Anhangs auf den Straßen in Stadt und Land. Kein Wunder, wenn ein solches Staatswesen allmählig nicht mehr als politisch anrechnungsfähig gilt.

Auch das wäre früher nicht möglich gewesen, daß ein Vorgang wie die Dreyfusgeschichte in Frankreich monatelang sich wie ein drückender Alb über die halbe Welt verbreitet und die Gemüther verwirrt hätte. Das war vor Allem den

jüdischen Machenschaften der erschreckend überwuchernden Presse zu verdanken. Endlich ist aus dem letzten Jahre des ablaufenden Jahrhunderts in das erste des zwanzigsten der bedauerliche Kriegsfall zwischen den zwei südafrikanischen Republiken und England übergegangen, der jetzt die Geister in Spannung erhält.

Die Theilnahme für und wider ist um so erklärlicher, als gegen England überall der Neid und die Eifersucht überwiegt. Aber was wollten die beiden Republiken, als sie den Engländern den Krieg erklärten? Nichteinmal eine halbe Million an der Zahl war das Burenvolk mit moderner Rüstung vollständig bewaffnet, als England noch nicht halb fertig war. „Niemals", sagte der erste Lord des Schatzes, Balfour, in seiner Rede zu Sewsbury, „werden wir wieder zulassen, daß in unserer Mitte ein von uns selbst geschaffenes Gemeinwesen erwachse, das in der Lage ist, die von uns zugestandenen Freiheiten dazu zu verwenden, um sein Land in ein Lager von Waffen zu verwandeln, die gegen uns gebraucht werden sollen".[1])

Was wollten also die Buren im Transvaal und dem Oranje-Freistaat, als sie den Engländern den Krieg erklärten? Sie wollten am Ende des Jahrhunderts den sogenannten „kleineren Staaten" angereiht werden, deren Unabhängigkeit als eine Art historischer Tradition von den Großmächten anerkannt werden sollte; sie wollten also „neutrale Staaten" seyn wie die Schweiz und Belgien. Schon bei der Haager Conferenz fielen diese Bestrebungen der kleineren Staaten Europa's auf, man bemerkte auch mit Mißfallen, daß mehrere dieser kleineren Staaten, insbesondere Schweden, Serbien und Bulgarien, sogar zu außerordentlichen Rüstungen schritten.[2]) Daß Transvaal auf demselben Wege arbeitete,

---

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 29. November d. Js.

2) Aus Rußland s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 13. April d. Js.

ar damals noch nicht bemerkt, vielleicht war es aber in
rlin kein Geheimniß. In sehr energischer Weise sprach sich
s conservative Hauptblatt gegen diese Neutralitäten aus:

„Eines allerdings wird je länger je mehr zur gebieter-
hen Nothwendigkeit. Es ist nicht angänglich, daß die Neu-
alitätsprivilegien auf die Dauer bestehen bleiben, welche eine
it geschaffen hat, die mit Voraussetzungen rechnete, die
ute nicht mehr zutreffen. Die Stellung, welche Belgien und
r Schweiz einnehmen, sind zur Anomalie geworden. Die
stung, welche das übrige Europa ihnen abgenommen hat,
deutet ein ungeheueres Capital, das sie ausnutzen, um unter
oraussetzungen, die bei keinem der andern Völker zutreffen,
ne wirthschaftliche Conkurrenz zu betreiben, welche sie je
nger je mehr zu privilegirten Händlern und Unternehmern
r Welt macht. In Rußland ist das belgische Capital fast
lmächtig geworden, in China hat es sich wie ein Keil
ischen Rußland, England, Deutschland eingeschoben, in
frika hat es die ungeheuerliche Anomalie des riesigen Congo-
aates geschaffen, der wie ein Monstrum an dem winzigen
örper Belgiens hängt. Es liegt weder eine politische, noch
lich eine moralische Nothwendigkeit vor, die Neutralität
eses Kunstproduktes aufrecht zu erhalten, und zwar um so
eniger, als sich mit Sicherheit vorhersagen läßt, daß, wenn
mal große militärische Interessen in Frage kommen, man
sach darüber hinweggehen wird". [1]

Nun hat der vielgenannte englische Colonialminister
hamberlain in einer Rede zu Leicester vom 29. November
ine Verständigung zwischen der germanischen und den zwei
ßen Zweigen der angelsächsischen Raçe, eine neue Tripel-
lianz", angekündigt, „welche besser, als die Armeen es
nnten, den Weltfrieden zu erhalten vermöge". Nachdem
mit Nachdruck auf die schlimmen Ausschreitungen der
nzösischen und zum Theil der deutschen Presse gegen
gland hingewiesen hatte, fügte er bei: „Er habe das

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 29. März d. Js.

Wort ‚Allianz‘ gebraucht, denn es verschlage wenig, ob es um eine auf dem Papier niedergelegte Allianz sich handle, oder um ein Einverständniß, das im Geiste der Staatsmänner der betreffenden Länder vorhanden sei“.

Durch seine Reden hat dieser Minister, den man, von Hause aus Fabrikbesitzer, einen eigentlichen Staatsmann nicht nennen kann, nicht zum ersten Male überrascht. Namentlich über Nordamerika hat er, seitdem England dessen Raubzug gegen das arme Spanien so wohlwollend zusah, wiederholt sich ähnlich geäußert. Nachdem die Yankee's große auswärtige Colonien haben, ist auch ihre Lage eine andere. Dennoch ist es dem Minister übelgenommen worden, daß er von einer „Allianz“ sprach, denn eine zeitliche Verständigung und ein festes Bündniß seien zwei verschiedene Dinge. Indeß hatte doch der Botschafter der Union in London ein paar Tage später dieselbe Grundanschauung ausgesprochen. Hier zeigt sich eben die neue Welt.

Viel schärfer drückte sich das Befremden in dem deutschen Reiche aus. Es konnte zwar nicht geläugnet werden, daß bei dem „privaten Besuche“ des Kaisers, der ihn begleitende Graf Bülow, weil Lord Salisbury leider krank war, eine lange Besprechung mit Chamberlain gehabt habe, aber was habe letzterer „schwarz auf weiß?“ Das auswärtige Amt wurde dringend daran erinnert, daß es wiederholt bestimmt erklärt habe, es habe den aufrichtigen Wunsch, daß Deutschland nicht allein mit Rußland, sondern auch mit England auf gutem Fuße bleibe, und mit beiden Mächten wohl von Fall zu Fall sich verständigen, aber nie weder nach der russischen noch nach der englischen Seite sich durch allgemein gehaltene Vereinbarungen binden könne. Das ist freilich eine bequeme Stellung, die es auch ermöglicht, nach dieser oder jener Seite hin ein gutes Geschäft zu machen. Aber wie dann, wenn es plötzlich zu einer endgültigen Entscheidung kommt? Wie unmöglich es ist, zwischen Rußland und England eine bleibende Ausgleichung herzustellen, hat der

Czar während des Haagener Friedens-Congresses selbst erfahren:

„Der Czar hat die Friedensidee seinem für dieselbe unvorbereiteten Volke aufgedrängt, und das Ergebniß dieses Schrittes ist ein rein negatives. Die russische Gesellschaft geht über den ‚Idealisten auf dem Throne' stillschweigend hinweg und bekundet fast demonstrativ, daß sie an die Erfüllbarkeit der Wünsche des Czaren, an die Erfolge der Friedensconferenz nicht glaubt. Das diesjährige Osterfest hat wiederum gezeigt, wie tief der Riß zwischen den Anschauungen des Czaren und denen der Gesellschaft geht. Die Verleihung des Wladimir-Ordens erster Klasse an den russischen Botschafter in London, v. Staal, war begleitet von einem kaiserlichen Handschreiben, welches ein ganz außerordentliches Ereigniß darstellt und auch in unseren politischen Kreisen als ein solches betrachtet wird. Die russische Presse und Gesellschaft sehen in England den gefährlichsten Feind Rußlands, mit dem eine Verständigung aussichtslos ist. Der Czar belobt dagegen seinen Botschafter wegen der Festigung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland und England, sagt ihm, daß er in 15 Jahren seiner Londoner Thätigkeit die wahren Interessen Rußlands richtig begriffen und daß er, Staal, auch die geeignetste Persönlichkeit sei, um als Vertreter Rußlands auf der Friedensconferenz im Haag die Lösung der dem Herzen des Czaren so nahestehenden Aufgabe zu fördern. Noch nie ist ein russischer Botschafter in dieser Weise belobt worden, und vielleicht noch nie hat ein russischer Czar so stark seinen Wunsch betont, selbst mit England in Frieden und Eintracht zu leben. Welchen Eindruck machen nun diese czarischen Wünsche? Ein einziges Beispiel genügt. Bei der engen Fühlung, welche die Nowoje Wremja mit dem Auswärtigen Amte hat, ist es undenkbar, daß ihr die Auszeichnung Staals als eine Ueberraschung gekommen, und genau an dem Tage, wo der Regierungsbote das kaiserliche Handschreiben an Staal veröffentlicht, bringt sie an erster Stelle einen provokatorischen Artikel in Sachen der Friedensconferenz gegen England und Deutschland. Rußland ist natürlich friedfertig; aber England und Deutschland nicht. Diese beiden

Staaten verdanken ihre internationale Machtstellung nur ihren beständig gesteigerten Rüstungen, und werden sich in ihrer Rüstungsfreiheit durch nichts beschränken lassen. Es liegt, wie die Nowoje Wremja sagt, nicht in der Natur der Dinge, daß Deutschland und England das hochherzige und uneigennützige Vorgehen Rußlands aufrichtig fördern, und die Sympathien der öffentlichen Meinung spielen hier keine Rolle, weil sie nicht in Harmonie mit den Ansichten der Regierung stehen. Das höchste, was Rußland im Haag erwarten könne, sei, daß England und Deutschland nicht in einen offenen Gegensatz zu Rußland treten. Das sind die Anschauungen, mit denen das nichtamtliche Rußland die Bestrebungen seines Herrschers verfolgt". [1])

Die endgültige Entscheidung wird erfolgen, wenn die „große Frage des Jahrhunderts" an der Thüre Europa's nicht mehr zu vertreiben ist. Das ist der nähere Orient. In der Thronrede des Kaisers von Oesterreich zur Eröffnung der Delegationen ist sich insbesondere wieder auf das Uebereinkommen des Kaisers mit Rußland vom April 1897 berufen worden. Es wird dem Uebereinkommen das Lob ertheilt, es fahre fort „gegenüber den auf der Balkanhalbinsel auftauchenden Fragen, erfreuliche Erfolge zu zeitigen". In Wahrheit hat es den Zweck, Rußland Zeit zu vergönnen, bis ihm seine Unternehmungen in Mittel- und Ostasien erlauben, nach Constantinopel überzugreifen. Inzwischen muß Europa ruhig zusehen, wie sich die Wirrsale von der Adria über Albanien und ganz Macedonien, über kurz oder lang auch noch über Marokko, erstrecken. Nur England hat in Aegypten eine große Culturaufgabe erfüllt, indem ihm endlich die Vernichtung des Mahdi und seiner Derwische, welche seit siebenzehn Jahren das obere Nilland verwüsteten, gelang. Gleichzeitig ist es allerdings dem deutschen Kaiser gelungen,

---

1) Petersburger Correspondenz f. „Kölnische Volkszeitung" vom 6. Mai d. Js.

den bankerotten Sultan, welcher ihn seinen „besten Freund“ nennt, zur Verleihung der Concession für den Bau der Bagdadbahn an ein deutsch-französisches Syndikat mit einem Capital von 400 Millionen zu bewegen.

Kurz vor dem Abschluß des österreichisch-russischen Uebereinkommens vom April 1897 fand in Berlin eine Versammlung statt zur Besprechung der „Wirren im Orient“. Der Abg. Bebel hielt einen gründlichen Vortrag im Sinne der alten großdeutschen Grundanschauung. Der Führer der „Nationalsocialen Partei“, Pastor Naumann, sagte: „Wie Rußland nach dem Meere drängen müsse im Interesse seines Handels, so müsse auch Deutschland aus gleichen Ursachen den Weltmarkt erobern. Dazu sei eine starke deutsche Flotte erforderlich. Da nun England auf dem Weltmarkt der Concurrent der übrigen Staaten sei, so liege es im Interesse Deutschlands, in der auswärtigen Politik mit Frankreich und Rußland sich gegen England zu stellen. Auch die Orientfrage müsse nur vom Gesichtspunkt der Wirthschaftspolitik behandelt werden; alle sonstigen Gesichtspunkte hätten weniger Bedeutung. In den alten Fragen gelte der alte Dreibund, in den neuen aber die Constellation: Deutschland, Rußland, Frankreich“. Hr. Bebel erwidert kurz und gut: „Wenn es ein Land gibt, mit dem wir in Frieden konkurriren können, so sei es England; wir aber müßten Narren seyn, wollten wir die russische Politik unterstützen“.[1])

Nach seiner Reichsgründung hat Fürst Bismarck einmal gesagt: „Wir sind ein saturirter Staat“. Was würde er heute sagen bei der Wahrnehmung, welch' heißer Hunger diesen Staat jetzt heimgesucht hat? Aus der Weltpolitik, die nun eingeführt ist, schaut der herrschende Größenwahn bedrohlich heraus nicht nur in der äußeren, sondern auch in der inneren Politik des Reichs. Die Grundlagen, auf denen es errichtet worden ist, kommen ihm mehr und mehr als zu

1) Bericht des Berliner „Vorwärts“ vom 5. März 1897.

eng bemessen vor. Es ist schon lange her, daß der Reichs-Historiker Treitschke in den „Preußischen Jahrbüchern“ geschrieben hat: „Alle Landesverfassungen leiden an dem unheilbaren Fehler, daß sie ausgehen von der Voraussetzung einer Souverainetät, welche seit der Begründung des Reiches verschwunden ist. Mittel- und Kleinstaaten führen ein unnützes Daseyn, wo wir den Moderduft der Verwesung athmen“. Wie recht hat der Mann gehabt!

Als vor sechs Jahren durch die Einführung der Militär-Convention mit Württemberg die erste Verpreußung greifbar wurde, bemerkte die demokratische Zeitung in Frankfurt: „Die kürzlich aufgefrischte Bemerkung des preußischen Finanzministers, ‚Frankfurt ist für uns nicht die Grenze, sondern nur die Kohlenstation, bevor wir weiter gehen‘, hat eine verständnißvolle Beachtung gefunden“.[1]) Im Jahre darauf bemerkte das socialdemokratische Blatt in München: „Der speciell im bayerischen Volk bis in die Reihen der Genossen hinein wurzelnde Preußenhaß entspringt nur dem instinktiven Gefühl, daß man den Bayern ihre geschichtlich und wirthschaftlich berechtigten Eigenthümlichkeiten nehmen und sie in eine ihrer Natur widersprechende Zwangsjacke stecken will. Die Ueberwindung dieses nicht zu unterschätzenden Gefühles, eine Folge der älteren Cultur des Südens kann nur erfolgen durch Vermeidung jeder gewaltsamen Einmischung, jedes Versuches, das, was man anderswo für angebracht hält, nun auch hier einzuführen“.[2]) Und nun die Einschleppung in die Weltpolitik. Bebel hat am Frankfurter Parteitag gesagt: „Die großen nationalen Einheitsstaaten sind eine der Vorbedingungen für die große capitalistische Entwicklung; daher jubelte die gesammte deutsche Bourgeoisie, und zwar jene südlich der Mainlinie am lautesten, Bismarck zu, als

---

1) Wochenschrift der „Frankfurter Zeitung“ vom 17. Dezember 1893.

2) „Münchener Post“ vom 30. Oktober 1894.

er das Deutsche Reich gründete".[1]) Jetzt dürfte die Weltpolitik auch in diesen Kreisen manchem Kopfschütteln begegnen. Der gemeine Mann in diesen Innerländern des Südens aber fragt sich unwillkürlich: also mitzahlen, und was haben wir davon?

Die „Reichsverdrossenheit" ist sprüchwörtlich geworden, nicht nur im Süden. Das preußisch-conservative Hauptorgan klagt nicht nur fortwährend wegen seiner „über zwei Millionen socialdemokratischer Wahlstimmen", sondern auch insbesondere über die Verständnißlosigkeit, welcher die neue verkündigte Weltpolitik begegne. „Unmöglich können wir die Augen dagegen verschließen, wie wenig die neu errungene Weltstellung der Nation auf ihrem nationalen Wollen beruht, wie mächtig vielmehr in diesem Sinne negirende und zersetzende Elemente in den Vordergrund drängen, und in wie hohem Maße es ihnen fort und fort gelingt, die Ausgestaltung des Reichsgedankens zu stören und ihn in der Vorstellung sehr weiter Kreise zu verdunkeln".[2]) Tags zuvor wurde ein Bericht aus einem fremden Blatt veröffentlicht der die verwirrte Lage von anderer Seite beleuchtet:

„Die Mißstimmung über die Art und Weise, wie bei uns Politik gemacht wird, ist im Wachsen begriffen. Von allen Seiten wird das festgestellt. So bemerkt der der Nörgelei keineswegs verdächtige Berliner Korrespondent der „Neuen Züricher Zeitung", man dürfe sich nicht verhehlen, daß in sehr weiten politischen Kreisen eine ziemlich stark verärgerte Stimmung besonders darüber herrsche, daß die Minister und Staatssekretäre den plötzlichen politischen Eingebungen Sr. Majestät des Kaisers eine nicht genügend kühle Widerstandsfähigkeit gegenübersetzen, wenn die allgemeine Lage erkennen läßt, daß eine gesetzgeberische Durchführung jener kaiserlichen

---

1) Berliner Correspondenz des Wiener „Vaterland" vom 5. Dezember 1894.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 1. Dezember d. Js.

Eingebungen auf große parlamentarische Schwierigkeiten und weitgreifende Verstimmungen stößt. Die Form der Plötzlichkeiten, wie sie sich bei Behandlung der Socialpolitik, der Marine- und Kanalpolitik durch den Kaiser kundgab, habe so ziemlich der Reihe nach alle parlamentarischen Parteien heftig verschnupft. Man könne sogar noch weiter gehen und sagen: sie habe auch Minister und Staatssekretäre allmählich in einen Zustand nervöser Verzweiflung versetzt. Im Grunde genommen sei die schroffe Ablehnung der Zuchthausvorlage nichts weiter, als ein deutliches Aufbäumen gegen die plötzlichen Ueberraschungen".[1])

II.

Die Weltanschauung der Gegenwart und die Zukunft des Katholicismus.

Ueber die Moden in der Verwendung einzelner Worte und Wortverbindungen ließe sich vielleicht eine interessante Studie herstellen. Sollte sie freilich mit erschöpfender Gründlichkeit und tadelloser Akribie geführt werden, so bedürfte es großartiger Vorarbeiten. Man müßte eine unübersehbare Menge moderner Literatur jeden Genres bewältigen, was nicht jedermanns Sache ist. Ohne Forschungsreisen würde es schwerlich abgehen, weil Hunderte von Zeitungen durchzulesen wären, was auf endlosen Eisenbahnfahrten noch erträglich sein mag. Tausenden von Romanbänden gegen-

1) Aus der „Kölnischen Volkszeitung" v. 29. November d. Js.

über empföhle es sich sogar, die verzweiflungsvolle Langeweile längerer Kerkerhaft auf sich zu nehmen. Am Ende empfände der Forscher noch das lebhafte Bedürfniß eine Kaltwasserheilanstalt aufzusuchen, um sich das jüngste Deutschland abzuspülen.

Aber auch dem gewöhnlichen Leser, dem die Geheimnisse der Lexikographie verschlossen sind, drängen sich allerlei Beobachtungen über Wortmodenwechsel auf. Vor nicht gar langer Zeit verfloß kaum eine etwas feierlichere Rede, ohne daß etwas in ihr „voll und ganz“ gewesen wäre. Bald war es halb und halb verschlissen, jetzt scheint es, als habe man es voll und ganz genug. Dafür ist momentan „offensichtlich“ weit moderner als „offenkundig“. Vor etwa zehn oder zwölf Jahren — ziemlich gleichzeitig mit der Mode Nietzsche — begann allenthalben „Vornehmheit“ in Wort und Schrift zu grassiren; daß sie sonst epidemisch geworden wäre, kann man nicht sagen. Es gab damals eine Gelegenheit zu häufigen Humorgefühlen, als ein sogenanntes führendes Weltblatt ohne Weiteres in Vornehmheit zu machen anhub. Seitdem ist genauest festgestellt worden, wer das angerichtet hat. Die Aera Nietzsche kann „von der Entdeckung der Vornehmheit“ benannt werden, wie die Roms „von der Gründung der Stadt“.

Wenig Modeworte von gleich unbegrenzter und hartnäckiger Beliebtheit dürfte es geben, wie diese zwei: „Cultur“ und „Weltanschauung“. Man kann sie auch zusammenleimen und hat dann die Weltanschauung des Culturmenschen. Nur bedarf es dazu eines Kleisters von fabelhafter Güte. Denn der Culturmensch hängt nicht leicht an der Weltanschauung, „die meisten behelfen sich ohne eine solche“, schreibt Paulsen.[1])

Vor etwa zwölf Jahren haben wir versucht, den Begriff

1) Einl. in die Philosophie. 5. Aufl. (1898) 248.

der Cultur zu erörtern.[1]) In einigen kleinen Essays, denen die gelben Blätter die Ehre der Aufnahme gewährten, sind wir gelegentlich immer wieder auf den Begriff und die Bedeutung der Weltanschauung zurückgekommen.[2]) Wir wollen dem Wunsch zu entsprechen uns bemühen, hier nun ein Wort ex professo darüber zu sagen. Wir nahmen deshalb unsere Auszüge und Notizen vor, begannen zu sichten, fuhren fort zu gruppiren; erst systematisch, dann chronologisch, nun genetisch, darauf antithetisch. Die Prognose, welche bei dieser mehrstündigen Kartenschlägerei herauskam, lautete in Anlehnung an ein bekanntes Wort: die Ansichten der Moderne über Weltanschauung einheitlich darstellen, heißt ein halbes Dutzend geölter Billardkugeln zusammenhalten. Betrübt schlossen wir die Mappe und sehen uns nun genöthigt, ohne „Apparat" unsere Meinung zu sagen.

Wir sind übrigens gern bereit, Stichproben zu geben. Zweifellos „vornehm" und „führend", nahezu „Culturaristokratie", mit L. Stein zu reden,[3]) sogar culturaristokratische Reinzucht ist die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung". In zwei Nummern[4]) ergoß sie vor ein paar Monaten ein Meer von Licht über „die Bedeutung der altindischen Weltanschauung für das Leben der Gegenwart". Also nur frisch zugegriffen und, wo mans packt, da wird es doch mindestens interessant sein. Welcher Art ist diese Bedeutung?

„Den größten unmittelbaren Einfluß erhoffe ich für jenen Kern unsres Wesens, aus welchem die gesammte Weltanschauung — das heißt alles, was man unter den Begriffen Religion und Philosophie versteht — ausströmt; hier muß Kern auf Kern wirken, uns aus der Lethargie zu neuem

---

1) Das Problem der Cultur. Ergänzungsheft zu den Stimmen aus Maria Laach. 43 (1888).

2) In dieser Zeitschrift 121, 853 ff.; 123, 11 ff. u. a.

3) An der Wende des Jahrhunderts. (1899) 29.

4) 1899 Oktober 7 und 9 — 229, 230.

Leben erweckend. Die Trennungsmauer, die unsere Kirchendoktoren so kunstreich zwischen Religion und Denken aufgeführt haben, besteht nicht zu Recht; sie ist die Anerkennung einer officiellen Lüge. Diese Lüge, welche das Leben des Einzelnen und der Gesellschaft vergiftet, diese Lüge, welche uns über kurz oder lang in völlige Barbarei stürzen wird, da sie nothwendigerweise den Schlechten und Dummen unter uns zum Sieg verhelfen muß — denn sie allein sind aufrichtig und daher stark[1]) — diese Lüge rührt einzig daher, daß wir Indoeuropäer — dem religiösesten Menschenstamm der Erde angehörend — uns so tief erniedrigt haben, jüdische Historie als Grundlage und syroägyptische Magie als Krone unserer angeblichen Religion anzunehmen". Etwas weiter: „Was Religion aber ist, werden wir erst von den Indern lernen müssen, denn wir haben es vergessen. Kirchen haben wir, doch keine Religion. Bei keinem Zweig der Indoeuropäer war jemals die Religion historisch und zwar nicht bloß aus dem Grunde, daß jede Weltgeschichte — man denke nur an die jüdische — dem *kosmischen* Ganzen gegenüber *lächerlich inadäquat* ist, sondern aus der viel *tieferen* Erwägung, daß *kein Ding durch den Nachweis einer Ursache erklärt wird*".[2]) Hier möge einen Augenblick innegehalten werden, nur um der noch tieferen Erwägung Ausdruck zu geben, daß diese Geschichte einem komischen Ganzen lächerlich adäquat erscheint. Weiter: „Zeus ist der Herr der Welt, doch nicht ihr Schöpfer; ebensowenig besaß je irgend eine mythologische Göttergestalt der Inder die Bedeutung eines Welterschaffers aus Nichts. Eine derartige Vorstellung ist das Symptom einer organischen Unfähigkeit für alles metaphysische Denken, sie zeigt ein im Verhältniß zu dem unsrigen von Hause aus beschränktes Gehirn an. Diesen Gegenstand kann ich heute nicht näher untersuchen".[3])

1) Die künftigen Sieger „unter uns" haben also vier Merkmale sie sind schlecht, stark, dumm und allein aufrichtig.

2) 230 S. 5. 3) Ebenda.

Der gleiche Verfasser spricht sich aber auch über die „Sehnsucht nach religiöser Weltanschauung" aus und zwar geschieht das wie folgt: Man könne kaum je die „semitische Weltauffassung aus einem frühzeitig damit inokulirten Geiste gänzlich entfernen" . . . . „wir sind eben künstlich zu Materialisten gezüchtet worden und die große Mehrzahl bleiben Materialisten, gleichviel ob sie fromm in die Messe gehen, oder als Freidenker zu Hause bleiben". (?) „Zwischen Thomas von Aquin und Ludwig Büchner ist in dieser Beziehung principiell fast kein Unterschied. Das bedeutet nun eine innere Entfremdung, eine Entzweiung mit uns selber. Daher der Mangel an Harmonie in unserem Seelenleben. Jeder denkende Mensch unter uns ist hin- und hergeworfen zwischen der Sehnsucht nach einer gestaltenden, leitenden, das Leben verklärenden, religiösen Weltanschauung und der Unfähigkeit sich resolut loszureißen aus tief unbefriedigenden kirchlichen Vorstellungen".[1]) In Indien sei dem stets anders gewesen, „Prof. Garbe bezeugt" es; zu alledem habe man in Europa den „Schlüssel" vermißt; „diesen Schlüssel geliefert zu haben ist das Verdienst Paul Deussens, Professors der Philosophie in Kiel".[2])

Es gibt gewiß viele Mitarbeiter der ‚Beilage', denen derlei Ergüsse eines Collegen nicht zum höchsten Entzücken gereichen. Manche werden sich vielleicht damit trösten, daß der englische Schriftsteller „redeeming qualities" habe. Wir meinen seine „viel tiefere Erwägung" über „Ignatius von Loyola". „Uralte Einwohner Europas" sind ihm zufolge vor dem arischen „Homo europaeus in die höchsten Gebirge geflohen", allgemach aber wieder von ihrem Maledetta herabgestiegen, um „den germanischen Stock" zu „durchsetzen". „Ignatius von Loyola, der Baske, das Kind und der Typus dieser geborenen Feinde unserer Cultur, ist ihr tausendmal gefährlicher, als der Jude. Wie also sollen wir, wie können

1) 229 S. 1. 2) Ebenda S. 5.

wir uns schützen? Wie sollen wir in diesem durchaus berechtigten, ja heiligen Kampf — dem Kampf um die eigene Existenz bestehen?" [1]) Seitdem ist ja in Bochum eine Episode dieses heiligen Kampfes zur Aufführung gekommen.

So sehen Einzelcitate zur Beleuchtung moderner Weltanschauung aus. Geht man aber ans Combiniren, so wird als Ergebniß vollkommenes Chaos zutage treten D. F. Strauß hat doch das Verdienst, daß er wenigstens den Versuch gemacht hat, einen Katechismus moderner Weltanschauung herzustellen. Und das steht jedenfalls fest, „resoluter" kann man sich von „kirchlichen Vorstellungen" nicht „losreißen", als es im „Alten und neuen Glauben" geschehen ist. In wenigen Wochen waren 1872 drei Auflagen verkauft „und es sind von jeder Auflage 2000 Exemplare gedruckt worden". [2]) Auch bat Ernst Häckel den neuen Glaubenslehrer um seine Photographie, es war aber in ganz Stuttgart keine aufzutreiben. [3]) Die Buchhandlung Trübner in London suchte um die Erlaubniß zu einer englischen Uebersetzung nach. Renan erklärte, das Buch sei „beau, grand, élevé, wie es vom Verfasser zu erwarten gewesen". [4]) Der Autor selbst aber war tief verstimmt. Er schien der Meinung gewesen zu sein, es müßte im Nu ein Regen von Zustimmungsadressen losbrechen, so daß sein Katechismus durch ein suffrage universel der Bildungsmenschheit zur herrschenden Weltanschauung würde erhoben werden. Das geschah aber nicht Er schrieb: „Auf vielseitigen und heftigen Widerspruch war ich gefaßt, aber nicht auf Ausbleiben fast jeder öffentlichen Zustimmung. Ich weiß, daß ich Vielen aus dem Herzen gesprochen habe .... So bleiben Deine ‚Wir'? wird man mich fragen, und ich werde beinahe lieber schweigen, als das antworten, was ich müßte". [5]) Bald kam auch heftiger und vielseitiger Wider-

1) Ebenda 230 S. 4.

2) E. Zeller, Ausgewählte Briefe v. D. F. Strauß (1895) 542.

3) Ebenda 554. 4) Ebenda 543. 5) Ebenda 541.

spruch, auf den er angeblich gefaßt war, über den er aber thatsächlich die Fassung nahezu verlor. Die alte Freundschaft mit Vischer ging darüber völlig in die Brüche. In dieser Polemik hat Vischer den wahrhaft schönen Gedanken ausgesprochen, die Religion sei das Thauwetter, das den Frost des Egoismus zu brechen vermöge und begehre.[1]) Aber dafür konnte Strauß nicht gar viel Verständniß haben; es sind ziemlich sibirische Lüfte, die durch sein Wesen wehen, und aus seinen Briefen. Cherbuliez besprach diese Briefe und meinte zum Schluß: Der Theologe Strauß hat keine der theologischen Tugenden besessen, keinen Glauben, aber auch keine Hoffnung und keine Liebe;[2]) er theilte die Menschheit so ein: ich, meine Freunde und der Rest.[3]) Aus der zweiten Kategorie wurde Vischer ausgeschaltet. Aber er blieb nicht der einzige Opponent. Du Bois Reymond sprach gar sehr von oben herab über den naturwissenschaftlichen Unterbau des neuen Glaubens und versicherte, Strauß habe die „astronomische Kenntniß" des „Laplace'schen Geistes" ganz und gar nicht verstanden.[4]) F. W. Nietzsche, der damals noch in der Vollkraft seines reich veranlagten Geistes zu sein schien, goß ein ganzes Becken voll Witz und Hohn über den neuen Glauben aus.[5]) F. A. Lange übte scharfe, schneidend scharfe Kritik.[6]) Auch Max Müller und andere Größen desavouirten mit Nachdruck.[7]) Straußens Buch,

1) Seine Worte sind: „Religion ist das Thauwetter des Egoismus". Kritische Gänge N. F. 6, 208 ff. Es versteht sich, daß wir den Sinn dieser Worte, den sie nach Vischers Weltanschauung in weiterer Ausführung bekommen, nicht erst ausdrücklich ablehnen müssen.

2) Revue des deux Mondes 1896; 133, 215. 3) Ebenda 205.

4) In den beiden Reden „La Mettrie" und „Die sieben Welträthsel". Monatsber. der Akademie. 1875. 104 f. Deutsche Rundschau 28 (1881) 354 f.

5) Werke 1, 179 ff.

6) Geschichte des Materialismus[3]. 2, 529 ff.

7) Deutsche Rundschau 15, 270 ff.

dieser in seiner Art einzige Entwurf zu einem Freidenker-Katechismus, hat es seitdem zur zehnten Auflage gebracht: das Buch hat Kinder und Enkel bekommen, so, als es erst ein Jahr alt war, P. Heyse's „Kinder der Welt".[1]) Aber man wird sagen dürfen, daß das Herrenhaus der Gelehrtenrepublik ihn abgelehnt hat.

Seitdem ist die Eintracht gewachsen.

Einer der eben genannten Gelehrten, Professor Max Müller, ist vor ein paar Jahren in eine Polemik mit theilweise ziemlich plebejischen Bildungskreisen hineingezogen worden, an der sich aber auch Fachgelehrte betheiligt haben. Wir haben damals schon auf die Bedeutung der Sache die Aufmerksamkeit zu lenken versucht.[2]) Eines trat dabei klärlich zutage, wie unvereinbare Gegensätze der Weltanschauung zwischen dem Oberhaus, der Culturaristokratie, und dem weltweiten Unterhaus der sogenannten „Bildungsmenschheit" bestehen. Und daraus ergibt sich wieder, wie vollkommen aussichtslos es ist, daß ein Katechismus moderner Weltanschauung von beiden Häusern angenommen werden könnte.

Max Müller glaubte in der „deutschen Rundschau" darlegen zu sollen, weßhalb er es nicht verschmerzen könne, daß die älteste Streitschrift gegen das Christenthum, Celsus' „wahres Wort", verloren sei.[3]) Darauf bekam er eine Zuschrift von einem genugsam groben Atheisten, der sich als „Pferdebürla" bezeichnete.[4]) Dieses Pferdebürla war ein interessanter Typus. Und jedermann, dessen Lebenserfahrung sich nicht auf die vornehmen Kreise der Geistesaristokratie beschränkt, sah auf den ersten Blick in diesem Typus unzählbare Tausende von Zeitgenossen, die große Fraktion des

1) Vgl. Th. Ziegler, Die geistigen und socialen Strömungen. (1899) 651.
2) In dieser Zeitschrift 120 (1897) 295 ff.
3) Deutsche Rundschau 84 (1895) 79 ff.
4) Ebenda 89 (1896) 202 ff. Die folgenden Citate 204, 205.

Unterhauses, zu der die religionslosen Proletarier gehören, die aber durch vielerlei Leitungsdrähte mit dem Oberhaus verbunden sind. In dem Briefe heißt es, die neuen Celsusse genügten vollständig. Das Pferdebürla behauptete, es sei zwar die Gutmüthigkeit selbst, aber dennoch „voll Mordgier gegen die jüdische Gottesidee", „gegen das Seelengespenst", „gegen die Unsterblichkeitsphantasterei". „Hassenswerth" dünke es ihm, und „handwerksmäßiger Ruin des Höchsten", wenn Kindern „die fortdauernde Lug- und Truggeschichte der christlichen Religion" eingeimpft werde. „Die Unterscheidung von gut und bös, diese böse Erbschaft vom Judenstamm, muß endlich fallen", endlich aufhören „das infame Fabuliren" und „tyrannische Lügen". Prof. Müller publicirte den Brief und schrieb gleichzeitig seine Entgegnung. Nun kam aber eine Fülle von Zuschriften. Viele, auch solche von Oberhausmitgliedern, traten für das Pferdebürla ein. „Es gibt eben viel mehr Pferdebürla, als man glauben sollte", ließ sich ein Gelehrter vernehmen, und er fügte hinzu, das seien „Leute in allen möglichen Stellungen und Berufsarten, die ernstlich nachgedacht haben und zu einem Ergebniß gelangt sind, das sich nicht wesentlich von der Denkart ihres hinterwäldlerischen Freundes unterscheidet".[1]) Er zeichnete „Ignotus Agnosticus".[2]) Andere schrieben ähnlich, und Prof. Müller antwortete wieder.[3]) Neuestens hat er den ganzen dossier des Pferdebürla eigens herausgegeben. Dem Buch wurde eine Recension in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" gewidmet, deren diskret angedeuteter Standpunkt von dem des „Agnosticus" nicht gar weit entfernt ist. Offensichtlich hält der Recensent auf die darwinistische Zuchtwahltheorie oder die Entwicklungslehre, wie in bedauerlichen Verallgemeinerungen oft gesagt wird. Das wäre ja an sich eine naturwissenschaftliche Sache. Aber der

1) Ebenda 91 (1897) 409 ff. 2) Ebenda 412.
3) Ebenda 93 (1897) 186 ff.

gedachte Gelehrte hält die Entwicklungslehre für eine Weltanschauung.

Nicht allzu euphonisch folgte auf die erwähnte „Beilage“ vom 21. November 1899 die vom 22. November, als welche mit den Worten begann: „Wenn der wüste Geistertraum der Darwinistischen Zuchtwahltheorie endlich verflogen sein wird ...“ So kann man deutsch schreiben und spricht doch verschiedene Sprachen; nationaler Einigung sich erfreuen, während leider jedes geistige Band fehlt.

Vor wenigen Wochen gab Prof. Stein ein Buch heraus, das als „abgerundetes Bild seiner Weltanschauung“ angekündigt wurde. Mit Spannung sahen wir ihm entgegen, um aus dem abgerundeten Bild uns über das Wesen der Weltanschauung zu belehren. Die Einleitung, die von der ‚Bilanz‘ des abgelaufenen Jahrhunderts handelt und vom Culturbudget des nächsten, ist, wie drei andere der zwanzig Essays, neu und gibt der Weltanschauung den Namen: „Culturaristokratie“.[1] Sollte darin etwa in nuce der Katechismus der Zukunft enthalten sein?

Wenn wir auch nicht geradezu behaupten können, auch wir seien in Arkadien geboren, so wäre es vielleicht doch unbillig, uns den schlechthinigen Böotiern zuzurechnen. Denn flugs waren wir auf der Suche nach „Parallelstellen“.

Es konnte nicht ausbleiben, daß wir Renans gedachten: „in Summa ist der Zweck der Menschheit die Erzeugung größerer Menschen .... nichts als große Menschen“. Es müßte nicht die geringste Ordnung in unserem Gedächtniß sein, wenn sich hier Nietzsche'sche Aussprüche nicht wie von selbst eingefunden hätten: „der Zweck der Menschheit liegt in ihren höchsten Exemplaren“, „das Volk ist ein Umschweif der Natur, um ein Dutzend großer Menschen hervorzubringen“. In allen diesen Sätzen scheint etwas wie eine

1) An der Wende des Jahrhunderts (1899) 29.

einheitliche Antwort auf eine der zwei Grundfragen der Weltanschauung hindurch, auf die Frage nach dem Zweck des Menschenlebens.

Wie — sollte die Trias: Stein, Renan, Nietzsche etwa als Subcomitee zur Ausarbeitung des beregten Weltanschauungs-Katechismus angesehen werden können? Das gäbe stürmische Sitzungen. Denn Renan müßte doch wohl Nietzschen erst fragen, wie es gemeint gewesen sei, wenn er ihn „diesen Hanswurst in psychologicis" nannte.[1]) Professor Stein ist aber seinerseits ein rühriger und energischer Gegner des Nietzsche-Cultes.[2]) Man schaudert bei dem bloßen Gedanken, in welcher Weise Nietzsche reagirt, welche Epitheta er verwendet hätte. Wir fürchten, es wären diese nicht etwa „allzumenschlich", oder „übermenschlich", sondern durchaus un- und untermenschlich gerathen.

Nach diesen Stichproben dürfte man es verzeihlich finden, daß wir die Mappe schlossen, auf synthetische Zusammenfassung Verzicht leistend.

Ein einheitliches Bild auch nur der Grundlinien moderner Weltanschauung zu entwerfen, übersteigt weitaus unser bescheidenes Können. Das Chaos theilt sich allerdings in zwei Hauptgruppen, an denen ist aber nichts Modernes. Es sind die uralten Irrungen des Pantheismus und des Materialismus. Strauß suchte beide im Begriff des Monismus zusammenzufassen, andere wähnen, bloß der Pantheismus, wiederum andere, allein der Materialismus sei monistische Weltanschauung; thatsächlich aber heißen sie beide zusammen und heißt jedes der beiden Systeme „Monismus", genau wie lucus a non lucendo. Vollends wenn die Ent-

1) Werke 8, 252 (= Antichrist 29).

2) An der Wende 144 ff., 160 ff. (Abgedr. aus der ‚Aula' und der ‚Neuen freien Presse'.) F. Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren. Berlin 1893. Vergl. Stimmen aus Maria Laach 45, 229 ff.

wicklungslehre sich, statt für eine Fachhypothese oder fachwissenschaftliche Theorie, was sie einzig sein kann, für eine Weltanschauung ausgibt, und zudem für die monistische, so geschehen sprachliche Zeichen und logische Wunder. Millionen von Vorgängen werden als Monas angesehen und Millionen von Wirkungen als die einzige Ursache, das unaufhörlich Spätere als das ewig Frühere.

Aber nicht bloß der Inhalt und Name, selbst der Begriff der Weltanschauung nöthigt zu polemischen Bemerkungen.

Ein zumeist latenter Irrthum, dem wir häufig begegnet sind, besteht darin, daß man, wie von einer selbstverständlichen Annahme, davon ausgeht, die Weltanschauung bestehe in einer großen Summe fachwissenschaftlicher Kenntnisse. Ausdrücklich wird dieses in dem Referat der „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte“ [1]) gesagt, welches die Ueberschrift „Weltanschauungsgeschichte“ trägt. Es ist sehr bezeichnend dafür, wie sehr die Weltanschauung den Zeitgeist beschäftigt, daß sie schon Objekt eines historischen Wissenszweiges ward, der freilich, wie der Referent bemerkt, „noch nicht über die Stellung einer Hilfswissenschaft der Literaturgeschichte hinausgediehen ist“. Eine genaue und klare Darlegung dessen, was Weltanschauung heißt, hat der Referent, A. Tille, nicht gegeben, mit sorgsamem Fleiß aber in 22 Noten seine eigenen Schriften und Abhandlungen zur Anzeige gebracht. Tille schreibt, und ist das die einzige Stelle, aus der man einigermaßen entnehmen kann, was er mit Weltanschauung meint: „der Begriff der Weltanschauung ist weiter, als der der Religion“. Dies ist auch unsere Meinung, aber lediglich deßhalb, weil nach gegenwärtigem Sprachgebrauch nicht bloß Religion, sondern auch Religionslosigkeit, wie etwa der Kraft- und Stoff-Materialismus als Welt-

1) Band VII, Abtheilung 3 (1899) unter I, 12. Seitenzahlen sind nicht angegeben.

anschauung bezeichnet werden. Das ist aber nicht von ferne Tille's Meinung. Aus einem ganz anderen Grunde hält er den Begriff der Weltanschauung für weiter, als den der Religion. Er führt diesen Grund, wie folgt, aus: Die Religion „schließt z. B. Anschauungen über die geographische Gestaltung der Erde, wie sie seit dem 15. Jahrhundert den Westen Europas revolutioniren, nicht ein, ebensowenig Vorstellungen über das Wachsthum der Pflanzen und die Funktion unserer Nerven oder über die vom Herkommen geheiligte Form des Erbrechtes, die doch allesammt zu unserer Weltanschauung gehören".

Unseres Erachtens gehören alle diese Dinge ganz und gar nicht zur Weltanschauung, sondern zur Bildung. Und zwar je nach den Kenntnissen, um die es sich handelt, gehören diese zur allgemeinen und elementaren Bildung einer Zeit und ihrer Culturlage oder zur höheren „akademischen" Bildung. Wir können diese Behauptung ad hominem begründen und ex absurdis. Tille ist einer der eifrigsten Herolde für Nietzsche. Spricht er nun von Nietzsche's Weltanschauung, so meint weder er damit, noch versteht ein Leser darunter Nietzsche's geographische, biologische, neurologische, juridische Kenntnisse. Nietzsche's Weltanschauung wäre aber auch durchaus nicht dasselbe, wie Nietzsche's „System", sofern nämlich ein solches existirte. Nur jenen Theil des philosophischen Systems nennen wir die Weltanschauung des betreffenden Denkers, welcher die zwei Fragen beantwortet, die Strauß also formulirt hat: wie begreifen wir die Welt, wie ordnen wir unser Leben? Tille verweist auf die revolutionirenden Anschauungen über die „geographische Gestaltung der Erde", und manche werden mit ihm den Sonnenstillstand durchaus als Weltanschauungsbestandtheil ansehen wollen. Das hängt ohne Zweifel mit dem trivialen Freidenkerdogma zusammen, das Kopernikanische System habe den „anthropocentrischen" Wahn beseitigt und hiedurch die Grundvoraussetzung des Christenthums, oder überhaupt alle

Religion zu Fall gebracht. Nicht das Kopernikanische System gehört in diesem „Fall“ zur Weltanschauung, sondern falsche, irreligiöse Consequenzen daraus. Und deßhalb bleibt es eben doch wahr, daß Weltanschauung entweder Religion oder Religionslosigkeit ist und sonst gar nichts.

Identificirt man Bildung mit Weltanschauung, so wirft man zudem Sprengstoffe in das sociale Gefüge. Denn es wird damit zunächst der allerletzte Zufluchtsort für die Gleichheit aller Menschen zerstört. Denn die höhere, ja auch die mittlere Bildung läßt sich nicht zu absolut gleicher Verbreitung bringen. In allen Culturlagen bleibt eine sehr große Zahl unter der höheren und auch unter der mittleren Bildung. Diese wären dann zu allem Uebrigen auch noch ohne jegliche Weltanschauung. Was anderes wäre ihnen dann mit der oberen Gesellschaft gemeinsam, als die äußeren Umrisse ihres Körpers! Das wäre auch das einzig allgemein Menschliche an ihnen. Versteht man aber unter Bildung nur die allerelementarste und setzt nur diese der Weltanschauung gleich, so ergibt sich, daß die Weltanschauung vornehmlich im Lesen, Schreiben und Rechnen bestünde. Dann wäre aber schließlich die fleißige Zusammenstellung der Tille'schen Schriften und Abhandlungen, die Tille unter der Ueberschrift „Weltanschauungsgeschichte“ zu den „Jahresberichten“ beigesteuert hat, gar nicht an ihrem Platz. Denn keine der 22 Nummern bezöge sich auf die „Weltanschauungsgeschichte“, das ist vornehmlich auf die Geschichte des Lesens, Schreibens und Rechnens.

So hätten wir uns denn gründlich festgefahren. Lautet doch das bisherige Ergebniß dahin, daß wir weder zu sagen vermögen, was im gegenwärtigen Augenblick die herrschende Weltanschauung Alldeutschlands wäre, noch auch, was Alldeutschland eigentlich meint, wenn es unaufhörlich von Weltanschauung redet.

Sollen wir auf eigene Faust zu sagen versuchen, was Weltanschauung ist und wie sie beschaffen sein muß? In

so schwierigen Dingen setzen wir geringes Vertrauen auf die eigenen Fäuste. Sehr viel größeres aber auf den treuesten Lehrer der Menschen, auf den gesunden Menschenverstand.

Daß man diesen aber doch beileibe nicht individualistisch fasse! Sonst glaubt jeder, der seine sei jedenfalls gemeint, oder gar bloß der seine sei der wahrhaft gesunde, und der Krieg aller gegen alle wüthete schärfer als je. Wir sehen in ihm ein Gemeingut der Menschheit und deßhalb eine sociale Macht, ein Erbgut der Menschheit und darum eine säculare Größe. Wir möchten ihn sogar einen stillen Herrscher von Gottes Gnaden nennen, den tausend philosophische Revolutionen umstürmt haben, ohne, Gott sei es gedankt, ihn ganz beseitigen zu können. Ob er gleich Gemeingut ist, so erscheint er doch verschieden vertheilt und entwickelt; ob er gleich Erbgut ist, liegt ihm doch viel am Fortschritt. Culturlosigkeit pflegt ihn oft übel genug zuzurichten, daß er wie mißbildet und verkümmert erscheint; während der Culturfortschritt sich ihm dankbar erweist, seine Einsichten und Erfahrungen mehrt, ihn schärft und steigert. Im Einklang der Stimmen der Vorzeit, man kann sagen in der philosophia perennis, hört man ihn deutlich; das ist seine Schule. Und wer diesen Einklang zu würdigen weiß und von ihm zu lernen begehrt, der möchte, wie Ranke von sich als Historiker sagte, „sich auslöschen“, damit nur die Erbweisheit von Generationen keine Trübung erfahre.

Man nimmt ihn übrigens, wo man ihn zu finden glaubt, eventuell sogar im „alten und neuen Glauben“.

Dort ward zuerst ein negativer Theil vorausgeschickt, zwei Fragen und Antworten, traurig, ja tragisch, wie Selbstmordversuche. „Sind wir noch Christen?“ „Nein“. „Haben wir noch Religion? Je nachdem; wir empfinden etwas, wie religiöse Gefühle fürs Universum, das ist aber auch ganz und gar das Aeußerste, wozu wir uns herbeilassen“. Darauf folgt bekanntlich der positive Theil, der

sich abermals in zwei Fragen nicht so fast theilt als spaltet: „wie begreifen wir die Welt“, „wie ordnen wir unser Leben?“

Mit dieser Fragestellung kann man vollkommen einverstanden sein; sie trifft Wesen und Kern der Weltanschauung.

Ewig unbegriffen bleibt die Welt, es sei denn, man begreife sie aus einer Ursache; ungeordnet das Leben, es sei denn, es werde auf ein Endziel hingeordnet. „Wie begreifen wir die Welt“ heißt „woher ist die Welt;“ „wie ordnen wir unser Leben“, bedeutet „wozu, wofür leben wir?“ Wie man über den Ursprung der Welt denkt und über den Zweck des Lebens, das ist Wesen und Seele, wenn nicht die ganze Weltanschauung. In diesem Grundriß und Aufriß der Weltanschauung stimmen sogar der alte und der neue Glaube überein.

Und, um es noch einmal zu sagen, alles, was es daneben und darüber gibt an Bildung überhaupt und an Fachforschung insbesondere, erscheint als völlig verschieden und getrennt davon; so groß, gut und schön es ist, so kann es fehlende Weltanschauung nicht ersetzen, noch Irrthümer in der Weltanschauung wett machen. Ganz besonders gilt dieses von der „Entwicklungslehre“, die eine naturwissenschaftliche Fachsache, aber nicht von ferne eine Weltanschauung ist. Nur derjenige kann sie für eine Weltanschauung halten, der die Thatsache, daß ein Fluß fließt, für einen genügenden Aufschluß darüber ansieht, wo er entspringt, und wo er mündet; der auf die Frage nach dem Namen der Eltern eines Jünglings die Antwort für die richtige ausgibt, daß er in starkem Wachsthum begriffen ist.

Man muß aber auch den Zusammenhang zwischen den beiden Straußschen Fragen, zwischen dem Woher und dem Wozu beachten und sich vor jedem Dualismus hüten, denn wir wollen zeitgemäß sein und legen Werth auf Monismus. Die zwei Fragen, wie begreifen wir die Welt und wie ordnen wir unser Leben, verhalten sich nämlich nicht zu

einander wie diese: wer hat dieses Haus gebaut, und was ist die Berufsthätigkeit der Miethsparteien; noch auch wie diese: woher ist dieser Knabe, und welches Handwerk soll er lernen. Sie stehen in innerem und innigem Zusammenhang; mit dem Grundriß und dem Aufriß eines Gebäudes haben wir sie deßhalb verglichen. Wie schon im Grundriß der Zweck berücksichtigt ist, und der Aufriß nach dem Fundament sich richtet, so liegt im Ursprung der Welt der Hinweis auf den Zweck des Menschenlebens und dieser Zweck wird des Ursprungs würdig sein müssen. Von diesem Monismus können wir nicht lassen, und deßhalb muß gesagt werden: die einheitliche Beantwortung der Ursprungs- und Zweckfrage sei das Wesen verständiger Weltanschauung. In dieser Einheit der Ursprungs- und Zweckfrage ist auch der ewig unlösbare Nexus der Religion und Moral verankert, aus dieser Einheit ergibt sich der Einklang von theoretischer Weltbetrachtung und praktischer Lebensführung, ergibt sich zumal die Identität von Pflicht und Glück, zum wenigsten, was den Ausgang der Pflichterfüllung betrifft.

Der gedachte Zusammenhang hat Strauß einige Sorgen bereitet. Er schreibt in einem vertrauten Briefe: „Die Begründung der Moral empfinde ich entschieden als den schwächsten Punkt meiner Darstellung, und wäre Dir hier am meisten für einen Beitrag zur Befestigung dieser Position dankbar; ich glaube aber, daß sich ein solcher auch vom monistischen Standpunkt aus geben ließe“.[1]) Unter monistischem Standpunkt verstand er selbstredend Materialismus. Dieses „ich glaube“ ist wahrhaft sehr nachdenklich, allzu zuversichtlich klingt es nicht. Uns dünkt, wer einen Katechismus in Tausenden von Exemplaren über die Welt verstreut, muß seiner Sache so sicher sein, daß er für deren Wahrheit zu sterben bereit ist; in jedem anderen Fall erscheint es als eine Ruchlosigkeit, ein Frevel an der Mensch-

1) A. a. O. Nr. 556 S. 542.

hat, auch nur den Mund zu öffnen. Man bedenke Straußens Scharfsinn und seine zuweilen krystallklare Schreibweise, seine Stellung, seinen Einfluß und seinen sehnlichsten Wunsch, so nachhaltig als nur möglich zu wirken; man bedenke, in wie hohem Grade die gedachten Vorzüge ihm bewußt waren, — und dann dieses verlegene, klägliche „ich glaube". Er vermuthet, daß seine Moral sich vielleicht sogar beweisen läßt, und hätte nichts dagegen, daß Zeller die fehlenden Beweise herbeischaffe.[1] Wenn jemand, der solche Verantwortungen zu tragen hat, für einen Augenblick mit dem Atlas tauschen könnte, dem müßte dann sein, als trüge er eine Seifenblase.

Ist die Weltanschauung einheitliche Beantwortung der Ursprungs- und Zweckfrage, so ergeben sich daraus noch weitere Folgerungen. Wenn wir nicht Bedenken trügen, in so ernster Sache mißverständliche Wendungen zu brauchen, die eingebürgertem Sprachgebrauch gegenüber fast wie Wortspielerei sich ausnähmen, so wären wir um die Stichworte nicht verlegen, welche die Eigenschaften der Weltanschauung genau zu kennzeichnen geeignet wären. Wir würden als allgemeines Princip aufstellen, die Weltanschauung müsse erstens so „monistisch" sein als möglich und zweitens so „demokratisch-social" als möglich.

Was zunächst den Monismus angeht, so verlangen wir Eine Ursache; eine Ursache, die vollkommen ausreicht, den Ursprung von Stoff und Kraft, wie auch die Synthese beider zu erklären; die gleichzeitig vollkommen ausreicht, um auch den Ursprung von Lebewesen und dazu noch den Ursprung von Sinneswesen und von Vernunftwesen zu erklären; die zudem vollkommen ausreicht, um auch alle Wechselbeziehungen zwischen allen Weltwesen und ihren Thätigkeiten genugsam begreiflich zu machen; eine einheitliche

---

1) Vgl. a. a. O. Nr. 553 S. 538.

Ursache für alle Weltwesen und zugleich für die gesammte Weltordnung.

Unser Monismus verlangt ferner, daß die erste Ursache, die alles hervorbringt, auch das Endziel sei, dem alles zustrebt; in besonderer Weise das Endziel der vernünftigen und freien Wesen. Wir verlangen, daß die nämliche Ursache, deren Ideen im Aufbau der Welt sich spiegeln, in der Abfolge aller Vergänglichkeit das ewig bleibende Endziel sei von allem Leben und Streben; daß die erste Ursache sich zur Welt verhalte nicht bloß wie ein Künstler, ein Poet (ποιητής) zu seinem Werk, sondern auch wie ein Herr und Gesetzgeber; daß die Gesetze der materiellen und der ideellen, der physischen und der moralischen Welt auf Einen Gesetzgeber zurückgeführt werden; daß die nämliche Ursache, welche allen Weltsamen mit Entwicklungsfähigkeiten von unendlicher Fruchtbarkeit begabte, auch den wunderbarsten Gottessamen, das menschliche Herz, mit dem unerschöpflichen Trieb ausgestattet hat, gut zu sein und Gutes zu thun, glücklich zu sein und zu beglücken.

Sollen die Worte wirklich in ihrem Sinn so ganz verdreht werden, daß man die Dyarchie von Kraft und Stoff als Monarchie bezeichnen, diesen Dualismus als Monismus der Verehrung der Gläubigen anpreisen kann! Unzähligemal wird das Zauberbild monistischer Entwicklungslehre an alle Wände projicirt und die ‚Entwicklung' vom berühmten Gasball bis zur heutigen Welt für so lückenlos ausgegeben, wie ununterbrochen ist das Schnurren eines Kreisels. Aber, um Alles, wir fragen ja nicht, ob der Fluß fließt, sondern wo er entspringt und worein er mündet; wir fragen nicht, ob der Knabe wächst, sondern wie sein Vater heißt. Soll der Gasball erste Ursache sein, so ist er doch nichts weniger als eine „Monas"; ein großer Knäuel vielmehr von Atomen und jedes an sich wieder die Dyas von Kraft und Stoff.

Oder soll das gesammte Universum die große Monas sein, aus der alles kommt und zu der alles zurückkehrt?

er es ist ja nichts als die Summe der Weltdinge, jegliche umme aber setzt voraus, daß irgendwelche Einheiten da d. Soll das Universum, die Summe aller Weltdinge, erste aller Ursachen sein, so müßte es vor allen Weltsen existiren, um diese produciren zu können. Es kann er vor den Weltwesen nicht existiren, weil es gar nichts als deren Summe; eine Summe ohne Summanden aber Musik ist ohne Töne, eine Summe, die vor ihren ummanden existirt, wie ein Steinhaufen ist, der früher da re, als die Steine, aus denen er besteht.

Werfen wir einen Blick auf die Prachtmonas, wie agister Strauß sie geschildert hat.[1] Er handelt von dem egfall des Vorsehungsglaubens als einer der empfindlichsten nbußen bei der Preisgabe des Christenthums. „Man ht sich in die ungeheure Weltmaschine mit ihren eisernen, zahnten Rädern, die sich sausend umschwingen, ihren ämmern und Stampfen, die betäubend niederfallen, in dieses nz furchtbare Getriebe sieht sich der Mensch wehr- und lflos hineingestellt, keinen Augenblick sicher, bei einer unrsichtigen Bewegung von einem Rade gefaßt und zerrissen, n einem Hammer zermalmt zu werden. Dieses Gefühl s Preisgegebenseins ist zunächst wirklich ein entsetzliches“. icht minder entsetzlich ist es, das für eine Monas ausgeben. Die Riesenmaschine ist ja von Haus aus eine rias, erstens Maschine, zweitens ihr eigener Maschinenuer, drittens ihr eigener Besitzer oder Unternehmer. Der aschinenbauer in ihr erzeugt die Räder, die wahrscheinlich hnlos ins Dasein treten, um durch Anpassung ans Zahnen kommen, erzeugt Hämmer und Stampfen, erzeugt die rchtbar Treibenden sowohl als das furchtbare Getriebe. eber der Stellung der Menschen in und zu der Maschinenonas schwebt in Straußens Darstellung ein kleiner Nebel; an weiß nicht, sind es Neugierige, die sich dahin verlaufen

1) Der alte und der neue Glaube, Nr. III. 3. Aufl. 1872, S. 371.

haben und sich nun „hineingestellt“ sehen, oder sind sie die Fabrikarbeiter. Soll ein Zusammenhang im Ganzen sein, so müssen wir als Fabrikarbeiter gedacht werden. Zu den wunderbaren Eigenschaften des furchtbaren Getriebes gehört also auch die, daß die Maschinenmonas in unerhörter Fruchtbarkeit seit Jahrtausenden ihre eigenen Arbeiter erzeugt, wodurch sie sich von allen empirisch bekannten Unternehmern auf das Auffallendste abhebt.

„Allein was hilft es“, heißt es weiter im Freidenker-Katechismus, „was hilft es, sich darüber eine Täuschung zu machen? Unser Wunsch gestaltet die Welt nicht um, und unser Verstand zeigt uns, daß sie in der That eine solche Maschine ist. Doch nicht allein eine solche“.

War es schon schwer, bei gedachter Maschinerie irgend einen Monismus zu retten — wir sehen keine Spur davon — so dürfte es noch schwieriger werden, wenn die sich selbst erbaut und „unternommen“ habende Maschine nun gar auch noch mehr ist, als bloß eine solche. Was ist sie denn sonst noch? Sie ist überdies — fließende Oelflasche. Denn, so lautet der folgende Satz, „es bewegen sich in ihr nicht bloß unbarmherzige Räder, es ergießt sich auch linderndes Oel. Unser Gott nimmt uns nicht von außen in seinen Arm, aber er eröffnet uns Quellen des Trostes in unserem Innern“. Wir würdigen hier diese Stelle nur vom „monistischen“ Standpunkt und halten dafür, daß die grausame Monas durch das Oel zu ihren übrigen Vorzügen nun auch noch ranzig wird. Was das „Bild“ betrifft, so hat Nietzsche ja schon treffend bemerkt, es sei ein schlechter Trost für abgehetzte, am Leben bedrohte Arbeiter, wenn man sie mit Oel begießt.[1]) Im Folgenden wird uns die Maschine von Strauß auch noch als „die Vernunft selber“ vorgestellt. Eine Maschine, welche die Millionen ihrer Bestandtheile aus sich hervorbringt, also vor ihren Bestandtheilen existirt; dazu noch alle Arbeiter aus sich erzeugt,

1) Werke 1, 213.

ren sie bedarf; die aber nicht bloß „maschinell" funktionirt, ndern aus sich Oel hervorlockt, um es in sich zu ergießen, erdies reine Vernunft und vollkommene Monas ist, das hre des neuen Glaubens monistischer Weltbegriff.

Es ließen sich noch andere Rücksichten hervorheben, nach nen die Weltanschauung einheitlich sein muß, allein es rängt uns, ein Wort weiterer Erklärung zu dem zweiten Stichwort zu sagen, das eines verdächtigen Klanges nicht ntbehrt, die Weltanschauung müsse demokratisch-social sein.

Zunächst demokratisch. Denn es ist eine gleiche Pflicht ller Menschen, eine Weltanschauung zu hegen und zu hüten, u bewahren und zu bewähren, das gleiche Recht aller Menschen ne Weltanschauung zu erlangen und zu behaupten. Ihr nhalt ist gleich für alle, kennt keine Rangunterschiede und Standesprivilegien. Was aber die Hauptsache ist, die Beweise ür ihren positiven Inhalt müssen auch für alle gleich, müssen dem Verstand gleich zugänglich sein, von aller Fachwissen- haft absehen. Deßhalb ist die Weltanschauung das letzte syl für die Gleichheit der Menschen. Zugleich aber ist sie as stärkste sociale Band, die sociale Bindegewalt. Soll ie Brüderlichkeit nicht eine absolut leere Phrase sein, so uß sie daraus abgeleitet werden, daß die Brüder irgendwo inen gemeinsamen Vater haben, und soll irgendeine Inter- ssengemeinschaft die Menschen verbinden, so muß irgend in Lebensberuf allen Menschen gemein sein.

Nach der Weltanschauung, nach der Ansicht über den Ursprung und Zweck des Menschenlebens, gestaltet sich der Begriff der Humanität, der Gerechtigkeit und der Liebe.

Deßhalb gibt es Weltanschauungen, welche einen zu ngen Humanitätsbegriff haben; nach aller Logik müssen sie iedere Menschenmassen unter nützliche Hausthiere stellen, vom Umfang des Humanitätsbegriffes ausschließen. Andere Welt- anschauungen führt die Consequenz dazu, den beregten Be- griff über Gebühr auszudehnen, indem sie ihn, nicht ohne Vorliebe, auf Hunde und Katzen, gleichwie auf Vettern und

Basen anwenden. Daher ferner die eine Weltanschauung unbegrenzten Individualismus und Egoismus preist, eine andere ebenso schrankenlosem Collektivismus und Altruismus das Wort redet. Das schien uns stets ein so eigenthümlich „übermenschlicher" Zug an Nietzsche, daß er durch den Dämon der Consequenz vom Atheismus weitergetrieben wurde, bis zum Hohngelächter auf Humanität, Gerechtigkeit und Liebe, bis zum Dithyrambus auf Brutalität, das Recht des Stärkeren, den Haß der Liebe.

Wenn wir sagen, die Weltanschauung müsse eine sociale Macht sein, so heißt das nicht bloß dieses: Aus der Ansicht über den Ursprung und den Zweck des Lebens müssen die Ideale der Humanität, der Gerechtigkeit und Liebe logisch abgeleitet werden. Die Weltanschauung muß humanes, gerechtes, liebereiches Empfinden wie Quellen aus Felsen hervorbrechen lassen, muß alle Reichthümer des Herzens beleben, wie der Frühling vom Eise befreit. Die Ideale der Humanität, der Gerechtigkeit und Liebe sind nur dann lebendig, wenn sie als zwingende und beglückende Gewalten dem Herzen innewohnen. Und deßhalb dünken sie uns in besonders inniger Weise sociale Bindegewalten, weil sie in jedem Menschen, der sie hegt, mit dem Bewußtsein verbunden sind, daß sie in allen Mitmenschen in gleicher Weise als zwingende und beglückende Gewalten leben und weben. Wenn alle Pflanzen es empfänden, daß es Eine Sonne ist, die sie erwärmt, und Ein Lenz es ist, der sie belebt, wie viel inniger wären sie mit einander verbunden! Darum vermag nichts auch fremde Leute einander so nahe zu bringen, als eine gleiche Weltanschauung und nichts auch Brüder so scharf zu trennen, als eine gegensätzliche.

Vielleicht sind einige Spuren davon vorhanden, daß der Zeitgeist sich allgemach bewußt wird, welch unermeßliche sociale Tragweite herrschender Weltanschauung eignet. Die sogenannte Milieu- oder „Umwelts"-Theorie will dem socialen Ursprung, die „Massenpsychologie" der socialen Herrschaft

Ideen gerecht werden; Vererbung von Weltanschau-
beschäftigt die Geister, ja sogar die sociale Verant-
ung jeglichen Schriftthums, das auf die Weltanschauung
ckt.

Man hat in weiten Kreisen um die Mitte des Jahr-
erts und darüber hinaus vielfach gemeint, mit der Re-
sei man definitiv fertig. Worte von eiskaltem Hohn
Hochmuth hat vor noch nicht dreißig Jahren E. von
mann dem, wie er meinte, gänzlich aus der „hoch-
beten" Welt abgehenden Christenthum nachgerufen. Es
idem einige Rückläufigkeit eingetreten. Zudem aber ver-
t sich die Einsicht, daß Religionslosigkeit als socialer
nd ein ganz besonders furchtbares Gewicht hat, das
sogenannten Unglauben in die Volkskreise immer tiefer
ndrückt; daß Religionslosigkeit mehrerer Generationen
merkwürdige Verhärtung erzeugt, mit der kaum eine
ensonne, geschweige gewöhnliches Thauwetter fertig würde.
fängt vielleicht an, gegen den socialen Druck herrschenden
aubens hie und da zu reagiren, gegen die Belastung
Unglauben sich aufzulehnen. Zuweilen könnte man
ben und hoffen, es seien ihrer viele, die aus dem Ur-
dunkel der Weltanschauungsanarchie einen Ausweg suchen,
en Höhen emporstreben, deren Bewohner des Sonnen-
s einheitlicher Weltanschauung sich erfreuen. Ob ihrer
den Weg finden zu der „Stadt auf dem Berge ge-
"? Ob vielleicht einmal sogar ein Stück der öffent-
Meinung „entdeckt", was immer da und immer sichtbar
den Katholicismus, wie er ist und nicht, wie man im
ald von ihm träumt, den Katholicismus mit seiner be-
chenden Höhenlage, die Gott ihm als unvergängliche
eriorität gegeben hat, mit seiner tiefen Vergangenheit
seiner nie endenden Zukunft!

Das scheidende Jahrhundert wurde im katholischen
tschland nicht gerade mit Festtagsglocken ausgeläutet.
vielberufene Inferiorität und Rückständigkeit wollte

manchem wie ein Armsünderglöcklein, oder gar ein Zügenglöcklein vorkommen, während andere meinten Sturmglockentöne darin zu hören. Es kommt aber darauf an, worauf jene beiden Worte bezogen werden, wohinter und worunter man sich zu befinden glaubt.

Hinter seinen eigenen Aufgaben bleibt der Katholicismus immer zurück, seine eigenen Ideale stehen stets hoch über ihm. Was immer er erreichen mag, es gibt immer noch größere Aufgaben, höhere Ziele.

Wir sind durchaus der Meinung, daß die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts einen wunderbar schönen Gesammtanblick gewährt. Warum soll das 20. Jahrhundert nicht noch Größeres bringen? Bezieht man die Inferiorität auf die eigensten Ziele, die Rückständigkeit auf die eigensten Aufgaben des Katholicismus, so sind diese Worte nur ein etwas herber Ausdruck für „plus ultra", energischer Antrieb zu rüstigem Streben und Schaffen im Dienst und im Geist der Kirche.

Wenn der Ausgang des Jahrhunderts die Katholiken daran erinnert, daß für die Großthaten der Vorsehung kein Dank innig genug ist, so wüßten wir in der Morgenfrühe eines neuen Jahrhunderts kein volleres und schöneres Geläute, als das der Glocke, die zur Arbeit ruft —

„Zur Arbeit, die da nützt und nährt
Und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen".

Feldkirch im Vorarlberg. Robert v. Nostitz-Rieneck S. J.

III.

Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie.

I. Eine wichtige Vorbetrachtung.

„War die Theilnahme der Katholiken an denselben [an Wissenschaft und Poesie] selbst noch im ersten Viertel des Jahrhunderts nur schwach, und verschwand sie gegen die überwiegende Thätigkeit der Protestanten, so stehen sie jetzt diesen ebenbürtig, und manche nehmen sogar eine hervorragende Stellung ein. Sie sind aber meist nicht als Katholiken in die geistige Bewegung eingetreten, und haben daher keinen feindlichen Gegensatz zu den Protestanten gebildet, und es ist daher geradezu unsinnig, von einer katholischen Poesie zu sprechen, oder gar wie der Convertit Moriz Brühl eine ‚Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands' (Leipzig 1854) zu schreiben. Freilich haben einzelne allerdings als Katholiken oder vielmehr als Ultramontane gedichtet oder wissenschaftliche Forschungen angestellt, aber sie haben nicht bedacht, daß sie dadurch ihren Zweck verfehlen müssen, und daß sie, statt dem Ultramontanismus zu nützen, denselben in höchstem Maße gefährden, weil sie nothgedrungen die Bahn der freien Forschung betreten, vor welcher der Ultramontanismus nicht bestehen kann".

Das ist das summarische Urtheil des Literarhistorikers Heinrich Kurz (Geschichte der neuesten deutschen Literatur,

1874) über die katholischen Geistesbestrebungen im 19. Jahrhundert. Die Pointe dieser schneidigen Kritik aber ist schon älteren Datums und hat bereits eine ganz hübsche Geschichte hinter sich; sie klingt unter anderem wieder in Johann Lambel's Bonmot: „Die Poesien der Geistlichen standen in der Regel zu keiner Zeit, weder in Inhalt noch in der Form auf der Höhe der Kunst" (Pfeiffers „Germania" 1863), ein schwacher Widerhall der Ansicht des mit Recht so hochverehrten Altmeisters Jakob Grimm, der in einem Briefe vom 14. Juli 1851 dem verdienstvollen (Katholiken) Franz Pfeiffer als Gegendank für seine „Theologia deutsch", (Stuttgart 1851) den wohlgemeinten Rath gab, „nicht allzufest an diesen geistlichen Sachen zu hängen, sondern sich auch wieder einmal weltliche Gegenstände aus unserm Alterthum zu suchen. Denn, so fährt der große Sprachforscher fort, die geistliche Dichtung, davon überzeuge ich mich immer mehr, hat eigentlich alle weltliche verderbt und zu Grunde gerichtet", und in einem folgenden Briefe sagt er: „Ich für meinen Theil lerne aus jedem weltlichen Autor der Vorzeit dreimal so viel als aus einem der geistlichen, die in Gedanken und Worten immer sehr beschränkt sind". Lambel und Grimm sprechen zwar nur von der Poesie der Geistlichen, allein Klerus und Katholicismus galt den älteren Germanisten (wie auch leider oft noch mehr den jüngeren und jüngsten) als identisch; lag doch die erste Pflege der altdeutschen Literatur in der Mitte unseres Jahrhunderts fast ausschließlich in der Hand von Protestanten, die, in der Fülle lutherischer Vorurtheile aufgewachsen, in den besten Vertretern der ersten Blüthenperiode nichts sahen als antipäpstliche, antirömische und antikatholische Vorläufer der Reformation, während die geringeren Talente ihnen den Priesterstand, den exklusiven, deutschfeindlichen Katholicismus repräsentirten. Wir erinnern da nur an San Marte's unausgesetzte Mühe, den edlen Wolfram von Eschenbach zum „evangelischen Ritter" zu stempeln und ihn dem Verfasser

des jüngeren Titurel als dem „ultramontanen Priester" gegenüberzustellen, wobei er aber fast in demselben Athemzuge bekennen muß, Albrecht habe wohl nur dem „niederen Klerus" angehört.

Doch warum so viele Beweise bringen wollen, daß der Katholicismus als solcher auf dem Gebiete der Kunst und Poesie nichts zu leisten vermag, das steht mit Tausenden von Varianten in den modernen Literärgeschichtswerken klipp und klar zu lesen, so in Leixner's leider wegen seiner schönen Ausstattung viel verbreitetem, aber ganz und gar seichten und in der Kritik der katholischen Produktion wirklich armseligen Bilderbuche, so in den hundert anderen mit stets unheimlicherer Fruchtbarkeit sich vermehrenden Schriften auf dem Gebiete künstlerischer Kritik, in der noch immer ganz gemüthlich der alte Docht der Culturkampfslampe weiterqualmt. Leider sind es auch nur allzuvielfach Katholiken selbst, welche aus wohl nicht unberechtigter Scheu überall nach Weihrauchduft schnoppernd, Katholicismus, also überhaupt Religion, und Poesie für diametral einander entgegengesetzte Begriffe halten, eine Meinung, die Victor von Scheffel ziemlich deutlich mit den Worten ausdrückt: „Man kann die nicht theologischen Schriftsteller und Dichter Deutschlands nicht nach der Kategorie katholisch und nichtkatholisch in zwei feindliche Hälften auseinandertrennen, da die echte Kunst ebensowenig wie das echte Christenthum eine Confession ist". Also kurz und gut: die Dichtkunst hat nichts mit dem Katholicismus zu schaffen; das ist der Kreuzweg, auf dem sich die tausend möglichen und unmöglichen Theoreme über Wesen und Aufgabe der Poesie, wie die heutige Aesthetik sie aufstellt, unbehelligt schneiden. Wie verhält es sich nun mit der Richtigkeit dieses Satzes?

Poesie, so sagt man, ist die Darstellung des Schönen, wobei die Sprache zur sinnlich wahrnehmbaren Verkörperung der Gedanken das Mittel liefert. Das Dargestellte muß einer idealen Weltanschauung entstammen, muß über der

Gemeinheit des Alltagslebens liegen, und gerade die Verklärung des sinnlich Gegebenen in ihrem Lichte ist es, die dem also Aufgefaßten und Wiedergegebenen das Prädikat „schön“ verleiht. Der Begriff des Schönen ist demnach von dem der Zweckmäßigkeit entstammten des Guten wohl zu unterscheiden, aber beide treffen sich im Wahren, sofern nämlich sowohl die praktische Ordnung als auch die künstlerische Empfindung der Kritik des Verstandes unterliegen muß: nur der im engeren Sinne gute Zweck ist wahr, und wahr muß im Reiche des Schönen sein sowohl der Gedankenstoff, als auch seine Auffassung und Vermittelung. Das Darstellungsmittel jedoch darf nicht von vornherein seinen Stützpunkt im Verstande suchen, die Darstellung darf nicht eine im engeren Sinne verstandsmäßige, schlußfolgernde sein, da die Kunst es nur mit dem Ausdruck und der Wiedergabe von Empfindung, nicht mit einem Urtheil zu thun hat; in gleicher Weise darf die Gedankenvermittelung sich nicht nach einem rein und ausschließlich praktischen Zwecke gestalten, da Didaktik und Paraenese einestheils argumentiren und überreden müssen, um zum Ziele zu gelangen, anderentheils nachdrucksvolle Anregung des thatkräftigen Willens zum unmittelbaren Ziele haben. Nun sagt man: Confession (d. h. in unserem Falle Katholicismus) ist der innersten Natur nach etwas Tendenziöses und Partikuläres, ein auf ein bestimmtes Gebiet beschränktes und eine ganz scharf umschriebene Geistesrichtung vertretendes System von Lehrmeinungen über das Jenseits und seine bestmögliche Erreichung, weshalb, ganz abgesehen von der Propaganda, welche in der Anmaßung, die allein selig machende Kirche zu sein, liegt, das belehrende und unmittelbar ermahnende Moment ganz im Vordergrunde liegen muß; die Poesie dagegen umfaßt einerseits das ganze Reich des Schönen und hat andererseits, in ihrem eigentlichen Wesen genommen, nichts mit dem Uebernatürlichen und zumal nichts mit der unmittelbaren Führung zu diesem letzten Ziele gemein. Wohl kann man die katholische Religion zur Folie, ja sogar

r Seele eines dichterischen Kunstwerkes verwenden, da ja r Glaube und das ihm entspringende Handeln immerhin eine großartige Triebfeder in der menschlichen Gesellschaft darstellt, nie und nimmer aber darf eine auf katholischen undsätzen basirende Poesie sich als ein Ganzes und fortiori nicht als das einzig richtige Ganze fühlen, denn oesie und Katholicismus sind zwei Kreise, die sich zwar hr oder weniger stark schneiden, keineswegs aber sich decken nnen, mit einem Worte: die Kunst ist interconfessionell, d darum darf man „die nicht theologischen Schrift-ller und Dichter Deutschlands nicht nach der Kategorie tholisch und nichtkatholisch in zwei feindliche Hälften aus-ander trennen."

Demgegenüber ist unsere Meinung, wie folgt: Der usdruck „katholische Dichtung" läßt eine fünffache Deutung . Zunächst kann man das religiöse Bekenntniß nur in nem heutigen (grundfalschen) engsten Sinne, also die tholische Religion gleichsam nur als die Summe der die-be von den „anderen Confessionen" trennenden Differenz-nkte betrachten, und versteht dann unter katholischer Poesie ne, die apologetisch, polemisch und überhaupt rein didaktisch rgeht, oder vielmehr die, welche für außerhalb der Kunst gende Zwecke nur das schöne Kleid liefert. So faßt den el umstrittenen Ausdruck Rosegger, indem er sich in seiner ehde contra Kreiten entschieden dagegen verwahrt, zu den tholischen Schriftstellern gezählt zu werden, da man doch eue dich Sprachgebrauch!) darunter Cleriker verstände, ie ausschließlich im Sinne katholischer Dogmen schreiben."

Ferner läßt sich die Phrase weiter fassen, so daß sie viel wie „geistliche Dichtung katholischen Bekenntnisses," doch in rein künstlerischer Bedeutung und ohne Beigeschmack r Tendenz im engeren Sinne bedeutet; dahin wäre dann B. Helle mit seiner Messiade zu rechnen.

Drittens kann man katholische Poesie heißen das schön-stige Schaffen aller jener Dichter, die selbst Katholiken

Gemeinheit des Alltagslebens liegen, und gerade die Verklärung des sinnlich Gegebenen in ihrem Lichte ist es, die dem also Aufgefaßten und Wiedergegebenen das Prädikat „schön" verleiht. Der Begriff des Schönen ist demnach von dem der Zweckmäßigkeit entstammten des Guten wohl zu unterscheiden, aber beide treffen sich im Wahren, sofern nämlich sowohl die praktische Ordnung als auch die künstlerische Empfindung der Kritik des Verstandes unterliegen muß: nur der im engeren Sinne gute Zweck ist wahr, und wahr muß im Reiche des Schönen sein sowohl der Gedankenstoff, als auch seine Auffassung und Vermittelung. Das Darstellungsmittel jedoch darf nicht von vornherein seinen Stützpunkt im Verstande suchen, die Darstellung darf nicht eine im engeren Sinne verstandsmäßige, schlußfolgernde sein, da die Kunst es nur mit dem Ausdruck und der Wiedergabe von Empfindung, nicht mit einem Urtheil zu thun hat; in gleicher Weise darf die Gedankenvermittelung sich nicht nach einem rein und ausschließlich praktischen Zwecke gestalten, da Didaktik und Paraenese einestheils argumentiren und überreden müssen, um zum Ziele zu gelangen, anderentheils nachdrucksvolle Anregung des thatkräftigen Willens zum unmittelbaren Ziele haben. Nun sagt man: Confession (d. h. in unserem Falle Katholicismus) ist der innersten Natur nach etwas Tendenziöses und Partikuläres, ein auf ein bestimmtes Gebiet beschränktes und eine ganz scharf umschriebene Geistesrichtung vertretendes System von Lehrmeinungen über das Jenseits und seine bestmögliche Erreichung, weshalb, ganz abgesehen von der Propaganda, welche in der Anmaßung, die allein selig machende Kirche zu sein, liegt, das belehrende und unmittelbar ermahnende Moment ganz im Vordergrunde liegen muß; die Poesie dagegen umfaßt einerseits das ganze Reich des Schönen und hat andererseits, in ihrem eigentlichen Wesen genommen, nichts mit dem Uebernatürlichen und zumal nichts mit der unmittelbaren Führung zu diesem letzten Ziele gemein. Wohl kann man die katholische Religion zur Folie, ja sogar

zur Seele eines dichterischen Kunstwerkes verwenden, da ja der Glaube und das ihm entspringende Handeln immerhin als eine großartige Triebfeder in der menschlichen Gesellschaft sich darstellt, nie und nimmer aber darf eine auf katholischen Grundsätzen basirende Poesie sich als ein Ganzes und a fortiori nicht als das einzig richtige Ganze fühlen, denn Poesie und Katholicismus sind zwei Kreise, die sich zwar mehr oder weniger stark schneiden, keineswegs aber sich decken können, mit einem Worte: die Kunst ist interconfessionell, und darum darf man „die nicht theologischen Schriftsteller und Dichter Deutschlands nicht nach der Kategorie katholisch und nichtkatholisch in zwei feindliche Hälften auseinander trennen."

Demgegenüber ist unsere Meinung, wie folgt: Der Ausdruck „katholische Dichtung" läßt eine fünffache Deutung zu. Zunächst kann man das religiöse Bekenntniß nur in seinem heutigen (grundfalschen) engsten Sinne, also die katholische Religion gleichsam nur als die Summe der dieselbe von den „anderen Confessionen" trennenden Differenzpunkte betrachten, und versteht dann unter katholischer Poesie jene, die apologetisch, polemisch und überhaupt rein didaktisch vorgeht, oder vielmehr die, welche für außerhalb der Kunst liegende Zwecke nur das schöne Kleid liefert. So faßt den viel umstrittenen Ausdruck Rosegger, indem er sich in seiner Fehde contra Kreiten entschieden dagegen verwahrt, zu den katholischen Schriftstellern gezöhlt zu werden, da man doch (freue dich Sprachgebrauch!) darunter Cleriker verstände, „die ausschließlich im Sinne katholischer Dogmen schreiben."

Ferner läßt sich die Phrase weiter fassen, so daß sie so viel wie „geistliche Dichtung katholischen Bekenntnisses," jedoch in rein künstlerischer Bedeutung und ohne Beigeschmack der Tendenz im engeren Sinne bedeutet; dahin wäre dann z. B. Helle mit seiner Messiade zu rechnen.

Drittens kann man katholische Poesie heißen das schöngeistige Schaffen aller jener Dichter, die selbst Katholiken

Gemeinheit des Alltagslebens liegen, und gerade die Verklärung des sinnlich Gegebenen in ihrem Lichte ist es, die dem also Aufgefaßten und Wiedergegebenen das Prädikat „schön" verleiht. Der Begriff des Schönen ist demnach von dem der Zweckmäßigkeit entstammten des Guten wohl zu unterscheiden, aber beide treffen sich im Wahren, sofern nämlich sowohl die praktische Ordnung als auch die künstlerische Empfindung der Kritik des Verstandes unterliegen muß: nur der im engeren Sinne gute Zweck ist wahr, und wahr muß im Reiche des Schönen sein sowohl der Gedankenstoff, als auch seine Auffassung und Vermittelung. Das Darstellungsmittel jedoch darf nicht von vornherein seinen Stützpunkt im Verstande suchen, die Darstellung darf nicht eine im engeren Sinne verstandsmäßige, schlußfolgernde sein, da die Kunst es nur mit dem Ausdruck und der Wiedergabe von Empfindung, nicht mit einem Urtheil zu thun hat; in gleicher Weise darf die Gedankenvermittelung sich nicht nach einem rein und ausschließlich praktischen Zwecke gestalten, da Didaktik und Paraenese einestheils argumentiren und überreden müssen, um zum Ziele zu gelangen, anderentheils nachdrucksvolle Anregung des thatkräftigen Willens zum unmittelbaren Ziele haben. Nun sagt man: Confession (d. h. in unserem Falle Katholicismus) ist der innersten Natur nach etwas Tendenziöses und Partikuläres, ein auf ein bestimmtes Gebiet beschränktes und eine ganz scharf umschriebene Geistesrichtung vertretendes System von Lehrmeinungen über das Jenseits und seine bestmögliche Erreichung, weshalb, ganz abgesehen von der Propaganda, welche in der Anmaßung, die allein selig machende Kirche zu sein, liegt, das belehrende und unmittelbar ermahnende Moment ganz im Vordergrunde liegen muß; die Poesie dagegen umfaßt einerseits das ganze Reich des Schönen und hat andererseits, in ihrem eigentlichen Wesen genommen, nichts mit dem Uebernatürlichen und zumal nichts mit der unmittelbaren Führung zu diesem letzten Ziele gemein. Wohl kann man die katholische Religion zur Folie, ja sogar

zur Seele eines dichterischen Kunstwerkes verwenden, da ja der Glaube und das ihm entspringende Handeln immerhin als eine großartige Triebfeder in der menschlichen Gesellschaft sich darstellt, nie und nimmer aber darf eine auf katholischen Grundsätzen basirende Poesie sich als ein Ganzes und a fortiori nicht als das einzig richtige Ganze fühlen, denn Poesie und Katholicismus sind zwei Kreise, die sich zwar mehr oder weniger stark schneiden, keineswegs aber sich decken können, mit einem Worte: die Kunst ist interconfessionell, und darum darf man „die nicht theologischen Schriftsteller und Dichter Deutschlands nicht nach der Kategorie katholisch und nichtkatholisch in zwei feindliche Hälften auseinander trennen."

Demgegenüber ist unsere Meinung, wie folgt: Der Ausdruck „katholische Dichtung" läßt eine fünffache Deutung zu. Zunächst kann man das religiöse Bekenntniß nur in seinem heutigen (grundfalschen) engsten Sinne, also die katholische Religion gleichsam nur als die Summe der dieselbe von den „anderen Confessionen" trennenden Differenzpunkte betrachten, und versteht dann unter katholischer Poesie jene, die apologetisch, polemisch und überhaupt rein didaktisch vorgeht, oder vielmehr die, welche für außerhalb der Kunst liegende Zwecke nur das schöne Kleid liefert. So faßt den viel umstrittenen Ausdruck Rosegger, indem er sich in seiner Fehde contra Kreiten entschieden dagegen verwahrt, zu den katholischen Schriftstellern gezählt zu werden, da man doch (freue dich Sprachgebrauch!) darunter Cleriker verstände, „die ausschließlich im Sinne katholischer Dogmen schreiben."

Ferner läßt sich die Phrase weiter fassen, so daß sie so viel wie „geistliche Dichtung katholischen Bekenntnisses," jedoch in rein künstlerischer Bedeutung und ohne Beigeschmack der Tendenz im engeren Sinne bedeutet; dahin wäre dann z. B. Helle mit seiner Messiade zu rechnen.

Drittens kann man katholische Poesie heißen das schöngeistige Schaffen aller jener Dichter, die selbst Katholiken

und in allen verschiedenen Gattungen ihrer Kunst thätig, ihr religiöses Bekenntniß in ihren Werken so zum Ausdruck bringen, daß es zwar nicht den Gegenstand des Dargestellten, wohl aber dessen Gesammtanschauung repräsentirt.

Viertens werden mit besagtem Ausdrucke im weitesten Sinne sehr oft einfachhin die künstlerischen Leistungen katholischer Autoren benannt ohne Rücksicht darauf, ob sich darin ihre religiöse Lebensanschauung wiederspiegelt oder nicht.

Schließlich rechnen wir zur katholischen Poesie auch jene Schöpfungen nichtkatholischer Verfasser, welche aus katholischem Denken herausgewachsen katholische Lebensluft ausathmen.

Um bei näherer Prüfung der einzelnen Punkte gleich mit dem letzten anzufangen, so gehören hierher also z. B. die „Abendfeier in Venedig“ und die „Wallfahrt nach Kevlaar,“ jene von dem frommen Protestanten Geibel, diese von dem cynischen Juden Heine gedichtet. Beide Perlen deutscher Dichtkunst sind Eigenthum des Volkes geworden, und wir Katholiken legen nun Hand auf das, was von uns entlehnt ist. Wir würden uns aber freilich hüten Geibel und Heine in die Zahl der katholischen Dichter einzuverleiben.

Bezüglich des vierten Punktes ist zu bemerken, daß ein wirklich überzeugungstreuer Katholik kaum je größere Stücke schreiben könnte, ohne daß die Blüthen seines Glaubenslebens und seiner Glaubensauffassung auf der spiegelklaren sonnigen Meeresfläche der Phantasie die duftigen Kelche, wenn auch noch so schüchtern, öffneten. Wenigstens ist ein katholischer Poet nicht denkbar, in dessen sämmtlichen Werken nicht irgendwie das zum Ausdruck käme, was doch am mächtigsten und vollsten seit den Tagen seiner Kindheit die Saiten seiner Seele in Schwingung versetzen muß. Wenn aber doch, — dann ist die Indifferenz entweder eine unbewußte oder eine bewußte: wenn eine unbewußte, so haben wir entweder keinen wahren Dichter oder keinen guten Katholiken vor uns; wenn eine bewußte, — so hat sie entweder aus guten oder schlechten Gründen statt: wenn dieses, rechnen wir den Dichter nicht

den Unsern, wenn aber jenes, wie es z. B. bei Shakespeare
er Fall ist, dann haben wir den indifferenten Autor mit
utem Grund als den unsern zu betrachten, denn bei scharfer
nalyse muß nothwendig, und bei dem großen Briten ist es
irklich so, katholische Lebensanschauung, und wäre es auch
och so verstohlen, zum Vorschein kommen. Im letzteren Falle
aben wir also einen katholischen Dichter, allein seine Dichtungen
ürfen wir darum doch noch nicht schlechthin katholisch nennen,
öchstens kryptokatholisch, weil eben der Begriff katholisch
eine Hohlform ist, sondern eben einen bestimmten Inhalt hat.

Die erste und zweite Anschauung können wir kurz ab-
achen: in beiden ist der Ausdruck „katholische Dichtung"
iel zu eng genommen, so daß bei solcher Auffassung aller-
ings ganz entschieden zugegeben werden muß: Katholicismus
nd Poesie können nicht in ihrer ganzen Peripherie congruent
ein. Jene lehrhafte Richtung, bei der die poetische Form
ur das Zuckerklümpchen ist, das die bitteren Arzneitropfen
etwa versüßen muß, und die in ihrer ganzen Behandlung
ur an den Verstand appellirt, fällt, wie wir oben aus-
inandergesetzt, nur äußerlich der Dichtkunst zu, ist nur eine
Tangente am Kreise, wenn nicht eine echt künstlerische Ge-
altungskraft den spröden Stoff ergreift und ihn, ohne das
are Bewußtsein der Tendenz zu verlieren, im Feuer seiner
deen zur wundervollen und kostbaren, edelsteinstrotzenden
mphora umschmiedet, die mit ihren lebhaften Centauren-
ämpfen in erhabener Arbeit, mit ihren korinthischen Orna-
enten und feinlinigen Ciselirungen beim ersten Anblicke
ast ganz vergessen läßt, daß der Cyperwein, für den sie
estimmt ist, sich auch ebenso gut im Thonkegel conserviren
äßt. Daß die katholische geistliche Dichtung nicht die ganze
nd daher auch nicht die einzige katholische Poesie sein kann,
ird uns bei näherer Prüfung des dritten Punktes klar
erden, der erledigt wird in Beantwortung der Frage:
Sind wir berechtigt, von einer katholischen Dichtkunst im
eiteren Sinne zu reden, liegen Katholicismus und Poesie

Gemeinheit des Alltagslebens liegen, und gerade die Ver
klärung des sinnlich Gegebenen in ihrem Lichte ist es, di
dem also Aufgefaßten und Wiedergegebenen das Prädika
„schön“ verleiht. Der Begriff des Schönen ist demnach vo
dem der Zweckmäßigkeit entstammten des Guten wohl z
unterscheiden, aber beide treffen sich im Wahren, sofern näm
lich sowohl die praktische Ordnung als auch die künstlerisch
Empfindung der Kritik des Verstandes unterliegen muß
nur der im engeren Sinne gute Zweck ist wahr, und wah
muß im Reiche des Schönen sein sowohl der Gedankenstoff
als auch seine Auffassung und Vermittelung. Das Darstellungs
mittel jedoch darf nicht von vornherein seinen Stützpunkt i
Verstande suchen, die Darstellung darf nicht eine im engere
Sinne verstandsmäßige, schlußfolgernde sein, da die Kun
es nur mit dem Ausdruck und der Wiedergabe von Empfindung
nicht mit einem Urtheil zu thun hat; in gleicher Weise da
die Gedankenvermittelung sich nicht nach einem rein un
ausschließlich praktischen Zwecke gestalten, da Didaktik un
Paraenese einestheils argumentiren und überreden müsse
um zum Ziele zu gelangen, anderentheils nachdrucksvoll
Anregung des thatkräftigen Willens zum unmittelbaren Zie
haben. Nun sagt man: Confession (d. h. in unserem Fal
Katholicismus) ist der innersten Natur nach etwas Tendenziös
und Partikuläres, ein auf ein bestimmtes Gebiet beschränkte
und eine ganz scharf umschriebene Geistesrichtung vertretende
System von Lehrmeinungen über das Jenseits und sei
bestmögliche Erreichung, weshalb, ganz abgesehen von d
Propaganda, welche in der Anmaßung, die allein selig machen
Kirche zu sein, liegt, das belehrende und unmittelbar e
mahnende Moment ganz im Vordergrunde liegen muß; d
Poesie dagegen umfaßt einerseits das ganze Reich de
Schönen und hat andererseits, in ihrem eigentlichen Wes
genommen, nichts mit dem Uebernatürlichen und zumal nich
mit der unmittelbaren Führung zu diesem letzten Ziele gemei
Wohl kann man die katholische Religion zur Folie, ja soga

schein des Idealen der Ausgangspunkt ist, von dem aus der Dichter an die sinnliche Wirklichkeit herantritt, dann wird eine einheitliche Weltansicht wohl einen genügenden Grund abgeben, nach ihr die ihr entsprechende Poesie zu benennen, und daher sagen wir wie romantische und klassische, ebenso auch katholische Dichtung, und diese unsere Weltanschauung gibt uns das Recht, ja noch mehr, die Pflicht, in der von ihr getragenen Kunst die einzig wahre, die einzig und allein aufgabelösende zu erblicken. Wir definiren somit die katholische Poesie als jene sprachliche Darstellung des Schönen, welche vom Standpunkte der katholischen Weltauffassung resp. Religion aus unternommen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Beuron. Ansgar Pöllmann O. S. B.

IV.

Oesterreichs Klerus und Lehrerschaft in der Schule.

Ein Beitrag zur österreichischen Schulfrage.

In ihrer Nummer vom 11. November 1899 brachte die Wiener „Reichspost“ folgende Notiz:

„Wozu die von einigen Brandfüchsen fortwährend gegen ihre Religion und Geistlichkeit aufgestachelte Lehrerschaft in Oesterreich fürder abgerichtet werden soll, darüber belehrt eine Anleitung in der ‚Oesterreichischen Schulzeitung‘, die also lautet: ‚Der Präsident des deutsch österreichischen Lehrerbundes hat ein Rundschreiben an alle Lehrer des Reiches ergehen lassen, mit der Aufforderung, zu berichten, ob das Leben der Geistlichen mit ihren Lehren im Einklang stehe, ob es in den Pfarrhöfen Nichten gebe, ob die Köchinen öfters auf längere

Zeit aus den Pfarrhöfen verschwinden, ob die geistlichen Herren gegen Schule und Lehrer hetzen, ihre Religionsstunden schwänzen, die Unterrichtsstunden todtschlagen, Traktätchen verbreiten, ob sie politische Versammlungen besuchen, ob sie das „Vaterland", die „Reichspost" oder das „Deutsche Volksblatt" lesen u. s. w.' — Solcher Art, setzt die „Reichspost" hinzu, sind die Führer der Lehrer! „Also zu Haus- und Zimmer-Spitzeln soll die liberale Lehrerschaft Oesterreichs förmlich abgerichtet werden, damit sie sich dann als großes wohldressirtes Denuncianten-Corps bethätige und systematisch Verhetzung, Zwietracht und Feindschaft stifte. Tiefer als bis zur Organisirung eines großen Spionenheeres für solche Angebereien kann es im socialen Leben kaum mehr gehen".

So die Notiz in der „Reichspost". Die Existenz des Rundschreibens vorausgesetzt, an der übrigens nicht zu zweifeln ist, zeigt sich hier wieder in erschreckender Klarheit, welch „unheimlicher" Geist in der österreichischen Lehrerschaft umgeht und in welcher Gefahr die Erziehung der christlichen Jugend in der Habsburger Monarchie sich befindet. Statt an die große Pflicht zu denken, die sie bei ihrem Amtsantritte beschworen haben, nämlich die Jugend sittlich-religiös zu erziehen; statt darum ein gutes Einvernehmen mit der Geistlichkeit, ohne welche ja die sittlich-religiöse Erziehung der Christenkinder gar nicht erreichbar ist, zu erstreben und aufrecht zu erhalten: sehen die liberalen Lehrer ihre Hauptaufgabe darin, die Geistlichkeit in der öffentlichen Meinung zu discreditiren, und dies mit Mitteln, die in den Augen jedes anständigen, geschweige gebildeten Mannes gebrandmarkt sind.

Die liberale Lehrerschaft Oesterreichs ist eine wahre Abnormität. Sie soll etwas leisten, was sie zu leisten gar nicht im Stande ist. Sie soll die christlichen Kinder sittlich-religiös erziehen, das heißt, soll diese Kinder zu einer den Anschauungen und dem Geiste des Christenthums entsprechenden Sittlichkeit heranbilden; sie will aber von der Kirche, zu der die Kinder gehören, will

zu den Unsern, wenn aber jenes, wie es z. B. bei Shakespeare der Fall ist, dann haben wir den indifferenten Autor mit gutem Grund als den unsern zu betrachten, denn bei scharfer Analyse muß nothwendig, und bei dem großen Briten ist es wirklich so, katholische Lebensanschauung, und wäre es auch noch so verstohlen, zum Vorschein kommen. Im letzteren Falle haben wir also einen katholischen Dichter, allein seine Dichtungen dürfen wir darum doch noch nicht schlechthin katholisch nennen, höchstens kryptokatholisch, weil eben der Begriff katholisch keine Hohlform ist, sondern eben einen bestimmten Inhalt hat.

Die erste und zweite Anschauung können wir kurz abmachen: in beiden ist der Ausdruck „katholische Dichtung" viel zu eng genommen, so daß bei solcher Auffassung allerdings ganz entschieden zugegeben werden muß: Katholicismus und Poesie können nicht in ihrer ganzen Peripherie congruent sein. Jene lehrhafte Richtung, bei der die poetische Form nur das Zuckerklümpchen ist, das die bitteren Arzneitropfen in etwa versüßen muß, und die in ihrer ganzen Behandlung nur an den Verstand appellirt, fällt, wie wir oben auseinandergesetzt, nur äußerlich der Dichtkunst zu, ist nur eine Tangente am Kreise, wenn nicht eine echt künstlerische Gestaltungskraft den spröden Stoff ergreift und ihn, ohne das klare Bewußtsein der Tendenz zu verlieren, im Feuer seiner Ideen zur wundervollen und kostbaren, edelsteinstrotzenden Amphora umschmiedet, die mit ihren lebhaften Centaurenkämpfen in erhabener Arbeit, mit ihren korinthischen Ornamenten und feinlinigen Ciselirungen beim ersten Anblicke fast ganz vergessen läßt, daß der Cyperwein, für den sie bestimmt ist, sich auch ebenso gut im Thonlegel conserviren läßt. Daß die katholische geistliche Dichtung nicht die ganze und daher auch nicht die einzige katholische Poesie sein kann, wird uns bei näherer Prüfung des dritten Punktes klar werden, der erledigt wird in Beantwortung der Frage: Sind wir berechtigt, von einer katholischen Dichtkunst im weiteren Sinne zu reden, liegen Katholicismus und Poesie

auf derselben Ebene oder haben sie nur die Interferenz, jene seltsamerweise dunklere Schneidungsfläche zweier Sonnenlichtkreise gemeinsam?

Die Antwort gibt uns der Freiherr von Eichendorff in der Einleitung zu seiner herrlichen „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“: „Es geht durch alle Völker und Zeiten ein unabweisbares Gefühl der Ungenüge des irdischen Daseins und daher das tiefe Bedürfniß, dasselbe an ein höheres über diesem Leben, das Diesseits an ein Jenseits anzuknüpfen, Vergangenheit und Gegenwart beständig mit der geheimnißvollen Zukunft zu vermitteln. Und dieses Streben, durch welches alle Perfektibilität und der wahre Fortschritt des Menschengeschlechts bedingt wird, ist eben das Wesen der Religion. Wo aber dieses religiöse Gefühl wahrhaft lebendig ist, wird es sich nicht mit müßiger Sehnsucht begnügen, sondern in allen bedeutenden Erscheinungen des Lebens sich abspiegeln, am entschiedensten in der Poesie, deren Aufgabe, wenngleich auf anderem Gebiet und mit anderen Mitteln, offenbar mit jenem Grundwesen der Religion zusammenfällt, also in ihrem Kern selbst religiös ist“. Die Poesie ist nach diesem Gewährsmann „indirekte d. h. sinnliche Darstellung des Ewigen und immer und überall Bedeutenden, welches auch jederzeit das Schöne ist, das verhüllt das Irdische durchschimmert. Dieses Ewige, Bedeutende ist aber eben die Religion, und das künstlerische Organ dafür das in der Menschenbrust unverwüstliche religiöse Gefühl“.

Die Religion, sagt Eichendorff; er hätte füglich sagen können, die katholische Religion, denn er war so gut wie wir davon überzeugt, daß es nur eine wahre Religion geben kann, und zwar die der katholischen Kirche. Der sogenannte Katholicismus ist keine bloße Confession, sondern eine Religion, eine Weltanschauung, und, weil das einzig wahre Glaubensbekenntniß, auch die einzig wahre, alles erklärende und abklärende, alles erfassende und umfassende Weltanschauung. Wenn aber die letztere im Wider-

scheint des Idealen der Ausgangspunkt ist, von dem aus der Dichter an die sinnliche Wirklichkeit herantritt, dann wird eine einheitliche Weltansicht wohl einen genügenden Grund abgeben, nach ihr die ihr entsprechende Poesie zu benennen, und daher sagen wir wie romantische und klassische, ebenso auch katholische Dichtung, und diese unsere Weltanschauung gibt uns das Recht, ja noch mehr, die Pflicht, in der von ihr getragenen Kunst die einzig wahre, die einzig und allein aufgabelösende zu erblicken. Wir definiren somit die katholische Poesie als jene sprachliche Darstellung des Schönen, welche vom Standpunkte der katholischen Weltauffassung resp. Religion aus unternommen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Beuron. Ansgar Pöllmann O. S. B.

IV.

Oesterreichs Klerus und Lehrerschaft in der Schule.

Ein Beitrag zur österreichischen Schulfrage.

In ihrer Nummer vom 11. November 1899 brachte die Wiener „Reichspost" folgende Notiz:

„Wozu die von einigen Brandfüchsen fortwährend gegen ihre Religion und Geistlichkeit aufgestachelte Lehrerschaft in Oesterreich fürder abgerichtet werden soll, darüber belehrt eine Anleitung in der ‚Oesterreichischen Schulzeitung', die also lautet: ‚Der Präsident des deutsch österreichischen Lehrerbundes hat ein Rundschreiben an alle Lehrer des Reiches ergehen lassen, mit der Aufforderung, zu berichten, ob das Leben der Geistlichen mit ihren Lehren im Einklang stehe, ob es in den Pfarrhöfen Nichten gebe, ob die Köchinen öfters auf längere

Die liberale Lehrerschaft Oesterreichs verschmäht es, sich enge und vertrauensvoll an die Geistlichkeit anzuschließen. Statt vereint mit dieser an dem großen und schwierigen Werke der christlichen Jugenderziehung zu arbeiten, sich gegenseitig helfend und unterstützend, geht sie ihre eigenen Wege, in dem Wahne befangen, ohne Geistlichkeit fertig werden zu können. Welche Thorheit und welche Anmaßung zugleich! Stünde nicht so ungeheuer viel für Familie, Gemeinde, Staat, für die ganze christliche Gesellschaft auf dem Spiel, man könnte nur lächeln über die Thorheit der österreichischen Jugendbildner. Aber die Sache ist viel zu ernst; es steht zu viel auf dem Spiele. Da kann und darf das christliche Gewissen nicht schweigen.

Im Christenthum war, ist und bleibt das religiös-sittliche Erziehungswesen die erste und Hauptaufgabe der Kirche, beziehungsweise der die Kirche vertretenden Geistlichkeit. Diese Aufgabe fließt aus der strikten Weisung, welche Christus der Herr der Kirche gab, als er zu seinen Aposteln die Worte sprach: „Gehet hin und lehret alle Völker und lehret sie alles halten was ich euch befohlen habe“, oder wie es an einer anderen Stelle heißt: „Gehet hin in die ganze Welt und prediget das Evangelium allen Geschöpfen“.[1]) Diese Worte des Herrn sind klar und besagen nichts anderes, als daß die Kirche, welche zur Zeit Christi in den Aposteln, und in unseren Tagen in der Geistlichkeit ihre rechtmäßige Vertretung hat, die Pflicht und damit auch das Recht hat, die christliche Lehre allen Völkern und allen Menschen zu predigen, sie alle zur Haltung des christlichen Sittengesetzes zu erziehen, mögen sie einer Nation, einem religiösen System, einem Alter angehören, welchem immer. Die Kirche hat das Recht, sich allen Menschenkindern, mögen sie wollen oder nicht, als die allein berechtigte religiös-sittliche Erzieherin vorzustellen, und die Menschenkinder hinwiederum haben

1) Marc. 16, 15.

die Pflicht, die Kirche als ihre religiös-sittliche Erzieherin anzuerkennen und sich unter ihre Leitung und Zucht zu stellen. Dieses Recht der Kirche und diese Pflicht der Menschen leitet sich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit ab aus den obenangeführten Worten des Herrn. Und daß der Herr, „dem ja alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden“,[1]) Rechte und Pflichten vertheilen kann ganz nach seinem Wohlgefallen, versteht sich so von selbst, daß nur Heiden, Juden und Apostaten dieß in Zweifel ziehen können.

Bei denjenigen Völkern und Nationen aber, welche sich zum Christenthum bekennen, ist das Recht der Kirche auf die religiös-sittliche Erziehung der Bevölkerung so selbstredend, daß darüber kein Wort weiter zu verlieren ist. Dieses Recht ist hier nicht bloß ein principielles d. h. ein von Gott verliehenes, sondern auch ein historisches, ein durch Geschichte und Tradition hergebrachtes. Das deutsche Volk z. B. hat von der Kirche das Christenthum empfangen und hat durch die Annahme des Christenthums aus der Kirche natürlich auch diese selbst anerkannt mit all den Rechten und Befugnissen, welche ihr kraft ihres göttlichen Ursprunges zukommen. Und zu diesen Rechten gehört in erster Linie das Recht auf die religiös-sittliche Erziehung der Jugend. Dieses Recht der Kirche wurde denn auch in den christlichen Staaten nie in Frage gestellt. Um dieses Rechtes willen haben die mittelalterlichen Staaten der Kirche überhaupt das ganze Schulwesen, die höheren und niederen Schulen und Erziehungsinstitute insgesammt überlassen.

Eine wesentliche Aenderung trat erst mit der Reformation ein. Der Protestantismus erkennt in der Kirche keine göttliche Stiftung. Das Recht der Kirche auf die religiös-sittliche Erziehung des Volkes erscheint ihm nur als ein menschliches Recht, das seinen Ursprung in dem Willen des Staatsoberhauptes hat. Und wenn dieses Staatsoberhaupt

---

1) Matth. 28, 18.

es für gut findet, die religiös-sittliche Erziehung des Volkes in anderer Weise als durch die Kirche besorgen zu lassen, so hat es dazu das Recht kraft seiner höchsten Macht und Souveränität. So calculirte der Protestantismus; so calculirt er natürlich auch heute noch und macht demgemäß seine Schulgesetze.

In den der alten Kirche treu gebliebenen Staaten hat sich indessen bis in die neueste Zeit herein das Bewußtsein bewahrt, daß die religiös-sittliche Erziehung der Jugend wie der ganzen Bevölkerung Sache der Kirche sei. Man überließ darum auch der Kirche großentheils das ganze Schulwesen, namentlich das Volksschulwesen. Und wenn die große Kaiserin Maria Theresia es als Sache des Staates hinstellte, das Volksschulwesen zu ordnen und zu leiten, so kam es ihr doch nicht in den Sinn, die Rechte der Kirche anzutasten. Was sie wollte, war eine Schule, die wohl vom Staate geleitet und gefördert werden, in der aber das eigentliche Bildungs- und Erziehungswesen der Leitung und Beaufsichtigung der Kirche anheimgegeben bleiben solle. So wurde es auch in Oesterreich bis 1868 gehalten. In diesem Jahre brach Oesterreich mit seiner Vergangenheit. Es gab sich ein Schulgesetz, in welchem die Rechte der Kirche auf die sittlich-religiöse Erziehung der christlichen Jugend schwer verletzt wurden. Man ließ wohl der Kirche zwei wöchentliche Religionsstunden in der Schule, ordnete auch an, daß die christlichen Kinder bei ihren religiösen Uebungen von Seiten der Schule überwacht werden; aber der Geist der Schule wurde dem Einflusse der Kirche entrückt. Die Lehrerschaft, die ja in erster Linie und in geradezu entscheidender Weise den Geist der Schule bestimmt, wurde von der Kirche losgelöst, „frei" gemacht, zum immensen Schaden der christlichen Jugend und des christlichen Volkes.

Das grundlegende Schulgesetz vom 25. Mai 1868 etablirte eine Simultanschule, „allen Staatsbürgern ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses zugänglich", also offen für Christ

Jud und Hottentott; die Lehrämter an dieser Schule
ebenfalls „für alle Staatsbürger zugänglich, welche ihre
igung hierzu in gesetzlicher Weise nachgewiesen haben“,
wieder offen für Christ und Jud und Hottentott. Die
bildung der erforderlichen Lehrkräfte erfolgt in Simultan-
erbildungsanstalten, die wiederum allen „Aufnahms-
rn ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses zugäng-
sind“. Daß in diesen Lehrerbildungsanstalten keine
isch christliche, sondern auch wieder nur eine Simultan-
agogik gelehrt und den späteren Jugendbildnern eingeprägt
, ist selbstverständlich. Die in den deutschen Lehrer-
ngsanstalten Oesterreichs zumeist gebrauchten pädagog-
Handbücher von Dr. Jos. Mich, von Dr. G. A.
dner, von Robert Niedergesäß athmen den Geist
platteſten Indifferentismus, enthalten Lehren, Behaupt-
n, Aufstellungen, die der christlichen Weltanschauung
ezu widersprechen. Solche Bücher helfen nicht aufbauen,
aber niederreißen. In der Hand eines gläubigen Lehrer-
ers mögen sie ja nicht so schlimm sein; in der Hand
ungläubigen Professors aber — und solcher gibt es
g — müssen sie verderblich wirken. Sie erweisen sich
als das wirksamste Mittel, dem noch von Haus aus
Geiste des Christenthums beherrschten Zöglinge diesen
allmählich auszutreiben. Wenn ein junger Mensch auch
der besten Gesinnung von der Welt in eine österreichische
erbildungsanstalt eintritt, bei seinem Austritte aus der-
n ist er eher alles andere als ein christlicher Pädagoge.
eht mit dem Bewußtsein in die Welt hinaus und in
Schulleben hinein, daß Pädagogik und Christenthum
verschiedene Dinge seien und daß es nicht Sache des
ers sei, Christen zu bilden, sondern nur Menschen;
wahre wissenschaftliche Pädagogik kenne keine Erziehung
iner bestimmten Religion oder Confession, sie kenne nur
Erziehung zu einem guten Menschen. So wurde der
hende österreichische Jugendbildner in der Pädagogik-

stunde belehrt und so wird er es auch im Leben prakticiren. Anders weiß er es ja nicht.

Ist ein solcher nun geeignet, als Jugendbildner für christliche Kinder aufzutreten? Nie und nimmer Er selbst ist nur im Geiste des religiösen Indifferentismus zum Jugendbildner erzogen worden und nach dem Sprichworte: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“, wird er die ihm anvertrauten Kinder bestenfalls auch wieder nur zu indifferenten Menschen erziehen.

Und doch müssen unsere christlichen Kinder in der Schule zu Christen erzogen werden. Sie sind eben keine bloßen Menschen, sie sind Christen und müssen als solche behandelt und ausgebildet werden. Jede andere als eine christliche Erziehung ist ein an den Kindern begangenes schreiendes Unrecht, geradezu ein Verbrechen, um so verabscheuungswürdiger, als hier das ewige Seelenheil auf dem Spiele steht.

Die Schule als Erziehungsanstalt hat in erster Linie die Aufgabe, die Kinder zu pflichtbewußten und pflichttreuen Charakteren heranzubilden. Dieser Satz ist unbestreitbar. Nun aber haben unsere christlichen Kinder die Pflicht, das christliche Sittengesetz zu beobachten, ein christliches Leben zu führen; also müssen sie auch in der Schule für die Haltung des christlichen Sittengesetzes und für ein christliches Leben erzogen werden. Dieser Satz ist für jeden urtheilsfähigen Menschen auch wieder unanfechtbar. Unter anderen Christenpflichten haben die christlichen Kinder auch die Pflicht, sich an ihre Kirche anzuschließen und im innigsten Verbande mit derselben ihre Religion zu bethätigen; also müssen sie in der Schule hiefür erzogen werden. Dieser Satz kann wiederum im Ernste nicht bestritten werden.

Aus diesen Sätzen folgt nun mit logischer Consequenz, daß der Lehrer, welchem christliche Kinder zur Bildung und Erziehung zugeführt werden, selbst ein Christ sein muß und zwar ein solcher, der es mit der Beobachtung des christlichen

ttengesetzes ernst nimmt und selbst im innigsten Anschlusse
die Kirche sein Christenthum prakticirt. Ist er dies
t, dann ist er unfähig für die Erziehung christlicher
der. Sie im Lesen, Schreiben, Rechnen und in anderen
rtigkeiten unterrichten könnte er noch zur Noth; aber zu
ichtbewußten und für die Erfüllung all ihrer Pflichten
eressirten Charakteren erziehen kann er nicht, weil er selbst
s christliche Pflichtbewußtsein nicht kennt und darum außer
ande ist, das für das Gedeihen einer guten christlichen
ziehung unerläßliche Vorbild eines christlichen Charakters
geben.

Aus den obigen Sätzen folgt weiter mit logischer Con-
uenz, daß die Schule, welche christliche Kinder besuchen
ssen, so eingerichtet sein muß, daß alles, was die Kinder
r sehen und hören und lernen, vom Geiste des Christen-
ums belebt sei. Jeglicher Unterricht muß ja im Dienste
Erziehung stehen; alles muß harmonisch zusammen-
rken, soll das Werk der Erziehung gelingen. Darum
ssen denn alle Unterrichtsmaterien den christlichen Kindern
usagen in christlicher Umrahmung dargeboten werden und
ssen dementsprechend vor allem die Lese- und Geschichts-
cher einen klar hervortretenden christlichen Charakter
gen. Das alles aber trifft bei der österreichischen Simultan-
ule nicht zu. Der Paragraph 2 des oben schon an-
führten Gesetzes vom 25. Mai 1868 bestimmt ausdrücklich,
ß „der Unterricht in den übrigen Lehrgegenständen (außer
r Religion nämlich) unabhängig sei von dem Einflusse
er Kirche oder Religionsgenossenschaft“. Im Geiste dieses
ragraphen sind denn alle Lehrbücher für die Volksschule
gefaßt und wird der Unterricht vom Lehrer ertheilt.
nabhängigkeit von dem Einflusse jeder Kirche
er Religionsgenossenschaft“ — das ist die Signatur
r österreichischen Volksschule und des österreichischen Lehrer-
ndes! Und dieser Schule und diesem Lehrerstande werden

unsere christlichen Kinder zur Ausbildung zugeführt, zwangsweise, kraft des Gesetzes!

In der am 12. März 1890 abgehaltenen Sitzung der Schulcommission des österreichischen Herrenhauses gaben die bischöflichen Mitglieder derselben, nämlich Cardinal Schönborn von Prag, Fürstbischof Zwerger von Graz und Fürstbischof Missia von Laibach, über die Forderungen der katholischen Kirche in Betreff der Volksschulen eine Erklärung ab, deren Schluß also lautete:

„Wir können nicht umhin, für katholische Kinder katholische öffentliche Volksschulen zu fordern und diese Forderung in folgenden Punkten näher zu bestimmen:

1. Die öffentlichen Volksschulen sind so auszugestalten, daß es den katholischen Kindern möglich gemacht werde, dieselben in der Regel ohne Vermischung mit Kindern anderer Confessionen zu besuchen.

2. An katholischen öffentlichen Volksschulen haben sämmtliche Lehrer der katholischen Kirche anzugehören, sind für dieselben an katholischen Lehrerbildungsanstalten auszubilden und haben auch die Befähigung zur Ertheilung des katholischen Religionsunterrichtes zu erwerben.

3. Bei Anstellung der Lehrer an katholischen öffentlichen Schulen ist den Organen der katholischen Kirche jene Einflußnahme zu gewähren, welche nothwendig ist, um sich der entsprechenden Wirksamkeit des anzustellenden Bewerbers zu vergewissern.

4. Der Religionsunterricht ist an diesen Schulen durch Mitverwendung des Lehrers zu erweitern und der übrige Unterricht, die Lehrpläne, sowie auch sämmtliche Lehr- und Lernmittel so einzurichten, daß darin nicht nur nichts vorkomme, was für katholische Kinder anstößig wäre, sondern alles in einheitlicher Beziehung zu dem katholischen Charakter der Schule stehe.

5. Was die Beaufsichtigung der katholischen Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten betrifft, so ist es zu ermöglichen, deren confessionellen Charakter durch ordnungsmäßig von ihr

über alle Kronländer erstreckt. Die Aufnahme in all diese Vereine verschafft ihm die Antheilnahme an den großen „Wohlthaten", welche das Lehrervereinswesen bietet. Und der „Wohlthaten" größte ist die Lektüre der „Deutsch-österreichischen Lehrerzeitung", welche ihm als Vereinsgabe zukommt.

Dieses Lehrerblatt, von dem wiederholt in den gelben Heften schon die Rede war, wird von einem im Fahrwasser des bekannten Apostaten Wolf segelnden protestantischen Lehrer in Wien redigirt und geht alle vierzehn Tage in 12000 Exemplaren in die Welt hinaus. Der Geist, der in diesem Blatte weht, ist ein so ausgesprochen kirchen- und priesterfeindlicher, wie er feindseliger nicht gedacht werden kann. In der Nummer vom 1. September 1896 war z. B. Folgendes zu lesen:

„Für die Lehrerschaft gibt es mit den Klerikalen keinen Frieden, sondern nur den Krieg. Es ist für die Lehrer, die nicht zu Schafen herabsinken und das verächtlichste Dasein führen wollen, eine Lebensfrage, daß die Klerikalen zerschmettert werden. Mit ihnen einen Frieden eingehen, das heißt sich der Menschenwürde entäußern. Wie die Distel keine Feigen, der Dornstrauch keine Trauben trägt, so kann auch bei den Klerikalen keine Liebe zur Bildung der Jugend und des Volkes gefunden werden; sie sind ein Gewächs, das man umhauen und ins Feuer werfen muß, damit es zu Asche verbrenne".

Am 1. Dezember 1898 brachte das Blatt folgende Auslassung:

„Wo haben die Befehle, denen er (nämlich der katholische Priester) sich beugt, ihren Ausgangspunkt? Hinter den Bergen! Nicht deutscher Geist zeigt den Geistlichen die Wege, die sie wandeln müssen, in Italien thront die undeutsche Macht, die sie als Stecken und Stäbe in der Hand hat".

So ist die Sprache in dem Organe des ca. 15000 Mitglieder zählenden „Deutsch-österr. Lehrerbundes." Der blindwüthige Haß gegen Kirche und Geistlichkeit, der in diesen zwei Proben zum Ausdrucke kommt, zeigt sich in jeder

kommen dürfe, um Unterricht in der Religion zu ertheilen und daß sogar von Schulwegen die allgemeinen religiösen Uebungen der Kinder überwacht werden. Als ob mit zwei Religionsstunden in der Woche die christlichen Kinder zu sittlich-religiösen Charakteren erzogen werden könnten, fest genug, um in den Gefahren und Stürmen des späteren Lebens Stand zu halten!

Gleichwohl hätte die durch das Schulgesetz vom 25. Mai 1868 begründete österreichische „Neuschule“ der Kirche und dem christlichen Volke nicht so große Wunden schlagen können, wenn nicht die Lehrerschaft in den Dienst des Liberalismus getreten wäre. Der Lehrer ist es ja, der den Geist in der Schule bestimmt. Wie der Lehrer, so die Schule. Auch indifferente Lehrbücher sind ungefährlich für christliche Kinder, wenn ein gläubiger Lehrer sie behandelt. Was jenen abgeht, ergänzt dieser durch sein lebendiges Wort und sein Beispiel. Hätten wir eine gläubige Lehrerschaft, wir könnten uns beruhigen. Aber von einer Lehrerschaft, die durch die österreichische Simultan-Lehrerbildungsanstalt gegangen ist, erwarten, daß sie mit gutem Erfolge an der sittlich-religiösen Ausbildung unserer christlichen Jugend arbeite, hieße, gelinde gesagt, zu viel erwarten.

Gesetzt auch, die österreichischen Lehrerbildungsanstalten wären im Stande, ein brauchbares Material für das Lehramt an den Volksschulen zu liefern; wird es brauchbar bleiben? Kann nicht sein. Kaum ist der junge Lehramtscandidat auf seinem ersten Anstellungsposten angelangt, wird ihm auch schon von seinen „Collegen“ nahegelegt, daß er in den Bezirkslehrerverein eintreten müsse; das sei er seinem Stande schuldig. Natürlich weigert er sich nicht, aus Angst schon, er könnte im Weigerungsfalle auf die „Proscriptionsliste“ seiner „Collegen“ gesetzt werden und so zu Schaden kommen. Durch den Eintritt in den Bezirkslehrerverein ist er auch schon aufgenommen in den Landeslehrerverein, und damit auch in den „Deutsch-österreichischen Lehrerbund“, der sich

Indessen kam der Antrag bis jetzt gar nicht zur Verhandlung, dank den nationalen Wirren, die die Gesetzgebungsmaschine zum Stillstand gebracht haben.

Vom Parlamente darf also das christliche Volk nichts erwarten. Die Schulfrage darf es deßhalb aber auch um keinen Preis auf sich beruhen lassen, will es nicht seine eigene Zukunft und die Erhaltung des katholischen Charakters und damit die Existenz des alten Kaiserstaates auf's Spiel setzen. Hier heißt es energisch handeln, um zu retten, was zu retten ist.

Das ganze Uebel unserer Schulmisere ruht, wie jedem Einsichtigen klar ist, eigentlich in der Lehrerschaft. Die österreichische Schulfrage ist weniger eine Schul- als vielmehr eine Lehrerfrage. Hätten die durch das Gesetz von der Kirche freigemachten Lehrer ihre Freiheit nicht so sehr mißbraucht, hätten sie nicht ihre Freiheit von der Kirche bis zur Freiheit von der christlichen Pädagogik gesteigert, man könnte sich beruhigen; schließlich macht ja doch nicht das Gesetz die Schule, sondern der Lehrer. Wie der Lehrer, so die Schule.

In der letzten Zeit schien es, als ob das Unterrichtsministerium sich zu einer Rettungsthat aufraffte. Es verlautete nämlich, daß an maßgebender Stelle der Plan bestünde das Lehrerbildungswesen umzugestalten, und zwar derart, daß die betreffenden Anstalten auf eine confessionelle Grundlage gestellt, ein 5jähriger Bildungskurs eingeführt und daß für die Zöglinge Internate eingeführt werden sollten. Kaum war das in der Oeffentlichkeit ruchbar geworden, als auch schon im Lager des österreichischen Liberalismus besonders auf Seiten der Lehrerschaft zum Sturm geblasen wurde. Bis jetzt ist denn auch aus der Sache nichts geworden. Und ob überhaupt etwas daraus werden wird, steht angesichts der unsagbar tristen innerpolitischen Verhältnisse Oesterreichs sehr dahin.

Es bleibt nichts übrig, als daß das christliche Volk sich

Nummer. Das Blatt wird mit Freuden in der Lehrerwelt gelesen. Die Wirkung ist natürlich die, daß die liberale Lehrerschaft immermehr von der Kirche losgetrennt, daß sie in einen immer schärferen Gegensatz zu der Geistlichkeit hineingetrieben wird, dadurch aber auch immermehr die Eignung verliert, die Erziehung der katholischen Jugend zu besorgen. Der frühere langjährige Unterrichtsminister von Gautsch wurde wiederholt auf das destruktive Treiben der „Deutsch-österr. Lehrerztg." und der Lehrerpresse überhaupt auf das nachdrücklichste aufmerksam gemacht und gebeten, einzuschreiten. Er schritt aber nicht ein. Ob er nicht wollte oder nicht konnte, entzieht sich unserer Kenntniß. Aber betrübend ist es über alle Maßen, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in unserem durch die katholische Kirche groß gewordenen Oesterreich in der Schule eine Lehrerschaft waltet, die in ihrer großen Mehrheit nichts höheres kennt als den Kampf gegen diese Kirche bis aufs Messer. Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica!

Wie wird's besser werden? Das Schulgesetz vom 25. Mai 1868 und vom 14. Mai 1869 wird sobald nicht fallen. Wir haben keine dominirende auf dem Boden der Kirche stehende Partei im Parlamente, die ein anderes Schulgesetz erzwingen könnte. Wie das Parlament jetzt zusammengesetzt ist, ist von ihm ein christliches Schulgesetz absolut nicht zu erwarten. Und wenn auch eine Majorität dafür aufzutreiben wäre, würde die endliche Beschlußfassung ganz gewiß durch die Obstruktion der Radikalen verhindert werden. Die katholische Volkspartei machte darum den Versuch, in anderer Weise einigermaßen zum Ziele zu kommen. Im Vertrauen auf die Mitwirkung der autonomiesüchtigen Jungczechen stellte sie den Antrag, daß die Regelung der Schulangelegenheiten in die Competenz der einzelnen Landtage fallen solle. Wäre der Antrag durchgedrungen, dann hätten wir in sechs Kronländern, in Nieder- und Oberösterreich, in Salzburg, Tirol, Vorarlberg und Krain, die confessionelle Schule bekommen.

Indessen kam der Antrag bis jetzt gar nicht zur Verhandlung, dank den nationalen Wirren, die die Gesetzgebungsmaschine zum Stillstand gebracht haben.

Vom Parlamente darf also das christliche Volk nichts erwarten. Die Schulfrage darf es deßhalb aber auch um keinen Preis auf sich beruhen lassen, will es nicht seine eigene Zukunft und die Erhaltung des katholischen Charakters und damit die Existenz des alten Kaiserstaates auf's Spiel setzen. Hier heißt es energisch handeln, um zu retten, was zu retten ist.

Das ganze Uebel unserer Schulmisere ruht, wie jedem Einsichtigen klar ist, eigentlich in der Lehrerschaft. Die österreichische Schulfrage ist weniger eine Schul- als vielmehr eine Lehrerfrage. Hätten die durch das Gesetz von der Kirche freigemachten Lehrer ihre Freiheit nicht so sehr mißbraucht, hätten sie nicht ihre Freiheit von der Kirche bis zur Freiheit von der christlichen Pädagogik gesteigert, man könnte sich beruhigen; schließlich macht ja doch nicht das Gesetz die Schule, sondern der Lehrer. Wie der Lehrer, so die Schule.

In der letzten Zeit schien es, als ob das Unterrichtsministerium sich zu einer Rettungsthat aufraffte. Es verlautete nämlich, daß an maßgebender Stelle der Plan bestünde das Lehrerbildungswesen umzugestalten, und zwar derart, daß die betreffenden Anstalten auf eine confessionelle Grundlage gestellt, ein 5jähriger Bildungskurs eingeführt und daß für die Zöglinge Internate eingeführt werden sollten. Kaum war das in der Oeffentlichkeit ruchbar geworden, als auch schon im Lager des österreichischen Liberalismus besonders auf Seiten der Lehrerschaft zum Sturm geblasen wurde. Bis jetzt ist denn auch aus der Sache nichts geworden. Und ob überhaupt etwas daraus werden wird, steht angesichts der unsagbar tristen innerpolitischen Verhältnisse Oesterreichs sehr dahin.

Es bleibt nichts übrig, als daß das christliche Volk sich

selbst zu helfen suche. Vor mehr denn 10 Jahren entstand in Wien durch die Bemühungen einiger für die christliche Erziehung unserer Jugend begeisterten opferwilligen Herrn der „Kathol. Schulverein“ mit dem Zwecke, specifisch katholische Schulen und Lehrerbildungsanstalten ins Leben zu rufen. Das Resultat ist ein erfreuliches. Heute besitzt der Verein in Wien ein blühendes Lehrerseminar und mehrere stark besuchten Schulen. Die Schulbrüder haben in Strebersdorf bei Wien und in Tisis bei Feldkirch zwei gut besuchte Lehrerbildungsanstalten mit Oeffentlichkeitsrecht, in denen die Lehramtscandidaten im Geiste des großen katholischen Pädagogen Joh. Bapt. von Lasalle herangebildet werden. Unterstützt werden die Bemühungen der Schulbrüder von einem „Vereine zur Heranbildung kath. Lehrer“, an dessen Spitze ein Fürst Windischgrätz steht. Leider finden beide Vereine bei der christlichen Bevölkerung Oesterreichs noch lange nicht jene Beachtung und Förderung, welche sie verdienen. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Benediktiner von Gries in Tirol in diesem Jahre den hochherzigen Entschluß gefaßt haben, auf ihre Kosten eine Lehrerbildungsanstalt ins Leben zu rufen und zu erhalten.

Möge die Nothlage, in welcher sich gegenwärtig in Oesterreich die religiös-sittliche Erziehung unserer katholischen Jugend befindet, Klerus und Volk immermehr zum Bewußtsein kommen und beide zu weiteren energischen Anstrengungen in Bewegung setzen!

V.

Monumenta episcopatus Vesprimiensis.[1]

Die ungarische Milleniumsfeier erweckte in Ungarn allseitiges, erneutes Interesse für das Studium der [vat]erländischen Geschichte. Dabei durfte die katholische [W]issenschaft um so weniger zurückbleiben, als an den [ru]hmvollen Seiten dieser tausendjährigen Geschichte die [kat]holische Kirche einen sehr wesentlichen Antheil hat. Aus [die]ser Veranlassung sah sich daher auch der hochw. Herr [B]ischof von Veszprim, Karl Freiherr von Hornig, [be]wogen, eine Sammlung der die Geschichte seiner Diöcese [be]treffenden historischen Dokumente zu veranstalten. Der [An]fang dieses großartigen und verdienstvollen Unternehmens [lie]gt in den beiden bis jetzt erschienenen, mit vornehmer [Pr]acht ausgestatteten Bänden vor, deren Herausgabe der [au]sgezeichnete, auch in Deutschland rühmlich bekannte un-[ga]rische Historiker Dr. Wilhelm Fraknói besorgt hat.

Nach dem für das ganze Unternehmen vorgezeichneten [P]lane sollten zuerst die Monumenta Romana herausgegeben [w]erden, d. h. die auf den Verkehr der Diöcese mit dem

---

1) Monumenta Romana Episcopatus Vespremiensis. Munificentia Caroli L. B. Hornig Episcopi Vespremiensis edita a Collegio Historicorum Hungarorum Romano. Tomus I. 1103–1276. Budapestini 1896. CLX u. 410 S. 4°. Tomus II. 1276–1415. Budapestini 1899. CII u. 467 S. 4°.

heiligen Stuhl bezüglichen, getrennt von den einheimischen Urkunden zur Geschichte derselben. Diese beiden ersten Bände gehören also zu dieser Serie der Monumenta Romana. Die in ihnen mitgetheilten Dokumente bieten indessen, bei der Mannigfaltigkeit der Veranlassungen zu schriftlichem Verkehr mit Rom, auch vieles Detail für die innere Geschichte der Diöcese. Dabei wird die Diöcese Veszprim in ihrem alten Umfange genommen, da sie noch die jetzige Diöcese Stuhlweissenburg und die alte Königsstadt Ofen mit umfaßte. — Die Prolegomena jedes Bandes sind zuerst lateinisch, dann ungarisch gegeben; die an den Kopf der publicirten lateinischen Urkunden gesetzten Inhaltsangaben und die Anmerkungen zu den Texten leider nur ungarisch.

Der I. Band geht von den Jahren 1103–1276. Er enthält in seinem ersten Theil (p. 1—162) 197 Urkunden (dazu noch zwei Nachträge p. 285—287), die sich entweder direkt und speciell, oder bei anderweitiger Adresse nebenbei auf die Bischöfe und die Diöcese von Veszprim, oder auf kirchliche Anstalten im Umfange derselben beziehen; der größere Theil aus den vaticanischen Regesten, anderes aus den Diöcesanarchiven von Veszprim und von Gran, dem ungarischen Kloster St. Martin, dem ungarischen Reichsarchiv; darunter früher Gedrucktes und bisher nicht Publicirtes; ersteres überall mit den Originalen verglichen (vgl. S. X).

Die Geschichte des zur Kirchenprovinz Gran gehörigen Bisthums Veszprim beginnt mit dem Jahre 1009, in welchem Jahre es von König Stephan dem Heiligen gegründet wurde. Für das 11. und 12. Jahrhundert fließen indessen die Nachrichten zur Specialgeschichte desselben sehr spärlich; auch die Reihe der Bischöfe desselben in diesen beiden Jahrhunderten, soweit sie festgestellt werden kann, weist große Lücken auf (vgl. S. XII f.) Die Reihe der erhaltenen Monumenta Romana beginnt mit einem Schreiben des Papstes Paschalis II. vom Jahre 1103; es folgen vereinzelte spärliche Stücke bis zum Ende des Jahrhunderts;

erst seit Papst Innocenz III. (1198), dessen Schreiben mit Nr. 6 beginnen, liegen die Correspondenzen in reichlicherer Anzahl vor. In der Hauptsache betreffen die Urkunden dieses ersten Bandes die Zeit der Bischöfe Robert (1209 bis 1226), Bartholomäus (1226—44), Zelandus (1244—62), Paulus (1262—75). Der bedeutendste unter diesen Veszprimer Bischöfen des 13. Jahrhunderts war Robert, der von 1209—26 die Diöcese regierte (1226 wurde er Erzbischof von Gran), ein energischer und thatkräftiger, manchmal auch gewaltthätiger Mann, der auch in den politischen Verhältnissen Ungarns eine hervorragende Rolle spielte (Prolegomena p. XV—XXIII). Ein Theil der Urkunden betrifft seine Differenzen mit dem Erzbischof Johannes von Gran und mit der Abtei St. Martin. Von besonderer Wichtigkeit ist darunter Nr. 38 (S. 35), die Vereinbarung betreffend, welche Robert im Jahre 1216 in Rom, wo er sich 1215 bis 1216 aufhielt und in dieser Zeit dem Lateranconcil anwohnte, mit dem Erzbischof von Gran abschloß. Neben andern Differenzpunkten handelte es sich dabei um das Vorrecht des Veszprimer Bischofs, die Königin zu krönen und zu salben, das der Erzbischof, dem als dem ersten geistlichen Würdenträger des Reiches die Krönung und Salbung des Königs zukam, ebenfalls für sich beanspruchte. Die beiderseitigen Ansprüche wurden unter Anerkennung des Bischofs von Veszprim dahin ausgeglichen: Quod si rex et regina simul coronari debeant et inungi, Strigoniensis (der Erzbischof von Gran) coronet et inungat regem et Vesprimiensis reginam; si vero sola regina coronari debeat et inungi, Strigoniensis inungat eam, Vesprimiensis autem coronam imponat eidem; quod si contingat Strigoniensem in coronatione reginae abesse, Vesprimiensis nihilominus inungat et coronet eam. Diese Vereinbarung wird von Papst Honorius III., der dem Bischof Robert sehr gewogen war, in einem Schreiben an denselben vom 18. Dez. 1220 von neuem bestätigt. — Unter den politischen Ereignissen, in

die er eingriff, steht die Ehescheidungsangelegenheit des Bela, des Sohnes des Königs Andreas II., in erster Reihe, in welcher Robert dem auf die Scheidung dringenden Willen des Königs entgegentrat und in den daraus folgenden Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn in der Vertheidigung des Rechtes für den letzteren eintrat, wofür ihn Papst Honorius in einem Schreiben vom 22. Februar 1224 lobt: „quod . . . tu eidem Belae regi et uxori suae semper fideliter astitisti, pro ipsorum stans matrimonio, laborantibus ad eorum divortium intrepide in faciem eorundem iustitiae amore resistens" (Nr. 72, S. 61). Auch an dem Zustandekommen des Kreuzzuges des Königs Andreas (1217) hatte Bischof Robert hervorragenden Antheil (p. XVIII sq.). Seine Translation auf den erzbischöflichen Stuhl von Gran betreffen die zwei päpstlichen Schreiben vom 13. März 1226, an König Andreas und an das Domkapitel von Gran (Nr. 85 und 86, S. 72 f.)

Die Urkunden aus der Zeit seines Nachfolgers Bartholomäus (1226—44; vgl. p. XXIII sq.) betreffen u. a. Streitigkeiten mit dem Kloster St. Martin. — Zu Differenzen gab die Wahl des Bischofs Zelandus Veranlassung (1244—62; vgl. p. XXIV—XXVIII), den das Domkapitel aus seiner Mitte wählte, ohne die königliche Genehmigung einzuholen. Der König Bela wollte deßhalb die Wahl nicht anerkennen und appellirte an den Papst, der den Erzbischof von Kolocza am 28. Febr. 1245 mit der Untersuchung der Sache beauftragte (Nr. 141, S. 120 f.). Der weitere Verlauf der Sache läßt sich urkundlich nicht verfolgen; indessen erscheint Zelandus seit Ende 1245 als auch vom König anerkannter Inhaber des bischöflichen Stuhles. Allerdings verfolgte ihn während seiner ganzen Amtsdauer die Ungnade des Königs, der die Rechte und Privilegien des Veszprimer Bischofs fortwährend zu beeinträchtigen suchte. Eine Folge dieser Streitigkeiten war, daß auch der Klerus der Diöcese gegen den Bischof aufgehetzt wurde.

Dagegen erfreute sich der Nachfolger des Zelandus, der Bischof Paulus (1262–75; vgl. p. XXVIII sq.) der Gunst des Königs, der ihm die dem Vorgänger entrissenen Einkünfte zurückgab und die dem bischöflichen Stuhl zu Veszprim zukommenden Privilegien wieder bestätigte, besonders das Recht, die Königinen zu krönen und das Amt des Kanzlers bei denselben zu versehen.

Den größten Theil des 1. Bandes (p. 160—384) füllen die Akten der Voruntersuchung zum Canonisationsprozeß der seligen Margaretha von Ungarn, der Tochter des Königs Bela IV., Nichte der hl. Elisabeth. (Vgl. dazu die lateinischen Prolegomena p. XXXIII—LXVII; die ungarischen p. CI—CLVIII enthalten einige Abschnitte, welche in der lateinischen Uebersetzung nicht wiedergegeben sind).[1] Die selige Margaretha, schon in zartester Jugend dem Klosterleben geweiht, war in ihrem vierten Lebensjahre zuerst in das Dominikanerinenkloster zu Veszprim gebracht worden, von da 1252 im Alter von 10 Jahren in das für sie erbaute Kloster desselben Ordens auf einer Donauinsel (damals Haseninsel genannt) bei Ofen, wo sie im Alter von 28 Jahren am 18. Januar 1270 (oder nach der gewöhnlichen Annahme 1271) starb. Ihre irdischen Ueberreste wurden aus ihrem Kloster später, als die Nonnen desselben im 16. Jahrhundert vor den Türken fliehen mußten, nach mehrfachen Wanderungen zuletzt nach Preßburg übertragen. Schon bald nach ihrem Tode sollte der Canonisationsprozeß eingeleitet werden, und eine von Papst Gregor X. delegirte Commission unter dem Vorsitze des Erzbischofs Philipp von Gran begann wahrscheinlich im Juli 1271 die erste Voruntersuchung. Die Akten derselben wurden nach Rom ge-

1) Vgl. über dieselbe im Allgemeinen Kaulen im Kirchen-Lexikon, 2. Auflage, VIII, 697—699. Greith, Die deutsche Mystik im Prediger-Orden (Freiburg 1861), S. 356—362. Acta Sanctorum Januarii T. II (Antwerp. 1643), p. 897—909.

sandt, dann ruhte aber die Sache bis zum Tode des Papstes. Als sie unter Papst Innocenz V. (1276) von neuem betrieben wurde, wurden die ersten Akten in Bezug auf allseitige Genauigkeit nicht befriedigend befunden; der Papst ordnete deßhalb eine neue Voruntersuchung an, für deren Vornahme er zwei Priester, Ubertus Bianchi, päpstlichen Kaplan und Canonikus in Piacenza, und de la Corre, Doctor Decretorum und Canonikus in Verona, delegirte; das ihnen von Innocenz V. ausgestellte Beglaubigungsschreiben ist vom 14. Mai 1276, und eine weitere Anweisung für die Vornahme des Zeugenverhörs vom 25. Mai datirt. Im Juli kamen die beiden Delegaten in Ofen an und begannen am 23. Juli, nachdem inzwischen Papst Innocenz gestorben war, auf der Insel die Zeugenaufnahme, die mindestens bis zum 20. Oktober (bis dahin gehen die erhaltenen Zeugenaussagen) dauerte. Die darüber aufgenommenen Akten sind die hier zum erstenmal veröffentlichten. Sie wurden nach Abschluß der Untersuchung an Papst Johannes XXI. (1276—77) gesandt, nachdem auch Hadrian V. (1276) schon gestorben war. Zu Ende geführt wurde aber der Canonisationsprozeß weder damals noch später; gleichwohl wird Margaretha allgemein als Selige oder Heilige bezeichnet und wurde ihre Verehrung für Ungarn und für den Dominikanerorden gestattet.

Bisher waren drei Vitae der seligen Margaretha bekannt: 1) die von dem Dominikaner Garinus im Jahre 1340 verfaßte (veröffentlicht von Ferd. Knauz in der Sion Hungarica und separat unter dem Titel: Legenda S. Margarethae Neapolitana, Strigonii 1868; der kurze, zuerst von Surius, genauer von den Bollandisten, Acta SS. Jan. II, 900 ss. veröffentlichte Text ist nur ein Auszug daraus); 2) die von einem Dominikaner Johannes ursprünglich auch lateinisch verfaßte Legende, nur in einer deutschen Uebersetzung erhalten (im Cod. germ. Mon. 750); 3) eine in ungarischer Sprache überlieferte Legende. (Vgl. p. XXXVI—XXXVIII.) Die

lle, aus welcher diese verschiedenen Autoren geschöpft
en, sind die jetzt vorliegenden Akten. (Beispiele für das
hältniß des Garinus und der ungarischen Legende zu
selben, durch Nebeneinanderstellung paralleler Stellen,
CXLII—CXLVIII.) Ueber die Geschichte der Handschriften
selben wird p. XLVI ss. ausführlich berichtet. Das nach
n gesandte Originalmanuscript kam am Anfang des
Jahrhunderts mit den Päpsten nach Avignon, wo es
Garinus bei Abfassung seiner Vita vorlag. Später war
nicht mehr auffindbar. Dagegen wurde im Jahre 1640
in Ungarn zurückgebliebene zweite Exemplar im Grabe
sel. Margaretha zu Preßburg wieder entdeckt und davon
l eine Abschrift nach Rom gesandt. Die letztere Copie
im 18. Jahrhundert in Rom noch vorhanden und wurde
imal abgeschrieben; die eine Abschrift vom Jahre 1729
ndet sich im Archiv des Dominikanerordens zu Rom;
andere, die um 1780 der Bischof von Siebenbürgen
af Ignaz von Batthyani für sich machen ließ, befindet
jetzt in der bischöflichen Bibliothek zu Karlsburg (Alba
ia), wo der Herausgeber sie im Jahre 1880 entdeckte und
schon damals zur Herausgabe des interessanten Quellen-
ks entschloß. Da es ihm nun weder gelang, das 1640
der entdeckte zweite Exemplar von 1276, noch die damals
h Rom gekommene Abschrift ausfindig zu machen, so
ßte er sich entschließen, die jüngste Abschrift von 1780,
en Zuverlässigkeit sich aus ihrer genauen Uebereinstimmung
der von 1729 bei der Vergleichung ergab, als Grund-
e der Ausgabe zu nehmen, da sie wenigstens die Copie
n 1641 ersetzen kann. Der Herausgeber glaubt auch die
age, ob diese letztere das damals gefundene alte Exemplar
nau wiedergebe, bejahen zu dürfen. Auch die Fehler in
Wiedergabe ungarischer Personen- und Ortsnamen seien
hl genau aus der alten Vorlage copirt und gehen auf
Hand der italienischen Notare zurück, von denen die

ursprünglichen Akten niedergeschrieben wurden (p. XLVIII s.). Leider sind noch diese Akten auch nicht unversehrt durch diese späteren Abschriften überliefert, sondern haben an mehreren Stellen größere Lücken, die auf Verluste von mindestens mehreren Bogen, welche das alte Exemplar erfahren hatte, ehe es seine Ruhestätte im Grabe zu Preßburg fand, zurückgehen (p. LI). Die Vitae bieten noch Einiges, was jetzt in den uns vorliegenden Akten fehlt, und was doch jene nur aus diesen, als sie noch vollständig waren, haben können (p. LV). Aber auch in dieser unvollkommen überlieferten Gestalt ist das Schriftstück von großem Werth, besonders durch die Aussagen der zahlreichen noch lebenden Klostergenossinen der sel. Margaretha, die den größten Theil des noch Erhaltenen ausmachen, und die ein sehr lebensvolles Bild von ihrem Leben im Kloster geben. Die von den Zeugen größtentheils in ungarischer Sprache gemachten Aussagen wurden durch Dolmetscher, die wiederholt mit Namen genannt sind, den päpstlichen Delegaten in lateinischer oder italienischer Uebersetzung zugänglich gemacht (p. LV sq.). Das Latein der Akten selbst ist vielfach mit italienischen Worten untermischt.

Von 6 Urkunden dieses 1. Bandes, vom Ende des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, ist jeweils ein Facsimile beigefügt, zu p. 4, 10, 18, 35, 62, 122. Außerdem schmückt den Band die farbige Nachbildung eines Bildes der sel. Margaretha, aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, zu p. CI.

Der II., von 1276—1415 gehende Band enthält 499 theils früher gedruckte, theils bisher unedirte Urkunden. (Von einer Anzahl derselben aus den späteren Jahren ist indessen nur jeweils eine kurze ungarische Inhaltsangabe gegeben.) Der bischöfliche Stuhl von Veszprim hatte während dieser Zeit folgende Inhaber, über welche p. VII—XXVI

der Prolegomena mit Hinweis auch auf anderwärts veröffentlichtes urkundliches Material zu deren Geschichte gehandelt wird: Petrus II. (1276 bis nach 1288); Benedikt II. (c. 1290–1311); Stephan I. (1311–1322); Heinrich (1322–34); Mesko (1334–44); (Stephan II. 1344–45; Galhardus de Carceribus 1345–46); Johannes (1346–57); Ladislaus I.[1]) (1358–72); Ladislaus II. (1372–77); Petrus III. (1377–79); Benedikt IV. (1379–87); Demetrius (1387–91); Maternus (1391–95); Demetrius zum zweiten Mal (1395–99); Michael I. (1399–1402); Georg (1403–24).

In Bezug auf die meisten dieser Bischöfe sind Urkunden mitgetheilt, die sich auf deren Wahl resp. Ernennung beziehen. Andere beziehen sich auf verschiedene Streitigkeiten derselben, in welchen die päpstliche Entscheidung angerufen wurde, oder auf ihren Antheil an den politischen Verhältnissen im Reiche, der sich indessen hier nur gelegentlich und unvollständig abspiegeln kann. Stärker tritt die politische Thätigkeit im Dienste des Königs Ludwig bei dem Bischof Johannes hervor (1346–57), der darüber als erwählter Bischof vier Jahre verstreichen ließ, ehe er sich consecriren ließ (dazu Nr. 157 und 158 p. 138 sq.). Zu länger andauernden Streitigkeiten führte die Erhebung des früheren Bischofs von Bosnien, Georg, auf den Stuhl von Veszprim durch Papst Bonifaz IX., die unter dem 9. März 1403 erfolgte (Nr. 441, p. 344), da König Sigismund (der spätere Kaiser) sich derselben widersetzte. Da sich Georg nun auch noch dem um diese Zeit unternommenen Versuche, den Prätendenten Ladislaus von Neapel auf den Thron von Ungarn zu bringen, anschloß, so sah er sich nach dessen Mißerfolg genöthigt, Ungarn zu verlassen, und hielt sich fortan in Rom auf. Sigismund

---

1) S. 199, Z. 5 ist durch Versehen Demetrio statt Ladislao ergänzt.

aber betrachtete nun das Bisthum als vakant und beauftragte mit der Verwaltung desselben zuerst einen Laien Nikolaus Szécsi, während von 1407—1409 in königlichen Urkunden Johannes Albeni als Bischof von Veszprim erscheint, der aber vom Papste nicht bestätigt wurde. Die Päpste (Innocenz VII., Gregor XII., Alexander V.) betrachteten indessen fortgesetzt Georg als den allein legitimen Bischof. 1411 ernennt Sigismund nochmals einen Alexander, der bald darauf wieder verschwindet, während darauf der König das Bisthum wieder als vakant betrachtet. (Vgl. p. XXIV—XXVI.) Am 1. Sept. 1412 ernannte Papst Johannes XXIII., um den durch die langjährige erzwungene Abwesenheit des rechtmäßigen Bischofs Georg für die Diöcese herbeigeführten schweren Nachtheilen endlich abzuhelfen, in Vertretung des abwesenden Bischofs den Cardinal Branda Castiglione, Legaten des apostolischen Stuhles in Ungarn, zum Administrator der Diöcese in spiritualibus et temporalibus, für so lange Zeit, bis Georg selbst nach Ungarn werde zurückkehren und die Leitung der Diöcese in die Hand nehmen können. (Nr. 477, p. 365 sq.) Als dessen Generalvikar in spiritualibus wiederum erscheint Nikolaus de Liptoria (Nr. 494, S. 378, vom Jahr 1415). So bleiben die Verhältnisse bis 1424, was über den zeitlichen Rahmen des vorliegenden 2. Bandes schon hinausliegt.

Ein großer Theil der Urkunden des 2. Bandes bezieht sich ferner auf päpstliche Reservate (darüber die Prolegomena p. XXVII—XXXII); Bullen, durch welche dem Papste zur Collation reservirte Pfründen verschiedenster Art im Umfange der Diöcese verliehen werden, und Suppliken theils von Seiten der Bewerber, theils von Seiten der Könige oder der Bischöfe, zur Empfehlung bestimmter Personen. Die hieher gehörigen Urkunden, die werthvolle Beiträge zur Kirchengeschichte Ungarns bieten, sind großentheils (besonders die Suppliken) zum erstenmal aus den Regestenbänden des Vatikanischen Archivs hier veröffentlicht.

Ein weiterer Theil der Dokumente endlich bezieht sich auf die Erhebung der von den Päpsten und den päpstlichen Legaten Ungarn auferlegten Taxen und Abgaben, soweit die Diöcese Veszprim in Betracht kommt (darüber die Prolegomena p. XXXIII—XXXVII). Unter den hierher gehörigen Schriftstücken sind die Aufzeichnungen über die Erhebung der Zehnten von den kirchlichen Beneficien, die im Auftrage des Papstes in den Jahren 1332—1337 in Ungarn vorgenommen wurde, von ganz besonderer Wichtigkeit für die kirchliche Topographie Ungarns im 14. Jahrhundert. (Nach der im Vatikanischen Archiv befindlichen Handschrift: Rationes collectoriae in Hungaria 1317, 1332—1337, Nr. 183, zuerst vollständig veröffentlicht in den Monumenta Vaticana Hungariae, T. I. Verwerthet ist dieses Material in dem Werke von Theodor Ontvai, Descriptio ecclesiastica Hungariae initio saec. XIV, Budapest 1891. Vgl. p. XXXVI). Hier ist davon der auf die Diöcese Veszprim bezügliche Theil, für welche indessen nur die Aufzeichnungen aus den drei Jahren 1333—35 erhalten sind, zum Abdruck gebracht (p. 64—84).

Nur die ungarischen Prolegomena, nicht die lateinischen, enthalten noch eine Abhandlung über die Pfarreien der Diöcese Veszprim im 14. Jahrhundert in ihrem damaligen Umfange, mit Verzeichniß der zu jedem Archidiakonate gehörenden Orte, mit den in den Urkunden damaliger Zeit vorkommenden Namen derselben, die durch die heutigen Namensformen erläutert werden (p. LXXI—XCIV); deßgleichen ein Verzeichniß der Klöster und Niederlassungen der verschiedenen Orden im Umkreis der Diöcese (p. XCV—CII).

Von großem Werth für die Benutzung der beiden Bände sind die jedem Bande beigegebenen sehr sorgfältigen und speziellen alphabetischen Register (T. I, p. 388—410; T. II, p. 387—467), die nicht nur die einzelnen Personen- und Ortsnamen an ihrer alphabetischen Stelle verzeichnen, sondern

auch durch Zusammenstellungen nach verschiedenen Gesich punkten (so werden bei den Namen der einzelnen O jeweils die Namen der dahin gehörenden Personen z sammengestellt; vgl. ferner Stichwörter wie Abbatiae, 387; Canonici ecclesiarum cathedralium et collegiataru II, 400–402; Episcopi, II, 411 sq.; Monasteria, II. 435 : Praepositurae, II, 448 sq.) das in den Bänden e haltene historische Material bequem zugänglich machen.

München. Dr. F. Lauchert.

Hiezu noch eine Mittheilung.

Wir sind ermächtigt, Freunden der ungarischen Kirch geschichte davon Kenntniß zu geben, daß der hochwürdi Herr Bischof von Veszprim, Karl Freiherr von Horn dessen Anregung und Munificenz dieses Werk seine Entsteh verdankt, gerne bereit ist, beide Bände, soweit der Vorr reicht, an gelehrte Institute und Personen, die sich deßhalb Seine Bischöfl. Gnaden wenden, gratis abzugeben.

Die Redaktion.

VI.

Thureau-Dangin über die Oxford-Bewegung.[1]

Der Verfasser, einer der vierzig Unsterblichen der franz-
sischen Akademie, ist den Lesern dieser Zeitschrift wohl bekannt.
r wurde ihnen erstmals vorgeführt durch den Bericht über
ine anschauliche Darstellung des „Verhältnisses von Kirche
d Staat unter der Juli-Monarchie."[2] Dann folgten drei
gere Mittheilungen über sein siebenbändiges klassisches Werk
eschichte der Juli-Monarchie", welches ihm zweimal, 1885
d 1886 den großen Preis Gobert eintrug.[3] Unterdessen durch
e Mitgliedschaft der französischen Akademie geehrt, hat der
istvolle Verfasser, gleichsam um sich eine Ruhepause nach
r Vollendung seines Lebenswerkes zu vergönnen, sich der
iederbelebung des katholischen Lebens in Italien während
s fünfzehnten Jahrhunderts zugewandt, und das Lebensbild
es Ordensmannes, Bußpredigers, Theologen gezeichnet, der

---

1) La renaissance catholique en Angleterre au XIX. siècle. Première partie. Newman et le mouvement d'Oxford par Paul Thureau-Dangin de l'académie française. Paris, Librairie Plon. 1899. 8°. LX. 333 p. (Frcs. 7,50.)

2) L'église et l'état sous la monarchie de Juillet. Bd. 96 (1880) 583 ff.

3) Histoire de la monarchie de Juillet. S. Band 95 (1885) 368 ff. Bd. 104 (1889) 722 ff. Bd. 110 (1892) 695 ff.

leuchtende Spuren in der Kirchengeschichte hinterlassen hat.[1] Vielleicht war es der nachhaltige Eindruck, den die zugleich kraftvolle und liebliche Gestalt des hl. Bernardin auf Thureau-Dangin gemacht, der ihm Veranlassung bot, einer andern unter seinen Augen sich vollziehenden Wiederbelebung im Bereiche der Religion seine Aufmerksamkeit zu schenken. Er wählte sich die katholische Renaissance in England während des neunzehnten Jahrhunderts.

Vielleicht wird man nicht irre gehen bei der Annahme, die neueste geistvolle Arbeit des berühmten Akademikers sei die Frucht der Bemühungen, welche Leo XIII aufgewendet, um das katholische Frankreich für die Rückkehr Englands zur Einheit der katholischen Kirche zu gewinnen. Bei Gelegenheit der dreizehnten Hundertjahrfeier der Landung des heil. Augustinus in England (597) in den Monaten September und Oktober 1897 zu London, Ebbs Fleet in der Grafschaft Kent, sowie in Arles und Paris hat mehr als ein Redner, insbesondere aber die beiden Cardinäle Vaughan von Westminster und Perraud von Autun, die engen Beziehungen zwischen der französischen und der englischen Kirche im Laufe der Jahrhunderte betont.[2]) Begonnen mit Augustinus, welcher mit seinen Gefährten zu harter Winterszeit in Autun Aufnahme gefunden und in Arles die Consekration empfangen, haben diese Beziehungen sich dauernd fortgesetzt im Mittelalter, wo mehr denn ein Primas von Canterbury in Frankreich Schutz vor den Uebergriffen normannischer und angevinischer Könige gefunden, wo Frankreich die kürzeste Route bildete, welche englische Prälaten auf dem Wege nach Rom einschlugen und wo die Männer des Geistes aus den Quellen der Wissenschaft an der Pariser Hoch-

---

1) Bd. 119 (1897) 158: Un prédicateur populaire dans l'Italie de la renaissance. Saint Bernardin de Sienne 1380–1444.

2) Vgl. darüber meinen Aufsatz: Die dreizehnte Hundertjahrfeier der Landung des hl. Augustinus in England im Katholik 1898 I. 50—80.

schule sich labten. Was aber die Periode betrifft, welche mit dem Ausbruch der Glaubensspaltung anhebt, so hat das katholische Frankreich durch die Aufnahme vertriebener englischer, schottischer und irischer Bischöfe und Priester, sowie durch die Gründung von Collegien zur Heranbildung des geistlichen Nachwuchses in diesen drei Reichen den katholischen Glauben daselbst erhalten helfen. In Würdigung dieser Thatsachen hat Leo XIII durch Breve vom 22. August 1897 in der Kirche und dem Seminar St. Sulpice zu Paris, deren Stifter, der ehrwürdige Olier, die Wiedervereinigung Englands mit dem Papste mit seinem Gebete angestrebt, die Erzbruderschaft von der schmerzhaften Muttergottes errichtet, in welcher England und Frankreich in heiligem Wetteifer das Beispiel Olier's fortsetzen möchten.[1])

Im Lichte dieser Vorgänge betrachtet, scheint uns die neue Arbeit Thureau Dangin's eine weit größere Bedeutung als die eines lediglich literarischen Ereignisses zu besitzen. Sie ist im hohen Grade geeignet, dem katholischen Frankreich die Bedeutung der vom Papste getroffenen Einrichtungen zu erklären und wird nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit sogar ungläubiger oder vom Geiste religiöser Gleichgültigkeit berührter Kreise zu erregen. Auch die letztern werden gerne zur Lektüre eines Buches greifen, welches in stilistischer Hinsicht durch eine geradezu vollendete Prosa hervorragt und inhaltlich einen Vorwurf behandelt, der zu den interessantesten Problemen der zeitgenössischen Geschichte gehört. Dazu kommt, daß der Verfasser kein bloßer Stuben-, und Büchergelehrter ist. Die neuesten literarischen Erscheinungen sind ihm wohl bekannt. Die Biographien von Ward, Pusey, Stanley, Bellasis, Hope-Scott u. a., die seiner

---

1) Le cardinal Perraud, évêque d'Autun, Chalon et Macon, Lettre Pastorale sur l'Archiconfrérie & Association de Prières établie par le souverain Pontife pour hater le retour de l'Angleterre à la foi catholique suivie des Discours prononcés par s. Em. à Londres et à Cantorbéry les 12 et 15 septembre 1897 et précédée d'une lettre de Sa Sainteté le Pape Léon XIII.

Zeit auch in dieser Zeitschrift eingehende Würdigungen erfuhren, sind ihm wohl bekannt. Newman's Werke hat er allseitig geprüft. Und dennoch würden diese Studien, die er auch auf anglikanische und katholische Zeitschriften ausgedehnt hat, nicht genügt haben, um seine Schrift an's Licht zu stellen, hätte er als welterfahrener Mann sich nicht auch der Mühe unterzogen, England's Boden zu betreten, sich Land und Leute anzusehen, ihre geistigen Zustände zu erforschen. Katholiken und Anglikaner hat er über die gegenwärtigen geistigen Strömungen befragt und die Ergebnisse seiner persönlichen Besuche in tonangebenden Kreisen in einer 58 Seiten umfassenden Einleitung niedergelegt.

Nicht gerade sämmtliche Urtheile des gelehrten Akademikers in der Einleitung können wir als zutreffend erachten. Im Allgemeinen soll anerkannt werden, daß er fest auf dem Boden der katholischen Lehre steht und die ebenso manchfaltigen, wie verschlungenen Erscheinungen im Gebiete des anglikanischen Kirchenlebens am Maßstabe derselben prüft. In zwei Punkten dürfte er den englischen Katholiken kaum gerecht werden. Daß die letztern, wie auf S. 54 der Einleitung behauptet wird, erst in jüngster Zeit zu einer richtigen Würdigung der ritualistischen Bewegung gelangt, dürfte der Wahrheit kaum entsprechen. Näher kommt man derselben mit der Betonung von zwei verschiedenen Auffassungen, welche sich im Laufe der Zeit in katholischen Kreisen kund gaben. Während eine optimistische Würdigung im Ritualismus eine Wirkung der göttlichen Gnade erkennen zu sollen meinte, hatte man anderseits die schweren Nachtheile nicht übersehen, welche das Ritualistenthum durch schwarzen Haß gegen den Papst, unwürdige Behandlung der anglikanischen Bischöfe, regellose Seelenleitung, den Geist der Unbotmäßigkeit und die Verstümmelung katholischer Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche zugefügt hat. Wem diese Versicherung nicht genügt, der braucht nur einmal die Spalten der Church Times zu prüfen, um sich eines Bessern zu überzeugen.

Vollends unverständlich aber dünken uns einige Bemerkungen auf S. 55 der Einleitung, in welchen die Rede ist „von (englischen)

Katholiken, welche die Tragweite gewisser Dogmen mit Vorliebe erweitern; welche irrigen oder zweifelhaften Meinungen auf eigene Faust das Ansehen von Glaubensartikeln beimessen, welche mehr oder weniger knabenhaften, um nicht zu sagen verdächtigen Andachtsübungen übertriebenen Werth beilegen, welche das Schauspiel einer lächerlichen Leichtgläubigkeit geben". Diese Auszüge genügen, um dem Leser klar zu machen, daß der gelehrte und feingebildete Akademiker hier vollkommen aus seiner Rolle gefallen ist und eine Kritik sich erlaubt, welche keinen Ungläubigen überzeugen wird, um so mehr aber die englischen Katholiken, die der Praxis des sogenannten „Minimisirens" abhold sind, zu verletzen geeignet sind. Im Interesse des inhaltreichen Buches geben wir dem Wunsche Ausdruck, der Verfasser möchte diese Seite in der zweiten Auflage zu entfernen die Gewogenheit haben.

Der eigentliche Inhalt wird in fünf Kapiteln, von denen das vierte an übermäßiger und deßhalb ermüdender Länge leidet, abgehandelt: 1. Vorgeschichte der Bewegung. 2. Anfänge der Bewegung. 3. Höhepunkt der Bewegung. 4. Die Krisis. 5 Die Lösung. Die Hauptereignisse, welche geschildert werden, und der Charakter der leitenden Persönlichkeiten sind aus Einzelartikeln auch hier zu Lande bekannt. Thureau-Dangin ist der große Wurf gelungen, den ursächlichen Zusammenhang der Geschehnisse aufzudecken und dem Verständniß des Lesers nahezubringen. In den verbindenden Uebergängen ein Meister, der seines Gleichen sucht, weiß er die Aufeinanderfolge der Thatsachen so ungezwungen zu schildern, daß der Leser überrascht und belehrt zugleich wird. Wilfrid Ward, auf dessen machtvollen, auch in dieser Zeitschrift geschilderten Vorarbeiten[1]) sein Werk sich aufbaut, hat doch nur seinen geistesmächtigen Vater geschildert. Thureau-Dangin dagegen verfolgt die gesammte Bewegung nach allen Seiten.

---

1) Bd. 104 ,S. 953, Bd. 112, S. 793.

Die Centralfigur des Ganzen bildet John Henry Newman. Dem gelehrten Akademiker schulden wir die ehrenvolle Anerkennung, daß er hier ein Cabinetsstück geliefert hat. Die „zeitgemäßen Broschüren" (Tracts for the Times), durch welche Newman und seine Freunde das Angesicht der Kirche von England erneuerten, werden auf Grund eingehenden Studiums besprochen. Eine besondere Aufmerksamkeit hat er ebenfalls den Predigten und Anreden Newman's zugewendet. Er faßt sie auf Grund eines in der Dublin Review offenbar von einem Hörer Newman's herstammenden, auch bei uns zu Lande verwertheten Artikels[1]) nach Vortrag, Form und Inhalt auf. Daß er dabei auch die Umstände der Zeit, auf welche Newman Rücksicht nahm, in gebührender Weise betont, kann nur gebilligt werden. Denn gerade aus diesem Gesichtspunkte erklärt sich der seltene Erfolg der Reden Newmans nicht in letzter Linie. Aus dem Grunde möchte ich dieses Umstandes hier gedenken, weil man in unseren Tagen dem Plane näher getreten ist, Newmans Parochial Sermons ins Deutsche zu übertragen. Ich meinerseits möchte denselben nicht befürworten. Das Ergebniß wird enttäuschen.

Nicht leicht war es, die Seelenstimmung Newmans zu schildern, welche die Zeit von 1841, in welchem Jahre Tract 90, die letzte der zeitgemäßen Broschüren, erschien, bis zum 9. Oktober 1845, an welchem Tage er die Aufnahme in die katholische Kirche erhielt, ausfüllt. Der geistige Entwicklungsgang Newmans hat etwas Peinliches für den Leser. Während Thureau-Dangin das jüngere Triumvirat Ward, Oakeley und Dalgairns, welches im Sturmschritt auf Rom zueilte, nicht sehr sanft behandelt, sucht er dem zögernden Newman, der in kurz bemessenen Etappen sich bewegt, mit größter Vorsicht gerecht zu werden. Endlich wird man wie von einem Druck befreit, als am 9. Oktober die Entscheidung

1) Kirchenlexikon 2. Aufl. 11 (1899) 1920 ff. Tractarianismus.

getroffen wird. Thureau-Dangin hätte den Lesern doch etwas Genaueres über den schlichten „italienischen Passionisten P. Dominique“ (320) mittheilen können. Entgangen ist ihm die vom Passionisten Pius Devine verfaßte lehrreiche Biographie: The Life of F. Dominic of the Mother of God (London 1898) — so hieß mit seinem Klosternamen Domenico Barberi, dieser selbstlose Ordensmann, dessen ganzes Leben in dem Gedanken an die Bekehrung Englands aufging, dessen theologischen Kenntnissen sein: A Letter addressed to the Professors of the University of Oxford in 1841 ein sehr günstiges Zeugniß ausstellt, der wegen seiner auffallenden Kleidung und der mangelhaften Aussprache des Englischen regelmäßig Aufsehen erregte, der aber eine geradezu wunderbare Macht über die Seelen besaß und dessen Proceß der Seligsprechung bei der Congregation der Riten in Rom jetzt anhängig ist.[1])

Möchte das fesselnd geschriebene Werk in die weitesten Kreise eindringen.

A. Bellesheim.

1) Month 91 (1898) 694.

VII

Fünfzig Jahre österreichischer Literatur.

Es wird bei uns in Oesterreich wohl wenige geben, die sich rühmen dürfen, in so rastloser, uneigennütziger und gleichzeitig erfolgreicher Thätigkeit das literarische Schaffen katholischer Richtung gefördert zu haben, wie Herr kaiserl. Rath Dr. Hans Maria Truxa. Er war daher auch wie von selbst dazu berufen, jenes prächtige Buch zu redigiren, welches einem künftigen Geschichtsschreiber der deutschen Nationalliteratur Oesterreichs als sichere Grundlage dienen wird. Ein äußerer Anlaß, das fünfzigjährige Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josefs I., lud naturgemäß zu einem prüfenden Rückblick ein. Das Resultat desselben liegt — durch unvorhergesehene Umstände über den 2. Dez. 1898 hinaus um einige Monde verzögert — nunmehr vor unter dem Titel: „Kaiser-Jubiläums-Dichter-Buch. Fünfzig Jahre österreichische Literatur. Huldigungsgabe zur fünfzigsten Jahreswende der Thronbesteigung Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. Mit 96 Porträts und Originalbeiträgen in hochdeutscher Sprache und in allen deutsch-österreichischen Mundarten.“ [1])

Solch einem Werk ein Begleitwort mitzugeben, ist leicht und ist schwer, wie man es nimmt.

---

1) Wien, 1899, Verlag von Eduard Hassenberger; Folio.

Leicht deswegen, weil schon jedermann von vornherein ...rne annimmt, daß ein Prachtwerk, welches von Sr. Majestät ...lbst in einer den Herausgebern gewährten Audienz durch ...dvollste persönliche Entgegennahme und Anerkennung jüngsthin ...sgezeichnet worden ist, hohen Anforderungen entspricht.

Schwer aber deshalb, weil jede Auswahl, mag sie auch ...r Vorzügliches hervorheben, den Vorwurf fürchten müßte, ...f einseitiger persönlicher Geschmacksrichtung zu fußen

Eine kurze Inhaltsübersicht mag daher genügen.

Dem Widmungsblatt an den Kaiser folgt eine warm...pfundene „Huldigung der Mitarbeiter des österreichischen ...aiserjubiläums-Dichterbuches“ aus der Feder Dr. Truxa's. ...uf zweihundertachtundsiebenzig Seiten zieht sodann in alpha...etischer Reihenfolge an uns vorüber, was Deutsch-Oesterreich ...it 1848 an bedeutenderen Vertretern der schönen Literatur ...fzuweisen hat. Dabei ist die Einrichtung getroffen, daß je ...vei Seiten (selten eine oder drei) auf jede einzelne Persön...chkeit entfallen, was die Uebersichtlichkeit sehr erhöht und das ...achschlagen erleichtert. Wo ein Porträt beschafft werden ...onnte, steht es an der Spitze einer kurzen biographischen ...kizze; an diese schließt sich eine kleine Probe der Art des ...chaffens an, bei Lebenden in der Regel eine ad hoc ge...idmete Originalarbeit.

Diese Originalbeiträge in gebundener und ungebundener ...ede, oft wahre Cabinetstücke, bedingen den hohen literarischen ...erth von Truxa's Jubiläums-Dichterbuch und sichern demselben ...f lange Zeit einen hervorragenden Platz auf dem Salontisch ...ie unter dem Weihnachtsbaum.

Die letzten Seiten (289—319) haben sich die einzelnen ...sterreichischen Mundarten vorbehalten, und es ist wohl keine ...rage, daß gerade auch dieser Theil unseren Stammesbrüdern ...„in Deutschland draußen“ — wie der Altösterreicher sagt — ...ebhaftes Interesse und helle Freude abnöthigen wird; denn ...erkstätte und Bauernstube mit ihrem Dialekt lassen ja die ...erschiedenen Abstufungen des Volkscharakters viel klarer zum

Durchbruch kommen als Salon und Theater, wo Rock, Binde und Handschuhe streng vorschriftsmäßig sein müssen.

Es versteht sich von selbst, daß ein Mann wie Dr. Truxa, der selbst inmitten des regsten literarischen Lebens der Reichshauptstadt steht, keine Mühe unversucht ließ, damit in seinem Jubiläumsbuche kein theures Haupt fehle. Wenn er von einzelnen wenigen Seiten nicht rechtzeitiges Entgegenkommen fand, so muß doch constatirt werden, daß kein österreichischer Name von wirklicher Bedeutung fehlt. Jedenfalls darf das Gesammtbild fünfzigjähriger freudiger Thätigkeit ein absolut vollständiges genannt werden; ein in jeder Beziehung schönes Buch über unsere schöne Literatur!

P. Wehofer O P.

Danksagung.

Zur Vollendung meines 80. Lebensjahres ist mir eine solche Menge gütiger Erinnerungen von hochgeehrten Seiten zugekommen, daß ich außer Stande bin, den gebührenden Dank einzeln zu erstatten. Ich bitte daher um Nachsicht, wenn ich auf diesem Wege meine tiefe Rührung den freundlichen Gönnern versichere.

Edmund Jörg.

VIII.

Zum 300jährigen Geburtstag Calderons.

(17. Januar 1900.)

Am 17. Januar 1600 erblickte zu Madrid als Sohn s angesehenen Edelmanns Don Pedro Calderon la Barca das Licht der Welt. Erst 15 Jahre alt g er die berühmte Universität Salamanca, wo er sich t bloß fünf Jahre lang mit angestrengtem Fleiß dem dium der Mathematik, Philosophie, Geographie, Profan- Kirchengeschichte und beider Rechte widmete, sondern nach einer Bemerkung seines Biographen Vera Tasis vor Vollendung seines neunzehnten Lebensjahres „durch geistreichen Komödien die spanischen Theater ver- lichte.“ Schon im Jahre 1630 bezeichnete der Vater des nischen Dramas, Lope de Vega Carpio (1562—1635), „Fénix de los ingenios“, Calderon als seinen eben- tigen Nachfolger in der dramatischen Kunst, und nach n Tod 1635 galt Calderon unbestritten als erster mendichter Spaniens. Einen entscheidenden Wendepunkt Leben des Dichters bildete das Jahr 1651, in welchem wie einst Lope de Vega, die heilige Priesterweihe empfing. n jetzt an verfaßte Calderon nur noch wenige weltliche nenstücke, verwandte vielmehr den weitaus größten Theil er letzten, volle dreißig Jahre umfassenden dichterischen tigkeit auf die Abfassung der geistlichen Fest- oder ramentsspiele, Autos sacramentales, zur Verherrlichung

des Fronleichnamsfestes zu Madrid, längere Zeit auch in Granada, Sevilla und Toledo. Am 15. Mai 1681 st[arb] der große Dichter zu Madrid und sein Tod wurde v[on] seinen Landsleuten öffentlich als ein Unglück für die ga[nze] Nation betrauert.

Die Bedeutung Calderons, eines der größten dramatisch[en] Dichter nicht bloß Spaniens, sondern aller Völker [und] Zeiten, wird es rechtfertigen, daß am heutigen Tage auch [in] diesen Blättern seiner gedacht werde, um so mehr, da auß[er]halb Spaniens in keinem Lande Dichter und Schriftstell[er] mit so hingebender Liebe bemüht waren, die Werke d[es] spanischen Dramatikers durch Uebersetzungen und Erläuterung[s]schriften bei ihren Landsleuten zu verbreiten, als eben [in] Deutschland. Ja, eine merkwürdige Fügung wollte es, da[ß] in Spanien selbst, wo mit dem Eindringen einer französisch[en] Geschmacksrichtung der zu seinen Lebenszeiten und unmittel[bar] bar nach seinem Tode fast vergötterte Calderon in d[er] zweiten Hälfte des 18. und den zwei ersten Decennien d[es] 19. Jahrhunderts immer mehr in Vergessenheit gerieth u[nd] von dem Repertoire der spanischen Bühne fast ganz [ver]schwand, ein in Spanien eingewanderter Deutscher, Joh[ann] Nikolaus Böhl von Faber es war, der durch sei[ne] epochemachenden „Vindicaciones de Calderon y del tea[tro] antiguo español“ (Cadix 1820) zuerst wieder eine gerecht[e] Würdigung der Werke Calderons in Spanien anbahnte u[nd] bewirkte, daß nach und nach wieder die vergessenen St[ücke] Calderons und anderer älterer Dichter auf den Büh[nen] Spaniens aufgeführt wurden.

Was nun die Bedeutung Calderons als dramatisch[er] Dichter im allgemeinen anlangt, so läßt es sich wohl n[icht] leugnen, daß, als der Romantiker August Wilhelm v[on] Schlegel durch seine ersten deutschen Calderon-Ue[ber]setzungen[1]) sowie durch seine berühmten, 1809 bis [18..]

1) Zwei Bände mit 5 Schauspielen. Berlin 1803 und 1809.

[...]enenen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur [...] spanischen Dichter in Deutschland der Vergessenheit entriß, [...]r seinem Einfluß eine etwas einseitige Ueberschätzung [...] dichterischen Vorzüge Calderons sich Bahn brach. Ohne [...] genügende Kenntniß von den Stücken der andern großen [...]amatiker Spaniens, wie des Lope de Vega, Tirso de [...]lina, Moreto, Alarcon u. a., zu besitzen, konnte Schlegel [...]deron zu wenig im Zusammenhang mit seinen dramatischen [...]gängern betrachten und war so geneigt, in seinem [...]blingsdichter gleichsam die ganze dramatische Poesie [...]paniens verkörpert zu sehen. Wohl kann man also Calderon [...]t Schlegel „als den letzten Gipfel der romantischen Poesie" [...]rachten, muß aber auch zugeben, daß er nicht einzeln und [...]lirt dasteht, sondern nur als besonders hervorragendes [...]lied einer großen Kette das spanische Drama seiner Voll[...]dung entgegengeführt hat. „Calderon", so bemerkt mit [...]echt A. Fr. Graf von Schack in seinem bekannten [...]erk,[1]) „hat dem spanischen Drama allerdings seine höchste [...]ntwicklung gegeben, allein nur in einer einseitigen Richtung; [...]r hat es in gewissem Sinne auf die steilste und schwindel[...]regendste Höhe geführt, über welche kein Hinausgehen [...]ehr möglich war; allein daraus folgt noch gar nicht, daß [...]r seinen Vorgängern auch in jeder Hinsicht überlegen sei [...]nd das spanische Schauspiel in allen von ihnen schon mit [...]rfolg eingeschlagenen Richtungen weiter ausgebildet habe."

Es läßt sich nicht leugnen, daß, abgesehen von der [...]ehrtheit des sogenannten „estilo culto" (schwülstigen [...]nd gelehrten Stiles), der sich namentlich in einigen Jugend[...]werken des Dichters findet, in Calderons Werken sich zahl[...]reiche historische und geographische Verstöße, Anachronismen, [...]haſte Behandlung und bisweilen Mißhandlung des [...]rischen Stoffes nachweisen lassen. Ebenso muß zugegeben

1) Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. Leipzig 1846. III. Band, S. 76.

werden, daß Calderon nicht selten die Werke seiner Vorgänger, so besonders des Tirso de Molina und Mira de Mescua stark benützt hat und bezüglich des Reichthums der Erfindung und der Zahl der dramatischen Compositionen nicht nur von Lope de Vega, dem nicht weniger als 1500 Bühnenstücke zugeschrieben werden, sondern auch von Tirso de Molina mit seinen etwa 300 Schauspielen übertroffen wird. Auf der anderen Seite aber ist ebenso unleugbar, daß der Dichter, was er von seinen Vorgängern entlehnte, mit feinem, künstlerischem Takte umarbeitete und durch eine Menge trefflicher Zusätze und Verbesserungen das Ganze gleichsam zu seinem geistigen Eigenthum umgestaltete, sowie daß er in einer großen Menge seiner Werke — ich erinnere nur an die ganze Gattung seiner geistlichen Festspiele — eine bewunderungswürdige Originalität, reiche Phantasie und Erfindungsgabe an den Tag legt. Endlich darf als ausgemacht gelten, daß Calderon durch Vollendung der Form, durch hochpoetische, in den wohllautendsten und kunstvollsten Versen dahinfließende Sprache, durch feine und consequent durchgeführte Charakterzeichnung, durch passende Verbindung des Humors mit dem Ernst, auch in den religiösen Dramen und den geistlichen Festspielen, ganz besonders aber durch meisterhafte Bühnentechnik alle seine Vorgänger und Nachfolger in der dramatischen Kunst Spaniens überragt und hierin auch hinter einem Shakespeare nicht zurücksteht. „Calderons Stücke“, sagt Goethe[1]), „sind durchaus bretterrecht; es ist in ihnen kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung calculirt wäre. Calderon ist dasjenige Genie, was zugleich den größten Verstand hatte.“ Diese eminenten Vorzüge des Dichters erklären es auch, daß Goethe nicht bloß mehrere Stücke Calderons auf der Weimarer Hofbühne zur Aufführung bringen ließ, sondern daß auch auf seine Anregung in den Jahren 1815 bis 1829 J. D. Gries

1) Eckermann, Gespräche mit Goethe, I, 175.

16 Stücke Calderons mustergültig ins Deutsche übersetzte und der Weimarische Hofrath Dr. J. G. Keil 1827 bis 1830 die erste treffliche Gesammtausgabe von Calderons Comedias in Deutschland besorgte.

Wenden wir uns nun zu den Werken des Dichters selbst, so scheiden sich dieselben in zwei Hauptklassen, in weltliche Bühnenstücke, Comedias, unter welchen der Spanier nicht bloß Lustspiele, sondern auch Schau- und Trauerspiele versteht, und in geistliche Fest- oder Sacramentsspiele, Autos sacramentales, welche nicht, wie die Comedias, in 3 Akte, sondern nur in einzelne Scenen eingetheilt sind. Beide Gattungen aber sind in Versen geschrieben und zwar ist unter den verschiedenen Versarten von Calderon weitaus am häufigsten der vierfüßige Trochäus angewendet.

Was die erste Hauptklasse anlangt, so werden gewöhnlich dem Dichter 121 Comedias zugeschrieben; als unzweifelhaft echt stehen aber nur 108 fest, welche sich in acht Gruppen[1]) eintheilen lassen. Um wenigstens einigermaßen eine Vorstellung von der wunderbaren Fülle und Mannigfaltigkeit der dichterischen Schöpfungen Calderons zu gewinnen, mögen aus den einzelnen Gruppen je nur einige der hervorragendsten besprochen werden, und zwar hauptsächlich solche, welche zugleich durch Uebersetzungen oder Aufführungen bekannt geworden sind oder bei ihren dichterischen Vorzügen solche verdienen würden.

In die erste Gruppe der Comedias lassen sich die 13, sämmtlich von Lorinser[2]) trefflich ins Deutsche übersetzten religiösen Dramen einreihen, denen auch in künstlerischer

---

1) Der Verfasser legt hier, wie bei den Autos, die in seinem Buch „Calderon und seine Werke“ (Freiburg, Herder 1888 2 Bände) enthaltene Eintheilung zu Grunde.

2) Calderons größte Dramen religiösen Inhalts. 7 Bände. Freiburg, Herder. 1875. 1876.

Hinsicht der erste Platz unter den weltlichen Schauspielen des Dichters gebührt. Unter ihnen ragt vor allem „Der wunderbare (wunderthätige) Zauberer“ hervor, eine dramatische Bearbeitung der altchristlichen Legende von dem Zauberer Cyprianus und der heiligen Justina. Das Drama ist eine Schöpfung von großartiger Conception und in gewissem Sinne eine christliche Lösung der Faustsage, welche eine ganz außerordentliche Literatur hervorgerufen hat und bei würdiger Aufführung auf der Bühne sicher einen überwältigenden Eindruck ausüben würde.[1]) Dies gilt besonders von jener berühmten Scene des III. Aktes, in welcher Cyprian mit Hilfe des Teufels Justina in seine Gewalt zu bringen sucht. Da aber die Jungfrau den Verführer standhaft zurückweist, erscheint nur ein Phantom in Justinas Gestalt und flieht über die Bühne. Cyprian verfolgt die Gestalt, welche ihr Antlitz mit dem Mantel verhüllt hat, und erreicht sie; allein als er ihr den Mantel abreißt, erblickt er entsetzt anstatt „der Anmuth frischer Röthe und dem Purpurglanz der Jugend“ ein Gerippe, das mit den Worten verschwindet:

„Asi Cipriano son	„Also, Cyprianus, geht
Todas las glorias del mundo.“	Aller Glanz der Welt zu Grunde.“

Auch „das Fegfeuer des hl. Patricius“ ist trotz mehrerer nicht unbedeutender Mängel nach dem Urtheil des deutschen Uebersetzers (Lorinser IV, 3) „ein Drama von so seltsamer wunderbarer Größe, daß ihm kaum etwas Aehnliches in der gesammten dramatischen Literatur an die Seite gestellt werden kann, und ist gewissermaßen ein Versuch, die ‚Göttliche Komödie‘ des Dante auf die Bühne zu bringen.“ Ein Gegenstück zum vorigen ist in gewissem Sinne „Die Andacht zum Kreuz“, deren Hauptperson Eusebio wegen seiner Verehrung des hl. Kreuzes durch ein himmlisches

1) Im Jahre 1867 ist „Der wunderthätige Magus“, mit Musik von J. Rheinberger, auf dem Münchener Hoftheater aufgeführt worden. (F. B.)

er ausgezeichnet wird. Das schon von Schlegel über- Drama zeichnet sich ebenfalls durch gewaltige Bühnen- g aus und erinnert durch seine erschütternde Tragik s Sophokles „König Oedipus". Der Grundgedanke des s, daß auch das lasterhafteste Leben, wenn in der des Menschen noch ein Funke frommer Regungen und tlich der Glaube zurückgeblieben, mit Hilfe der un- nten Gnade Gottes dennoch selig enden könne, ist viel- amentlich von Seiten protestantischer Kritiker, durchaus nt worden. So erklärt es sich wohl auch, daß Goethe, l er das Stück in der Schlegel'schen Uebersetzung underſam groß und fürtrefflich" nannte und mit Bezug asselbe im Gespräch mit Schelling Calderon nicht hakespeare gleich, sondern womöglich noch höher stellte ch in Lobeserhebungen über den unbegreiflichen Ver- in der Construktion und dem Genie der Erfindung gleichwohl die Aufführung des Stückes wegen des rotestanten anstößigen Stoffes bei uns für unmöglich e[1]).

„Die Jungfrau des Heiligthums" verherrlicht ergleichlich schöner Poesie ein Gnadenbild der hl. Jung- n Toledo und stellt zugleich in den drei Akten die Hauptperioden der Vergangenheit Spaniens in groß- n Zügen dar. Eine farbenprächtige, durch Glanz und ung der Sprache ausgezeichnete Dichtung ist „Die genröthe von Copacabana", welche die Ein- ng des Christenthums in Peru durch die ersten spanischen ter behandelt. Eines der gefeiertsten Werke dieser Klasse lich „Der standhafte Prinz", eine ergreifende die, deren Mittelpunkt die Leidensgeschichte des am i 1443 in der Gefangenschaft der Mohren gestorbenen en Don Fernando von Portugal bildet. Bekanntlich

[1] Aus Schelling's Leben. In Briefen. I. Band, S. 421, 423. Vgl. Biedermann, Goethe-Forschungen, Frankfurt a. M. 1879, S. 156. 157.

brachte Goethe bald nach dem Erscheinen der Schlegel' Uebersetzung das Stück am 30. Januar 1811 auf Weimarer Hoftheater zur Aufführung[1]) und machte derselben in den Annalen des Jahres 1811 die Bemerk „Der standhafte Prinz ward mit allgemeinem Beifall geführt und so der Bühne eine ganz neue Provinz erob Auch Immermann hat dem Drama eine so begei Apotheose gewidmet, daß „man sich", wie Graf von Sc richtig bemerkt, „wundern muß, wie dieselbe der Tra nicht einen dauernden Platz auf unserem Repertoire versc hat". In der That ist mir auch von neueren Aufführu des Dramas auf größeren Bühnen Deutschlands n bekannt geworden; dagegen wurde es wenigstens Febr. in der Klosterschule zu Mehrerau und November 1895 der Marianischen Congregation in Berlin zur Aufführ gebracht.

An die religiösen Dramen schließen sich die mit i verwandten 4 symbolischen an. Unter ihnen befinde das weitaus bekannteste Stück Calderons „Das Le ein Traum", das fast allein unter seinen Werken ei wisses Bürgerrecht auf allen bedeutenderen Bühnen Eur sich erobert hat und z. B. auch in russischer Uebers im Winter 1866/67 wiederholt auf dem großen Th zu Moskau bei überfülltem Hause aufgeführt wurde. ist auf der deutschen Bühne die Bearbeitung von Wes Herrschaft gelangt, welche kein getreues Bild des span Originals bietet und wesentliche Schönheiten des geopfert hat. Ohne Zweifel werden für das bevorste Calderon-Jubiläum die meisten Bühnen „Das Lebe Traum" zur Aufführung wählen, wie denn z. B. eine von dem Stuttgarter Hoftheater für den 15. Januar

1) Goethe zeigte sich hiebei so ergriffen, daß er Thränen v Vgl. Biedermann a. a. O. S. 159.

2) Perspektiven. I. Band S. 178. (Stuttgart, Deutsche Ve anstalt 1894.)

in Aussicht genommen ist. Ein weiteres berühmtes Drama dieser Klasse ist „Die Tochter der Luft, I. und II. Theil", welche Semiramis, die bekannte von Sagen umwobene Königin von Assyrien und Gemahlin des Ninus, verherrlicht und trotz mancher Auswüchse, Seltsamkeiten und Willkürlichkeiten im Einzelnen, sowohl im ersten, als auch namentlich im zweiten Theil wahrhaft großartige und glanzvolle Scenen aufweist. In einem Brief an Zelter [1]) vom 6. Februar 1827 nennt Goethe „Die Tochter der Luft" ein grandioses Werk und bemerkt, daß man bei der damaligen Aufführung des Stücks in Berlin den blauen Duft von der Pflaume abgewischt haben würde, wenn man etwa Ninus [2]) und Semiramis von Einer Schauspielerin hätte darstellen lassen.

Eine dritte Gruppe umfaßt 17 mythologische Festspiele (8 sind ins Deutsche übersetzt), welche unter Entfaltung großer Pracht der Dekorationen und mit oft unglaublicher Kunst der Maschinerie meist auf dem königlichen Hoftheater von Buen Retiro aufgeführt wurden. Unter ihnen gebührt wohl die Palme dem von Schlegel übersetzten Drama „Der größte Zauber ist Liebe", welches die Sage von Ulixes und Circe behandelt und eine unvergleichliche Kunst der Darstellung namentlich in jenen Scenen des III. Aktes entfaltet, in welchen der „nie besiegte Held" im Kampf mit den Waffen und der Liebe endlich dem größten Zauber der Liebe erliegt. Zu den besten Stücken dieser Klasse gehören ferner „Das Wunder der Gärten", worin der Dichter den von Ovid, Metamorphosen 13. Buch, erzählten, an sich verfänglichen Mythus von Achilles und Deidamia zu einem anmuthigen, den ritterlichen Geist der

1) Vgl. Biedermann S. 166.

2) Soll wohl heißen Ninyas, Sohn des Ninus und der Semiramis, da im II. Theil des Werkes Semiramis als Ninyas verkleidet herrscht und untergeht. Die grandiose Todesscene der Semiramis rechnet Val. Schmidt (Die Schauspiele Calderons. Elberfeld 1857, S. 365) zu dem Musterhaftesten, was je gedichtet ist, und stellt sie dem Tod Richards III. bei Shakespeare zur Seite.

Romantik an sich tragenden Drama umgestaltet hat, sowie „Echo und Narcissus“, nach dem Urtheil des Uebersetzers von der Malsburg „ein wunderbar liebliches arkadisches Gedicht, eine Oper in Worten“, endlich „Selbst nicht Amor frei von Liebe“, eine förmliche Oper, in welcher alles gesungen wurde. Das herrliche Schauspiel, nach dem Urtheil des spanischen Kritikers Escosura „perla de las mitológicas“, ist eine Bearbeitung des berühmten Märchens von Psyche und Cupido und hat neuerdings in Pasch[1]) einen gewandten Uebersetzer gefunden.

Theatralische Pracht und glänzende Dekoration spielen auch in den 7 Ritterschauspielen (3 sind in's Deutsche übersetzt), deren Stoff meist älteren Ritter- und anderen Romanen, Novellen und Gedichten entnommen ist, eine wichtige Rolle. Ich erwähne von ihnen nur die von Schlegel und Bärmann übersetzte „Brücke von Mantible“, ein Schauspiel, in welchem die sagenhaften Kämpfe Karls des Großen und seiner Helden mit dem thurmhohen Riesen Fierabras den Mittelpunkt bilden, „Der Garten Falerinas“ und „Graf Lukanor“. Möchten doch die Bühnenleiter unserer Tage die Worte beherzigen, welche neuerdings Graf v. Schack (Perspektiven S. 179) in Bezug auf die beiden zuletzt besprochenen Gruppen Calderon'scher Schauspiele geschrieben hat. „Wenn man in unsern Tagen durch prachtvolle scenische Ausstattung Kalidasas 'Urvasi' zu einem Zugstück auf der Bühne gemacht hat, so würden sich die genannten und manche andere Dramen Calderons ganz besonders hiefür eignen, und eine Theaterdirektion würde sich ein Verdienst erwerben, wenn sie durch Glanz der Dekorationen und Maschinerien die Sinne des

1) Im III. Band seines Uebersetzungswerkes „Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca“, welches in 7 Bändchen (Freiburg, Herder 1891—1896) 14 zum ersten Mal aus dem Spanischen übersetzte Schauspiele enthält.

Publikums bestäche, um auf diese Art echte Poesie, die sonst oft monatelang an den Thüren der Theater Quarantäne halten muß, auf die Bühnen einzuschmuggeln. Zu eben diesem Zwecke würden sich manche der Stücke eignen, deren Stoff aus alten Rittergedichten oder Romanen entlehnt ist, wie ‚Der Garten Falerinas' aus Bojardo, ‚Theagenes und Chariklea' aus der Erzählung des altchristlichen Bischofs Heliodor. Da mehrere der Schauspiele, welche diesen beiden letzten Klassen angehören, sich durch ganz besondere Vortrefflichkeit auszeichnen, muß es wundernehmen, daß sie zum großen Theile noch nicht in's Deutsche übersetzt sind, und daß auch die Verfasser von Opern-Librettos noch nicht ihr Augenmerk auf sie gerichtet haben."

Nicht weniger als 27 Schauspiele, von welchen 16 in's Deutsche übersetzt sind, schildern das wirkliche Leben und Treiben der Spanier im 17. Jahrhundert mit seinen Licht- und Schattenseiten und werden gewöhnlich als Lustspiele mit Mantel und Degen (Comedias de capa y espada) oder auch als Intriguen- oder Conversationsstücke bezeichnet. Die charakteristischen Merkmale dieser Dramen, in welchen der Dichter den oft fast unlösbar erscheinenden Knoten einer Intrigue meist in überraschender Weise zu entwirren versteht, bilden die zwei Grundprincipien der Liebe und Ehre, um welche sich alles dreht, in Verbindung mit den immer wiederkehrenden Eifersuchts- und Duellscenen; das alles beherrschende Element ist aber stets die Ehre. Auf diese Klasse vornehmlich treffen die Worte des katalanischen Dichters Viktor Balaguer[1]) zu: „Calderon ist Spanien, wie Homer Griechenland, wie Virgil Rom, wie Shakespeare England und wie Dante Italien ist." Unter den Stücken dieser V. Klasse steht oben an die von Gries und Baumstark übersetzte „Dame Kobold" (Dama duende), schon

1) Vgl. Fastenrath, „Calderon in Spanien". Leipzig 1881 S. 64.

zu Lebzeiten des Dichters eines der beliebtesten Repertoirestücke auf der spanischen Bühne, welches bisweilen auch jetzt noch auf deutschen Bühnen mit dem besten Erfolge aufgeführt wird; so geschah dies z. B. 1883 auf dem Wiener Burgtheater und 1890 auf dem Münchener Residenztheater. Zu den vorzüglichsten Intriguenstücken dürfen außerdem gerechnet werden: „Es ist besser, als es war", „Es ist schlimmer, als es war",[1]) „Das Haus mit zwei Thüren", „Der Verborgene und die Verkappte", „Morgen des April und Mai" und „Morgen kommt ein andrer Tag." Die beiden letzten Stücke sind jüngst durch Pasch in's Deutsche übersetzt worden.

Verwandt mit den vorausgegangenen sind 17 sogen. „heroische" oder „romantische" Dramen, bei welchen aber der Inhalt meist ernster, der Schauplatz gewöhnlich an einen fürstlichen Hof verlegt ist und zu den zwei Grundprincipien der Ehre und Liebe noch ein drittes hinzukommt, die unerschütterliche Treue gegen den Fürsten. Unter den Dramen dieser VI. Gruppe ist das von Gries übersetzte „Laute Geheimniß" eines der gefeiertsten und bekanntesten Werke des Dichters, das fast auf alle bedeutenderen Bühnen übergegangen ist und u. a. auch im September 1870 in der freien Bearbeitung von Gaßmann auf dem Hoftheater zu Dresden aufgeführt wurde. Mit diesem Drama wetteifert in Bezug auf Feinheit der Anlage und Anmuth der Ausführung das 1897 von Pasch übersetzte Gegenstück „Besser ist's, man schweigt". Zu den reizendsten Compositionen dieser Gattung gehören endlich noch die beiden von Malsburg übersetzten Stücke „Weiße Hände kränken nicht" und „Freund, Liebender und Unterthan", sowie „Sein eigner Kerkermeister", ein Stück, das

1) In einer freien Bearbeitung von Schubert unter dem Titel „Vom Regen in die Traufe" Juli 1872 auf der Münchener Bühne aufgeführt.

on früher in italienischer und französischer Bearbeitung f der Bühne aufgeführt und 1895 durch Pasch in's eutsche übertragen wurde.

Eine weitere Gruppe von Comedias bilden 13 Dramen, lche Calderon der nicht spanischen Geschichte der Sage entnommen und allerdings in sehr freier, mantischer Weise umgebildet hat. Wenn nun auch unter esen Schauspielen vielleicht einige der schwächsten Produk- onen des Dichters sich finden, so fehlt es doch auch hier cht an großartigen Schöpfungen des Calderonischen Genius. h erinnere vor allem an jene viel bewunderte und viel chgeahmte Schicksalstragödie, welche unter dem Titel Eifersucht das größte Scheusal" die tragische, neuer- ngs auch von Friedrich Hebbel behandelte Geschichte des dischen Tetrarchen Herodes und seiner Gemahlin Mariamne ergreifender Weise darstellt. Tödtlich getroffen durch den olch des Herodes, der für Octavian bestimmt war, stirbt ariamne als schuldloses Opfer falscher Eifersucht, nachdem e eben noch in banger Todesahnung eine alte schwermüthige Weise von ihrer Dienerin hatte sich vorsingen lassen:

ea, muerte, tan escondida,	„Komm, o Tod! doch komm so leise,
ue no te sienta venir,	Daß es nicht bemerkt die Brust;
orque el placer del morir	Damit nicht des Sterbens Lust
o me vuelva á dar la vida"	Mich zurück in's Lebens weise."

Auch „Die Locken Absalons" enthalten eine Reihe rgreifender und erschütternder Scenen, wenngleich der ichter das Werk des Tirso de Molina „La venganza de amar" stark benützt hat, allerdings in einer Weise, daß adurch eine weit vollkommenere Dichtung entstanden ist. Was sodann „Die große Zenobia" anlangt, ein Drama, welches den Untergang der großen Königin von Palmyra und den jähen Fall des Kaisers Aurelian behandelt, so gewährt es, trotz verschiedener Mängel, wie z. B. des mitunter ezierten Stils und auffallender Mißhandlung des historischen Stoffes, einen großartigen Gesammteindruck und ist namentlich

von mächtiger Bühnenwirkung. So ließ denn auch Goethe am 30. Januar 1815 das Stück nach der Gries'schen Uebersetzung zu Weimar aufführen, nachdem er selbst die Lese- und Aufführungsproben mit hingebender Ausdauer geleitet hatte.[1]

Die letzte, VIII. Klasse endlich umfaßt 10, sämmlich in's Deutsche übersetzte Dramen aus der spanischen Geschichte oder Sage, welche, troß einzelner Mängel, wie zahlreicher Anachronismen und manchmal sagenhafter Behandlung des historischen Stoffes, fast alle nach dem übereinstimmenden Urtheil zweier um Calderon hochverdienter Kenner[2]) zu den vorzüglichsten Werken der Dichtkunst überhaupt gehören. Von diesen Dramen, auf welche die oben angeführten Worte Balaguers ebenfalls vorzüglich zutreffen, ist „Spaniens letzter Zweikampf" ein Meisterwerk ersten Rangs, das trotzdem erst neuerdings (1891) in Pasch einen deutschen Uebersetzer gefunden hat. Mit der tiefsinnigsten Kunst der Composition verbindet das Werk das reichste dramatische Leben und bringt den Begriff der Ehre, als der das ganze Leben beherrschenden Macht, in Verbindung mit den tragischen hieraus sich ergebenden Conflikten zu erschütterndem Ausdruck. Ein farbenprächtiges, überaus lebensvolles Gemälde der durch Don Juan d'Austria 1570 niedergeschlagenen Empörung der Moriskos bietet uns das ebenfalls von Pasch (Wien, Brockhausen & Bräuer 1888) in's Deutsche übersetzte „Uebers Grab hinaus noch lieben". „Sollte unsere Bühne", so bemerkt v. Schack (Perspektiven I, 188), „die jetzt wieder anfängt, sich den Spaniern zu erschließen, ein bisher bei uns noch unbekanntes Drama Calderons zur Darstellung bringen wollen, so würde sich ‚Uebers Grab hinaus noch lieben' besonders dazu empfehlen." Leider ist dieser Rath bis jetzt noch nicht befolgt worden. Ein weiteres berühmtes Stück dieser Klasse,

---

1) Biedermann S. 162.

2) v. Schack III, 147 u. Val. Schmidt S. 196.

das nach den Berichten spanischer Schriftsteller bei der Aufführung auf der Bühne von hinreißender Wirkung war, ist „Das Mädchen des Gomez Arias". Der Titelheld des Dramas, ein gefühlloser Wüstling, verkauft die arglos ihm vertrauende Dorotea an den Mohrenhäuptling Cañeri, Dorotea aber weiß in der Gefangenschaft der Mohren mit heroischer Standhaftigkeit nicht bloß der Ehre, sondern auch des Glaubens Gut sich zu wahren. Den Glanzpunkt des von Gries übersetzten, aber meines Wissens bis jetzt noch auf keiner Bühne Deutschlands aufgeführten Schauspiels bildet die große Rede der Dorotea im dritten Akte, welche mit der rührenden, im alten Romanzenton gehaltenen Klage schließt:

„Señor Gomez Arias,	„Señor Gomez Arias,
Duélete de mi,	Meinen Jammer sieh'!
No me dejes presa	Laß mich nicht gefangen
En Benameji."	In Benamegi."

Ich schließe mit dem berühmtesten und großartigsten Stück dieser Gruppe: „Der Richter von Zalamea", in welchem der Bauer Pedro Crespo die gewaltsam verletzte Ehre seines Hauses an dem Verüber der Unthat, dem übermüthigen, adelsstolzen Don Alvaro durch Selbstjustiz rächt, zu der ihm seine Wahl zum Ortsrichter die gesetzliche Handhabe bietet. Wie Fastenrath („Calderon in Spanien" S. 60) berichtet, wurde das Stück bei der Calderonfeier zum Andenken an den 200jährigen Todestag des Dichters (25. Mai 1881) im Mai desselben Jahres zum ersten Mal wieder nach langer Zeit im Teatro Español zu Madrid aufgeführt[1]). Damit mag es wohl auch zusammenhängen, daß ungefähr seit dem Jahre 1881 oder 1882 das Drama, gewöhnlich im Anschluß an die Bearbeitung von Adolf

1) Uebrigens führten nur 3 von den 8 Theatern Madrids in der Calderonwoche 1881 Stücke des großen Dichters auf. Leider ist auch heute noch die spanische Bühne von den modernen Produktionen des benachbarten Frankreichs beherrscht.

Wilbrandt, auf fast allen bedeutenderen Bühnen Deutschlands[1]) wiederholt aufgeführt wurde. So wurde, um nur die letzten 10 Jahre zu berücksichtigen, das Stück in den Jahren 1889 und 1890 auf dem Stuttgarter Hoftheater im Ganzen sechsmal mit großem Erfolg aufgeführt[2]), ebenso wiederholt 1892 auf dem deutschen Theater in Berlin, im August 1895 auf dem Münchener Hoftheater und endlich im März 1898 auch im königlichen Schauspielhause zu Berlin. Uebereinstimmend berichteten die Tagesblätter, welch' mächtigen Eindruck diese „Bauerntragödie“ auf das hauptstädtische Theaterpublikum ausgeübt.

Noch bleibt die zweite Hauptklasse der Werke Calderons zur Besprechung übrig, seine geistlichen Fest- oder Sacramentsspiele, Autos sacramentales, welche zur Verherrlichung der Gegenwart Christi im hl. Altersacrament gedichtet, am Fronleichnamsfeste und an den folgenden Tagen auf einer Straßenbühne — zu Madrid in Gegenwart des königlichen Hofes – aufgeführt wurden. Leider gestattet der Raum dieser Blätter es nicht, diesen Werken, welche Calderons Frömmigkeit und theologische Bildung im glänzendsten Lichte zeigen und zugleich seinen höchsten Dichterruhm begründet haben, eine auch nur einigermaßen ausreichende Darstellung zu widmen.

---

1) Z. B. Aachen, Berlin, Bremen, Breslau, Dresden, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, München, Stuttgart und Wien.

2) Eine begeisterte Besprechung der ersten Aufführung vom 24. Oktober 1889 im „Staatsanzeiger für Württemberg“ Nr. 250 bemerkt u. a.: „Die Leitung des Kgl. Hoftheaters verdient den wärmsten Dank, daß sie uns dieses Meisterwerk eines unsterblichen Genius zugänglich gemacht hat, das dem Besten, was Shakespeare und unsere Klassiker auf dramatischem Felde geschaffen, an die Seite gestellt werden darf, namentlich was Geschlossenheit der Handlung, durch und durch dramatische Anlage und Zeichnung der Charaktere anbelangt“.

ch dem Zeugniß des Vera Tasis, des Freundes
ographen Calderons, belief sich die Zahl der von
chter verfaßten Autos auf mehr als 100; allein nur
in der 1759—1760 zu Madrid durch Apontes be-
, zweiten Gesammtausgabe als unzweifelhaft echte
erliefert worden. Die erste Gesammtausgabe, welche
y Mier 1717, ebenfalls zu Madrid, besorgte, enthält
e Autos. Was nun diese Dichtungen selbst anlangt,
nicht nur nach dem Urtheil der Zeitgenossen und Lands-
Calderons, sondern auch der angesehensten deutschen
nglischen Kritiker — ich erwähne nur v. Schlegel,
ack, v. d. Malsburg und Ticknor, sämmtlich Prote-
— für die kunstreichsten und vollendetsten des Dichters
so erhebt man gegen dieselben gewöhnlich den Vor-
daß sie manchmal ins Ueberschwängliche, Dunkle und
lte sich verlieren, daß die Allegorie zu weit aus-
nen und das Personal der Autos zum großen Theil
risch sei, indem die menschliche Natur, der menschliche
ke, die Weisheit, die Unschuld, das Vergnügen, Glaube,
ung und Liebe u. s. w. redend und handelnd ein-
t werden. Es soll allerdings nicht geleugnet werden,
iese allegorischen Schöpfungen auch ihre Mängel haben,
itunter die Klarheit und Anschaulichkeit vermißt wird
n einem Theil der Autos von dem allegorischen Personal
was zu ausgiebiger Gebrauch gemacht wird. Allein
r anderen Seite ist ebenso sicher, daß der Dichter es
rhaft verstanden hat, diesen allegorischen und symbol-
Gestalten fast durchweg warmes Leben einzuhauchen,
ß wahrhaft menschliche Gestalten, Gestalten mit
und Blut uns entgegentreten. Dazu kommt, daß
nicht geringen Theil des auftretenden Personals wirklich
rische Personen bilden, so fast alle hervorragenden
nlichkeiten des Alten und Neuen-Testamentes, sowie
nach einer richtigen Bemerkung von Karl Rosenkranz
Poesie und ihre Geschichte S. 613) diese Autos „auf

dem Theater durch unmittelbare Anschaulichkeit vieles von der abstrakten Transcendenz verloren, welche sie für uns als Lesedramen besitzen". Der wahre Schlüssel aber zum tieferen Verständniß der Autos ist der Besitz der katholischen Idee vom Mysterium der Eucharistie. Denn die Beziehung zum hl. Altarssakrament ist allen Autos gemeinsam, doch tritt bei vielen derselben die Beziehung zur Eucharistie erst am Schlusse deutlich hervor und nur bei einem kleineren Theile derselben bezieht sich die Handlung unmittelbar auf das Sakrament. Den eigentlichen Gegenstand des weitaus größten Theils der Autos bildet der Kreuzestod des Heilands, die Erlösung des Menschengeschlechtes durch Christus, der bald als Pilger, bald als Hirte, Kaufmann, göttlicher Orpheus, häufig auch als Emmanuel auftritt. Nicht wenige Autos sind auch der Verherrlichung der Mutter des Erlösers, der hl. Jungfrau Maria, gewidmet. So erhalten wir, wenn wir diese Schöpfungen nicht vereinzelt, sondern als ein zusammenhängendes Ganze betrachten, in ihnen ein großartiges Gemälde der Welt, in welchem Göttliches und Menschliches in wunderbarer Harmonie mit einander sich verbindet. „Was Goethe, so bemerkt treffend A. Baumgartner,[1] in seinem ‚Faust' angestrebt, aber nicht erreicht, das hat Calderon, ebenso großartig wie Dante, vollkommen durchgeführt — ein poetisch verklärtes Bild der großen und kleinen Welt, eine Wanderung durch Erde, Himmel und Hölle, eine großartige Zeichnung des gesammten Weltschauspiels nach allen Seiten hin".

Fragen wir sodann nach den Uebersetzungen der Autos Calderons in fremde Sprachen, so kann Deutschland sich rühmen, in dem großartigen Uebersetzungswerk von

1) „Calderons Autos". Stimmen aus Maria-Laach. 34. Band S. 205. Freiburg, Herder 1888.

Franz Lorinser[1]) sämmtliche 73 echte Autos in deutscher, treu an den Text und die Versmaße des spanischen Originals sich anschließenden Uebersetzung zu besitzen, nachdem schon 1829 der nachmalige Cardinal und Fürstbischof Diepenbrock von Breslau ein Auto „Das Leben ein Traum" übersetzt und J. Freiherr von Eichendorff 1846 und 1853 (Stuttgart, Cotta) 12 geistliche Schauspiele Calderons in echt poetischer, manchmal etwas freier Uebersetzung veröffentlicht hatte. Von Deutschland abgesehen, hat meines Wissens nur noch England drei vollständige Uebersetzungen durch Mac Carthy und Dänemark 2 durch Richter aufzuweisen. Die Eintheilung oder Classifikation der Autos ist mit ähnlichen Schwierigkeiten verbunden, wie die der Comedias. Bei der folgenden kurzen Uebersicht über einige der hervorragendsten Autos des Dichters ist die Eintheilung in 5 Klassen zu Grunde gelegt worden.

Als mythologische Autos können 9 Stücke bezeichnet werden, in welchen der Dichter die antike, heidnische Mythologie zur Verherrlichung des eucharistischen Christus in überaus tiefsinniger Weise verwendet hat. Durch großartige Auffassung und Behandlung des Stoffes zeichnen sich namentlich die gewissermaßen eine Trilogie bildenden 3 Stücke aus: „Das Labyrinth der Welt", „Andromeda und Perseus", „Der göttliche Orpheus". Zumal das letztgenannte Stück würde sicherlich bei einer würdigen Aufführung auf der Bühne den tiefsten Eindruck zurücklassen. Ich erinnere nur an die tiefergreifende Erlösung der gefallenen menschlichen Natur, da „ein grausamer Räuber zum dunkeln Gewässer Eurydice schleppte", der göttliche Orpheus aber mit einer Harfe auf den Schultern, die in Form eines Kreuzes gebaut ist, so schwer auch das Instrument auf ihm

1) Calderons geistliche Festspiele. Zweite, wesentlich umgearbeitete Ausgabe. 18 Bände. Regensburg, Verlagsanstalt vormals J. G. Manz 1882—1887.

lastet, auf rauhem Pfad zu Lethe's Ufer hinabsteigt, damit die Harfe ihm dort den Gesang zur Erlösung begleite. Nicht minder ergreifend ist der Schluß des Auto: Orpheus erscheint auf einem schwarzen Schiffe auf den Mast gelehnt, welcher ein Kreuz bildet, den besiegten Lethe (= Tod) zu seinen Füßen; darauf erscheint ein zweites vergoldetes Schiff, „das Schiff des Lebens", in welchem die von Orpheus erlöste menschliche Natur in Begleitung der sieben Tage und unter dem Schutze der hl. Sakramente zugleich mit dem ersten Schiffe dem Hafen der Ewigkeit entgegensegelt, während in das Geräusch des Ruderschlages der liebliche Schlußgesang sich mischt:

„A la nave de la iglesia	„Nun die menschliche Natur
La Natura leza pase,	In dem Schiff der Kirche fahre.
Buen viaje, buen pasaje;	Segle glücklich! Selig fahre!
Pues la nave de la iglesia	Denn der Kirche Schiff ja ist
Es de la vida la nave,	Dieses Lebens Schiff, das wahre
Buen pasaje, buen viaje".	Segle glücklich! Selig fahre!"

Eine zweite Gruppe von Autos bilden 13 Stoffe aus dem *Alten Testamente*, in welchen weniger das allegorische, als das *typische* Element in Verbindung mit dem historischen in den Vordergrund tritt. Das in Deutschland bekannteste Auto dieser Klasse ist wohl „*Das Nachtmahl des Baltassar*", en Werk ausgezeichnet durch wahrhaft erschütternde Tragik, in welchem die allegorische Gestalt des Todes neben dem gottlosen König eine Hauptrolle spielt. Außerdem seien noch erwähnt: „*Der Thurm von Babel*" mit der großartigen Schilderung der Sintflut im Munde Noahs, „*Erster und zweiter Isaak*", worin Isaak als Vorbild des Erlösers mit Rebekka, als Vorbild Mariens, erscheint, und „*Die Aehren der Ruth*", ein Auto, das in der Aehrensammlerin Ruth nicht bloß die geheimnißvolle Weizenähre im hl. Sakrament, sondern zugleich auch Maria, „die Morgenröthe des Heiles", verherrlicht, worauf schon

anmuthige Gesang der Landleute beim Beginn des
ückes hinweist:

n, hermosa Aurora, en quien	„Holdes Morgenroth, in dem
alivian nuestras fatigas:	Uns're Mühen sich erquicken,
á dorar las espigas	Komm', vergold' mit deinen Blicken
los campos de Belén."	Feld und Aehr'n in Bethlehem."

Stoffe aus dem „Neuen Testamente" behandeln Autos, in welchen namentlich die erhabenen Gleichnißreden herrlichen Parabeln des Herrn im Evangelium zur rherrlichung des eucharistischen Christus in meist groß iger Weise verwendet werden. Unter diesen Stücken ragt der Weinberg des Herrn" hervor, ein Werk, das Berufung, den Hochmuth und den Fall des auserwählten lkes in wahrhaft erschütternder Weise zeichnet und nach m Urtheil des Uebersetzers Lorinser (IX, 312) „an tragischem fekt sich dem Größten an die Seite stellen kann, was die ichtkunst überhaupt aufzuweisen hat." Würdig stellt sich n „Die Saat des Herrn" an die Seite, welche als s auf dem Felde des Herrn aus dem göttlichen Samen wonnene kostbare Brod sich in direkter Weise auf das Sakrament bezieht. Eine Art Weihnachtsspiel ist „Der rborgene Schatz", welcher die Geschichte der heiligen ri Könige zum Mittelpunkt hat und zu Madrid vor König hilipp IV. aufgeführt wurde.

Einer vierten Klasse von Autos können 18 Stücke gerechnet werden, welche ihren Stoff der Legende, irchen- und Profangeschichte entnommen haben. er Legende und zugleich Geschichte Spaniens gehört das rühmte Doppelauto an: „König Ferdinand der eilige, I. und II. Theil", ein Werk, das zur Feier der en 1671 erfolgten Heiligsprechung des Königs verfaßt, auch t noch zur Aufführung auf der Bühne vorzüglich geeignet t, wie denn auch die am 29. Oktober 1884 zu Berlin urch die Marianische Congregation erfolgte Aufführung des

Stückes begeisterte Aufnahme fand.[1]) Nicht minder müßte bei würdiger Aufführung auf der Bühne „Die Andacht zur Messe“, ein Gegenstück zu Calderons religiösem Schauspiel, „Die Andacht zum Kreuz“, eine gewaltige Wirkung ausüben. Wie dort Eusebio wegen seiner Andacht zum Kreuz, so wird hier der spanische Soldat, Pasqual Vivas, die Hauptperson des Stückes, wegen seiner Andacht zur Messe durch ein Wunder des Himmels belohnt. Ein Gegenstück zu dem vorigen ist „Der zweite Ruhm Oesterreichs“, worin im Anschluß an die wunderbare Errettung des Erzherzogs Maximilian auf der Martinswand bei Innsbruck der fromme Fürst wegen seiner Andacht zum hl. Sakrament durch ein Wunder des Himmels ausgezeichnet und vom Tode errettet wird. Auch an dramatischer Wirkung dürfte das Stück, das neuerdings von R. Kralik unter dem Titel „Der Ruhm Oesterreichs“ im Anschluß an Lorinser bearbeitet worden ist[2],) auf der Bühne dem vorigen kaum nachstehen.

Die fünfte und letzte Gruppe umfaßt 19 Autos, welche Stoffe aus der Natur und dem Menschenleben behandeln und ganz besonders die wunderbare Kunst des Dichters zeigen, abstrakte Gegenstände durch seine dichterische Phantasie zu beleben. Hieher gehören u. a. „Die göttliche Philothea“, „Das Schiff des Kaufmanns“, „Der Maler seiner Schande“, „Gift und Gegengift“ und die zwei großartigen Gegenstücke „Der große Markt der Welt“ und „Das große Theater der Welt“. Während das erstere Stück das menschliche

1) Vgl. die Besprechung der Aufführung in der „Germania“ vom 31. Oktober 1884, welche mit den Worten schließt: „Welch ein edles Volk mußte jenes spanische gewesen sein, das, voll tiefen Glaubens, eine solche Nahrung für sein Herz selbst auf der Bühne suchte!“

2) Enthalten in der „Allgemeinen Bücherei“ Nr. 13. Wien, Braumüller.

unter dem Bilde eines großen Jahrmarktes darstellt, chem die Tugenden und Laster ihre Waaren erkaufe bringen, schildert „Das große Theater der das bereits 1641 von D. Bartol. Alva ins Mexikanische t wurde, das irdische Treiben unter dem Bilde eines m Theater dargestellten Schauspiels. Unter allen Calderons eignet sich dieses Stück sowohl wegen überaus klaren und durchsichtigen Anlage, als auch seines ergreifenden und theilweise erschütternden Inhalts weifel am besten zu einer Aufführung auf der Bühne. r That brachte auch die österreichische „Leo-Gesell- das Werk nach der Eichendorff'schen Uebersetzung am d 13. Juli 1897 im Arkadenhofe des Rathhauses der Wien vor je 3000 bis 4000 Zuschauern zur Auf- g, und zwar mit so glänzendem Erfolg, daß auf eines Verlangen am 30. Oktober 1897 eine neue llung des Stückes im Musikvereinssaale zu Wien mit begeistertem Beifall und bei überfülltem Hause erfolgte.[1]) h wurde das Auto auch Juni und Juli 1899 zu in durch die Marianische Congregation für studierende inge, ebenfalls nach der Uebersetzung von Eichendorff, ufführung gebracht.[2])

lichten wir zum Schluß noch einen Blick auf die Ver- ng der Werke Calderons in Deutschland durch Ueber- zen und Ausgaben des spanischen Textes, so ist, während 3 Autos durch Lorinser ins Deutsche übersetzt sind, lenderweise bis jetzt nur ein einziges Auto Calderons text in Deutschland erschienen.[3]) Besser steht es in Hinsicht mit den Comedias des Dichters, indem nicht ine Gesammtausgabe aller 108 echten Schauspiele durch

Vgl. den interessanten Bericht hierüber im Jahrbuch der Leo- Gesellschaft für das Jahr 1898.

Vgl. „Germania", Nr. 147. 1899.

„La cena de Baltasar" im „Handbuch der span. Litteratur" von L. Lemcke. III, 727—752. (Leipzig, Fleischer 1856.)

Keil, sondern seit 1877 auch eine Anzahl von Einzelausgaben Calderon'scher Dramen mit erklärenden Anmerkungen durch Fesenmair, Lehmann, Kreßner und Krenkel erschienen ist. Unter diesen Ausgaben nehmen die durch Max Krenkel in Dresden besorgten „Klassischen Bühnendichtungen der Spanier“[1]) in Bezug auf Gründlichkeit und Ausführlichkeit unstreitig den ersten Platz ein. Was sodann die Uebersetzungen der 108 Comedias Calderons anlangt, so sind bis jetzt ins Deutsche übersetzt: 13 religiöse Dramen, 4 symbolische, 8 mythologische Festspiele, 3 Ritterschauspiele, 16 Lustspiele mit Mantel und Degen. 10 „heroische“ oder „romantische“ Dramen, 8 Schauspiele aus der nichtspanischen Geschichte oder Sage und 10 aus der spanischen Geschichte, also im Ganzen 72 Stücke.[2]) Es dürfte nicht ohne Interesse sein, diesen 72 deutschen Calderon-Uebersetzungen die Zahl der Uebersetzungen in andere, nicht deutsche Sprachen gegenüberzustellen. Meines Wissens sind bis jetzt 25 Stücke ins Französische, 21 ins Englische, 18 ins Italienische, je 9 ins Dänische und Polnische, je 3 ins Ungarische und Schwedische, je 2 ins Holländische[3]) und Russische und endlich je 1 ins Böhmische und Portugiesische übersetzt.[4]) Deutschland nimmt demnach mit seinen 72 Uebersetzungen weitaus den ersten Platz ein. Den 72 in's Deutsche übersetzten Stücken stehen also 36 noch nicht übersetzte Stücke gegenüber, nämlich 9

---

1) I. Band. Das Leben ist Traum. Der standhafte Prinz. 1881. II. Band. Der wunderthätige Zauberer. 1885. III. Band. Der Richter von Zalamea. 1887. (Leipzig, J. A. Barth.)

2) Unter den Uebersetzern sind vertreten: A. W. von Schlegel mit 5, Gries mit 16, Otto v. d. Malsburg mit 12, Bärmann mit 9, Richard mit 4, Martin mit 9, Lorinser mit 14 und Pasch mit 15 Stücken.

3) Nicht eingerechnet sind die aus französischen Bearbeitungen stammenden holländischen Uebersetzungen von 7 Calderon'schen Comedias.

4) Unter den französischen Uebersetzern sind Linguet mit 5, Dam. Hinard mit 17, Ant. de Latour mit 14, A. la Beaumelle mit 6

hologische Festspiele, 4 Ritterschauspiele, 11 Lustspiele
Mantel und Degen, 7 „heroische" oder „romantische"
men und 5 aus der nichtspanischen Geschicht oder Sage.
Mögen diese 36 Dramen, unter welchen sich noch
ches bedeutende und interessante Stück befindet, recht
berufene Uebersetzer finden, damit der ganze Calderon
Deutschland so eingebürgert sei, wie Shakespeare und
nte. Möge aber auch das Calderon-Jubiläum des Jahres
0 den Anstoß geben zu einer häufigeren Auf-
rung der Werke Calderon's auf den deutschen
hnen; wie wenige Stücke bisher auf ihnen sich auch
einigermaßen eingebürgert haben, dürfte die voraus-
angene Abhandlung gezeigt haben. Möge endlich als
cht dieses Jubiläums eine neue, für Spanien wie für
utschland gleich nothwendige, kritische Gesammtausgabe
spanischen Textes der Autos erscheinen, damit
vor bereits 70 Jahren geäußerte Wunsch des Cardinals
penbreck endlich einmal in Erfüllung gehe!

Rottweil a. N. Engelbert Günthner.

und J. d'Esménard mit 2, unter den italienischen P. Monti mit 15 und La Cecilia mit 6, unter den englischen Mac Carthy mit 11 und E. Fitzgerald mit 7, der Däne E. Richter mit 6, der Pole Porębowicz mit 5, der Schwede Th. Hagberg und der Ungar Vilmos mit je 3, der Russe Kostarew mit 2 Uebersetzungen und endlich der Holländer Kok und der Böhme Stankovsky mit je 1 Uebersetzung vertreten.

IX.

Die ländlichen Verhältnisse Norddeutschlands im 18. Jahrhundert.

In vielen Punkten unterscheiden sich die ländlichen Verhältnisse Norddeutschlands von denen Süddeutschlands, in vielen sind sie wieder gleich. Die Zustände Nordwestdeutschlands sind dem Süden viel gleichartiger als die Nordostdeutschlands; letzteres ist ein Colonialland mit starker slavischer Bevölkerung. Hier haben zuerst die Cisterzienser und Prämonstratenser colonisirt. Von den älteren Orden und ihrer Wirthschaftsthätigkeit unterschieden sich diese darin, daß sie viel stärker selbst wirthschafteten. Sie verfügten von Anfang an über ein viel geschlosseneres Gebiet, hatten große Schaaren arbeitender Laienbrüder, Conversen, ihr Eigenbetrieb war viel stärker als bei den älteren Orden, wo der Hauptnachdruck auf der Rente lag. Neben dem Ackerbau betrieben sie Gewerbe; ihre Tuch-, Leder- und Eisenarbeiten wurden zu einer geschätzten Marktwaare, bis die aufstrebenden Städte sie in den Hintergrund drängten.

Diese Klosterwirthschaft wurde nun zum Vorbild der Rittergüter; noch heute hat der Norden, besonders der Nordosten viel mehr geschlossene Rittergüter, Gutsbezirke. Es waren weniger Grundherrschaften mit Rentenbezug, als Gutsherrschaften mit Eigenbetrieb. Die Bauern nehmen

ſtens eine untergeordnete Stellung ein und ſind zum
ßen Theil als Taglöhner an das Rittergut gebunden.[1])
Daneben gibt es freilich auch beſonders im Nordweſten
oßbauern, Maierhöfe; dieſe Maierhöfe entſtanden aus
maligen Frohnhöfen, Herrenhöfen. Die Maier, ur-
ünglich Gutsverwalter und Renteneinnehmer, wurden
ausgehenden Mittelalter zu Pächtern herabgedrückt. Die
uernhöfe hatten verſchiedene Größen. Der Vollmaier
tte 4 Hufen, die Hufe zu 30 Morgen gerechnet. Daneben
b es ſchon im 13. Jahrhundert halbe und Viertelshöfe,
rauf Halb- und Viertelsmaier ſaßen.[2]) Unter den
aiern ſtanden die Köter oder Häusler, im Süden Söldner
nannt; ſie tauchen ſchon im 14. und 15. Jahrhundert auf
d vermehrten ſich mit den ſtarken Erweiterungen des
ffeldes, der Domänen und der Einrichtung großer Güter-
triebe. Die Köter beſaßen einige Morgen, manchmal bis
Morgen, es gab ſogar Groß- und Pferdeköter unter

1) Die Hauptquelle für das Folgende ſind: Wittich, Die Grundherrſchaften in Nordweſtdeutſchland, Leipzig 1896; Knapp, Die Bauernbefreiung und der Urſprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens, Leipzig 1887; Haun, Gutsherr und Bauer in Kurſachſen 92; Danei[l], Beitrag zur Geſchichte des Magdeburger Bauernſtandes 98; Möſer, Patriotiſche Phantaſien 4. Aufl. Berlin 1820; Georg Hanſſen, Die Aufhebung der Leibeigenſchaft und die Umgeſtaltung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältniſſe überhaupt in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein, St. Petersburg 1861; Fuchs, Untergang des Bauernſtandes in Neuvorpommern und Rügen 1888. Der Titel des Wittich'ſchen Werkes iſt etwas zu allgemein, es ſind hauptſächlich die braunſchweigiſchen Länder berückſichtigt; Hanſſens Schilderungen der Schleswig-Holſteinſchen Verhältniſſe ſind nicht genug beachtet. Sie weichen in weſentlichen Punkten ab.

2) Im äußerſten Oſten berechnete man das Land nach Haken (Hufen) mit ſehr verſchiedenen Größen von 30—180 Tonnen (eine Tonne etwa $^1/_2$ Hektar). Tranſehe-Roſeneck, Gutsherr und Bauer in Livland. S. 33.

ihnen.[1]) Da sie vielfach nicht nach Maierrecht auf ihrer Kote saßen, sondern Erbzinser und Dingleute sind, so sind sie in diesem Falle Reste alter Höriger (Laten).

An und für sich ist auch das Maierhaus eine „Kote" und es lag auf ihm als Reallast der Handdienst. Derselbe wurde aber nachgelassen, weil von dem Maier Spanndienste verlangt wurden. Dagegen unterschied sich der Maier von dem Köter dadurch, daß zu seiner Kote eine geschlossene Hufe gehörte, während der Besitz des Köters, mochte er noch so groß sein, ein willkürliches Flurstück, einen Streubesitz darstellte.

Neben diesen eigentlichen Bauern gab es kleinere Ansiedler, Kossäten, Häusler und Einlieger, mit oder ohne Land, die dem großen Bauern theis freiwillig, theils gezwungen dienten.

Die angeführten Bauernklassen unterschieden sich nach der Größe des Gutes. Ihre Rechtsstellung wurde aber dadurch nicht berührt. Im Rechtsverhältniß hat man zu unterscheiden das Maierrecht und die mittelalterlichen Hörigkeitsverhältnisse. Man besaß nicht bloß nach Maierrecht, sondern auch nach dem alten Hörigkeitsrechte große und kleine Höfe, große und kleine Koten.

Leibeigene im strengen Sinne gab es schon im Mittelalter nicht mehr, überall besitzen daher die Landleute Erwerbs- und beschränktes Verehelichungs- und Erbrecht. Die hörigen Bauern wurden nicht ohne die Grundstücke veräußert. Das geschah aber auch sogar mit freien Bauern und Ministerialen. Die Veräußerung bezog sich eigentlich nur auf ihre Leistungen und Pflichten.[2]) Insofern das Wesen

---

1) In Lippe unterschied man Vollmaier oder Vollspänner mit 4 Pferden, Halbspänner mit 2 Pferden, sodann Mittel- und Kleinleute (Meyer, Guts- und Leibeigenthum in Lippe, Jahrbuch für Nationalökonomie 1896. S. 807).

2) Meyer a. a. O. S. 809.

r Leibeigenschaft in einem starken Dienstzwange und dem Mangel der Freizügigkeit besteht, herrschte sie mit geringen Ausnahmen allgemein. Namentlich war dies im Osten in Pommern, Mecklenburg und Schleswig-Holstein der Fall. Hier hatten sich geschlossene Gutsbezirke gebildet, während n Niedersachsen grundherrlicher Streubesitz herrschte, wie n Süddeutschland. (In West- und Süddeutschland war der Grundherr Rentenempfänger und besaß keine großen Betriebe, die er durch Bauernlegungen und Zwangsdienste hätte steigern können. Der Staat hatte sich in Niedersachsen besser um den Bauer bekümmert, um die Steuerfähigkeit zu erhalten. Er beschützte ihn vor Vertreibung (Bauernlegen), wie vor Ueberlastung und Verschuldung. In der Mitte zwischen Süd- und Norddeutschland steht in dieser Hinsicht Schlesien.[1])

Die Abhängigkeit des Bauern war eine mittelbare,[2]) daher viel geringer als da wo geschlossener Besitz herrscht, er hatte nahezu Erbrecht. Ganz anders im Osten, dort nannte man die Bauern nicht mit Unrecht erbunterthan oder leibeigen. Die Bezeichnung „Leibeigenschaft", deren sich die Juristen im vorigen Jahrhundert bedienten, stieß zwar schon damals auf Widerspruch, sie ist aber durchaus berechtigt, obwohl neuere Wirthschaftshistoriker sie ablehnen möchten. Der mittelalterlichen Leibeigenschaft fehlt, soweit wir sie verfolgen können, die Rechtlosigkeit, das Sklavenartige, was diese mit ihr verbinden möchten.

1) Rachfahl, zur Geschichte der Grundherrschaft in Schlesien, in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung 1895. S. 108 ff.

2) Der Unterschied zwischen der mittelbaren und unmittelbaren Abhängigkeit von der Gutsherrschaft wird besonders anschaulich, wenn man die livländischen „Hofesleute" mit den Ackerleuten vergleicht. Auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft von 1804 durften die Hofesleute verkauft werden und unterstanden der Leibzucht des Gutsherrn (Transehe-Roseneck S. 224 ff.)

I. Pachtverhältnisse.

Es gab verschiedene Arten von Pachtsystemen, Erbpacht, Leibpacht, lebenslängliche und Zeitpacht. Nach dem dreißigjährigen Kriege überwog in Norddeutschland die lebenslängliche Pacht, das Leibrecht, der Laßbesitz, das lassetische, Leibdings- oder Lebtagsgut. Indessen war den Grundherrn selbst dieses Besitzrecht ihrer Unterthanen nicht schlecht genug und sie zwangen in den brandenburgischen Ländern, in Pommern und Mecklenburg die Bauern zur Zeitpacht, während in Niedersachsen das Leibrecht oder Maierrecht blieb.[1])

Viel besser war die Lage und das bäuerliche Besitzrecht in Sachsen gewesen, nur ist allmählich eine Verschlechterung eingetreten. Bei dem sächsischen Zinsgut hat der Bauer nahezu das Eigenthumsrecht, doch konnte ohne Genehmigung des Herrn das Gut nicht veräußert, verpfändet oder belastet werden. Bei dem Erbzinsgut aber behielt sich die Herrschaft das Obereigenthum vor. Diesem Verhältnisse näherte sich allmählig auch das der Zinsgüter. Daneben gab es noch Laßgüter, wie im Norden.[2])

Die überwiegende Mehrzahl der Bauern galt im Nordosten als erbunterthan. Die Unterthanen waren an die Scholle gebunden, durften aber ohne das Gut nicht veräußert werden. Ihre Kinder und alle besitzlosen Unterthanen waren zum Gesindedienst verpflichtet. Sie mußten auf Verlangen eine Hof- oder Kotenstelle annehmen. Denn der Unterthan, sagte man sich, ist zum Dienen da, sei es als Knecht, Taglöhner oder als Kossäte. Daher hielten gebildete Beamte im Ausgang des Jahrhunderts den Lassiten für

---

1) Auch in Bayern war die Bezeichnung Maier gewöhnlich. Maier und Bestandmann d. h. Pachtmann wird identisch gebraucht. Siehe Weixer, de jure dominorum et subditorum über den 21. Titel des Chur-Bayerischen Landrechts. München 1726. Seite 63 und passim. Vgl. Histor.-polit. Blätter 120, 657.

2) Hann a. a. O. S. 163 ff.

einen mit Land versehenen Dienstboten. Ohne Erlaubniß des Herrn durfte er weder heirathen und ein Gewerbe anfangen noch wegziehen. Sowohl in der Gerichtsbarkeit als in der Verwaltung waren die Bauern beinahe unbedingt den Rittern ausgeliefert. Noch unter Friedrich II. hören wir, das Hofgericht nehme keine Klagen der Bauern an, sondern verweise sie an die Erbobrigkeit. Das Processiren der Bauern könne man nicht dulden, sonst würden sie immer auf der Straße liegen, ihre Hofwehr und alles übrige verprocessiren. Nur im Falle, daß die Herrschaft das Recht offensichtlich verweigere, nehme manche landesherrliche Stelle Bauernklage an.[1])

Viel besser war die Lage des niedersächsischen Maiers, wie schon angedeutet wurde, er hatte nahezu Erbrecht und besaß Rechte, die man in Brandenburg und Böhmen erst durch Einkauf erwerben mußte[2]), er besaß die Hofwehr, die sonst Eigenthum des Herrn war. Nur eine persönliche Untüchtigkeit des Erben gab ein Recht zu seinem Ausschluß. Grund und Boden gehörten zwar der Herrschaft und der Maier konnte damit keine Veränderungen vornehmen, er durfte keine Aecker in Wiesen und keine Wälder in Aecker verwandeln, keine Lehm-, Sand- oder Steingruben anlegen, die Bäume fällen u. s. f. Ueber das Nutzungsrecht konnte er aber mit Einwilligung des Grundherrn verfügen. Er konnte es im Processe vertreten, Servituten für das Gut erwerben, das Maierrecht verkaufen[3]) und erwerben, ja auch Bestandtheile des Gutes für Schulden verpfänden. Die

1) Grupp, Niedergang des norddeutschen Bauernstandes (Frankfurter zeitgemäße Broschüren 1899), S. 113. Maurer, Fronhöfe IV, 416.

2) In Böhmen war der Einkauf zwar ziemlich schwer, aber doch viel häufiger vorgekommen als in Brandenburg. Hier brachten erst Gutsregulirungen von 1811 mit bedeutenden Grundabtretungen ($^1/_3$ oder $^1/_2$) den Bauern das Eigenthumsrecht. Vgl. Grünberg, Bauernbefreiung in Böhmen I. S. 61.

3) Englisch: free sale, sale of good will; neben der fair rent, fixity of tenure gehörte der free sale zu dem tenant right.

Gläubiger erhielten dadurch einen Anspruch auf den eventuellen Kaufpreis des Maierrechts, wenn der Inhaber nicht bezahlte.

Neben dem eigentlichen Maiergut besaßen die Bauern vielfach allodiale Erbländereien, sodann gehörten ihm die Gebäude, Hofwehr und sonstige Ausstattung, Hecken und Zäune, der Dung auf dem Lande und die Ernte auf dem Halm und auf dem Baum. Hierüber konnte der Bauer verfügen, wiewohl die allodialen Bestandtheile als Pertinenzen des eigentlichen Bauerngutes betrachtet wurden. Daher wurde der Bauer bei Abmaierungen voll entschädigt nur für die Erbländereien, für Gebäude; für die Ernte bekam er die Hälfte des Schätzungswerthes, für Zäune und Dung aber nichts. Aus allodialen Bestandtheilen wurden beim Concurs vor allem die Gläubiger befriedigt.

Zum allodialen Theil gehörte auch das Beibringen der Frau, der Brautschatz. Die Frau erhielt als Gegenleistung dafür gewöhnlich das Recht der Nachfolge im Maiergut nach der Regel „längst Leib, längst Gut". Waren beim Tode ihres Mannes Kinder da, so konnte die Frau ihren zweiten Gatten dem Grundherrn als Interimswirth vorstellen, und dieser entrichtete den Handlohn (Weinkauf). Waren keine Kinder da, so erhielt der neue Gatte, wenn er nicht unfähig war, vom Grundherrn das Maierrecht, ebenso wie der Gatte der Anerbin.

Die Interimswirthschaft dauerte eine Anzahl von Jahren (Maljahre) bis der Erbe mündig war. Dann mußte er den Hof übergeben und erhielt eine Leibzucht oder einen Altentheil, d. h. die Nutznießung eines Theils der Güter. Das gleiche that der richtige Maier bei herannahendem Alter und wurde Leibzüchter.

Den Maierhof erhielt nur ein Erbe, der Anerbe, gewöhnlich der älteste Sohn, in manchen Gegenden der

ingste.[1]) Daher das Sprüchwort: „der Bauer hat nur in Kind". Das ursprüngliche Wahlrecht des Grundherrn unter den Erben war so gut wie verschwunden und fiel weg, auch wenn der Maier gestorben war, ohne sein Gut übergeben zu haben. Bei der Untüchtigkeit des Aeltesten folgte ein Bruder nach; war der Aelteste gestorben, so folgten seine Kinder.

Das Anerbenrecht wurde damals schon stark bestritten, die Juristen suchten bei freien Bauern gleiche Erbestheilung durchzuführen und hatten nach Möser auch Erfolg. Offenbar wollte man die Bevölkerung mehren. Möser war kein Freund der ungezügelten Volksvermehrung und wünschte die Erhaltung des angesessenen Bauernstandes. Deßhalb hatte nach ihm die Gutsunterthänigkeit oder die Leibeigenschaft große Vortheile. Auch für die Leibeigenschaft im engeren Sinn galt nämlich das Anerbenrecht wie andere Bestimmungen des Maierrechts. Der Gutsherr bestimmte die Abfindungen, während „der Erbe eines freien Bauern nach römischem Rechte angehalten werde, mit seinen Geschwistern gleich zu theilen, und so allmählig erschöpft werde". Deßhalb gingen nach Möser die Leute oft gerne die Verpflichtungen ein, welche die Leibeigenschaft mit sich brachte, um nur einen Hof zu erhalten. Beim Anerberecht hatten die Miterben nur einen Anspruch auf das Allod. Das Allod ging zwar in den Besitz des Anerben über, die Miterben bekamen aber einen Anspruch auf Abfindung, auf den „Brautschatz". Derselbe wurde erst fällig, wenn die Erben wegzogen oder sich verheiratheten. Auf Verlangen des Anerben mußten sie den Hof verlassen; nur wenn sie als Dienstboten zu verwenden oder kränklich waren, durften sie bleiben.

Uebergab der Maier dem Anerben das Gut schon zu Lebzeiten, so wurde dies juristisch als verfrühte Erbfolge

1) Sehr häufig war das in England. Vinogradoff, the villainage in England 1842. S. 246.

betrachtet[1]). Der Anerbe erhielt die Stellung des Universal-successors und haftete auch für die Schulden. Auch erhielt er in der Regel das hinterlassene Vermögen des in der Leibzucht sitzenden alten Maiers.

Zur Erbübergabe war wie zum Verkaufe des Maierrechtes die grundherrliche Einwilligung nothwendig und der Nachfolger mußte einen Maierbrief lösen und Weinkauf entrichten. Doch wurde die Ansicht, daß die Neubemaierung den Rechtstitel des Erwerbes bilde, allmählich juristisch aufgegeben.

Maier und Grundherr konnten sich gegenseitig kündigen, der Maier nur dann, wenn er einen Ersatzmann stellte, der Grundherr, wenn der Maier unfähig war. Mehrjähriger Zinsrückstand, Verschuldung des Maiers, Veräußerungen und Belastungen des Gutes ohne grundherrliche Einwilligung, liederlicher Haushalt, Versäumniß des Ackerbaues und der nöthigen Viehzucht, Verwüstung der zum Maiergut gehörigen Holzungen, Verfallenlassen der Gebäude gaben dem Grundherrn ein Recht, die Abmaierung zu verlangen. Er konnte dazu die Abmaierungsklage erheben. Eine Entschädigung erhielt der abgesetzte Maier nur durch das Allod.

Den Maierhof durfte der Grundherr nicht selbst in Bewirthschaftung nehmen. Zwar war das unumgängliche Bedürfniß des Grundherrn nach dem Gute auch ein Grund zur Abmaierung, aber das mußte bewiesen werden und die Gerichte scheinen den Beweis nicht leicht genommen zu haben.

Bei der Neubemaierung durften die Grundherrn die Maierzinse nach den Landesgesetzen nicht erhöhen. Der Maierzins war nicht zu hoch, er bestand vielfach im Theilkorn, in der 3. und 4. Garbe. Dagegen lagen auf den Gütern

1) Die Uebergabe bei Lebzeiten war ursprünglich das Regelmäßige. Nach germanischem Recht durfte nur der noch waffenfähige rüstige Mann übergeben bezw. testiren. Aber die römischen Juristen behandelten das Regelmäßige als die Ausnahme und bedurften allerlei Construktionen, um es zu rechtfertigen.

Reallasten Staats- und Gemeindesteuern und gerade
en dieser Steuern schränkten die Landesgesetze die Rechte
Grundherrn ein. Es gehörte zum Begriff des Bauern-
s, daß es ein dienst- und steuerpflichtiges Gut sei, dem
eine Nutzungen, aber auch gemeine Lasten auflagen. Zu
landesherrlichen Steuern gehörten die Landfolge, Kriegs-
en und Frondienste.

Die landesherrliche Steuer war weder die Personal- noch
Grundsteuer, sondern ruhte auf dem Maiergute als einem
zen. Gerade ihretwegen wurde ein starker Bauernschutz
r. Indessen war die Gesammtbelastung doch keine geringe.
s zusammen machte doch so viel aus, daß die Maier in
keinenswegs beneidenswerthen Lage waren. Gar häufig
ten die Maier ihre Höfe aufgeben, wurden Köter oder
ksitzer, oder griffen zu Nebenbeschäftigungen, die eigentlich
e der Kleinbauern waren, zu Holzhauen, Garnspinnen,
htfuhren u. dergl.

Noch stärker als in Niedersachsen waren die Hofbesitzer und
r im Nordosten, sowohl von grundherrlicher als landes-
licher Seite belastet. Ihre Lage galt als weniger beneidens-
h wie die der Häuslinge, der Insten. Daher erwartete man
der Regulirung 1808, daß viele Bauern ihre Höfe gerne
eben, um als freie Taglöhner zu leben. Die Höfe
en so wenig, daß die Leute mit knapper Noth leben
ten; ja viele gingen mit sammt dem Kapital, das sie
die Höfe brachten, zu Grunde und manche Höfe wechselten
rmals im Jahre. Bei Pachtgütern meldeten sich fast
vermögende Leute und viele Bauernstellen waren daher
den Gutsherrn unergiebig.

Besonders ungünstig standen die Bauern dann, wenn
n Folge starker Frondienste viel Gesinde halten mußten
es an Gesindeangebot fehlte. Die Knechte verlangten
daß ihre Herrn für sie einen oder mehrere Morgen
r für sie bebauen, und es kam vor, daß die Knechte mehr

Korn verkauften als die Herrn.[1]) Das war besonders i
Schleswig-Holstein, Pommern und Mecklenburg der Fal
wie wir noch hören werden.

Dazu kamen die Unterhaltungskosten der Hofgebäud
Diese gehörten in Schleswig-Holstein wie in Preußen de
Gutsherrn und deßhalb waren sie auch verpflichtet, d
Schaden von Feuersbrünsten, Stürmen u. dergl. zu trag
Die sonstige Unterhaltung lag eher dem Bauern ob, nu
erhielten sie die nöthigen Baumaterialien vom Gutsherr
Vielfach war die ganze Unterhaltung Sache der Pächte
Bei jedem Hofe befand sich gewöhnlich ein Backofen un
eine Altentheilskathe.

Endlich gehörte auch das todte und lebendige Inventa
dem Gutsherrn. Er lieferte immer die für den Hofdiens
nöthigen Pferde und nach der Aufhebung der Frondienst
eine größere Anzahl von Kühen. Da die Pächter in de
Regel mit ihren Vorräthen im Frühjahr fertig waren, s
mußten ihnen von der Herrschaft Vorschüsse geleistet werde
die dann oft mit hohen Zinsen zurück bezahlt werden mußte

Neben den Groß- und Kleinbauern, den Maiern, Hüfner
Kötern gab es überall eine große Anzahl von Gutsarbeiter
welche sowohl den Gutsherrn als Bauern um Lohn ode
im Zwangsdienst arbeiteten. Die Vollbauern fronten un
ließen sich fronen und zwar vielfach gleichzeitig. Währen
ein Gespann auf dem Gutshofe war, mußte der Bauer e
anderes auf dem Maierhof arbeiten lassen.

Die Gutsarbeiter hatten sehr verschiedene Namen, d
zum Theil schon ihre Stellung bezeichnen. Die größere
hießen im Nordosten Kossäten und Gärtner, in Livlan
Einfüßlinge, Fußarbeiter, im Nordwesten Häusler, im Süde
Söldner; die geringeren unter ihnen hießen Häusling
Einlieger, Insten. Die niedersächsischen Häuslinge wohnte
zur Miethe auf einem Hofe, die Abbauern auf einem gr

1) Fuchs, Untergang des Bauerstandes in Pommern. S. 130

…nderten Hofplatze, die besser gestellten Anbauern und …rinksitzer setzten sich auf Allmenden. Dies geschah namentlich … 17. und 18. Jahrhundert.

Im 17. Jahrhundert verließen viele Halb- und Voll…ufner, um dem Steuerdruck zu entgehen, ihre Höfe und …ßen sich als Auszügler und Brinksitzer nieder. Im …8. Jahrhundert wurden aus Bevölkerungsgründen Ansiedler …egünstigt. Nach einer Anzahl von Freijahren, wo sie …eder Zins noch Steuer bezahlen mußten, wurden die …euanbauern Brinksitzer. Ihre Lage war eine bessere, …s die der Häuslinge; sie wurden früher allgemein als …emeindemitglieder behandelt und durften ziemlich viel Vieh …lten, da ihnen die Allmendweide als Nutzung zustand. …m Uebrigen aber hielten die Maier und Köter zusammen …egen die genannten Bauernklassen und schlossen sie von …en gemeinen Rechten aus. Der Haupterwerb der Häuslinge …nd Brinksitzer war landwirthschaftlicher Nebenverdienst, …aglohn, Handwerk, Fuhrdienst

In Livland hießen die Gutsarbeiter Lostreiber, weil sie …inen festen Sitz hatten, sondern sich los und ledig umher…ieben, auch Badstüber, weil sie in der Badstube angesetzt …urden, endlich Pobolen, d. h. Roßdiener.

Das Verhältniß dieser Gutsarbeiter zur Gutsherrschaft …ar ein verschiedenes. Viele, vielleicht die meisten davon …önnen als Hörige oder Leibeigene gelten, aber es war doch …in großer Unterschied, ob sie mittelbar oder unmittelbar …um Hofverbande gehörten. Viele waren sicherlich nichts …nderes, als freie Taglöhner, die für Lohn arbeiteten. Die …bhängigkeit war stärker, wenn sie ein Land von der Herr…schaft besaßen. Das Land band stärker, daher waren die Bauern auch viel abhängiger als die bloßen Taglöhner.

Grupp.

X.

Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie.

II. Anthologie und allgemeine Biographie.

Nach den langathmigen und im großen Ganzen wohl ziemlich alten, aber immer der Betonung würdigen Vorbetrachtungsgedanken kommen wir nun endlich an die in der Uebersicht angekündigten neuen Beiträge zur katholischen Literatur. Da ist es zunächst der katholische Pfarrer von Büren in Westfalen, Adolf Hüttemann, der durchdrungen von der Berechtigung einer katholischen schönen Wissenschaft uns mit einer werthvollen Anthologie „Katholische Dichter des 19. Jahrhunderts. Proben aus ihren Werken“ (Hamm, Verlag von Breer und Thiemann 1898. M. 5.) beschenkte, in welcher uns, unbeschadet der buchhändlerischen Ausstattung, bei sparsamer Benutzung des Raumes auf 527 Seiten mehr denn 300 katholische Dichter und Dichterinen mit sorgfältig ausgewählten und nach der Bedeutung ihrer Verfasser gezählten Proben einen reichen, blühenden Gottesgarten mit seinen süßen Düften, mit seinen bunten Faltern und seinen lustig schmetternden Sängern vor Augen führen. Dort rauschen die ernsten Eichen und Buchen das alte Lauschemärchen von der Rose und der Nachtigall, und das silberklare Brünnlein trägts murmelnd über Stein und Moos ins Wiesenthal, wo just der Lenz die röthlich-weißen Blüthenträume in die Apfelbäume geworfen; dort hackt ein einsamer Specht die Föhre auf und ab sein einziges, aber doch für

diesen oder jenen nicht uninteressantes Taktlied; dort weben still die Sommerfäden und die Libellen um die Heidemoore, und dort hinten brandet am Basalt das ewige, wie das Menschenherz unergründliche Meer. Nirgends aber zeigt sich der pessimistische Zug des Spätherbstes, überall Sommerluft, der echte, warme Hauch katholischen Lebens. Freilich non omnes omnia possumus; obwohl die Autoren hier mit bis jetzt nie erreichter Fülle geboten werden, so wäre doch da und dort noch eine Lücke auszufüllen und auf der andern Seite der eine oder andere Autor zu streichen. Gewiß hat Hüttemann recht, wenn er sagt: „Selbst jene, die den Glauben ihrer Jugend verloren haben, können ihre katholische Herkunft nicht immer verleugnen, und hier und da klingt es aus ihren Werken heraus, wie Seufzer nach dem verlorenen Paradiese der Kindheit“. Allein dann wäre es auch angebracht gewesen, wie bei Lenau z. B. auch bei Anastasius Grün solche Stücke zu wählen, in welchen das Heimweh nach dem alten Herzensfrieden der Kindheit seine stille Thräne weint, einen Tropfen, der vom kalten Gestein auf den Boden fällt und leise klatschend nur das Bewußtsein der Oede und Leere in der Felsenhöhle eines liebeleeren Menschenherzens wachhält oder verschärft. Doch solche klaren Zeugnisse für das nur am Höchsten Genüge findende, vom Schöpfer in unsere Brust gelegte Sehnen sind bei einigen Verfassern nicht mehr erkennbar. Diesen Taufscheinkatholiken verwehren wir mit P. Kreiten S. J. den Aufenthalt im Haine katholischer Dichtung. Doch auch bei dem Edlen von Strehlenau hätte wenigstens ein Gedicht, z. B. „Die Wurmlinger Kapelle“, Aufnahme finden sollen, das am dunkeln Nachthimmel der Melancholie immerhin noch einen lichten Stern der Hoffnung heraufführt. Bei jenen Schriftstellern, welche der Kirche im praktischen Leben gleichgültig oder gar schädlich gegenüberstanden, wie z. B. H. Ignaz von Wessenberg, Levin Schücking, Adolf Pichler und noch manche andere, besonders aber bei den formellen Apostaten wären kurze Andeutungen nöthig

gewesen, da eine Anthologie wie die vorliegende, so gerne sie auch vom Fachmanne und Kenner in die Hand genommen wird, doch hauptsächlich für den Durchschnittsleser berechnet ist, der nur gar zu leicht die unter dem Sammelnamen „katholische Dichter“ aneinandergereihten Vertreter der deutschen Poesie für reine Typen der aus katholischer Weltansicht stammenden Liederkunst halten könnte. Nun, das sind Defekte, die gar bald geändert sind; der versprochenen Fortsetzung (die vorliegende Blumenlese reicht unter Zugrundelegung des Geburtsjahres nur bis 1850) sehen wir gerne entgegen, denn sie dürfte noch eher auf Originalität der Darbietung Anspruch erheben können. Es erübrigt noch darauf hinzuweisen, daß auch die Erotik zu ihrem Recht gelangt ist. Durch Hüttemanns Arbeit sind jedoch keineswegs die schon vorhandenen geistlichen wie weltlichen Anthologien katholischer Sammler ganz außer Kurs gesetzt. Eines Lächelns konnten wir uns nicht erwehren, als wir neben diese moderne Liederspende des guten Jesuitenpaters Johann Michael Kosmas Denis, des Barden Sined, wie er sich zu benamsen liebte, „Sammlung kürzerer Gedichte aus den neuern Dichtern Deutschlands“ (Augsburg 1778) zum Vergleiche stellten; hundert Jahre . . ., was haben wir in ihrem Verlaufe nicht alles gelernt und gewonnen! Ein Satz jedoch aus des ehrwürdigen Custos der Wiener Hofbibliothek und wirklichen Hofrathes Promemoria „an den Leser“ gilt auch von Hüttemanns Blumenlese: „Sie ist weder gefährlich noch kostbar: zwo Eigenschaften, durch welche ich sie der Jugend zu empfehlen suche, und zween Gründe, die ich jenen entgegensetze, welche vielleicht noch manches eingerückt wissen möchten.“

Eine Ergänzung des soeben besprochenen Buches ist das in demselben Verlage vor Kurzem erschienene „Lexicon der katholischen deutschen Dichter vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart. Biographisch-litterarisch bearbeitet von Friedrich Wienstein“ (448 Seiten, M. 3). Das Vorwort führt dasselbe ein als

eine Neubearbeitung des bekannten Kehrein'schen „Lexicon der katholischen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert“; den hauptsächlichsten Unterschied zwischen den beiden Werken zeigt eine Vergleichung der Titel. Eine weitere Differenz ist der Wegfall der Kritiken und Kritiknachweise, der nicht zu beklagen ist, einmal weil diese viel Raum beansprucht hätten, zweitens weil man sie heutzutage leicht in den zahlreichen kleineren und größeren Literaturgeschichtscompendien findet, und drittens weil sie in der alten Gestalt nicht überall befriedigten, wie z. B. über Joseph Pape zwei Urtheile geboten waren, die sich thatsächlich widersprechen: das von Lindemann und das von Heinrich Kurz, so daß der Leser, der wirklich einen Fingerzeig nöthig hatte, nach der Consultation so klug war wie vorher. Als der gelehrte Direktor des Schullehrerseminars zu Montabaur im Jahre 1866 seine Aufrufe um Unterstützung erließ, da konnte er gar bald, besonders nachdem die 18. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands in Innsbruck (September 1867) sein Unternehmen empfohlen, über eine rege und vielseitige Unterstützung Bericht erstatten; dem Volksschullehrer Wienstein in Soest hat fast die Hälfte der um Notizen angegangenen Schriftsteller die Antwort versagt. Da müssen wir wirklich die zähe Ausdauer einer Arbeitskraft bewundern, von welcher wöchentlich die Leistung von 36 Unterrichtsstunden in den gefüllten Klassen der Volks- und gewerblichen Fortbildungsschule gefordert wird, und der für ihre verdienstvollen Nebenbeschäftigungen nicht einmal eine öffentliche Bibliothek zu Gebote steht. Herr Wienstein hat eine gute Vorschule mit seinen zahlreichen biobibliographischen Abhandlungen in einer Reihe pädagogischer Zeitschriften sowie in seinen „kurzen Lebensbildern der Dichter und Prosaiker zu sämmtlichen Ausgaben des im Auftrage des kgl. Provincialschulcollegiums zu Münster herausgegebenen Lesebuchwerkes für katholische Volksschulen“ (Hamm 1897/98) durchgemacht; augenblicklich hat er Lebens-

und Charakterbilder von 33 preußischen Schulmännern der Neuzeit unter der Feder. Die Convertiten sind im vorliegenden Buche mit einem Asterisken, die Apostaten mit einem Kreuze gekennzeichnet; die Stellung taufscheinkatholischer Schriftsteller zur Religion und Moral ist im Texte selbst angegeben: so sind Hermann Schmid als Deutschkatholik, Theodor Stumpf, Heinrich Düntzer, Fridolin Hoffmann, Friedrich Michelis, Wolfgang Müller, J. Hubert Reinkens 2c. als Altkatholiken, Graf Auersperg, L. Anzengruber, Blumauer, Hermann von Gilm, Lenau, der abgefallene Kreuzherr Charles Sealsfield, Levin Schücking, Wessenberg, Pichler (letzterer wenigstens für eine geraume Zeit) als kirchenfeindlich, Rosegger als seiner Religion entfremdet, Sacher-Masoch als Lüsternheitsapostel u. s. w. u. s. w. aufgeführt. Ach! welch ein Mißklang, welch schreiende Dissonanz auf den goldenen Saiten unserer Harfe; wir wollen sie auflösen, indem wir uns die größten jener glänzenden Sterne der in den Schoß der heil. Kirche zurückgekehrten deutschen Dichter vergegenwärtigen, als da sind: Moritz Brühl, Dreves, Gräfin Hahn-Hahn, Luise Hensel, Hardenberg, Elise von Grotthuß, P. Leo Fischer O. S. B., August Lewald, Meinhold, Dorothea Schlegel, Fr. von Schlegel, Cordula Schmid (Peregrina), Graf von Stolberg, Ludwig Clarus, Maler Müller u s. w. Leben und Dichten sind ein Ganzes, und darum muß ich das Leben, vor allem das Seelenleben kennen, wenn ich die Geisteswerke verstehen oder ihre Richtung von vornherein erkennen will. Es hat zwar die Außerachtlassung der Confessionsfrage in der Poesie wohl sein Gutes, nämlich die Verhinderung der landsmannschaftlichen und auf Gesinnungstüchtigkeit basirenden Schätzung, allein wir müssen wissen, was wir haben, wenn wir wissen sollen, was uns fehlt.

Nichts ist vollkommen auf der Welt, und daß in einem solchen Werke, zumal bei so geringer Unterstützung, keine abgeschlossene Genauigkeit erzielt werden kann, braucht nicht eigens betont zu werden. Für jede Correktur verspricht der

Herausgeber seine Dankbarkeit, und wir benützen die Gelegenheit im Interesse des Ganzen, die Säumigen zu ermahnen, ihren Fehler wenigstens nachträglich auszugleichen. Sehr ungern vermissen wir einige der bedeutenderen Namen. Es ist hier nicht der Ort, ins Einzelne gehende Ergänzungen und Berichtigungen zu liefern, aber eine ernste Frage können wir nicht unterdrücken: Ist denn jeder, der einmal eine Erzählung oder ein Bändchen Gedichte in erster und letzter Auflage seinen Lesern zur geneigten Ansicht vorgelegt, so ohne weiteres der Schriftstellerunsterblichkeit einzuverleiben? So haben wir zum Beispiel den lieben, guten, alten Landdechanten Trippe in Bigge († 15. Januar 1899); er war ein pflichttreuer Priester, ein echter Sohn der rothen Erde, ein guter Kenner des Keltischen, und ein glühender Vertheidiger des Väterglaubens, besonders des Marienkultes in Wort und Schrift, aber ein Dichter war er mit keiner Faser, trotzdem er den zwei Erzählungen, die seiner Feder entflossen, den stolzen Namen Novelle verliehen, denen aber schon vor ihrem Verfasser das Lebenslicht ausgegangen. Seine Erhebung zum Poeten verdankt er wohl nur dem anfänglichen Irrthume Franz Brümmer's (Lexicon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts), der seine „Marienkränze" für Gedichte hielt. Es ist ja doch ein Unterschied zwischen einem auf absolute Vollständigkeit Anspruch machenden Literaturkalender und einem für immer als Geschichtsquelle aufgestellten Compendium, in welchem wir nur das zu finden wünschen, was die Gegenwart überdauert oder doch für einen in Frage kommenden Zeitabschnitt von irgend welcher Bedeutung war; die Grenze ist freilich nicht immer leicht zu ziehen, und zu viel ist bei einem Nachschlagewerk immer besser als zu wenig.

Das waren also eine Anthologie und eine biographische Arbeit neuesten Datums; beides vereint finden wir in den von Leo Tepe van Heemstede herausgegebenen „Dichterstimmen der Gegenwart" (Baden-Baden, Peter Weber;

jährlich 4.50 M.), deren XIII. Jahrgang vor kurzem abschloß. „Poetisches Organ für das katholische Deutschland" nennen sie sich (einziges in seiner Art, fügen wir hinzu) und repräsentiren nicht nur unser Können auf dem Gebiete der poetischen Kleinkunst, sondern sie sind auch ein immerwährender Führer durch den Blüthengarten der katholischen schönen Literatur, der Reflektor, der alle Einzelstrahlen zu einem einzigen scharfrandigen Lichtbilde zusammenfaßt und es auf die dunkle Fläche unserer utilitaristischen Geistesrichtung hinzaubert. Dreizehn Jahrgänge — ein Zeichen für das Bedürfniß einer solchen Zeitschrift, aber dreizehn Jahrgänge mit einer verhältnißmäßig geringen Auflage — dem katholischen Volk Deutschlands nicht zum Ruhme. Daß trotz der glänzenden Mitarbeiterliste manches sich in den Spalten der „Dichterstimmen" findet, was nicht gerade den Anstrich des ästhetischen Normalmaßes ganz erreicht, ist das zu verwundern? quandoque dormitat et bonus Homerus. Man wird es nicht immer stillschweigend hinnehmen, aber man wird diesen Umstand nicht als Charakteristikon des Ganzen auffassen, wie es jüngst ein unerfahrener Neuling auf dem Gebiete der Rezension in einer illustrirten Zeitschrift gethan, der da auch in die Räder der Culturmaschine einzugreifen sich berufen fühlte und in's Wächterhorn der Kritik blies, ohne zu wissen, daß auf derartigen Instrumenten nicht die vollen Backen, sondern die feine Mundstellung den Ton erzeugt. Er will den ganzen Jahrgang der „Dichterstimmen" kritisiren und bekrittelt nur ein Gedicht oder wenigstens die schwächsten, das Gute und seine Bedeutung ganz übergehend; ist das Kritik? Kritik, von der Grotthuß in der Einleitung zu seinen „Problemen und Charakterköpfen" verlangt, nicht daß sie die Fehler verschweige, wohl aber daß sie zwischen Autor und Leser vermittle? Doch das ist die alte Geschichte: „Kein Hund ist so niedrig auf den Hacken, er kann dich in die Ferse packen." Heemstede, der gemüthvolle Verfasser des mit Recht von den besten Aesthetikern zu den hervorragendsten dramatischen

Leistungen der Neuzeit gezählten „Mathusala“, hat auf unsern Dank zu rechnen, daß er die Centralisation der so leicht zerflatternden Lyrik zur Lebensaufgabe gemacht hat. Klein hat er angefangen, sehr klein, jetzt aber erfreut sich sein Organ einer vorzüglichen Ausstattung.

Wie anders konnte der protestantische Pastor Albert Warncke von Helmstedt mit einem ähnlichen Unternehmen an die Oeffentlichkeit treten! Seine Zeitschrift, im Jahre 1897 unter dem Namen „Monatsblätter für deutsche Litteraturgeschichte“ gegründet, war von den ersten Nummern an in Poesie und Prosa vorzüglich bedient; der Herausgeber gewann auch katholische Dichter, katholische Dichter wie Joseph Pape, denen wir die Würdigung versagt. Uebrigens war der Ton der „Monatsblätter“ sehr vornehm und anerkannte gerne das katholische Gute, wie ein warm geschriebenes Lebensbild Friedrich W. Weber's schon im 6. Hefte darthat. Und wie verhältnißmäßig elegant ausgestattet trat im Oktober 1899 zu Oetzsch unter Redaktion von F. Moser eine „Zeitschrift für Freunde der Dichtkunst“ (2mal monatlich; jährlich 8 M.) an's Tageslicht und will doch nur den Reimdilettanten Gelegenheit geben, ihre „Gedichte gedruckt zu sehen“. Das junge Musenheim stipulirt in § 7 seiner „Geschäftsordnung“, daß Einsendungen nur von Abonnenten zur Aufnahme gelangen sollen; wir erinnerten uns dabei recht lebhaft an die Anfang der 90er Jahre aufgetauchten „Splitter“, ein Abonnenten-Concurrenzunternehmen, das in seiner ersten Nummer die Einleitung eines Romanes brachte und für die jeweils beste Fortsetzung einen Preis ausschrieb. In den einleitenden 4 Gedichten wird von einer porträtirten „Dichterin“ unter Anderem eine „schattenlose Rose“ in recht gewöhnlichen Versen beklagt; die Saiten einer andern, im Sterben liegenden Sängerin sind „so jung“ „wie einst im Mai“; die Wanduhr des folgenden Poeten ruft „Sein Herzel, dein Herzel — dein Herzel, sein Herzel“, was dem ob der Treue des Liebchens bekümmerten jungen Manne viel Trost

bereitet, denn „So viel auch Wonne und Vergnügen, Mein ganzes Herz zusammenfügen: S' ist dennoch eine große Pein, Dies Glück zu tragen ganz allein!“ Das „Gemüth“ der nächsten Mitarbeiterin „sammelt Dornen ein“. So weit wir zu erkennen vermögen, dichteten an dem ersten Hefte zehn Poeten weiblichen und vier männlichen Geschlechtes. Etliche ordentliche Verse können wir jedoch auch constatiren. Das ist bloß ein Dilettantenunternehmen — und daher eine Eintagsfliege, die ihr monotones Hackbrettliedlein bald ausgesummt hat, und wir hätten uns nicht damit beschäftigt, da wir ja nur katholische Neuheiten im Auge haben, wenn nicht derlei Erscheinungen die deutsche Zeitschriftslyrik noch vollends um das bischen Reputation brächten, das sie noch besitzt, und gar sehr viele dazu führten, alle periodische Kleindichtung für immer abzuthun.

Wir Katholiken haben ganz gute Lyriker, und wenn sie auch nicht immer mit „Neutönern“ wie Liliencron, Dehmel u. s. w. in formaler Beziehung concurriren können, so stehen sie doch auf dem Boden eines gesunden Volksthums, und wissen, daß das Volk nicht aus ein paar Gebildeten besteht, die sich vermöge ihrer Geistesbeweglichkeit allenfalls in die Denkweise eines Originalgenies hineinleben können; sie wissen, daß das Volk, aus dessen Natürlichkeit alle Dichtung schöpfen muß, ein Anrecht hat auf die Poesie, vor allem auf die des Liedes, um die es nicht betrogen werden darf durch individualistische Stimmungsstudien einer fast nur noch die Entwicklung psychologischer Probleme zum Vorwurf nehmenden Kunstdichtung.

Im Wesen der Poesie liegt es, die großen Gedanken der Menschheit zu erfassen und sie im Sonnenlichte der ewigen Schönheit und Wahrheit und der subjektiven Liebe zu verklären; dann nur, wenn sie dieser Aufgabe treu bleibt, kann sie auf eine unverwelkliche Blüthe auch bei den kommenden Geschlechtern hoffen. Eine Adeptenpoesie aber, die sich nur als glänzenden Schweif an irgend einen Kometen hängt, der

a am deutschen Philosophenhimmel seine krumme Bahn läuft, muß mit dem stolzen Bewußtsein zufrieden sein, einmal der Gegenstand allgemeinen Rumors gewesen zu sein. Weiland war die Liederkunst dem Volke dienstbar und die Person des Dichters verschwand vor dem Gefühlsleben der Gesammtheit; die Moderne hat das Verhältniß auf den Kopf gestellt: „Mir und Euch aus Dankbarkeit!“ lautet Richard Dehmel's Widmung und Dr. L. Conrad in Mainz setzt einer Gedichtsammlung den Zweck, seinen Freunden in sein Seelenleben, in sein Denken und Fühlen einen Einblick zu gestatten;[1]) die breite Masse der Heerdenmenschen hat gar nichts zu fordern, sondern sich nur die Gedankenwelt eines großen Einzelnen aufpfropfen zu lassen, und was das für eine Gedankenwelt ist, das wollen wir hier lieber ununtersucht lassen. Unsere guten katholischen Lyriker lassen es, ohne dem Fortschritt abhold zu sein, bei den bewährten Tonarten bewenden, und darin haben sie recht. Diese titanische Himmelsstürmerei ist in ihrem ganzen Grundgedanken unkatholisch; sie ist ja nur der Ausdruck einer abgrundtiefen Herzensöde und eines ruhelosen Sehnens nach dem Besitze des beglückenden Objektiven, das der Katholik nicht mehr lange zu erkämpfen braucht. Das riecht stark nach Askese, aber wir wissen wohl, daß „im Kriege das Letzte nicht der Krieg“ ist, und wissen die hohen Errungenschaften der neuen Kunst, sowohl was das Gedankenkleid, als auch was die Eigenart der Beobachtung betrifft, recht wohl zu schätzen; ja wir freuen uns sehr, daß gerade dieser künstlerische Besitz bei der unausbleiblichen Reaktion, die beim Bewußtsein der Ungenüge des bloß Irdischen sich nach der Seite der Romantik wenden muß, über kurz oder lang der Regulator sein wird, der vor allzu extremem Rückfall bewahrt. —

Es ist bei dem Faustischen Vorwärtsdrängen hie und

---

1) Wäre es da nicht besser gewesen, das Manuskript cirkuliren zu lassen?

da heilsam, mit ein wenig Wagnernatur rückwärts zu schauen und sich zu freuen, wie wir's doch im Lauf der Zeit „so herrlich weit gebracht“, und darum wollen wir einmal hören, was im Jahre 1720, also vier Jahre vor Gottscheds Auftreten Johann Hübner in seinem „Neu vermehrten Poetischen Hand-Buch, Das ist, ein kurtzgefaßte Anleitung zur Deutschen Poesie Nebst Einem vollständigen Reim-Register den Anfängern zum besten zusammen getragen“ für Generalregeln des Musenhandwerks aufstellt: „Wer die vorhergehende Präparation und Exercitation überstanden hat, der ist zwar eben noch kein Poete; er kann aber doch einer werden. Fragt mich jemand, was er weiter thun soll, so kommt das übrige alles auf die Imitation an, das heißt, man muß fleißig Verse lesen und fleißig Verse machen. Was nun dieses betrifft, so lasse ich einem jeden seine Freiheit, ob er ein Sectarius oder ein Eclecticus seyn will. Ein Sectarius erwehlet sich einen gewissen Poeten, und machet sich eine Gloire daraus, wenn er denselben imitiren kann. Will nun jemand ein Opitianer, oder ein Weisianer, oder Hoffmanns-Waldianer, oder Lohensteinianer, oder noch was anders werden, so habe ich nichts darbey zu erinnern. Ein Eclecticus hingegen schreibt vor sich, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, er bemühet sich aber, daß er einem jedweden guten Poeten etwas ablernen kann. Wem diese Methode gefällt, der kann sich nicht allein alle Deutschen, sondern auch alle Griechischen, Lateinischen, Französischen, Italiänischen, Engeländischen und Niederländischen Poeten zu Nutze machen. Ja wenn bey den Türken, Tartarn, und Cosacken ein berühmter Poete aufstünde, so würde was in seinen Schriften seyn, das sich in unserer Mutter-Sprache würde anbringen lassen. Und dieser letzten Manier zu poetisiren bin ich Lebenslang zugethan gewesen, pflege solches Principium auch meinen Scholaren zu recommendiren. Ich gebe ihnen demnach den Rath, daß sie sich in Zeiten Miscellanea Poetica zulegen und allerhand wohlgemachte Carmina von diesem

nem Autore sammeln sollen. Und weil sie doch den
mit etwas schlechtes machen müssen, damit die
ion um so viel desto leichter seyn möge, so gebe ich
eine Partie von meinen Carminibus, die ich bey einer
er andern Gelegenheit verfertiget habe. Ich thue
aber nicht zu dem Ende, daß sie eben nothwendig
Schreib-Art nachmachen sollen: Sondern ich mache
meinen Untergebenen nur, wie mit den Hühnern,
man etliche Eyer in das Nest leget, damit sie hernach
dazulegen sollen" Das Reimregister nimmt 620 Seiten
spruch und verfährt à la: „er ruppte, er schluppte,
nuppte, er suppte, er verschnuppte" oder „das E, Aloe,
Assemblée, das Abc, eh, die Eh, Panacée, der Caffée,
öh" u. s. w., oder „Gumpe, Grumpe, Humpe, Klumpe,
. Pumpe, plumpe, Rumpe, Schlumpe, Strumpe,
mpe, Trumpe" u. s. w. — Lieber Leser, du lachst? bei
iedrich in Oetzsch kannst du für den billigen Preis von
. ein „Reimlexicon" haben; es wird in einer Annonce
Höherstrebende" bestens empfohlen. —

uron. Ansgar Pöllmann O. S. B.

(Dritter Artikel folgt.)

XI.

Eine theologische Aufgabe für das kommende Jahrhundert

Schon einmal, in der Biographie von Benjamin Herder, habe ich mir erlaubt, meine bescheidenen, aber ernsten Bedenken über den Gang unserer theologischen Schriftstellerei zu äußern. Immer Lehrbücher und immer wieder Lehrbücher über die einzelnen Zweige der Theologie, meistens nur erweiterte oder zusammengezogene Vorlesungshefte, dagegen verhältnißmäßig selten monographische Arbeiten oder gar Behandlung eines Gegenstandes, der bisher noch nicht in den Bereich der theologischen Wissenschaft gezogen worden ist. Die Natur eines Lehrbuches bringt es überdies mit sich, daß nur der nothdürftigste Stoff bearbeitet werden kann, und daß von einem Eingehen auf die brennenden Fragen der Gegenwart keine Rede sein kann. Die Folge davon ist, daß unsere theologische Literatur sich oft etwas gar sehr in den alten, ausgefahrenen Geleisen bewegt, und daß sich viele ihrer Erzeugnisse gleich sehen, wenn auch nicht wie ein Ei dem andern, so doch wie ein Apfelbaum dem andern.

Am meisten tritt das auf dem Gebiete der Moraltheologie zu Tage, weil gerade hier die sogen. „Bewegung der Ideen" und das wechselnde Bedürfniß der Zeitlage täglich neue Fragen und Ansichten von der größten praktischen Bedeutung hervorbringt, Fragen und Ansichten, über die der in's Leben hineingestellte Mann sicheren Aufschluß braucht.

Deßhalb mag man es begreifen und entschuldigen, wenn

n Kenner der Dinge, Professor Bouquillon, in seinem
mmuth über diese Zurückhaltung der Moraltheologen
anche Ausdrücke gebraucht, die sicher zu weit gehen
Catholic University Bulletin, April 1899). Möge man
ber nur über einzelnen allzu scharfen Urtheilen und Worten
icht verkennen, wie viel Wahrheit seine Behauptung enthält,
ei einer solchen Sachlage hätten sie es sich selber zu-
uschreiben, wenn die Zeit einfach über sie zur Tagesordnung
bergehe, da sie ja doch bei ihnen nicht viel über das finde,
as sie am meisten in Spannung setze.

Nun ist es aber klar, daß mit der bloßen Kritik über
iesen und so manchen andern wirklich vorhandenen Uebelstand
icht das allermindeste gewonnen ist. Damit kann man
öchstens die allgemeine Mißvergnügtheit mehren und die,
elche Lust zur Arbeit hätten, entmuthigen, aber gebessert
ird kaum viel. Dazu heißt es einfach zugreifen, selber
hun, besser machen oder jedenfalls es ernstlich versuchen.

Auch das ist klar, daß das Bessermachen nicht in einem
ölligen Umsturz alles Hergebrachten oder in dem Aus-
enken von unerhörten Neuerungen bestehen kann, am
llerwenigsten darin, daß man ohne weiteres, um modern
u reden, mit Sack und Pack in's Lager der Modernen
bergeht.

Die Frage, wie die Theologen den heutigen Zeit-
edürfnissen genügen können, ist schon an sich eine schwierige,
nd sie ist überdieß, dank der Zurückhaltung, die die
heologie so lange geübt hat, doppelt verwickelt und
hwierig geworden, so daß es meines Erachtens zu nichts als
 Mißgriffen führen kann, wenn man daran denken wollte,
oreilig mit beiden Füßen in den Strom der modernen
ewegung zu springen und ihn so zu meistern.

Erst muß man die modernen Ideen gründlich kennen
rnen, sonst kann ein Urtheil über sie nur verkehrt ausfallen,
i es, daß einer blind alles, was modern klingt, in Bausch
nd Bogen verwerfe, sei es, was noch schlimmer ist, daß sich

ihnen einer blind hingebe und damit, ohne es zu ahnen, den festen Boden unter den Füßen verliere.

Diese Aufgabe aber, die modernen Ideen zu studiren, ist ebenso schwer als umfangreich.

Von einem Einzelnen kann sie nie und nimmer mit Erfolg geleistet werden. Dazu bedarf es der Arbeitstheilung und eines planmäßigen Zusammenwirkens.

Und es bedarf ferner einer sehr genauen Arbeit. Man kann es nicht oft genug sagen, daß das Studium der Zeiterscheinungen, namentlich auf dem Gebiete der geistigen Bewegung ebenso sorgfältig und quellenmäßig betrieben werden muß, wie das der griechischen Philosophie oder der gnostischen Spekulationen. Und man kann es wieder nicht entschieden genug aussprechen, daß die dogmengeschichtliche Aufgabe des Theologen nicht mit dem Jahre 325 oder mit Johannes Damascenus endigt, sondern daß sie auch das 19. Jahrhundert umfaßt, und daß sie um so wichtiger und schwieriger wird, je weiter sie herabsteigt.

Diese Erwägungen haben dazu geführt, daß das Apologetische Institut zu Freiburg in der Schweiz vorläufig zwei Preisausschreibungen veröffentlicht hat, die dazu beitragen sollen, dem dringendsten Bedürfnisse zu einem Theil abzuhelfen. Denn das leuchtet nach dem soeben Gesagten ein, daß damit noch lange nicht die ganze Aufgabe, die uns für jetzt obliegt, gelöst sein kann. Dazu bedarf es noch vieler und ernster Arbeit, wozu nur erst der Anstoß gegeben sein soll.

Vorerst möchte eines dieser Preisthemate die Aufmerksamkeit der Moralisten auf die vielen, in ihren Anwendungen so überaus einflußreichen Fragen lenken, die ihnen von den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft heute zur Beantwortung vorgelegt werden. Viele von diesen können im Rahmen der gewöhnlichen Lehrbücher kaum gestreift, geschweige genauer behandelt werden. Sie sind auch so vielfach und so weit auseinander liegend, daß sie

selbst in einem größeren Werke nicht alle können eingehend beantwortet werden. Es ist schon etwas gewonnen, wenn sie nur einmal übersichtlich dargestellt und mit kurzen, knappen Strichen ins rechte Licht gebracht werden. Damit ist ein Anfang gemacht, die Fortsetzung wird sich dann schon geben.

Das ist aber nur ein mäßiger Theil dessen, was man gemeinhin unter dem Namen „moderne Ideen“ begreift. Diese selber zu sammeln und quellenmäßig darzustellen, das ist eine Aufgabe, an der wir lange werden zu arbeiten haben, denn die Literatur, die hier zu bewältigen ist, überschreitet alle Grenzen und umfaßt alle Culturvölker. Deßhalb muß sie von Verschiedenen in Angriff genommen werden, und zwar so, daß sich jeder der Arbeiter auf ein genau begrenztes und fest bestimmtes Gebiet beschränkt.

Zunächst hat in dieser Beziehung das genannte Apologetische Institut nur die Aufgabe gestellt, die Zeit vom Jahre 1870 bis zum Schluß dieses Jahrhunderts in Angriff zu nehmen. Aber auch dieses Thema wäre noch zu weit und würde nur zu Allgemeinheiten ohne großen Nutzen führen. Deßhalb wurde es hauptsächlich auf Deutschland eingeschränkt und zwar auf die theologische, die philosophische und die ethische Literatur, mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Lehrbücher und Zeitschriften. Es ist schon keine kleine Arbeit, auch nur dieses beschränkte Gebiet zu bewältigen.

Daraus ergibt sich schon, welche große Arbeit noch zu leisten ist, ehe wir sagen können, wir wüßten nun genau, in welcher Zeit wir leben und welchen Bedürfnissen wir Abhilfe bringen müssen.

Die Wege, auf denen diese umfassende Aufgabe gelöst werden kann, sind sehr verschieden. Auf eine sehr empfehlenswerthe und nützliche Art, zu ihrer Bewältigung beizutragen, weist das soeben erschienene Buch von Wilson hin (the theology of modern literature. Edinburgh, Clark. 1899). In der richtigen Ueberzeugung, daß es zu nichts führen

kann, all die verwegenen kleinen Geister in Rechnung zu nehmen, die sich auf eigene Faust in Wald und Busch herumtreiben, gibt er über diese nur eine kurze, allgemeine Uebersicht; dafür greift er aus der neuesten englischen und amerikanischen Belletristik die einflußreichsten Vertreter heraus, Emerson, Carlyle, Robert Browning, George Eliot, Macdonald, Mrs. Ward, Thomas Hardy und George Meredith und widmet der „Theology" jedes Einzelnen ein besonderes Kapitel. Dieses Verfahren verdient sicherlich Nachahmung auch für andere Literaturen; denn es ist ein angenehmes und zuverlässiges Mittel, um zu zeigen, welche Ideen durch die wichtigste Unterhaltungsliteratur unter einem Volk in Umauf gebracht werden.

Trotzdem kann man sich nicht verhehlen, daß damit selbst für die englische Belletristik die gestellte Aufgabe noch kaum erschöpft ist. Gerade in England und in Amerika haben die „Reviews" einen Einfluß auf die öffentliche Meinung, wie nirgend in der Welt, selbst nicht in Frankreich. Deßhalb müßte wohl der, dem es darum zu thun ist, die „modernen Ideen" in der schönen Literatur der genannten beiden Länder kennen zu lernen, einige der einflußreichsten und „modernsten" Reviews einer gründlichen Bearbeitung unterwerfen, also vor allem Contemporary, Fortnightly, Nineteenth Century, Arena, Forum, Humanitarian u. s. f. Mehr oder minder müßte auch für andere Länder, in denen diese Zeitschriften nicht die gleiche Bedeutung haben, derselbe Weg eingeschlagen werden, denn deren Einfluß ist überall groß und eher im Wachsen als in der Abnahme begriffen. Man braucht aber nur einige Zeit mit Aufmerksamkeit die verschiedenen „Reviews of Reviews" oder das „Litterarische Echo" zu studiren, um sich zu überzeugen, welche Ausbeute für den genannten Zweck diese Art von periodischer Literatur bietet. Für Deutschland, vielleicht auch für Frankreich müßte man wohl sogar bis zu gewissen Tagesblättern herabsteigen.

Hier dehnt sich ein Erntefeld für die Theologen aus-

das sie sich noch kaum begeben haben. Möge ihnen Ende des Jahrhunderts zum Bewußtsein bringen, daß hier eine lang versäumte Schuld hereinzubringen haben. dieß geschehen, dann werden die strebsamen Geister bald wieder Nützlicheres zu thun finden, als über ihre „Inferiorität" zu klagen.

P. Weiß O. P.

XII.

Die „Los von Rom"-Bewegung in Oesterreich.

I.

Vor einem Jahre hat das alte Habsburger Reich zu n vielen „Fragen", mit denen es schon gesegnet ist, eine e bekommen. Unser gutes Oesterreich ist zu einem wahren mmelplatz für „Fragen" geworden, die alle mehr oder niger ernster Natur sind und Gefahren einschließen für naſtie und Staat.

Die neue „Frage", die „Los von Rom"-Bewegung eint eine religiöse Frage zu sein und wird auch in len protestantischen Kreisen, besonders in Reichs-Deutsch-nd, ausschließlich für eine solche gehalten. Doch das ist durchaus nicht, sicherlich nicht in den Augen derjenigen, lche sie in die Welt gesetzt haben.

Die „Los von Rom"-Bewegung ist eine eminent olitische Frage. Ursprung und Zweck dieser Bewegung t mit der Religion nichts zu schaffen. Es handelt sich r nicht um einen „Zug nach dem reinen Evangelium", cht um die „Befreiung gedrückter Gewissen aus den Banden mischer Herrschsucht", sondern um die Auflösung Oester-

reichs. Das „Los von Rom“ ist im Grunde ein „Los von Oesterreich“, ein „Los von der Habsburger Dynastie“. Wer aufmerksam und objektiv die ganze Bewegung beobachtet und die treibenden Kräfte auf ihre Gesinnung und ihre Tendenzen genau prüft, kann zu keinem anderen Schlusse kommen: es ist auf die Zertrümmerung Oesterreichs abgesehen.

Delenda est Austria — so lautete die Parole des italienischen Freimaurer-Häuptlinges Josef Mazzini schon im Jahre 1851. Lebte Mazzini heute noch, er würde vergnügt sich die Hände reiben, da seine Parole so rasch und fast ohne besondere Schwierigkeit ihrer Verwirklichung entgegengeführt wird. Die Zerschlagung der Monarchie in zwei politisch selbständige Gebiete durch Beust unseligen Andenkens, die Aufhebung des Concordates und die interconfessionelle Gesetzgebung der 60er Jahre, der meist künstlich gewirkte und gepflegte Nationalitätenhader, die immerwährende Ministerstürzerei: all' dieses ist nur Wasser auf die Mühle Mazzini's und seiner Gesinnungsgenossen. Aber für manche österreichische „Patrioten“ ist das noch zu wenig Wasser; sie wollen rascher zum Ziele kommen und suchen darum die Wassermasse zu verstärken, auf daß die Mazzini'sche Mühle in schnellerem Tempo arbeite.

Daß die „Los von Rom“-Bewegung nicht religiöser, sondern politischer Natur ist, gestehen die Hauptfaiseurs ohne Umschweif ein. Der Reichsrathsabgeordnete Karl H. Wolf z. B. nahm gar keinen Anstand, in seiner „Ostdeutschen Rundschau“ (1898 Nr. 350) zu erklären: „Wiederholt betonen wir, daß das deutschvölkische Losungswort: ‚Los von Rom!‘ lediglich und ausschließlich politischen Erwägungen entspringt. Zur religiösen Werbung im Sinne irgend eines Bekenntnisses . . . kann sich eine deutschvölkische Partei nie und nimmer hergeben.“ Was dies für „politische Erwägungen“ sind, wird sich bald zeigen.

Ruhig denkende, der Proselytenmacherei abholde Pro-

testanten sehen gleichfalls in dem „Los von Rom"-Rummel nichts weniger als eine religiöse Bewegung. Auch für sie ist sie nur eine politische Demonstration. Als solche charakterisirte sie u. a. der Wiener evangelische Pfarrer Dr. Johanny in einem längeren Artikel der „Wiener Allgemeinen Zeitung"; [1]) und am 2. Dezember 1898 soll derselbe Pfarrer bei der Einweihung der evangelischen Kirche in Währing nach der „Ostdeutschen Rundschau" gesagt haben, „daß die evangelische Kirche keine Sympathien habe mit jenen Bestrebungen, die hin und her unter der Devise ‚Los von Rom' den Uebertritt zum Protestantismus als politische Demonstration propagiren." [2])

Den nächsten Anstoß zu der Bewegung gaben, wie nicht in Abrede gestellt werden kann, die sogen. Badeni'schen Sprachenverordnungen vom 5. April 1897. Es ist hier nicht der Ort, auf die Berechtigung oder Nichtberechtigung dieser Verordnungen näher einzugehen; das gehört in ein anderes Kapitel. Thatsache aber ist, daß die Badeni'schen Ordonanzen beim deutschen Volke gar böses Blut machten. Sie stellten bekanntlich an alle staatlichen Beamten in Böhmen und Mähren die Forderung, beider Landessprachen in Wort und Schrift mächtig zu sein. Damit wurde dem nur Deutsch sprechenden Beamtenthum in den genannten Ländern eine Pflicht auferlegt, die es seither nicht hatte; und diese Pflicht sollte es in Zukunft tragen, nicht mit Rücksicht auf das praktische Bedürfniß, sondern mit Rücksicht auf eine Forderung der czechischen Nationalpartei. Das brachte die Bevölkerung

---

1) Als Separatabdruck im Verlage des Verfassers erschienen, 1899.

2) Merkwürdiger Weise hat Wolf, der in seiner „Ostd. Rundschau" den politischen Charakter der „Los von Rom"-Bewegung selbst ausdrücklich anerkannte, es dem Pfarrer Johanny sehr übel genommen, daß er von der Bewegung nichts wissen wolle! Entweder weiß Wolf nicht, was er schreibt, oder er treibt ein Doppelspiel. Die Kundgebung Johanny's wird uns übrigens später noch einmal beschäftigen.

Böhmens und Mährens in gewaltige Mißstimmung. Diese Mißstimmung ging allmählig unter dem Einflusse gewisser Faktoren in Erbitterung über, die schließlich einen solchen Grad erreichte, daß für die Ruhe des Staates das Schlimmste zu befürchten stand. Das alles sind offenkundige Thatsachen, über die weiter kein Wort zu verlieren ist. Dieser durch die Badeni'schen Sprachenverordnungen hervorgerufene Aufruhr unter der deutsch-österreichischen Bevölkerung wurde nun von einer gewissen Partei zum Anlaß genommen zu einer frivolen Hetze gegen die katholische Kirche.

Diese Partei ist die deutschnationale oder, wie sie sich selbst nennt, deutschvölkische Partei. In ihr machen sich aber zwei Strömungen geltend, nicht in Bezug auf das zu erstrebende Ziel, sondern nur in Bezug auf die einzuhaltende Taktik. Die schärfere „Tonart“, d. h. der von den beiden Reichsrathsabgeordneten Schönerer und Wolf geführte radikale Flügel der deutschnationalen Partei, war es, welcher die „Los von Rom“-Bewegung in Scene setzte. Die schärfere „Tonart“ liebt radikalere Mittel und schreckte deshalb nicht davor zurück, auch die Religion in das politische Getriebe hineinzuzerren und sie als Mittel zum Zwecke zu benützen. Und der Zweck ist? Oesterreich vor der drohenden „Slavisirung“ zu retten und die Vorherrschaft der Deutschen in dem ehemals zu dem Deutschen Bunde gehörigen Theile der habsburgischen Monarchie zu behaupten.

Es liegt nun auf der Hand, daß die Erreichung dieses Zieles seine Haken hat. Angesichts der Thatsache, daß im cisleithanischen Oesterreich den 14 Millionen Slaven (Czechen, Polen, Slovenen, Croaten), die im Gefühle ihrer Majorität und Culturentwicklung es ablehnen, sich von einer deutschen Minorität politisch bevormunden zu lassen, nur 9 Millionen Deutsche gegenüberstehen, ist die Realisirung des deutschnationalen Zieles ohne äußere Hilfe nicht gut möglich. Das leuchtet auch den Deutsch-Nationalen schon ein. Aber gerade darum suchen sie Hilfe bei dem — Deutschen Reiche. Wie

aber soll das Deutsche Reich helfen? Deutsche Regimenter und Kanonen in Oesterreich einrücken und alle deutschfeindlichen Elemente mit Gewalt zur „Raison“ bringen lassen? Das sind Träumereien, Kindereien, Phantasien, der Rede gar nicht werth.

Wirklich der Rede nicht werth? Vielleicht doch. Jedenfalls hoffen die Deutschnationalen, daß das „protestantische“ deutsche Reich dem bedrängten Deutschthum Oesterreichs eine intensivere Aufmerksamkeit zuwenden und eine werkthätigere Hilfe angedeihen lassen würde, wenn letzteres — protestantisch wäre. „Los von Rom“, „Hin zu Wittenberg“ rufen darum die österreichischen Deutschnationalen aus Leibeskräften über die schwarzgelben Grenzpfähle hinüber in's protestantische Deutschland. Das nichtofficielle protestantische Deutschland, insonderheit der evangelische Bund, spitzt die Ohren, deutet den Ruf als eine Aeußerung des Hungers und Durstes nach dem „reinen Evangelium“ und freut sich dessen; das officielle protestantische Deutschland indessen hört wohl auch die Rufe, achtet ihrer aber nicht. Doch greifen wir nicht vor.

Fürst Bismarck hat einmal die Aeußerung fallen lassen, daß er gar nicht daran denke, auch nie daran gedacht habe, das ehemalige Deutsch-Oesterreich in den Verband des neuen deutschen Reiches einzubeziehen; damit würde er nur der politischen Stellung der deutschen Katholiken nützen würde ihnen durch die Angliederung von 18 Millionen katholischer Oesterreicher einen gewaltigen Machtzuwachs verschaffen, würde die Position des katholischen Centrums in's Ungemessene stärken, damit aber auch die politische Machtstellung des deutschen Protestantismus in einem Grade schwächen, der für den Bestand des „protestantischen“ deutschen Kaiserreiches verhängnißvoll werden könnte. So rechnete Bismarck. Und man kann nicht sagen, daß er falsch gerechnet hat, von seinem Standpunkt nämlich. Er war und blieb ein protestantischer preußischer Junker, ein protestantischer Realpolitiker.

Unsere deutsch-österreichischen Irredentisten kennen wohl die Ansichten ihres Herrn und Meisters Bismarck. Sie wissen ganz gut, daß nur ein **protestantisches** Oesterreich ein begehrungswürdiger Gegenstand für Deutschland ist. Darum ihr Streben, die katholische Bevölkerung Oesterreichs vom Papste weg und Luther zuzuführen; darum ihr Eifer, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf die Protestantisirung katholischer Gebiete Oesterreichs hinzuarbeiten. Also Angliederung an Deutschland, wirksamer Schutz des österreichischen Deutschthums gegen die slavische „Sintflut" durch das mächtige Deutsche Reich, **darum** Angliederung an den deutschen Protestantismus und **darum** los von Rom. Das ist des Pudels Kern. Gewiß, wir können es Wolf getrost glauben: „Die ‚Los von Rom'-Bewegung entspringt lediglich und ausschließlich politischen Erwägungen".

Das Signal zu der Abfallsbewegung gab der Führer der deutschnationalen radikalen Partei, der Reichsrathsabgeordnete Georg **Schönerer**, Exritter von der Rosenau.[1] Er ist ein reicher Großgrundbesitzer zu Krems in Niederösterreich, ein glühender Verehrer des alten Germanenthums und der Wuotansanbeter, zugleich der Herausgeber der „Unverfälschten Deutschen Worte", des extremsten deutschnationalen Blattes Oesterreichs. In diesem seinem Blatte erließ Schönerer am 16. November (16. Nebelungs!) 1898 folgenden Aufruf:

„Los von Rom! Immer klarer und deutlicher tritt es in die Erscheinung, daß in der alten deutschen Ostmark slavischer Uebermuth und römische Herrschsucht sich enge verbunden haben, um das Deutschthum in diesem auf deutscher Grundlage aufgebauten Reiche zu vernichten. — Pfäffische Ränkesucht beeinflußt mehr als je das gesammte staatliche Leben in Oester-

---

1) So genannt, weil ihm seinerzeit durch richterliches Erkenntniß sein „Ritterthum von der Rosenau" abdekretirt worden ist, daher auch zum Theil sein grimmiger Zorn auf Oesterreich.

reich und äußert ihre gefährliche Wirkung auf eine freie Bethätigung der nationalen Kräfte des deutschen Volkes in, jeden Deutschen mit Recht beängstigender Weise. — Angesichts der stetig wachsenden Gefahr, die uns von Rom und Prag droht, angesichts der von Tag zu Tag frecher auftretenden, über die gewaltigsten Mittel verfügenden klerikalen Agitation, die in ihren Endzielen auf die Unterwühlung des mächtigen, von Bismarck geschaffenen deutschen Reichsbaues gerichtet ist und ein gänzlich slavisirtes Oesterreich hiezu als Werkzeug braucht, muß der wahre deutsche Patriot auf die rechtzeitige Anwendung eines entsprechenden gewaltigen Gegenmittels bedacht sein. — Der Kampf gegen die deutschfeindliche Rom-Macht kann nur unter dem allgemeinen Feldruf: ‚Los von Rom‘ in der Hoffnung auf den endlichen Sieg des Germanenthums über die undeutsche, streitbare römische Kirche geführt werden. Es ist nunmehr lange genug vom Uebertritt zum Protestantismus oder Altkatholicismus gesprochen worden. Angesichts der steigenden Gefahr soll endlich den gesprochenen Worten auch die entschlossene That folgen! — Also weg mit den Fesseln, die uns an eine deutschfeindliche Kirche binden! — Nicht jesuitischer, sodern germanischer Geist soll walten und herrschen in deutschen Landen Krems, im Nebelung 1898/2011 n. St. Mit u. d. Gruß Georg Schönerer, Reichsrathsabgeordneter.“

Der Aufruf wurde von der Preßpolizei confiscirt. Gleichwohl fand er seinen Weg in die Oeffentlichkeit. Die deutschnationale radikale Partei reichte nämlich am 17. November 1898 im Reichsrathe eine Interpellation an den Justizminister bezüglich dieser Confiscation ein; und da die Reichsrathsverhandlungen und reichsräthlichen Protokolle der preßpolizeilichen Controle entzogen sind, so konnte der Aufruf nunmehr unter der Flagge einer reichsräthlichen Interpellation unbehelligt verbreitet werden. Er wurde in Separatabdruck in Tausenden und aber Tausenden von Exemplaren unter die Bevölkerung geworfen. „Zuverlässige“ Personen bekamen ihn mit einer Zugabe folgenden Inhaltes:

„Unterzeichneter erklärt hiermit ehrenwörtlich, an dem

Tage, welchen Abgeordneter Schönerer seinerzeit bekannt geben wird, seinen Austritt aus der katholischen Kirche der Behörde anzuzeigen. Vor- und Zuname: . . . Stand (Beschäftigung): . . . Wohnort: . . . . Post: . . . . Kronland: . . . . Unterschrift: . . . . (Zum Schluß): Diese Erklärung wolle an Herrn Abg. Schönerer nach Krems a. d. Donau N.-Oe. übermittelt werden.“

Am 15. Januar 1899 fand in Wien die erste große Abfallsversammlung statt. Auf derselben sprach natürlich auch Schönerer. Er war sehr gehobener Stimmung und äußerte die Zuversicht, daß er bis zum nächsten 1. April, dem Geburtstage des „großen“ Bismarck, 10,000 Abfallserklärungen in Händen hätte, und daß am 1. April der große Abfallscoup ausgeführt werden sollte; auch würde er dann selbst in feierlicher Versammlung seinen Austritt aus der katholischen Kirche urbi et orbi verkünden. Doch das Glück war dem kühnen Ritter nicht günstig. Der 1. April kam, aber die Liste der Abfallslustigen zeigte noch nicht die Hälfte der Schaar, auf welche er gerechnet hatte. Anfangs November zählte er wiederum die Häupter seiner Lieben, und siehe, auch da fehlte noch manches Haupt: er zählte nur 7800. Doch er läßt den Muth nicht sinken. Nun hofft er bestimmt, am 15. Januar 1900, dem Jahrestage der ersten großen Abfallsversammlung, seine 10,000 beisammen zu haben, um dann gemeinsam mit ihnen feierlichst aus der katholischen Kirche auszutreten.[1])

---

1) Wiener „Reichspost“ vom 17. November 1899. — Wie zuverlässig berichtet wird, sollen viele bei Schönerer eingelaufenen Abfallserklärungen reinster Ult sein. — Uebrigens wird allem Anscheine nach Schönerer selbst seine liebe Noth haben, von Rom loszukommen. Denn nach einer Blätternotiz (s. Salzburger Kirchenzeitung vom 14. Juli 1899) soll seine Gemahlin entschlossen sein, den Abfallsritt ihres Mannes nicht mitzumachen und eventuell auf Ehescheidung anzutragen. Darnach würde sich also bei Schönerer das „Los von Rom“ möglicherweise zu einem „Los von der Frau“ zuspitzen! — Schönerers Freund Wolf hat schon am Charfreitag 1899 sammt seiner Familie den Uebertritt zum Protestantismus vollzogen.

Die Hoffnungen der deutschnationalen Partei auf das Gelingen der Bewegung waren anfangs sehr hoch gespannt. Man erwartete Massenaustritte aus der katholischen Kirche. Auch in katholischen Kreisen war man vielfach nicht ohne Befürchtung; man glaubte allen Ernstes, sich auf einen großen Scandal gefaßt machen zu müssen. Nicht mit Unrecht, da die Bedingungen für einen großen Scandal wirklich vollauf vorhanden waren. Die deutschnationale Partei verfügte über einen bedeutenden Anhang in der deutschösterreichischen Bevölkerung, besonders in den vom nationalen Hader heimgesuchten Kronländern: in Böhmen, Mähren, Niederösterreich, Steyermark, Kärnthen; ein Großtheil der deutschösterreichischen Intelligenz im Beamtenthum, an den Universitäten und Gymnasien sympathisirte mit ihr, offen und im Geheimen, die alles beherrschende jüdisch-liberale Presse arbeitete ihr wacker in die Hände. Nimmt man dazu noch die vielerorts herrschende Indolenz in kirchlichen Dingen, den religiösen Indifferentismus und die nicht ausbleibende Unterstützung seitens des deutschen Protestantismus, so war die Befürchtung, es könnte zu einem Hauptscandal kommen, durchaus berechtigt.

Und mit welchem Eifer wurde auf einen solchen Scandal hingearbeitet! Die Wiener Universitätsjugend, aufgehetzt von gewissenlosen Agitatoren, trat zuerst mit einer großen Demonstration auf den Plan. Am 10. und 11. December 1897 „demonstrirte“ sie in zwei stark besuchten Versammlungen gegen „Rom“. Zwei Medicincandidaten, Födisch und Rakus, donnerten gewaltig gegen die Römlinge, gegen die Feinde der Wissenschaft und der freien Gewissen; die anwesenden „Gelehrten“ Jungösterreichs, unter denen übrigens ein großer Procentsatz Juden waren, applaudirten ebenso gewaltig, wie ihre Sprecher donnerten, und fest stand bei ihnen das Gelöbniß, mit dem deutschfeindlichen Rom ein für allemal zu „brechen“. Wie viele von den unreifen kecken Burschen ihrem „Gelöbnisse“ treu geblieben sind, ist nicht bekannt geworden.

An den öffentlichen deutschen Gymnasien Oesterreichs herrscht der Schönerianismus fast allgemein, bei Lehrern wie Schülern. Wer nicht zu Schönerer hält, hat einen schweren Stand. Schülern, welche dem Studium der Theologie sich zu widmen gedenken, wird solange zugesetzt, bis sie ihr Vorhaben aufgeben. Daher die merkwürdige und für das katholische Oesterreich tief betrübende Erscheinung, daß die staatlichen Gymnasien fast keine Candidaten für den Priesterberuf liefern.

Was oft so ein deutschnationaler „katholischer" Gymnasialprofessor für religiöse Begriffe hat, zeigt uns ein von einem solchen Herrn geschriebener, mit „Los von Rom" betitelter Aufsatz in der Grazer Monatsschrift „Heimgarten".[1]) Da heißt es unter anderem:

„Ich glaube unserer katholischen Kirche von ganzem Herzen alles, was sie mir aus dem Evangelium Christi zu glauben vorstellt" .... „Ich glaube die Lehre von der Dreifaltigkeit, von der Jungfräulichkeit der Gottesmutter, von den Wundern und der Auferstehung Christi, wenn es mir gestattet ist, sie so symbolisch zu nehmen, daß sie meiner Auffassung und meinem Herzen nahekommt" .... „Ich glaube unerschütterlich an Jesus Christus unseren Erlöser, und auf welche Art ich ihm am nächsten komme, das ist meine Sache." „Wem die Kirche einmal gleichgiltig geworden ist, wer das Vertrauen zu ihr verloren hat, und doch ein Bekenner des Christenthums sein will, der mag sich redlich hingeben für etwas anderes, das ihn beseelt und sittlich fördert, sei es der streng und begeistert dem Evangelium zugekehrte Protestantismus, sei es der zwischen diesem und der römischen Kirche stehende Altkatholicismus."

Der religiöse Standpunkt, den dieser seiner Kirche in bedenklichem Grade innerlich entfremdete katholische Professor einnimmt, ist typisch für einen großen Theil des österreichischen

1) Märzheft 1899, S. 445. Diese Monatsschrift wird von dem bekannten Dichter und Schriftsteller Peter Rosegger herausgegeben.

sorenthums. Persönlich ehrenhafte liebenswürdige Leute,
im „Lande der Gemüthlichkeit“ auch nicht anders zu
ten ist, sind diese Herren mit ihrem verwaschenen
timirten Christenthume nichts weniger als Stützen der
ichen Welt- und Lebensanschauung. Die Fundamental-
heiten des Christusglaubens sind ihnen, wie es in obiger
e heißt, nur Symbolik, die sie nach ihrem Ermessen
n und ausnützen, wie es ihrem religiösen „Empfinden“
richt. Eine Autorität auf dem Gebiete der Glaubens-
Sittenlehre erkennen sie nicht an, sie sind sich selbst
rität; das unfehlbare Lehramt der Kirche ist ihnen
ffische Anmaßung“; ihr Verhältniß zu Gott richten sie
wie es ihnen gut dünkt, nicht wie Gott es will, und
Gott seinen Willen geoffenbart habe und durch die
e dem Menschen verkündigen lasse, das halten sie für
men Kinderglauben, der aber, wie es in dem genannten
atze (S. 447) heißt, sich nicht gezieme für „moderne
schen mit größerem Weltblick, die nebst der Religion
andere Ideale haben — eine erweiterte Humanität und
dung, oder ein leidenschaftliches Nationalgefühl,
die nüchterne Verstandesmenschen sind.“ Der Stand-
kt der Herren Professoren und, fügen wir bei, eines großen
iles der österreichischen „Intelligenz“ überhaupt, ist eben
deistische Standpunkt mit seinem Gott in der Ferne und
em selbstherrlichen Bestimmungsrechte auf sittlich-religiösen
iete. Daß deistisch gestimmte Naturen in der katholischen
che mit ihrem überlieferten unabänderlichen Glaubens-
tze, der ohne allen Rückhalt als ein für allemal fest-
ende unfehlbare Wahrheit und als Grundlage für das
ze sittliche Leben hinzunehmen ist, sich nicht heimisch fühlen
elbstredend. Solange freilich alles seinen ruhigen Gang geht,
len diese Naturen kein Bedürfniß, sich mit ihrer Kirche aus-
inanderzusetzen. Taucht aber eine Frage auf, die ihnen
Widerspruch ihrer religiösen Anschauungen mit den An-
auungen ihrer Kirche zum Bewußtsein bringt, dann kann

man sich schon auf Ueberraschungen gefaßt haben, vorausgesetzt, daß man den Muth findet, die Consequenzen seiner Denkungsart zu ziehen und zu tragen

Es war unstreitig eine geschickte Taktik der unösterreichischen deutschnationalen Partei, als sie die Behauptung in die Welt warf, die katholische Kirche, der Klerus, das ganze katholische Kirchenregiment sei dem Deutschthum feindselig gesinnt, habe kein Herz für das bedrängte deutsche „Volksthum“, begünstige die Slaven auf Kosten der Deutschen. Zum Beweise für diese durch und durch unwahre Behauptung wies man auf verschiedene Vorgänge hin, die oberflächlich urtheilende und national aufgeregte Gemüther mit Abneigung gegen die Kirche schon erfüllen konnten. Der Umstand, daß in vielen Pfarreien Deutschböhmens czechische Priester amtiren und oft solche, welche des Deutschen nur mangelhaft mächtig sind, war natürlich für deutschnational gesinnte Seelen ein großer Stein des Anstoßes. Aber was sollen die Bischöfe machen, wenn sie keine deutschen Priester zur Verfügung haben? Daß deutsche Gymnasien, weit entfernt, in den Herzen ihrer Zöglinge den Beruf zum Priesterstande zu wecken und zu pflegen, ihn noch austreiben, wenn er sich irgendwo zeigt, daran ist doch die Kirche nicht schuld?

Ein weiterer Stein des Anstoßes für die liberale deutschösterreichische „Intelligenz“ ist das Verhalten der katholischen Volkspartei im Wiener Parlamente. Diese Partei hat sich an die slavischen Clubs angeschlossen, bildet mit ihnen die sogenannte Rechte im Reichsrathe und erstrebt den Ausbau der Verfassung des cisleithanischen Oesterreichs auf der Grundlage eines gesunden Föderalismus, bei welchem jedes Kronland, gemäß seiner geschichtlichen Entwickelung, zu seinem Rechte kommen sollte. Ob das richtig calculirt ist und ob dabei die Machtstellung der österreichischen Monarchie intakt bleibt, ist eine andere Frage, die uns hier weiter nicht berührt. Die Geschichte wird ja

schon darüber ihr Urtheil sprechen. Aber gerade dieses Verhalten der katholischen Volkspartei, ihr Zusammengehen mit den slavischen Parlamentsparteien, wurde von der deutschnationalen Partei in ganz maßloser Weise gegen die Kirche und Geistlichkeit ausgebeutet. Für viele in ihrem Deutschthum bedrängte Herzen war damit die Deutschfeindlichkeit r „Pfaffen" erwiesen. Eine beispiellose Priesterhetze verbreitete sich über das ganze Reich, besonders über das im nne der deutschnationalen Partei stehende Nordböhmen. s Verhalten der parlamentarischen katholischen Volkspartei eine Demonstration gegen das österreichische Deutschthum denunciren und es der katholischen Kirche auf's Kerbholz schreiben, war klug berechnet, aber eine Perfidie, die ihres ichen sucht. Man schreckte vor dieser Perfidie nicht ück, man brauchte sie als Mittel zum Zweck. Das ist auch aus klar ersichtlich, daß die Deutschnationalen jedesmal, n im Laufe des verflossenen Jahres 1899 die katholische Volkspartei Miene machte, sich der deutschen „Linken" nähern, ein neues Kesseltreiben gegen die Volkspartei ffneten, um ihr Abrücken von der „Rechten" zu verhindern sie so auch fernerhin als Hetzartikel in der „Los von m"-Bewegung ausnützen zu können.

Die in so frivoler Weise in Scene gesetzte Hetze gegen che und Priester wurde auf alle mögliche Weise, durch sammlungen, Blätter, Flugschriften, in alle Schichten Bevölkerung hineingetragen. Selbst die Schüler der mnasien wurden davon ergriffen und gründeten geheime bindungen zur Abwehr „römischer Einflüsse".[1]) Daß

1) Wie in öffentlichen Blättern zu lesen war, haben sich an vielen Gymnasien geheime Verbindungen deutsch-radikaler Richtung gebildet, so in Brünn die „Gothia", in Neutitschein (Mähren) die „Libertas", in Linz die „Ostmark", in Innsbruck die „Germania"; jedes Gymnasium in Wien hat seinen „Verband"; die deutschnational-radikalen Witzblätter: „Scherer" in Innsbruck, das in München erscheinende „Kirchenlicht", der „Odin" u. a. haben bei den österreichischen Pennälern starken Absatz.

auch zum Theil die Volksschullehrer in den Strudel hineingeriethen, ist um so weniger zu verwundern, als sie, dank ihrer religiös indifferenten Erziehung an den Lehrerbildungsanstalten, in der christlichen Weltanschauung, wie sie in der Kirche herrschend ist, sehr wenig befestigt sind und darum nur zu leicht antikirchlichen Bestrebungen zum Opfer fallen. Wenn man bedenkt, daß die Lehrer aus Liebe zu dem interconfessionellen, der kirchlichen Beaufsichtigung entzogenen Schulwesen mit dem Klerus ohnehin auf gespanntem Fuße stehen; und wenn man weiter bedenkt, daß die dem „deutsch-österreichischen Lehrerbunde" angehörenden Lehrer — und das sind fast fünf Sechstel aller deutschen Lehrer — in ihrem Bundesorgane, der „Deutsch-österreichischen Lehrerzeitung", von dem Redakteur dieses Blattes, dem deutschnationalen protestantischen Lehrer Chr. Jessen in Wien, jahrein jahraus für den Protestantismus haranguirt und mit Mißtrauen, ja Haß gegen die katholische Kirche erfüllt werden; und wenn man weiter bedenkt, daß diese Volksschullehrer, besonders auf dem Lande, einen weitreichenden Einfluß haben: dann muß man nur staunen, daß die ganze Abfallsbewegung noch so geringen Erfolg aufzuweisen hat.

Und wirklich sind die Erfolge bis jetzt verhältnißmäßig sehr minimal. Klagt doch selbst ein Correspondent in der Leipziger „Allgem. evangelisch-luth. Kirchenzeitung" vom 5. Mai:

„Um die evangelische Bewegung recht zu beurtheilen, muß man sich hüten vor Ueberschätzung ihrer äußeren Ausdehnung. Die Zeitungen haben große Zahlen genannt; Tausende, ganze Orte seien übergetreten. Das ist nicht wahr. So allgemein geht die Bewegung nicht. Der Reichsrathsabgeordnete Schönerer hoffte mit seinem Schlagwort: ‚Los von Rom!' schnell die Massen fortreißen zu können, aber er hat seine 10,000, die übertreten sollten, noch nicht zusammengebracht, und das Aufsehen, das der plötzliche Uebertritt von 10,000 hervorrufen sollte, hat seine Kraft verloren, selbst wenn die Zahl noch erfüllt wird".

Am 26. August 1899 machte der evangelische Oberkirchenrath in Wien Mittheilung von den von Anfang Januar bis Ende Juni in ganz Oesterreich erfolgten Uebertritten zur protestantischen Kirche. Sie belaufen sich auf 3474. Davon gehören 1269 in die Wiener Superintendenz (Wien selbst 786), 185 in die oberösterreichische, 212 in die mährisch-schlesische (Brünn 73), 1394 in die böhmische Superintendenz (Aussig 294, Gablonz 147, Kommotau auch 147). Wie viel Uebertritte bis Ende 1899 stattgefunden haben, ist noch nicht bekannt; sicherlich sind es nicht so viele wie das erste Halbjahr. Auch ist nicht bekannt, ob die Uebergetretenen des Oberkirchenrathes mit den bei Schönerer Angemeldeten identisch sind. Ist dies der Fall, um so besser; ist es nicht der Fall, dann bleibt doch der Erfolg des deutschnationalen Feldzuges gegen die katholische Kirche weit hinter den Erwartungen seiner Faiseurs wie hinter den Befürchtungen katholischer Kreise zurück.

Was von protestantischer Seite für, und von katholischer Seite gegen den verunglückten deutschnationalen Feldzug geschehen ist, soll in einem weiteren Artikel besprochen werden.

Aus Böhmen, Ende Dezember 1899. * * *

XII.

Der österreichische Erbfolgekrieg 1740—1748.[1]

Die Zeit der österreichischen Erfolgekriege ist eine der ruhmvollsten Perioden des Kaiserstaates. Da zeigte sich vor allem die Treue seiner Völker für das angestammte Herrscherhaus in glänzendstem Lichte; da feierte die Tapferkeit und Todesverachtung der Truppen trotz der anfangs sehr schlechten Verfassung derselben nicht unansehnliche Triumphe; da bewies die junge Herrscherin einen Muth und eine Thatkraft, welche an Helden vergangener Zeiten erinnert. Es war daher eine patriotische That der Leitung des Kriegsarchivs, daß sie eine auf breitester Grundlage aufgebaute Geschichte jener Kriege begonnen hat. Der erste umfangreiche Band dient der Einleitung und Orientirung; er behandelt die pragmatische Sanktion, Verfassung und Verwaltung aller österreichischen Ländergruppen, die Wehrverhältnisse aller am Kriege betheiligten Staaten, eingehende Schilderung der Kriegsschauplätze, endlich die politischen Verhältnisse und Beziehungen der kriegführenden Mächte. Der zweite führt die Geschichte des ersten Schlesischen Krieges bis zur Uebergabe von Neisse. Mit diesem Zeitpunkte setzt der vorliegende dritte Band ein. Die zwei Verfasser desselben

---

1) Oesterreichischer Erbfolge-Krieg 1740—1748. III. Band mit 6 Beilagen. Nach den Feld-Akten und anderen authentischen Quellen bearbeitet in der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des k. und k. Kriegs-Archivs von Maximilian Ritter von Hoen, k. und k. Hauptmann des Generalstabscorps, und Andreas Kienast, k. u. k. Hauptmann des Armeestandes. Wien 1898. Seidel & Sohn. XV und 997 SS. in gr. 8.

en sich so in den umfangreichen Stoff, daß Hauptmann
st die einleitenden Abschnitte: „Der ungarische Landtag
zu Preßburg und seine militärischen Ergebnisse", „Die
ungen Oesterreichs" (S. 1—143) und die abschließenden:
Friedensverhandlungen im Juni und Juli 1742" (S.
-828) bearbeitete, während Hauptmann von Hoen die
tellung und Kritik der eigentlichen Kriegsthaten übernahm.
Für die Geschichte des berühmt gewordenen Landtages
Preßburg benützte Kienast außer der grundlegenden Dar-
ng Arneths im Leben der Kaiserin Maria Theresia die im
er Kriegsarchiv beruhenden, bis dahin noch ungehobenen
. Sein Ergebniß ist überraschend. An der Hand genauer
und Ziffern wird nachgewiesen, daß der Landtag, der
neueste Zeit eine legendenartige Berühmtheit und Be-
ng für den Ausgang der Erbfolgekriege erlangt und
ptet hatte, doch im Vergleiche zu den ohnehin überbürdeten
eichischen Ländern Cisleithaniens nicht allzuviel zur Rettung
Reiches beigetragen hat. Während die Erbländer diesseits
eitha es als ihre Schuldigkeit betrachteten, nach Kräften
hre Herrscherin Geld und Soldaten zu stellen, wollten die
rn von dieser Pflicht und Schuldigkeit nichts wissen, sondern
ten ihre Beitragsleistung ausdrücklich als eine außer-
tliche und ausnahmsweise, sozusagen nur als eine einmalige
ngabe. Allerdings war man bis dahin nicht gewohnt, von
Ungarn überhaupt etwas zu erwarten, sondern war schon
wenn sie nicht auf Seite der Feinde Oesterreichs standen;
ch fand ihr Verhalten in dieser so schweren Zeit nicht
Beifall der Bewohner der Erbländer. Zuerst verpflichteten
ie Stände in ihrer Begeisterung zur Stellung von 30000
ten; nachdem ihnen aber alles Geforderte bewilligt worden
beschränkten sie diese Zahl einseitig auf 21,622, that-
h stellten sie bis Ende 1742 nur 17,923 — eine Zahl,
urch sehr zahlreiche Desertionen auf 14,877 herabsank.
Leistung der Erbländer an Rekruten für das Jahr 1742
, wie Kienast im nächsten Abschnitte nachweist, 15,000
. Die Zusammenbringung derselben ging bei dem föde-
n Charakter des Staates allerdings nur sehr langsam vor
aber sie wurde doch willig geleistet und nicht so ver-

klausulirt, wie in Ungarn. Ferner muß dabei auch beachtet werden, daß Cisleithanien schon im Vorjahre die Last des Krieges getragen hatte, während die Ungarn nur drei schwache Regimenter im Felde stehen hatten. Dazu kamen dann noch gleichzeitige Ergänzungswerbungen für bereits bestehende österreichische Regimenter (S. 113). Ueber die Zahl derselben sowie über die Verpflegung der Truppen bringt Kienast interessante Zahlen.

Der zweite Verfasser löst seine Aufgabe nicht minder gründlich und geschickt als Kienast. Der erste Abschnitt behandelt die Zeit vom Abschlusse des Klein-Schellendorfer Vertrages bis zum Wiederausbruche des Krieges mit Preußen (Oktober 1741 bis Jänner 1742). Durch Erwägung aller Umstände kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß Friedrich diesen Vertrag mit der vorgefaßten Absicht geschlossen habe, ihn wieder zu brechen. Die Clausel über die Geheimhaltung des Vertrages, welche Oesterreich nie verletzt hat, konnte ihm für diesen Wortbruch als Vorwand dienen (S. 223). Maria Theresia hatte sich durch diesen Vertrag zur Hoffnung verleiten lassen, mit Preußen einen dauernden Frieden schließen zu können, um sich gegen die übrigen Verbündeten freie Hand zu erhalten, aber sobald Friedrich das österreichische Heer unter Neipperg nicht mehr in Schlesien sah, besetzte er nicht bloß Neisse, sondern rückte noch während des Waffenstillstandes in Böhmen ein, setzte sich mit seinen Verbündeten in Verkehr und suchte sie zu energischem Vorgehen gegen Oesterreich zu bewegen. Er selbst schob sein Heer mitten im Winter bis nach Olmütz vor, bedrohte Brünn und stand schon an der Thaya, als er durch die Bewegungen der österreichischen Truppen zum Rückzuge nach Böhmen genöthigt wurde. Das österreichische Heer unter der schwachen Führung Karl's von Lothringen folgt ihm bis Czaslau, versäumt aber dort den rechtzeitigen Angriff, als die Trennung der preußischen Truppen ihm große Vortheile gebracht hätte, und wird in Folge dieser und anderer Fehler der Führer am 17. Mai geschlagen. Es war die Entscheidungsschlacht in diesem Kriege. Friedrich nützte seinen Sieg nicht weiter aus, sondern suchte mit seiner thatkräftigen Gegnerin Frieden zu schließen. Der Verfasser meint, er habe die Armee der Kaiserin absichtlich geschont, um

dadurch ein Gegengewicht gegen seine eigenen Verbündeten zu schaffen. Jedenfalls hat Friedrich auch mit diesen Macchiavellische Politik getrieben (S 673). Für Maria Theresia war dieser Friede mit Preußen die Rettung aus einer schweren Nothlage; sie griff freudig nach diesem Anker, der ihr zwar ein sehr schweres Opfer auferlegte, aber doch auch große Vortheile brachte. Den Abschluß der Präliminarien und des Friedens von Berlin erzählt wiederum Hauptmann Kienast mit der ihm eigenen Sorgfalt und unparteiischen Gewissenhaftigkeit.

Das Buch ist eine willkommene Ergänzung zum Werke des preußischen Generalstabes, welches in vielen Punkten nicht nur ergänzt, sondern auch mehrfach berichtigt wird. Besonders über militärische Dinge waren die Preußen sehr einseitig unterrichtet und behaupten daher vieles Schiefe und Unrichtige. Der Anhang enthält mehrere sehr wichtige Aktenstücke, die den Text ergänzen und bestätigen. Karten, Terrainskizzen, Marschpläne u. s. w. beleben und veranschaulichen den Text. Als Höhepunkt des Werkes bezeichnet ein Kritiker mit Recht die sehr anschauliche Schilderung der Schlacht bei Czaslau. Die Ausstattung des Werkes ist glänzend. Der Stil und die Schreibweise mancher Wörter bedürfte an einigen Stellen der Feile.

XIII.

Zur Geschichte der barmherzigen Schwestern.[1]

Für die Statistik und Geschichte der katholischen Wohlthätigkeitsanstalten ist von katholischer Seite lange wenig geleistet worden, weil die katholischen Geistlichen, von denen man solche Arbeiten am ehesten hätte erwarten können, sich erst in den letzten Jahren mit Staatswirthschaft befaßt haben. Hier ist glücklicherweise Wandel geschaffen worden; in Berlin, Freiburg rc. findet man jetzt Geistliche, welche aus den Vorlesungen der angesehensten Universitätsprofessoren Nutzen zu ziehen suchen. Der Verfasser vorliegender Schrift ist nicht umsonst zu den Füßen Schmollers gesessen, und hat sich als trefflicher Wegweiser erwiesen für die, welche ihm wohl in Bälde folgen werden. Den Schwestern, welche ihre Archive so bereitwillig geöffnet, und uns einen Einblick in ihre mühevolle, aber gesegnete Wirksamkeit eröffnet haben, schulden wir alle besonderen Dank, denn wir können erst jetzt ihre großen Verdienste nach Gebühr würdigen. Für den Philanthropen, für den Culturhistoriker und Statistiker bietet der erste Band reiche Ausbeute, denn H. hat es verstanden, auf engem Raum viel Material zu liefern, und überall das wirklich Wichtige hervorzuheben. Selbstverständlich sind die bedeutenderen Anstalten wie die Spitäler in Berlin, Potsdam, Bonn, Hamburg, Aachen ausführlicher behandelt worden, als die von Städtchen oder Dörfern, in denen sich nur wenige Schwestern finden. Leser, welche sich

---

1) Die Nancy-Trierer Borromäerinnen in Deutschland 1810—1899. Ein Beitrag zur Geschichte und Statistik der barmherzigen Schwestern, ihres wohlthätigen, socialen Wirkens von Wilhelm Hohn. VIII, 215. Trier, Pauliner Druckerei 1899. — Barmherzige Schwestern. Bilder aus der Geschichte der katholischen Charitas, entworfen von Clemens Brentano, J. Görres, J. J. Berger und den Chronisten der Genossenschaft ... von W. Hohn 1900

ir den Schwestern fromme demüthige Wesen vorstellen, n die praktische Erfahrung abgeht, die für die Verwaltung d Handhabung von Zucht sich nur wenig eignen, werden er- nen über das Geschick der Schwestern, das selbst Prote- ten Achtung abgenöthigt hat.

Die Schwestern sind in manchen katholischen Kreisen nicht ug bekannt und deßhalb nicht nach Gebühr geschätzt. Beide cher des Verfassers werden wohl manche Vorurtheile zer- euen und der eine oder andere Leser wird im Geheimen bitte leisten, weil er die Schwestern verkannt hat. Wir nen hier nur einige Punkte hervorheben. Die meisten An- lten gehören den Gemeinden, die Schwestern sind nur die rwalterinen und Pflegerinen, und dank ihrer Frugalität d Sparsamkeit verursachen sie den Gemeinden fast gar keine kosten. Weltliche Pflegerinen, selbst die Diakonissen machen it größere Ansprüche. Die Schwestern wenden oft ihr enes Vermögen auf die Kranken und Armen, von einer reicherung auf Kosten der Gemeinden oder der Armen kann ine Rede sein. Dank der Genügsamkeit und Freigebig- it der Schwestern sind arme Gemeinden in den Stand setzt, Armenhäuser, in denen die Kranken gut verpflegt werden, errichten; das ist jedoch nicht die einzige Segnung, welche rch die Schwestern einer Gemeinde zufließt; denn dieselben eben namentlich unter der Jugend den guten Ton und flößen rselben Ehrfurcht und Achtung des Heiligen ein. Zahlreiche elege hierfür finden sich in der Geschichte der einzelnen nstalten.

Noch interessanter als der erste Theil ‚Arbeitsfelder 1810 s 1899', der eine chronologisch geordnete Liste der Kloster- ründungen enthält, ist der zweite Theil, der den Titel führt: Die Genossenschaft 1849—99'. Die einzelnen Kapitel: 1. Nach- uchs, Tabellen über Zugang und Abnahme, 2. Alter und Sterblichkeit, 3. die Vorbildung der Mitglieder, 4. ihr wirth- chaftlicher Werth im Dienste des Staates und der menschlichen Gesellschaft, bieten trefflichen Stoff für populäre Vorträge. Das Werk kann den Vorstehern und Leitern von Vereinen bestens mpfohlen werden, und sollte in keiner Vereinsbibliothek fehlen.

Von dem an zweiter Stelle angezeigten Buche liegen dem

Referenten dank der Freundlichkeit des Verfassers die Aushängebogen von Seite 1—272 vor. Er fühlt sich um so mehr gedrängt, auf dasselbe aufmerksam zu machen, da es verdient, ein Volksbuch zu werden. Man klagt häufig und nicht mit Unrecht über die Minderwerthigkeit und Geschmacklosigkeit vieler für unser katholisches Volk berechneten Schriften, thäte aber nach unserer Ansicht besser daran, wirklich gute Bücher zu empfehlen und alte, und darum vergessene Bücher wieder ans Licht zu ziehen. Wie sehr wir gerade in dieser Hinsicht hinter den Protestanten zurückstehen, wie wir ihnen treffliche Ausgaben wahrhaft klassischer Werke unserer besten katholischen Schriftsteller verdanken, sei nur nebenbei erwähnt. Daß auch hier Wandel geschaffen worden, daß Verfasser das herrliche Buch Brentanos „Die Barmherzigen Schwestern" in sachkundiger Weise herausgegeben und mit treffenden Anmerkungen begleitet hat, gereicht uns zur besonderen Freude. Referent muß zu seiner Beschämung gestehen, daß er das Buch Brentanos nur dem Namen nach gekannt habe und höchlich erbaut war, über manche Fragen viel Besseres und Ansprechenderes gefunden zu haben als in einer Reihe von Bänden, welche über Liebesthätigkeit und Krankendienst geschrieben worden sind. Das Buch ist der hl. Elisabeth von Stolz vollkommen ebenbürtig und ist durchweht von demselben echt katholischen Geist. Die in die Erzählung verwebten Reflexionen sind nicht etwa müßige Anhängsel, sondern aus dem Stoff selbst herausgewachsene Gedanken und Ideen einer gottinnigen, von Liebe für den Nächsten glühenden Seele. Stellen ausheben, wäre unstatthaft, das Ganze will gelesen sein. Wie sehr die deutsche Kirche einem durch wilde Eber verwüsteten Weingarten glich, wie sehr alle die herrlichen Pflanzungen der Vorzeit niedergetreten waren, ersieht man erst aus der schlichten Darstellung der Mühen und der Leiden katholischer Menschenfreunde, wie Dietz in Coblenz und der muthigen Schwestern, welche trotz aller Hindernisse den Muth nicht verloren. Ja wir haben Fortschritte gemacht auf allen Gebieten und nicht am wenigsten auf dem der Charitas; wer beide Bücher aufmerksam liest, wird wahrnehmen, daß aus dem kleinen Senfkörnlein ein mächtiger Baum geworden ist, der einen großen Theil von Deutschland überschattet. Die Schmarotzerpflanzen, welche das Mark der Bäume aufsaugen, die Giftbäume, welche die Entwicklung anderer Bäume hindern, muß man anderswo suchen, nicht bei den religiösen Orden, am allerwenigsten bei den barmherzigen Schwestern. Wir werden vielleicht später auf diesen Gegenstand zurückkommen.

XV.

Die „Los von Rom"-Bewegung in Oesterreich.

II.

Als vor Jahresfrist der österreichische Reichsraths-bgeordnete Georg Schönerer den Kampfruf „Los von Rom!" rschallen ließ, befürchtete man katholischerseits, aus den im origen Heft dargelegten Gründen, vielfach einen Massenabfall on der Kirche. Doch dazu ist es bis jetzt nicht gekommen nd wird es voraussichtlich auch nicht kommen. Den Schlüssel azu gibt uns vielleicht folgende Auslassung eines prote-tantischen Blattes[1]):

„Der Deutsch-Oesterreicher thut Großes im Murren und Schelten, aber er ist kein Mann der That. Er ist Produkt ner jahrhundertelangen Polizeierziehung, deren Grundsatz es t, die Leute so viel räsonniren zu lassen, wie sie wollen, enn sie nur nicht zur That schreiten. Besser ein Ventil, das ch in Kraftausdrücken Luft macht, als in kräftigen Thaten! Was ist alles im Parlamente geredet worden, was wird in Versammlungen, in Vereinen, an Biertischen geredet und esungen! Die Eidschwüre, die Betheuerungen, Alle wie Ein Mann zu stehen, sind sofort da, vernichtende Resolutionen mit em üblichen ‚Kampf bis aufs Messer' gegen die feindliche Regierung, Drohungen, ‚daß die Fenster der Hofburg zittern

1) „Die christliche Welt", evang. Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände. Leipzig. No. 10 vom 9. März 1899.

werden'. Man läßt die Leute ruhig gewähren; eine Regierung mit ihren Traditionen ist älter als die jedesmalige Generation und nicht so schwach, als gemeiniglich geglaubt wird. So redet der Oesterreicher auch viel von ‚Evangelisch werden'; er sagts im Zorne über diese oder jene Verhältnisse in der katholischen Kirche; er sagts in liebenswürdiger Höflichkeit dem evangelischen Geistlichen, bei dessen Amtshandlung er einmal zugegen gewesen ist. Als vor etwa fünfzehn Jahren der österr. Gustav Adolph-Verein in Reichenberg seine Hauptversammlung hielt, war die ganze Stadt beflaggt und entzückt über ihre Gäste. Der evangelische Glaube sei doch der rechte; das sei der Glaube Luthers, der deutsche Glaube (!!) — aber evangelisch ist Keiner geworden."

Weiter heißt es in demselben Blatte:

„Die ausschlaggebenden Kreise stehen abseits: der Adel, die Geistlichkeit, die Gelehrten (?), die organisirte Arbeiterschaft, die Frauen. Einen christlich denkenden, die Wahrheit suchenden Adel deutscher Nation gibt es in Oesterreich kaum mehr (So?). Die katholische Geistlichkeit geht nicht mit. Wer die größeren kirchengeschichtlichen Umwälzungen kennt, weiß, daß der Geistliche stets mit seinem Volke ging. Wo das nicht der Fall ist, werden die Massen bleiben, wo sie sind. Der katholische Geistliche in Oesterreich kann übrigens gar nicht so leicht Protestant werden, selbst wenn er wollte. (Warum denn nicht?) Der Gelehrtenstand sieht der Bewegung mit überlegenem Lächeln zu. (Aus Liebe zur Kirche?) Die organisirten Arbeiter lachen über das neueste Kunststück der nationalen Bourgeoisie. (Stimmt!) Die Frauen — wollen nicht mit. Nicht weil sie im Banne des Beichtstuhls stehen, sondern weil ihr conservativer Sinn sich nicht in die Sache finden kann. (Stimmt beinahe auch!) Die Bewegung steckt bei der Jugend in den Städten und in einigen bäuerlichen Bezirken. Darum wird die Uebertrittsbewegung in Oesterreich sich nur in beschränktem Maße vollziehen."

Neben vielem Schiefen und Falschen enthalten die vorstehenden Auslassungen auch manches Zutreffende. Das wenigstens ist sicher, daß es zu einem Massenabfall nicht

nmen wird; es stehen eben „die ausschlaggebenden Kreise
seits."

Daß man auch auf einen Abfall katholischer Geistlicher,
d zwar in größerem Maßstabe, spekulirte, steht außer
weifel. Die von dem protestantisch gewordenen Reichstags-
geordneten K. H. Wolf herausgegebene „Ostdeutsche Rund-
hau" ließ sich am 2. April 1899 also vernehmen:

„Die Uebertrittsbewegung hat nunmehr auch bereits den
mischen Klerus ergriffen. Seit Neujahr liefen beim alt-
tholischen Bischof Dr. Herzog Anmeldungen von 21 römischen
riestern ein. Natürlich kann von diesen Anmeldungen nur
soweit Gebrauch gemacht werden, soweit Neubildungen alt-
tholischer Gemeinden die Aufnahme neuer Priester in der
tkatholischen Gemeinde ermöglichen."

Um diese „Ermöglichung" rascher herbeizuführen weiß
s Apostatenblatt schon Rath. Es schreibt:

„Unseres Erachtens wäre es für alle jene deutschen Priester,
e noch im römischen Lager stehen, besser, sie würden in ihren
sherigen römischen Gemeinden über den Altkatholicismus auf-
ärend wirken und sodann mit ihrer ganzen Gemeinde
m Altkatholikenthum übertreten, nicht aber zu warten,
s sich anderswo altkatholische Gemeinden bilden,
n dort dann Anstellung zu finden."

Im Juni 1899 war in demselben Blatte weiter zu lesen:

„Man weiß nur zu gut, was es heißt, sich eine neue
istenz gründen, welche haßerfüllten Verfolgungen ein ‚abge-
lener Priester' seitens der Klerikalen zu gewärtigen hat.
ir sind im Gegentheile überzeugt, daß dem Beispiele der
rran, Ferk, Bayer und übrigen übergetretenen Priester
indestens die Hälfte ihrer deutschen Standes-
noffen folgen würden, wenn sie nicht die Daseinssorgen
d Rache der Römlinge fürchten müßten."

Also mindestens die Hälfte des deutschen Klerus in
esterreich soll es nach der „evangelischen Freiheit" gelüsten!
er denkt da nicht an die „Tausende von Priestern", welche
inerzeit Döllinger hinter sich sah? Aber es war nur die

Hallucination eines Verirrten. Was das Wolf'sche Blatt in die Welt setzt, ist auch nur pure Hallucination. es ist mehr wie dies; es ist eine nichtsnutzige, infame leumdung, darauf berechnet, das urtheilsunfähige Lesepubl des Apostatenblattes irre zu führen und die ihm zugemu Apostasie in weniger häßlichem Lichte erscheinen zu la Unser deutsch-österreichischer Klerus ist, Gott sei Dank seiner immensen Ueberzahl sich seines Berufes vollauf be ist in seiner Liebe zur Kirche und in seiner Anhängli an den heiligen Stuhl alles Lobes würdig. Wohl ma einen oder den anderen in seinen Reihen haben, der Irrwegen wandelt und sich nicht mehr glücklich fühl seinem immerhin opfervollen Berufe. Drei sind abge n der „Los von Rom“-Bewegung; was wollen diese aber bedeuten gegenüber den vielen Tausenden von deut Priestern, welche Oesterreich zählt? Es ist unnöthig, un deutsch-österreichischen Klerus gegen die verleumderi Insinuationen gewisser unsauberer Scribenten in Schu nehmen. Wir haben das Geschreibsel der „Ostdeut Rundschau“ auch nur erwähnt als Stimmungsbild ge Kreise und zur Illustration der Behauptung der genannten protestantischen „Christl. Welt“: „der K thue nicht mit.“

Es gibt aber auch protestantische Kreise, der „Los von Rom“-Bewegung keine besondere Sympa entgegenbringen. Den Wiener evangelischen Pfarrer Johanny haben wir schon genannt. Wir nennen weite Wiener evangelischen Oberkirchenrath. Derselbe erklä einem Erlasse vom 19. Januar 1899, es sei zweifellos, die auf einen Massenaustritt aus der katholischen hinzielenden Bestrebungen nicht auf religiöser Grun beruhen, und ermahnte alle Amtsträger, bei denjenigen U tritten, die nicht auf religiöser Grundlage beruhen, sich lehnend zu verhalten.

Das war vernünftig und klug gesprochen. Abe

te sich bald, daß der Wiener evangelische Oberkirchenrath
protestantische Bevölkerung Oesterreichs **nicht** hinter sich
e. Die „Ostdeutsche Rundschau“ (1899, Nr. 33) machte
auf aufmerksam, daß, „was die vermuthliche äußere Ver-
assung des Erlasses anbelange, der Hinweis auf die zwei
chstaben ‚k. k.‘ (kaiserlich königlich) vor dem Titel dieser
hörde genüge, deren nicht leichte Stellung man verstehen
rde.“ Hiernach wäre also anzunehmen, daß der Ober-
chenrath **nur** pro foro externo, mit Rücksicht auf seine
käre Stellung den staatlichen Behörden gegenüber, die
os von Rom“-Bewegung verwerfe. Ob das zutrifft, und
die von der Rundschau gemachte Unterstellung begründet
das zu untersuchen ist nicht unsere Sache. Im Gegen-
e zu dem Erlasse des evangelischen Oberkirchenrathes gab
in Bielitz (in Oesterreichisch-Schlesien) erscheinende „Evan-
ische Kirchenzeitung“ die Parole aus, es seien die zum
bertritte sich anmeldenden Deutschen unter denselben Be-
gungen aufzunehmen, unter denen bisher Einzelübertritte
olgten; „wir haben“, erklärt das Blatt, „nicht die geringste
ache, schärfere Forderungen zu stellen.“ Die „Evangelische
chenzeitung“, das Organ der protestantischen Geistlichkeit,
lt also die „Engherzigkeit“ des Oberkirchenrathes nicht;
sind alle Uebertritte, auch die auf keiner religiösen
undlage beruhenden, willkommen. Fünfzehn „Amtsträger“
ären sogar in der „Ostdeutschen Rundschau“, „daß nur
ch die zielbewußte Durchführung dieser Losung ‚Los von
m‘ unser Volk gerettet werden kann.“ Damit ist wenigstens
viel bewiesen, daß die deutsch-österreichische protestantische
stlichkeit, wir wollen nur sagen, vielfach anders denkt als
Wiener „k. k.“ Oberkirchenrath, daß er an dem politischen
rakter des „Los von Rom“ gar keinen Anstoß nimmt,
er allen „Rommüden“ sperrweit die Thore der prote-
tischen Kirche öffnet und alle eintreten lassen will, die
um bitten. Unter diesen „weitherzigen Amtsträgern“ macht
besonders der Wiener Pastor **Dr. Paul von Zimmer-**

mann bemerkbar. In Wort und Schrift ist er bemüht, unzufriedene Katholiken in die protestantische Hürde hinüberzulocken, demonstrirt ihnen vor, welche Segnungen die Reformation mit sich gebracht habe, wie das Papstthum nur menschlichen Ursprungs sei und anderes mehr.[1]) Viel nützen wird dies der protestantischen Sache in Oesterreich nicht. Daß in Graz ein evangelischer Geistlicher durch einen Anschlag am schwarzen Brett der Universität Studenten zur Besprechung der Uebertrittsfrage zu sich in seine Wohnung einlud, diese taktlose Zudringlichkeit sei hier nur noch bemerkt.

Dasselbe Schauspiel, wie in Oesterreich, tritt uns auch in Reichsdeutschland entgegen. Das protestantische officielle Deutschland will von der österreichischen „Los von Rom"-Bewegung nichts wissen. Es sieht darin eine politische Demonstration, an der es mit Rücksicht auf den Dreibund und andere staatliche Interessen keinen Theil haben will. Den Beweis hiefür lieferte z. B. die sächsische Regierung, indem sie jedweder öffentlichen Sammlung zu Gunsten der „evangelischen Bewegung" in Oesterreich die Genehmigung versagte. Ueber dieses Verhalten der sächsischen Regierung jammerte aber das protestantische „Neue Sächsische Kirchenblatt" am 19. März 1899:

„Die Genehmigung zur öffentlichen Sammlung für die so dringliche Sache ist vom Ministerium nun noch nicht ertheilt. Was soll man dazu sagen? welche Einflüsse dahinter suchen? Man scheint in gewissen Kreisen keine Vorstellung von dem Tiefgang des Interesses zu haben, welches hier das Volk

---

1) Einen schlagfertigen Gegner fand der propagandasüchtige evange-
Pastor an dem Wiener Katecheten Franz Stauracz, der in
verschiedenen Flugschriften, „Röntgenstrahlen" betitelt, das ze
Zimmermann'sche Buch „Was haben wir der Reformation zu
verdanken" vom Standpunkte der Theologie, Philosophie und
Historie prüft und gründlich zerzaust, wie das von theologischen,
philosophischen und historischen Irrthümern strotzende Machwerk
es auch nicht anders verdient.

müth nimmt, noch dafür, wie bitter es empfunden werden ırde, wenn sich Sachsen in dieser Sache wiederum wie in en, nicht guten Zeiten zu einer Art österreichischer Satrapie gäbe und dem Liebeswerk direkt oder indirekt Schwierigten machte."

Wenn nun auch das officielle protestantische Deutschland um die Bewegung in Oesterreich nicht kümmerte, so nten dies umsomehr die anderen, durch keine staatlichen ksichten gebundenen protestantischen Kreise. Hier jauchzte n auf, als aus Oesterreich der Ruf erscholl: „Los von m". Man sah schon im Geiste Tausende von „Römlingen" aus den „Banden der römischen Priesterschaft" zu den testantischen Pastoren flüchten, um der „Segnungen der formation" theilhaftig zu werden. Diesen Flüchtlingen Rath und That beizuspringen, hielt man natürlich für e Pflicht. „Niemand in der Welt", heißt es in einer gschrift[1]), „hat die Macht, dem Protestantismus zu verten, für seine heilige Sache da zu wirken, wo das Gewissen dazu treibt. Es ist unsere ernsteste, gottgewiesene Pflicht, Deutschen Oesterreichs den Weg zur Wahrheit, zum ristenthum zu bahnen." Und der in Hannover erscheinende onntagsbote" gar konnte sich vor Freude und Jubel m fassen. Er schrieb im Februar 1899:

„Große Dinge geschehen in Deutschösterreich. Gott thut Wunder, davon man singen wird in kommenden Tagen. Erinnerung an die großen Tage der Reformation ist der lebendig geworden in Deutschösterreich . . . Wie viele en aus nationalen Gründen und sie blieben als ngelische Christen . . . . Sendet uns Prediger, sendet das Evangelium! So ergeht die Bitte. Ein deutschngelischer Frühling ist über Oesterreich gekommen mitten in bitteren nationalen Noth. Gott hat dem Evangelium eine gesbahn ohnegleichen geöffnet, und das evangelische Deutsch-

1) „Die evangelische Bewegung in Oesterreich" von Fr. Meyer, Leipzig 1899. S. 13.

land sollte die Zeichen der Zeit nicht verstehen, die Stimme Gottes nicht hören?"

Gewiß, die „Zeichen der Zeit" wurden im protestantischen Deutschland wohl verstanden. Kaum war der schönererianische Los-Ruf über die schwarzgelben Grenzpfähle in die deutschen Lande gedrungen, als auch schon der „Alldeutsche Verband", der „Ulrich Hutten-Bund", der „Gustav Adolphs-Verein" und der „Evangelische Bund" sich zur Hilfeleistung aufmachten. Versammlungen wurden gehalten zur Weckung der Begeisterung für die protestantische Sache in Oesterreich, Flugschriften wurden verfaßt und massenhaft nach Oesterreich geworfen, „Missionäre" wurden geschickt, „Liebesgaben" wurden gesammelt und den neuen „Glaubensbrüdern" zur Stärkung ihres „evangelischen Bewußtseins" übermittelt. Wie Superintendent Fr. Meyer am 10. September 1899 mittheilte, sind bis dahin schon an die 2 Millionen Druckschriften religiösen Inhaltes nach Oesterreich gegangen und sind bis zu 30,000 Mark Beihilfen für Vikare und andere Zwecke gespendet worden.[1]) Und wie die protestantischen Traktätchen im Lande, besonders in Nordböhmen, verbreitet wurden, darüber mag eine in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" publicirte Zuschrift[2] Auskunft geben:

„Am letzten Sonntag wurde ein Ausflug unternommen; der Weg führte durch ein katholisches Gebirgsdorf an der sächsischen Grenze. Wie wurde die Zeit der Erholung ausgenützt? Mein Wirth zog seinen ‚Uebertrittsrock' an, die eine Tasche voll Flugschriften, die andere voll Uebertrittsformulare. Die Flugschriften — fast alle verboten — wurden an den Bäumen im Walde befestigt, in den Heuhaufen gesteckt für die Knechte und Mägde, den Frauen in die leeren Tragkörbe, die sie auf dem Rücken trugen, mit den Worten: ‚Habt's halt was

1) Warnsdorfer „Oesterr. Volkszeitung" vom 22. September 1899.
2) Abgedruckt in der „Oesterr. Volkszeitung" vom 30. Septbr. 1899.

zu lesen'. Durch die offenstehenden Fenster wurden sie in die Stuben hineingegeben, einem Knaben wurden sie überreicht: gib das Deiner Mutter zum Lesen; im Steinbruch ließ man einige Blätter fallen, damit sie die Arbeiter am nächsten Morgen fänden; auf der Wiese an der Straße mähte ein Schnitter, zwei Flugblätter fielen in seiner Nähe zur Erde; stillschweigend gingen wir weiter, als wir nach wenigen Schritten uns umsahen, hatte der Mann die Sense an einen Baum gelehnt und war vertieft in's Lesen. Man scherzte: Schade, daß nicht 100 Schritte hinter uns Einer kam mit Uebertrittsformularen. So war der Ort beim Spaziergang mit Flugschriften überschwemmt."

Zu Gries in Tirol hat ein protestantischer Pastor sogar den Gottesdienst dazu benützt, sein Traktätchen an den Mann zu bringen. Darüber berichtete die Wiener „Reichspost" unterm 11. Oktober 1899:

„Vor dem Kreisgerichte in Bozen hatte sich der protestantische Pastor Lumnitzer wegen Weiterverbreitung verbotener Druckschriften und Beleidigung der katholischen Kirche zu verantworten, weil er während des im Curhause zu Gries stattfindenden Gottesdienstes die confiscirten Druckschriften: ‚Deutsches Glaubenthum' und ‚Die Wahrheit wird euch frei machen', sowie Luthers Reservationsschriften vom Jahre 1520 vertheilte. Der Inhalt der Schriften involvirt eine arge Beleidigung der katholischen Kirche. Der Pastor wurde zu einer Geldstrafe von 45 fl. verurtheilt."

Wie viele „Mark" aus Deutschland nach Oesterreich bis jetzt „gerollt" sind, ist nicht bekannt. Sicherlich übersteigen sie weit die Summe, welche Superintendent Meyer auf der Zittauer Versammlung angegeben hat. Meyer hatte nur die Hilfeleistung des „Evangelischen Bundes" im Auge. Daß aber der „Gustav Adolph-Verein", der „Alldeutsche Verband" und andere Vereine von den bedeutenden Geldmitteln, über welche sie verfügen, nicht geringe Summen nach Oesterreich wandern ließen, steht außer Frage. Auch ist es ein öffentliches Geheimniß, daß die ganz im Dienste der „Los von Rom"-Bewegung stehende „Ostdeutsche Rund-

schau“ Wolf's nur durch die „evangelische Mark“ ihr Leben fristet.[1])

Es ist wirklich zum Staunen, was speciell der „*Evangelische Bund*“ in der „Los von Rom“-Bewegung leistet: welche Anstrengungen er macht, überall, in Deutschland wie in Oesterreich, den Glauben zu erwecken, daß diese Bewegung vor allem eine *religiöse* Bewegung sei, daß es sich hier um die Eroberung Oesterreichs nicht für Deutschland, sondern nur für die Religion Luthers handle, daß die Spitze der Bewegung nicht gegen den *Staat* Oesterreich oder gar gegen die Dynastie der Habsburger gerichtet sei, sondern nur gegen Rom und die undeutsche, das „Mark der Völker“ verderbende römische Kirche. Damit will der Bund auf der einen Seite das Einschreiten der deutschen Behörden verhindern, auf der anderen Seite aber, und das ist für ihn die Hauptsache, das Interesse des deutschen Protestantismus für die Vorgänge in Oesterreich wach rufen und wach erhalten. *Er braucht Geld, viel Geld.* Auf der schon erwähnten Bundesversammlung in Zittau machte der Pastor Lic. *Everling*, der im Auftrage des Bundes vergangenes Frühjahr eine „Studienreise“ nach Böhmen gemacht hatte, aber mit der österreichischen Polizei in Conflikt gerathen war und deßhalb über die Grenze zurück mußte, das merkwürdige Geständniß: „Wir können nun zwar unseren deutschen Brüdern in Böhmen ihre Thaten nicht vorthun, aber wir können ihnen helfen — ein letzter Hoffnungsstrahl, wir können ihnen mit *Geld* helfen. *Geld ist jener Artikel, der auch in Böhmen noch nicht ausgewiesen wird*“. Also Geld braucht der

1) Auf einer Versammlung des „Evangel. Bundes“ in Dresden hat Wolf dafür seinen Dank abgestattet mit den Worten: „Ich habe nicht geglaubt, daß die *religiöse* Bewegung der *politischen* sobald über den Kopf wachsen würde.“ Von welcher „Bewegung“ Wolf selbst eigentlich jetzt getragen wird, ist aus diesen Worten nicht ersichtlich; in Dresden die religiöse Bewegung in den Vordergrund zu stellen, war natürlich sehr — klug.

Bund, Geld will er haben. Wer soll es ihm aber geben, wenn nicht die deutschen Protestanten? Damit sich aber diese zum Geben bereit zeigen, müssen erst ihre Herzen gerührt werden; der Weg zum Beutel geht durch's Herz.

Wie der „Evangelische Bund“ die „Los von Rom“-Bewegung auffaßt, oder vielmehr aufgefaßt haben will, darüber belehrt uns die schon erwähnte Flugschrift „Die evangelische Bewegung in Oesterreich“ von dem Superintendenten Fr. Meyer in Zwickau in Sachsen.

Sie fängt also an:

„Deutsch und römisch bezeichnen einander feindliche, durchaus sich widerstrebende Geistesarten. Wer den schroffen Gegensatz beider nicht anerkennen will, für den hat unsere Vergangenheit umsonst ihre Blätter beschrieben . . . Der deutsche Geist hat sich nie in der päpstlichen Kirche heimisch gefühlt . . . Ueberall wo nicht Sklavensinn oder trotziger Stammespartikularismus oder bornirter Fanatismus walten, drückte ihn (den deutschen Geist nämlich) wie Fremdherrschaft der Einfluß des Klerus“.

Nach dieser Einleitung folgt ein plumper Ausfall auf den Papst, von dem behauptet wird, daß seine Politik immer auf Deutschlands Vernichtung ausgehe; dann kommt Meyer auf das Centrum zu sprechen und wundert sich, daß es jetzt so deutsch thue. Aber, meint er, das habe seine guten Gründe:

„Die Antwort darauf geben die Vorgänge in Oesterreich. Dort wurde es den Deutschen endlich klar, daß ihr erbittertster, zähester, rücksichtslosester Feind der jesuitische Klerus ist; er ist im Bunde mit den Slaven darüber, ihr Volksthum zu zertreten; bei dieser Arbeit verfolgt sein Haß das weitere Ziel, dem deutschen Reich den Todesstoß zu versetzen. Denn gelänge es wirklich, im Staate der Habsburger die Deutschen zu unterdrücken und eine slavische klerikale Macht aufzurichten, dann wäre unser Vaterland im Süden, Osten und Westen von rachsüchtigen, fanatischen Feinden umringt und die Stunde scheint nahe, in der der schwarze General

sein lange erstrebtes, höhnisches finis Germaniae als Sieger ausrufen kann".

Um den üblen Eindruck von dem das deutsche Reich umstürzenden Vorgehen des „jesuitischen Klerus" in Oesterreich bei den deutschen Regierungen zu verwischen, lasse jetzt das Centrum „auf seiner Fiedel süße patriotische Weisen erklingen". Aber, meint der sächsische Superintendent, „die freundlich lächelnde Tartuffemiene des Centrums kann die harte Wahrheit nicht erweichen, daß deutsch und römisch unausgleichbare Gegensätze sind"; daß „deutsch und evangelisch zusammengehören". In seinen Augen „streben die deutschen Oesterreicher nach dem Protestantismus zurück", der ihnen durch die Gegenreformation Ferdinands II. so schmählich geraubt worden sei; „unwiderstehlich ergreife sie die Ueberzeugung: nur im Schutze und in der Kraft dieses (des Protestantismus nämlich) können wir unser Volksthum bewahren".

Denen, welche von der „evangelischen Bewegung" in Oesterreich nichts wissen wollen, weil sie nationalen Beweggründen entsprungen sei, hält Meyer das Wort Christi entgegen: „Der Vater zieht zum Sohne" (Joh. 6, 22), und „daß der Vater die irdischen Verhältnisse benütze, um die Seelen zu Christus zu führen"; dürfe man da nicht sagen „In der österreichischen Bewegung spüren wir die Hand des Vaters, der zu dem Sohne zieht?" Darum begrüßt er die Bewegung als eine „neue Rechtfertigung der Reformation", sieht in ihr „eine neue weltgeschichtliche Wende, an der das Evangelium einen herrlichen Sieg über den Tand des Aberglaubens und über die römische Weltmacht erficht", und ruft frohlockenden Herzens aus: „Es bricht wieder eine Zeit der ersten Liebe zum Evangelium an; Gott selber entfacht in dem durch Jesuiten dunkel gewordenen Lande das Feuer der Wahrheit, das anzuzünden auf Erden Christus gekommen ist".

„Missionirende Thätigkeit unter den Papisten zu treiben“ hält Meyer für inopportun; „die habsburgische Polizei würde den evangelischen Aposteln den Pfad über die schwarzgelbe Grenze rasch gangbar machen“. Doch müsse den Oesterreichern die Kenntniß von der protestantischen Wahrheit beigebracht werden; sie wissen kaum, was Christenthum ist, geschweige, worin das Wesen des Protestantismus besteht“. Und diese Beibringung der protestantischen Wahrheit werde jetzt durch Flugschriften ausgeführt; „dieselben schildern Luthers Persönlichkeit, den Hauptinhalt seiner großen reformatorischen Schriften, den Segen des Protestantismus für das deutsche Volk, den Begriff des Glaubens, der Kirche, den Werth der Bibel; andere führen aus, wie Eger und Egerland, wie Böhmen, wie Salzburg wieder katholisch gemacht wurden“.

Dann hält der eifrige Lutherapostel aus Sachsen es als die wichtigste Aufgabe der deutschen Protestanten, dem österreichischen Protestantismus zu helfen, „daß er in immer mehr Gemeinden Prediger bestelle und Gottesdienste abhalte; wo nur irgend wo Evangelische wohnen, müsse man Vikare hinsetzen, um durch sie auch die katholische Umgegend zum Verständniß des wahren Christenthums zu bringen“. Er schlägt dann vor, junge Theologen aus Reichsdeutschland nach Oesterreich zu senden, und für deren Besoldung, zumal in den ersten Zeiten, von Deutschland aus aufzukommen.

Von der unter thatkräftiger Mithilfe des reichsdeutschen Protestantismus in Fluß gebrachten Protestantisirung Oesterreichs erwartet Meyer einen doppelten großen Segen für Deutschland selbst: Stärkung des protestantischen Geistes im Reiche und — Lahmlegung des Centrums. Ueberhaupt liegt dem Herrn das deutsche Centrum schwer im Magen.

„Wie können wir“, ruft er zornig aus, „die gefährliche Hegemonie der Römlinge länger dulden? Ueberall krachts und klaffts und faults in den Staaten, die dem Ultramonta-

nismus lehenspflichtig waren; die ganze Welt hört dies Krachen und Bersten, nur in Berlin, der Hauptstadt des deutschen Reiches, der Residenz des protestantischen Kaisers, scheint man dafür taub; endlich aber muß sich doch durch den Nothschrei unserer gequälten Volksart in Oesterreich das Ohr der Berliner Staatsmänner und unserer Parteien für das gefährliche Wühlen und Nagen des Ultramontanismus aufthun; endlich wird man zur Einsicht kommen, daß für uns in Deutschland ebenso wie für die in Oesterreich das allernöthigste ist: Los von Rom!"

Dies der Inhalt der von Superintendent Meyer zu Zwickau verfaßten Flugschrift des „Evangelischen Bundes". Sie gibt gewiß Zeugniß von dem blindwüthigen Hasse des Bundes gegen die katholische Kirche, von seiner wunderbaren Kunst, die Wahrheit auf den Kopf zu stellen;[1]) wird auch manche Mark aus den Taschen der frommen Bundesbrüder der Bundeskasse zuführen; im Uebrigen aber wird sie weder den Centrumsthurm in's Wanken bringen, noch den Katholicismus in Oesterreich vernichten.

Auch der bekannte protestantisch-liberale Theologieprofessor Dr. Otto Pfleiderer in Berlin hat für den Bund zur Stärkung des „Lutherzornes" und zur Erhaltung der Begeisterung für die Protestantisirung Oesterreichs eine 20 Pfennig-Broschüre geschrieben mit dem Titel: „Los von

---

1) Die Wahrheitsliebe des sächsischen Superintendenten erhellt auch besonders daraus, daß er dem päpstlichen Legaten Hieronymus Aleander, welcher bekanntlich auf dem Reichstage in Worms (1521) den revolutionären Charakter der „reformatorischen" Bewegung schonungslos aufdeckte, die Worte in den Mund legt: „Wenn ihr Deutschen, die ihr von Allen am wenigsten Geld dem Papste zahlt, das römische Joch abwerfet, werden wir dafür sorgen, daß ihr euch unter einander mordet, bis ihr im eigenen Blut untergeht". Hundertmal widerlegte Geschichtslügen immer wieder aufwärmen, sollte doch wenigstens ein Superintendent anständiger Weise sein lassen. (Vgl Janssen, Geschichte des deutschen Volkes 2. Band, S. 144 ff.)

Rom". Sie enthält ungefähr dieselben phantasievollen Deklamationen, wie die Meyer'sche Schrift, jedoch ohne Spitze gegen das böse Centrum. Am Schlusse heißt es:

„Unserer Generation war es vergönnt, den Traum der Väter in der Errichtung des deutschen Reiches unter dem protestantischen Kaiserthum verwirklicht zu sehen. Wer weiß, ob nicht die nächste Generation auf das im 16. Jahrhundert unvollendet gebliebene Werk der Reformation, das große Werk der Befreiung der ganzen germanischen Rasse vom welschen Papstthum sich vollenden sehen darf?

Man sieht, in welche Hoffnungen die evangelischen Bundesbrüder mit ihrer Wahnvorstellung vom „protestantischen Kaiserthum" sich und andere hineinreden. Helfen wird das der „Los von Rom"-Bewegung in Oesterreich nicht; das Fiasko wird damit nicht aufgehalten.

Zum Schlusse sei hier noch einer Broschüre („Oesterreichs evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse". Göttingen 1900) gedacht, welche im Gegensatze zu den beiden Radauschriften des „Evangelischen Bundes" mehr sachlich gehalten ist. Ihr Verfasser, Dr. Karl Walker, Privatdocent der Staatswissenschaft an der Universität Leipzig, bekundet ein gewisses Wohlwollen für Oesterreich und hält die Protestantisirung seiner Bevölkerung für einen großen Gewinn zur Erhaltung des ganzen Staatswesens. Zur Beförderung der protestantischen Bewegung schlägt er vor: 1. Die Aufhebung der Bestimmung, daß Minderjährige nicht mit ihren Eltern von einer Confession zur anderen übertreten dürfen; 2. Die Zulassung der evangelisch-theologischen Fakultät in den Verband der Universität Wien; 3. Die Zulassung evangelischer Geistlichen aus dem deutschen Reiche, Ungarn rc., sei es auch mit nachfolgender Naturalisation; 4. Volle Rede-, Preß-, Versammlungs-, Vereins- und Uebertritts-Freiheit; Strenge Bestrafung aller Beamten und Nichtbeamten, die sich etwas Ungehöriges gegen die Protestanten herausnehmen; 5. Die Ueberweisung

katholischer Kirchen an die Protestanten, wenn ganze Ge
meinden übertreten; 6. Die Förderung von Uebertritte
unter den nichtdeutschen Nationalitäten Oesterreich-Ungarn
besonders unter den Tschechen und Magyaren. Den prote
stantischen Rednern und Schriftstellern in Oesterreich empfiehl
er, „möglichst häufig die Ausdrücke ‚unsere katholischen Mit
bürger und Mitchristen‘ zu gebrauchen“; das mache sich
gut, meint er, und nütze der protestantischen Propaganda.

Daß die österreichischen Staatsmänner den Rathschlägen Walkers zur Durchführung verhelfen werden, dürfte wohl dem Herrn Docenten selbst doch etwas zweifelhaft sein. Oesterreich ist ein katholischer Staat. Auf dem Boden des katholischen Bekenntnisses hat er sich aufgebaut; auf dem Boden des katholischen Bekenntnisses hat er sich bis jetzt erhalten, und nur auf diesem Boden wird er auch in Zukunft Bestand haben. Die Feinde Oesterreichs wissen dies wohl; darum suchen sie dem österreichischen Katholicismus unheilbare Wunden zu schlagen. Für die Freunde Oesterreichs aber liegt darin eine neue Aufforderung, mit aller Kraft für den katholischen Charakter des alten Habsburger Reiches einzustehen.

Aus Böhmen, Anfangs Januar 1900. ***

XVI.

Die ländlichen Verhältnisse Norddeutschlands im 18. Jahrhundert.

II. Hörigkeitsverhältnisse.

Die alte Hörigkeit tritt uns in verschiedenen Formen entgegen, theils als leichtes Erbzinsrecht, theils als Eigenhörigkeit, Leibeigenschaft. Im Niedersächsischen heißen die Leibeigenen Maierdingsleute, sie mußten Rechtshandlungen, Veräußerungen, Verpfändungen, Erbverträge, Erbübergabe u. s. f. vor dem Maierding vornehmen, sonst gehörten sie vor das ordentliche Gericht.[1]) Die persönliche Unfreiheit war nicht besonders drückend, sie machte sich zwar darin geltend, daß Freizügigkeit fehlte und daß einer die Eigenhörigkeit mitnahm, auch wenn er nach „Spanien und Indien verreiste", sie konnte aber leicht abgelöst werden. Waren die Hörigen auch persönlich unfrei, so hatten sie ein um so besseres Recht an dem Boden, es war nahezu Eigenthumsrecht. Ursprünglich war das freilich nicht der Fall, ursprünglich waren die Hörigen viel mehr von der Willkür der Herren abhängig als die Pächter, konnten versetzt und entfernt werden, aber gerade die persönliche starke Abhängigkeit mochte es mit sich bringen, daß der Hörige sicher auf seinem Gute saß; es

1) In der Reichstagssitzung vom 18. Januar 1900 wurde beklagt, daß in Mecklenburg noch heute Nachlaß- und Obervormundschaftssachen von Rittergutsbesitzern behandelt werden.

wurde ähnlich wie beim römischen Colonat [1]. Es kam im 18. Jahrhundert häufig vor, daß Freie sich in die Halseigenschaft begaben, um Maierdingsgut zu erhalten. [2] Freie, die sich verschuldeten, boten sich als Leibeigene an, wenn man ihre Schulden bezahlte. Hollandgänger suchten durch ihre Arbeit in Holland so viel zu erwerben, daß ihre Kinder einmal leibeigen werden könnten. Die Leibeigenschaft bot auch rechtliche Vortheile, wie Möser hervorhebt.

Die Leistungen der Leibeigenen waren in Niedersachsen unbedeutend, der Frondienst betrug in vielen Gegenden nur 4 bis 6 Tage im Jahr. Drückender war der Todfall und nicht gering waren die Umsatzgelder, die der Maierdingsherr bei den Veräußerungen der Güter bezog. Mehr symbolische Abgaben waren das Halshuhn und der Bedemund, der in Süddeutschland die „Ungenossame" hieß. Indessen wurden diese Abgaben auch von freien Leuten gefordert und wenn schon im 15. Jahrhundert darüber geklagt wird, daß die Freien den Unfreien gleichgestellt würden, so kommen ähnliche Klagen auch noch im 18. Jahrhundert vor.

Auf das Gesagte beschränkte sich die Halseigenschaft in manchen Gegenden, z. B. im Hildesheimischen. Aber bedeutend strenger wurde sie z. B. im Westfälischen und in Diepolz gehandhabt. Hier war die freie Handlungsfähigkeit des Eigenhörigen sehr beschränkt und der Herr machte Anspruch auf das ganze Allod, die Mobiliarhinterlassenschaft der Eigenhörigen gemäß der alten Anschauung, die dem Leibeignen das Erbrecht absprach. Bei unverheiratheten Eigenhörigen wurde dann auch der ganze Nachlaß eingezogen, starb aber bloß ein Ehegatte, der halbe Nachlaß.

1) Sehr stark betont die Unsicherheit des Hörigenbesitzes freilich im Gegensatz nicht zum Pachtland, sondern zum freien Zinsland Vinogradoff l. c. S. 77, 215, 335, er weist den Vergleich des colonatus mit dem villenagium entschieden zurück.

2) Möser, Patriotische Phantasien III N. 62. Pächter wurden gerne Leibeigene, um nur auf einen Hof zu kommen.

Zu seiner Verheirathung bedurfte der Eigenhörige der Genehmigung seines Herrn, ebenso wenn er Bürgschaft leisten, Prozesse führen oder Testamente machen wollte. Möser vertheidigt diese Bevormundung, weil sie die Bauern vom Prozessiren abhielt und weil Niemand heirathen durfte, der nicht gewisse Fertigkeiten besaß. In einigen Gebieten besaß der Herr sogar das Züchtigungsrecht.

Neben den gesessenen gab es ungesessene Eigenhörige, und bei diesen beschränkt sich das Recht des Herrn, im Grund genommen, auf den „Freikauf".

Auch unter strengeren Verhältnissen waren die Grundleistungen der Leibeigenen geringe und wurde selbst das Recht auf den Mobiliarnachlaß nicht so streng gehandhabt, da die Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit des Bauern selten außer Acht gesetzt wurde. Er wurde in zutreffenden Fällen nieder taxirt und der grundherrliche Anspruch wurde in Geld abgefunden.

Drückender war die Leibeigenschaft in Schleswig-Holstein. Die Leibeigenen waren theils Hufner, theils Insten, theils Knechte. Sie hatten kein Eigenthumsrecht an dem Gute, auf dem sie saßen, sie waren nicht einmal Zeitpächter, sondern nur „Wirthe bis weiter". Jederzeit konnten sie abgesetzt werden; man sagte, der Bauer müsse sein Bett nicht vor Abend zurecht machen, weil er am Tage nicht wissen könne, ob er noch die nächste Nacht in demselben schlafe. Der Leibeigene konnte zur Annahme einer Hufe oder der Instenkathe mit den damit verbundenen starken Frondiensten gezwungen werden. Die Wohnungen waren äußerst dürftig und die Nahrung bestand meistens aus Kartoffeln. Zu Insten wurden gewöhnlich die Knechte und Mägde des Gutshofes gemacht, konnten aber, wenn es Mangel an Gesinde gab, wieder als Knechte und Mägde zurückversetzt werden oder es blieb die Frau im Instenkathen, während der Mann Knecht blieb. Das letztere war sehr häufig in Pommern der Fall.

Der Grundherr hatte indessen nicht bloß Rechte auf

die Leibeigenen, sondern auch Pflichten, er hatte für die Leibeigenen zu sorgen. Es lag ihm nicht bloß die Armenpflege, die Polizei- und Rechtspflege, sondern auch die Sorge für die Schule und das Medizinalwesen ob. Deßhalb wurde ein Arzt besoldet und die Medizin bezahlt. Bei Nothfällen mußte der Gutsherr beispringen. Mit einer Bauernstelle war immer das Recht auf die Leibzucht für die alten Tage verbunden. Sie bestand in der Nutznießung eines Theils des Hofgutes, z. B. des Sechstels.[1])

In einer hübschen Ausführung schildert ein neuerer Jurist das Schicksal einer leibeigenen Familie im Lande Minden-Ravensberg; die Einzelheiten daran sind fingirt.[2]) Der Herr von Rabenstein, so hören wir, war mit seinem Leibeigenen Zäpernik schlecht zufrieden. Zuerst sperrte er ihn ein, prügelte ihn dann mehrmals, aber es half nichts. Dann machte er ihm den Prozeß. Der Prozeß wurde anhängig gemacht, und zwar nicht im Gerichtsstande des Bauern, sondern bei dem Gerichte des Gutsherrn; viel Federlesens wurde nicht gemacht, denn in causis rusticorum war summariter et de simplici et de plano zu verfahren, weil alle Weitläufigkeit als sonderlich denen Eigenbehörigen höchst schädlich erschien. Zäpernik wurde abgeäußert, man verstattete ihm einige Alimente, die dergestalt verringert waren, daß er in voriges liederliches Leben nicht wieder gerathen möge. Darauf setzte der Herr von Rabenstein einen andern Colonen auf den betreffenden Hof, den 25jährigen Friedrich Jürgens, der von Hause 100 Thaler mitbrachte. Dieses Beibringen reichte gerade aus, um das Auffahrtsgeld zu bezahlen. Es bestand in doppeltem Betrag eines reinen Jahresertrages.

Zu dem Hofe gehörten 57 Morgen, dafür mußten je 16 Scheffel Roggen, Gerste und Haber geleistet werden. Von den Schweinen wählte sich der Gutsherr die Mahl-

1) Riehl. Westfälisches Bauernrecht. Minden 1896. S. 14.
2) Riehl, Westfälisches Bauernrecht. S. 9.

schweine und von den Schafen erhielt er die Schafmahlungsgelder im Betrag von einem Mariengroschen für jedes Schaf. Um Martini waren zwei Gänse und um Fastnacht fünf Rauchhühner in die Küche des Herrn zu liefern. Dazu lastete auf dem Hofe ein wöchentlicher Spanndienst, d. h. Jürgens mußte in jeder Woche einmal auf Bestellung des Gutsherrn mit Wagen, vier Pferden und zwei Knechten auf dem Gutshofe zur Dienstleistung erscheinen. Der Dienst dauerte in der Zeit vom 25. März bis 21. September von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends mit zweistündiger Mittagspause, in der übrigen Zeit von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags mit einer einstündigen Pause. Laden mußte er 2000 Pfund. Kam er zu spät oder erschien er nicht, so wurde der Spanndienst auf dem Kerbestock eingeschnitten d. h Jürgens mußte an Stelle des Spanndienstes das hergebrachte Dienstgeld — 24 Mariengroschen — dem Gutsherrn entrichten. Der Spanndienst war für Jürgens besonders drückend, weil er nur zwei Pferde auf der Stätte hielt und sich jedesmal zwei Pferde von Nachbarn gegen anderweite Versprechungen dazu leihen mußte. Dazu kamen aber eine Reihe von öffentlichen Steuern und Lasten.

Jürgens wollte sich verheirathen und zwar die Anna vom Strohhof heimführen. Da er nun zum Gutshof ging den Ehezettel zu erbitten, fragte der Gutsherr, wie viel an Brautschatz die Anna mitbringe. Jürgens antwortete 50 Thaler, da erklärte der Herr von Rabenstein: es sei hergebracht, daß die Braut etwa das Doppelte des Auffahrtsgeldes mitbringen müsse, wenn Anna also nicht 200 Thaler beschaffen könne, so müsse er den Heirathskonsens verweigern. So mußte Jürgens eine andere heirathen, die 200 Thaler beibrachte.

Die Ehegatten lebten in Gütergemeinschaft, sie bekamen eine Tochter und drei Söhne. Es ging eine zeitlang gut, aber eines Tages starb der Bauer an einem jähen Ende. Ein Testament lag nicht vor. Alles vorhandene Vermögen

wurde geschätzt, das Allodialvermögen betrug 600 Thaler, die Hälfte davon, 300 Thaler, mußte als Sterbfall dem Gutsherrn bezahlt werden.

Die Wittwe sah sich genöthigt ein zweitesmal zu heirathen. Vor der Heirath mußte aber die Schichtung der Kinder erster Ehe vorgenommen werden. Der jüngste Sohn erhielt als Anerbe das Recht im Alter von 28 Jahren, den Hof zu übernehmen. Im übrigen wurde die Fahrhabe abgeschätzt und die sich ergebende Summe nach Abzug der Schulden und Hofwehr unter die drei übrigen Kinder getheilt, jedes Kind bekam 20 Thaler. Auch diese kleinen Erbtheile gingen den Kindern verloren. Denn der älteste Sohn wollte Schlosser werden und mußte sich einen Freibrief um 20 Thaler kaufen. Der zweite Sohn war eines Tages heimlich entwichen. Er erwarb sich als Handwerker ein kleines Vermögen, aber sein Nachlaß fiel an den Gutsherrn, denn er war Eigenmann geblieben. Die Tochter diente als Magd im Hofe, kam in die Kindbett und mußte als „Bettmund" 8 Thaler bezahlen.

Als der Anerbe 28 Jahre alt war, mußte der Stiefvater und seine Mutter auf die Leibzucht ziehen. Sie bekamen die Nutznießung von dem sechsten Theil der Hofländereien. Sonstiges Vermögen durften sie nicht herausziehen. Die 15 Thaler, die sie sich auf der Leibzucht ersparten, fielen an den Herrn. Sie brachten also ihren Lebensabend nothdürftig zu. — In einem weitern Artikel werden die gutsherrlichen, die landesherrlichen Verhältnisse und die Gemeindeordnung der Bauerschaft behandelt werden.

Grupp

XVII.

Eine neue theologische Encyklopädie.[1]

In diesen Blättern hat vor einigen Jahren[2]) ein be-
er Beurtheiler, Professor Dr. A. Ehrhard, die Ency-
ädie und Methodologie der Theologie von Dr. Heinrich
n eingehend besprochen. Gegen den Schluß des Referats
de — ohne Zustimmung — der im Literarischen Hand-
er 1892, 497 geäußerte Wunsch erwähnt, daß sich der
führlichen, relativ erschöpfenden Darstellung baldmöglichst
in usum tironum ein höchstens 120 Seiten umfassender
undriß anschließen möge. Abgesehen vom Umfange
neue Encyklopädie umfaßt mehr als das Doppelte von
Seiten) ist dieser Wunsch nun in Erfüllung gegangen.
fessor Dr. Krieg in Freiburg hat dem im gleichen Verlage
ienenen Handbuch Kihn's ein Lehrbuch gegenübergestellt.
offenbar aus Vorleseheften entstandene Krieg'sche Ency-
pädie soll eine gedrängte „Einleitung und Anleitung zum
ologischen Studium“ bieten. In der Einleitung spricht der
fasser von der Encyklopädie im allgemeinen (materielle,
mal- und theologische Encyklopädie). Der auf die Ein-
ung folgende erste Theil behandelt die Theologie in ihrer

---

1) Encyklopädie der theologischen Wissenschaften nebst Methodenlehre. Zu akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium. Von Dr. Cornelius Krieg. Freiburg i. Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung 1899. 8° XIV und 279 S.

2) 16. Juni 1894, Bd. 111, 894—913.

ungetheilten Einheit (Synthese), während der zweite Theil die Theologie in ihren einzelnen Fächern darlegt (Analyse). Der Verfasser unterscheidet eine historische, systematische und praktische Theologie. Zur historischen Theologie rechnet er die Bibelwissenschaften und die Kirchengeschichte; zur systematischen die Apologetik, Dogmatik und Moraltheologie, zur praktischen die Pastoraltheologie (Missionspredigt, Katechetik, Homiletik, Liturgik, specielle Seelsorge) und das Kirchenrecht. Den einzelnen Abschnitten, bezw. Paragraphen wird die einschlägige Literatur — natürlich mit Auswahl — beigefügt.

Jeder unbefangene Leser wird zunächst den Eindruck gewinnen, daß der verehrte Verfasser nicht nur selbst mit Begeisterung für die theologische Wissenschaft erfüllt ist, sondern daß ihm auch die gründliche Ausbildung der angehenden Theologen warm am Herzen liegt. An Einer Stelle scheint ihn die Begeisterung für die Theologie sogar bis zur Ueberschätzung geführt zu haben. S. 69 lesen wir: „Der Theologie steht das Recht zu, über die Wahrheit dessen, was in anderen Wissenschaften gelehrt wird, ein entscheidendes Urtheil zu sprechen. Was mit ihren (der Theologie) Lehren im Widerspruch steht, ist als falsch und irrthümlich zu verwerfen." Est modus in rebus. Auch die Theologie darf ebenso wenig über- als unterschätzt werden. Unterschätzt wird sie, wenn man, wie es kürzlich in diesen Blättern[1]) von Seite eines Philosophen geschehen ist, die Freiheit des katholischen Theologen mit der Freiheit des Vogels im Käfig (!) vergleicht. „Die Gitter des Käfigs sind die Dogmen, der Besitzer des Käfigs — ist das als Hüterin bestellte kirchliche Lehramt; die dem Vogel verstattete Möglichkeit, vom obern Stäbchen auf das untere zu hüpfen und umgekehrt, entspricht der Bewegungsfreiheit des Theologen, die, wie die des Vogels, eine beschränkte ist." Welch eine unwürdige Vorstellung! Man denke sich den Adler von Hippo

1) 1. Oktober 1899, Band 124, 492.

(Augustinus) oder den Adler von Meaux (Bossuet) in einem Käfig mit der einzigen Freiheit, hüpfend ein Stäbchen mit dem andern zu vertauschen! Heißt das nicht, die theologische und im Grunde jede Wissenschaft im schlimmsten Sinne des Wortes für „vogelfrei“ erklären? Ist denn nicht auch das kirchliche Lehramt und dessen höchster Vertreter, der Papst selbst, in allen Kundgebungen durch die allgemein anerkannten Glaubenslehren gebunden? Und ist die Abhängigkeit der theologischen Wissenschaft von den wirklichen Glaubenssätzen (nicht von Schulmeinungen und religiösen Modeanschauungen) principiell verschieden von der Abhängigkeit, in der sich jede Wissenschaft gegenüber den Thatsachen, z. B. Naturgesetzen, befindet? So tief ist hoffentlich die theologische Wissenschaft nicht gesunken, daß sie sich den Vergleich mit einem gefangenen Vogel gefallen läßt, der im engen Käfig nur von einem Stäbchen auf das andere hüpfen darf.

Nach dem Verfasser der neuesten Encyklopädie „besteht die Freiheit der (theologischen) Wissenschaft darin, daß jeder Einzelne sein geistiges Vermögen an den gegebenen Wahrheiten, um sie zu erfassen, versuche und innerhalb der kirchlichen Wahrheit nach der Individualität seines Geistes sich frei bewege, wenn er nur von der Einheit und Reinheit der Wahrheit sich nicht trennt. Die von der Kirche [in ihren Dogmen] gezogene Schranke ist also ein Schutzmittel gegen Gefahren für den Einzelnen wie für die Gesammtheit und ihr Glaubensbewußtsein und hilft den Fortschritt zum Ziele der Erkenntniß vermitteln. Im übrigen mag der Einzelne sein eigenes System gründen, seine eigene Methode aufstellen, er ist hierin völlig frei“ (S. 71).

Wie man sieht, läßt sich der Verfasser in seinen idealen Anschauungen von der Theologie durch nichts beirren. Von vielen seiner Worte wäre sehr zu wünschen, daß sie sich dem Geist und Gemüth unserer jungen Theologen und Seelsorger recht tief einprägen möchten. So wenn er z. B. sagt: „Dringend ist der Seelsorger (in Stadt und Land) vor

jener verbreiteten geistlichen Vielgeschäftigkeit (der πολυπραγμοσύνη) zu warnen, die vor lauter Arbeiten es zu keiner richtigen Arbeit bringt oder die werthvolle Zeit mehr der aufregenden und zerstreuenden Tagesliteratur, den kleinen Blättern und Broschüren, als der wahrhaft fördernden Lektüre und dem Studium ernster Werke zuwendet. — Die Anschaffung gediegener Werke ist eine ernste Sache. Lieber wenige, aber gediegene Werke, sei der leitende Grundsatz beim Anschaffen von Büchern für die unentbehrliche Pfarrbibliothek" (S. 110).

Mit vollem Recht legt unser Verfasser das Hauptgewicht auf das gründliche Studium der hl. Schrift. Immer gilt für den Theologen das Wort Mabillon's[1]): L'étude principale et capitale des ecclésiastiques et des solitaires doit être de l'Ecriture sainte. Toute leur application se doit borner à cette étude: ce doit être là toute leur Théologie, comme elle l'a été des anciens Pères de l' Eglise." Mit dem ununterbrochenen Studium der heil. Schrift steht in innigster Verbindung die Beschäftigung mit den Kirchenvätern. S. 179 gibt der Verfasser ein Verzeichniß jener patristischen Schriften, „die jeder Theologe sollte gelesen haben"; wir möchten diesem kurzen Verzeichnisse noch die Sermones S. Augustini und besonders seine Enarrationes in Psalmos beifügen.

Bei Krieg wird die Patrologie als Bestandtheil der Kirchengeschichte aufgeführt, wie auch die Dogmengeschichte und Symbolik. Niemand wird leugnen wollen, daß für den echten Theologen die Ausbildung des historischen Sinnes und Verständnisses von der allergrößten Bedeutung ist. Zu dieser Ausbildung gehört aber vor allem die Beschäftigung mit den echten Quellen. Vielleicht wären einige Winke über die Unerläßlichkeit der wahren Kritik am Platze gewesen, die selbst heutzutage bei weitem noch nicht Gemeingut der

1) Reflexions sur la réponse de M. l'abbé de la Trappe au Traité des études monastiques. Paris 1692, p. 137.

theologischen Schriftsteller geworden ist. Die viel gefürchtete Kritik ist im Grunde nichts anderes als geschärfter Wahrheitssinn, oder der Gebrauch des gesunden Sinnes und Urtheils;[1] die Kritik dient nicht dem Skepticismus, sondern der Gewißheit.[2])

Aber darf sich die „böse Kritik" auch an die neueste Encyklopädie wagen? Warum nicht? Als der hl. Augustinus im Jahre 397 seinem bischöflichen Amtsbruder Simplicianus von Mailand, dem Nachfolger des hl Ambrosius, seine Schrift De diversis quaestionibus übersandte, hatte er dem Schlusse des zweiten Buches die schönen Worte beigefügt: Sententiam de hoc opere tuam brevissimam, sed gravissimam flagito; et dum sit verissima, severissimam non recuso. Jeder einsichtsvolle Autor wünscht sich für seine Schriften, wie Sokrates[3]) für seine Persönlichkeit, solche Beurtheiler, welche die drei unerläßlichen Eigenschaften: Kenntniß, Wohlwollen und Freimüthigkeit besitzen und kundgeben.

In der wissenschaftlichen Welt gilt es beinahe als selbstverständlich, daß ein Lehrbuch regelmäßig erst mit der zweiten Auflage wirklich gediegen zu werden beginne. Wenn wir uns hier einige kleine Ausstellungen gestatten, so soll damit nicht nur einer neuen Auflage vorgearbeitet, sondern zugleich den Benützern der ersten Auflage diese selbst recht brauchbar werden. Natürlich beschränken wir uns auf solche Punkte, über die es unter Sachkundigen keine Meinungsverschiedenheit geben kann.

Offen gestanden, empfinden wir den Eindruck, als ob der größere Theil der Encyklopädie schon vor einigen Jahren druckreif gewesen sei. Es ließe sich sonst kaum erklären, daß ein im

1) Vgl. Mabillon, l. c., p. 224.
2) Vgl. The English Historical Review 1890, April p. 307 (Lord Acton über Giesebrecht.)
3) Plato, Gorgias p. 487.

Jahre 1899 erschienenes Buch vom Wiener Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum nur 28 Bände kennt (S. 178), während diese Zahl bereits im Jahre 1894 erreicht wurde; heute zählt die Sammlung schon über 40 Bände. Hurter's Nomenclator litterarius (S. 77) mußte in der zweiten, bedeutend vermehrten Auflage (1892—1895) angeführt werden; 1899 ist ein vierter Band hinzugekommen. Dem ersten Theil von Harnack's Geschichte der altchristlichen Literatur (S. 178) ist 1897 ein zweiter Theil nachgefolgt. Von Cremer's Biblisch-theologischem Wörterbuch der neutestamentlichen Gräcität ist 1895 die 8., vermehrte und verbesserte Auflage erschienen, während bei Krieg (S. 143) noch die 5. (1888) erwähnt wird. Denzinger's Enchiridion symbolorum (190) ist 1894 in 7., allerneuestens in 8. Auflage erschienen. Von Silbernagl's Kirchenrecht (271) existirt eine 3. Auflage seit 1895.

Weit wichtiger ist ein anderer Punkt. Mit Ausnahme von S. 233, auf welcher die Abfassung der Schriften des Pseudo-Areopagiten ans Ende des 5. oder an den Anfang des 6. Jahrhunderts versetzt wird, steht die Encyklopädie, wie es scheint, noch unter dem Banne der — nun glücklich überwundenen — Hipler'schen Hypothese, wonach diese Schriften schon im 4. Jahrhundert entstanden wären. S. 257 wird die Schrift über die kirchliche Hierarchie des Pseudo-Dionysius ans Ende des 4. Jahrhundert verlegt, und S. 75 gehen die Schriften des Dionysius dem „Abriß der Theologie" des um 458 verstorbenen Theodoret von Cyrus zeitlich voraus. Zu der Bemerkung: „der größere Theil seiner (des Dionysius) Schriften ist verloren gegangen", vergleiche man Hugo Koch, Pseudo-Dionysius, in der Theologischen Quartalschrift 1895, 370. — Statt Theodoret von Cyrus steht S. 128, 156 und im Index Theodor v. C. S. 187 lesen wir: „Der alten Meinung folgend, die zwölf Apostel hätten je einen der zwölf Artikel des apostolischen Symbolums beigesteuert (conferre), übersetzen Augustin und andere Väter das Wort symbolum mit collatio". Dagegen ist Folgendes zu bemerken: Der heil. Augustinus hat weder symbolum mit collatio übersetzt, noch die alte (?) Meinung vertreten, daß die einzelnen Apostel je einen der zwölf Artikel des „apostolischen" Glaubensbekennt-

nisses verfaßt oder „beigesteuert“ hätten.[1]) Nur in zwei pseudoaugustinischen Sermones (aus dem 6. — 8. Jahrhundert?,[1]) S. 240 und S. 241 der Appendix, ist die Rede von dem Antheil der einzelnen Apostel an der Zusammensetzung des Symbolums, und im zweiten dieser beiden unechten Sermones (241, 1) wird symbolum mit collatio übersetzt. Wenn Schriftsteller des 4. und 5. Jahrhunderts, wie Rufinus, Expositio in symbolum apostolorum, n. 2, und Cassianus, De incarnatione contra Nestorium VI, 3, 3 symbolum mit collatio übersetzten und dabei an die Mitwirkung aller Apostel bei der Aufstellung der Glaubensnorm dachten, so war damit noch nicht ausgesprochen, daß jedem Apostel ein bestimmter Artikel des Symbolums zugeschrieben werden könne. (Vergl. Bäumer, Das apostolische Glaubensbekenntniß S. 24 ff. und neuestens Wiegand, Die Stellung des apostolischen Symbols im kirchlichen Leben des Mittelalters I, 41 f.) Die Zeit sollte längst vorüber sein, in der man sich auf unechte Väterstellen beruft oder die Briefe und Sermones des hl. Augustinus nach der alten Ordnung, wie sie vor der Maurinerausgabe gebräuchlich gewesen, citirt. S. 11 unserer Encyklopädie soll es statt (Aug.) Epist. 131 heißen: Epist. 101 (al. 131). Der Zusatz 2, 416 sqq. ist unverständlich, da er weder für die Maurinerausgabe, noch für den Abdruck bei Migne paßt. Bei doctr. christ. l. II ist vermuthlich II, 40, 60 gemeint; aber dann stimmt der Inhalt nicht. S. 92 soll es heißen: Aug. De ord. l. I, c. 11, n. 32, statt — c. 1. Die schöne Stelle aus Augustinus, Epist. 120, 3: Etiam credere non possemus, nisi rationales animas haberemus, wird S. 63[1] dem hl. Thomas zugeschrieben. Andrerseits entzieht sich unserer Kenntniß der Fundort der S. 209 angeführten Stelle des „hl. Augustinus:“ Nos, qui stulti a paganis dicimur, Deo

1) Mit Berufung auf Augustinus, S. 115 de Tempore (= Serm. 241 Append.) sagen die Herausgeber der „Geheimnißvollen Stadt Gottes“ noch in der 2. Auflage (1893), II, 858[1]: „Daß jeder Apostel einen Artikel abgefaßt habe, lehrt auch der heilige Augustin“. (! ?)

1) Vgl. Hahn, Bibliothek der Symbole, 3. Aufl., S. 50, Anm. 86.

nostro non credidissemus, nisi nobis satisfecisset etiam testimoniis virtutum, nec legem eius suscepissemus, si non illam puram et ipsa professione dignam cognovissemus. Statt die Stelle aus Augustinus, Quaest. 93 in Exodum: Quamquam et in vetere (testamento) novum lateat, et in novo vetus pateat dreimal (S. 89, 124, 155) zu verwerthen wäre es vielleicht angezeigt gewesen, zur Abwechslung eine von den vielen Stellen zu erwähnen, in welchen die velatio des A. T. der revelatio des N. T. gegenübergestellt wird (S. 160, 6; 300, 3; Jn Ps. 77, n. 2; 105, n. 36; 143, n. 2; De spir. et litt. 11, 18; 15, 27. C. Faust. XXII, 76). Wenn die Jtala wirklich „die älteste lateinische Uebersetzung“ ist (S. 131), so würden wir uns nicht getrauen, von der „Bearbeitung der Jtala“ durch Hieronymus (S. 128) zu reden. Wie seiner Zeit (am 26. Oktober 1786) Hamann an Jacobi schrieb: „Weiß man erst, was Vernunft ist, so hört aller Zwiespalt mit der Offenbarung auf“ (Fr. H. Jacobi's Werke, IV. Band 3. Abthl., Leipzig 1819, 292): so möchten wir sagen: Weiß man erst, was Jtala ist, dann hört — wenigstens theilweise — der Streit über das Verhältniß der Hieronymus-Vulgata zu den altlateinischen Uebersetzungen auf. — Von einer endgiltigen Abschließung des Kanons (S. 119 f.) kann streng genommen doch nur seit dem Concil von Trient die Rede sein; seit dieser Zeit wird z. B. der Brief an die Laodicener nirgends mehr unter den paulinischen Briefen aufgeführt.

Dem Verfasser und den Lesern der Encyklopädie zu liebe wollen wir zum Schlusse noch einige kleine Verbesserungen vorschlagen. Zu S. 17: Das Universal-Lexikon von Zedler (Leipzig 1731—54) hat 68 Folianten, wovon 4 Supplementbände sind. Die Encyklopädie von Ersch und Gruber hat in der ersten (allein vollendeten) Abtheilung 99, mit den Tabellen 100, in der zweiten 43, in der dritten 25; das gibt im ganzen 167 oder 168, nicht 170 Bände. Bei den Realwörterbüchern des klassischen Alterthums dürfte neben Lübker doch auch Pauly, jetzt Pauly-Wissowa, genannt werden. Wie Augustinus nicht 426 (S. 25), sondern 430, so ist Baco von Verulam nicht 1620 (S. 28), sondern 1626 gestorben. Im Jahre 1692 ist von Mabillon's Traité des études monastiques

eine neue Ausgabe, aber noch nicht eine lateinische Uebersetzung (S. 30) erschienen; eine solche wurde erst 1702 in Kempten veröffentlicht. — Der Philosoph Comte ist nicht 1858 (S. 58), sondern 1857 gestorben. S. 116 dürften angehende Theologen erfahren, daß die Sammlung der hl. Schriften in der theologischen Sprache auch bibliotheca heißt. Vgl. Ducange s. v. und S. Berger, Bulletin critique 1892, n. 9, p. 148 ss. Daß Calmet in die Fußstapfen des Richard Simon trat (130), kann man doch nur mit großer Beschränkung gelten lassen. Cramer, Catena graecorum patrum hat unsers Wissens nicht mehr als 8 Bände (S. 132). Ob nicht S. 150 die Concordanzen von Fürst und jetzt von Mandelkern zur hebräischen Bibel, und die von Trommius und jetzt von Hatsch und Redpath zur Septuaginta zu erwähnen gewesen? Freilich nennt auch Kihn in seiner sonst an Literatur so reichen Encyklopädie keine größere Concordanz zur Septuaginta, obwohl die zwei großen Folianten von Trommius 1718 erschienen und erst seit 1892—97 durch eine neue griechische Concordanz entbehrlich geworden sind. S. 153 wäre zur Schrift von Fl. Rieß, Das Geburtsjahr Christi, um der Sache willen auch die Gegenschrift Schegg's, Das Todesjahr des Königs Herodes und das Todesjahr Jesu Christi, München 1882, zu erwähnen gewesen.

Von der im Jahre 1879 als Fortsetzung von Migne's Patrologia latina großartig angekündigten Bibliotheca Patristica medii aevi (S. 174) sind in Wirklichkeit 5 Bände (I—IV und VI) erschienen; seit 1880 wird vergeblich auf den V. und die übrigen Bände gewartet. Dafür sind die Sämmtlichen Werke von Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Duns Scotus und Suarez bei Vivès in Paris neu gedruckt worden. Zu S. 174 f. noch Folgendes: Werner, Der hl. Thomas von Aquin, 3 Bände, ist 1858—59 erschienen; Werner, Franz Suarez, hat 2, nicht 3 Bände, und statt 1862 muß es 1861 heißen. Die Scholastik des späteren Mittelalters vom nämlichen Verfasser enthält 4 Bände, 1881—1887. Statt: Stöckl, Geschichte der scholastischen Philosophie, 2. Auflage Mainz 1875, müßte stehen: Geschichte der Philosophie des Mittelalters, 3 Bände, 1864—1866 (ohne zweite Auflage). Der verehrte

Verfasser möge es einem alten Bücherfreund zu gute halten, wenn er gerade für die angehenden Theologen die genauesten Literaturangaben als unerläßlich bezeichnet. Zu den 4 Bänden des Spicilegium Solesmense des späteren Cardinals Pitra, der übrigens nie Abt (S. 177) von Solesmes gewesen ist, kommen noch 7 Bände Analecta Sacra, 1876—1891 und 2 Bände Analecta Novissima 1885—88. Möhler's Symbolik hat im Jahre 1838 nicht 7 (S. 189), sondern 5 Auflagen erreicht. S. 196 wird bei der Literatur der kirchlichen Kunstgeschichte genannt: Deutinger, Bilder des Geistes in Kunst und Natur. Augsburg 1846. Diesem ersten Bändchen hat Deutinger zwei weitere, 1819 und 1851 folgen lassen; ein 4. hat L. Kastner 1866 nach Deutinger's Tod (1864) herausgegeben. Noch mehr wäre Deutinger's Kunstlehre (4. Band der Grundlinien einer positiven Philosophie, 1845) der Erwähnung würdig gewesen, eine Schrift, der Ed. v. Hartmann in seinem Werke: Die deutsche Aesthetik seit Kant, I. Theil, 1886, einen eigenen Abschnitt (S. 169—198) widmet, und der er „eine geradezu epochemachende Bedeutung in der Geschichte der Aesthetik" (S. 173) zuschreibt. Von Döllinger's dreibändigem Werk: Die Reformation, 1846—48, ist nur der 1. Band in zweiter Auflage (1851) erschienen (S. 190). S. 210 und im Register muß es Cyrill von Alexandria, statt C. v. Jerusalem heißen. Beim Verfasser des Pugio fidei, Raimund Martini (S. 211) hätten wir deßhalb gern den Beisatz O. Praed. gesehen, weil Martini bei Kaulen, Einleitung in die hl. Schrift, noch in der 4. Auflage (S. 9) als Prämonstratenser bezeichnet wird. Das Decretum Gratiani, welches in den kurz nach 1150 verfaßten Sentenzen des Petrus Lombardus bereits verwerthet wird, ist eher um (bald nach) 1140 als um 1150 (S. 233 und 270) verfaßt worden. Vgl. jetzt Paul Fournier, in der Revue d'histoire et de littérature religieuses III (1898), 280, durch welchen die Aufstellungen von Thaner, Wiener Sitzungsberichte der histor.-phil. Classe LXXI, eine willkommene Bestätigung und Bereicherung erfahren haben.

Anfängern im Studium des Kirchenrechts dürfte zur ersten Orientirung der Artikel Kirchenrecht von Singer im Staatslexikon der Görres-Gesellschaft, III, 763—787 zu em-

Fehlen sein. Jeder Freund des Kirchenrechts sieht mit Interesse der Fortsetzung des v. Scherer'schen Handbuches (wovon erst zwei, nicht drei, Bände erschienen sind), sowie der des großen Werkes von Hinschius († 1898) entgegen; von diesem Werke ist 1897 (nicht 1890) die erste Hälfte des 6. Bandes herausgekommen. Daß Benedict XIV. „die histor-philos. Methode einer systematischen Behandlung des Kirchenrechts angedeihen ließ" (S. 271), möchten wir nicht unterschreiben, und zwar erstens weil dieser gelehrte Papst doch mehr Scholastiker als Historiker war, und zweitens, weil die systematische Behandlung sich fast nur auf sein Werk De synodo dioecesana beziehen läßt. Bei Hergenröther, Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts, wäre der Vorname Philipp beizusetzen, weil sonst leicht eine Verwechslung mit seinem Bruder, dem Cardinal Joseph H. eintreten könnte, der ja ebenfalls Professor des Kirchenrechts gewesen ist. Auch im Personenverzeichniß ist Philipp H. nachzutragen.

Wir sind mit unsern Ausstellungen und Wünschen zu Ende. Dieselben sind derart, daß sie ohne große Umstände in einer neuen, hoffentlich recht bald nothwendig werdenden Auflage Berücksichtigung finden können. Nur aus aufrichtigem Interesse für Person und Sache haben wir uns so eingehend mit der Krieg'schen Encyklopädie beschäftigt. Jeder Beitrag zur encyklopädischen Ausbildung unserer Theologen muß denen willkommen sein, welche die in unserer gebildeten Welt immer mehr zunehmende Einseitigkeit und Beschränkung wenigstens aus den theologischen Kreisen beseitigt wissen möchten.

München. O. R.

XVIII.

Zur neuen Auflage von Pastors Papstgeschichte, III. Band.

Während von „dem heidnisch=jüdischen Gesindel" in Oesterreich, um eine treffende Bezeichnung des sel. Bischofs von Ketteler für die den deutschen Namen schändenden Radikaldeutschen zu brauchen, die „Los von Rom"-Bewegung betrieben wird, zeigt sich der weltbeherrschende Einfluß des päpstlichen Rom täglich deutlicher. Ein Beleg hiefür ist auch die neue Auflage des III. Bandes von Pastors Papstgeschichte.[1]) Wenn ein starker Band in Doppelauflage, dessen Erscheinen wir im 118. Band dieser Blätter (S. 112—124) anzeigten, in kaum vier Jahren eine ebenso starke neue Auflage nöthig macht, so ist damit doch ein außerordentliches Interesse in wissenschaftlichen Kreisen bewiesen, das vor allem dem Gegenstande selbst gilt.

Freilich wäre dieses Interesse ohne die glückliche und erstaunliche Leistungsfähigkeit des darstellenden Historikers nicht erweckt worden. Im Wesentlichen waren in der Anerkennung zumal dieses III. Bandes die Fachkenner aller Richtungen in ihrem höchst anerkennenden Urtheile einig; der Versuch, diese seltene Einstimmigkeit der wissenschaftlichen Kritik durch gemeine Schmähung zu stören, ist kläglich miß-

1) Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Wahl Innocenz' VIII. bis zum Tode Julius II. Dritte und vierte vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage. LXIX und 956 S. in 8°. Freiburg, Herder 1899.

l. Katholik 1898. I. 558—568.) Gleichwohl treten
seltenen Ruhme, welcher der Forschung wie der
g Prof. Pastors in gleichem Maße gezollt wird,
nahe, wenn wir eben den Gegenstand selbst, die
den Vordergrund des Interesses stellen. In den
Betrachtung über das ablaufende Jahrhundert
cht an letzter Stelle auch diese Thatsache. In
lbewunderten Vortrage über „die Charakteristik des
hunderts" hat Prof. Dr. O. Willmann kürzlich in
nentsprechend sagen können: „Das Papstthum be-
ch in jenen Wirren (am Anfang dieses Jahrhunderts)
Feste im Wechsel, als der Pol in der Erscheinungen

Prof. Pastor in bekannter Sorgfalt bemüht gewesen
Berücksichtigung der gesammten seit 1895 erschienenen
, durch Benützung neuen archivalischen Materiales
ch Nachbesserungen in der Wahl der Ausdrücke, die
flage umzuarbeiten und zu verbessern, brauchen wir
lnen nicht zu besprechen. Trotzdem der Documenten-
in kleinem Drucke gegeben wurde, ist der Band um
en gewachsen. Dagegen können wir nicht unerwähnt
was jeder Kenner der Sache in der neuen Auflage
ns Auge fassen wird, nämlich die Charakteristik
arolas. Bekanntlich hat Pastor die Angriffe gegen
arstellung des unglücklichen Reformators in einer
Schrift „Zur Beurtheilung Savonarolas" (1898)
tik unterzogen. Die Controverse hat eine doppelte
ung: sie trägt, was die Hauptsache ist, zur genaueren
ung der geschichtlichen Wahrheit über den einzig-
Prior von S. Marco bei; sie liefert aber auch einen
zur Gelehrtengeschichte der Gegenwart und läutert
ssenschaftliche Methode. Die Gegner, mit denen sich
in seiner Broschüre abzufinden hatte, sind mehr
nder eingestandenermaßen von einem falschverstandenen
se für den ruhmreichen Dominikanerorden beeinflußt

gewesen. Dasselbe ist an sich ebenso begreiflich wie lö
in der Anwendung auf den vorliegenden Fall dagegen
ein Mißgriff. Es kann ja keinem Mitgliede des Pre
ordens oder seiner Freunde gleichgiltig sein, wie es si
Savonarola verhält, so wenig auch das ganz persö
Auftreten Savonarolas mit einer Ordensangelegenhe
identificiren ist. Die besten Freunde des Ordens,
unerschrockene Kämpfe und Arbeiten für die katholische
heit und Wissenschaft jederzeit den Ruhm der Kirche g
haben, werden das Auftreten eines P. Bayonne, Ferretti
bedauern. Es setzt einen bereits getrübten Blick voraus,
man in Pastors Geschichte der Päpste auch nur den Sc
einer Voreingenommenheit gegen den Orden erblicken
dem Savonarola angehörte. Allein es gibt eben in
Orden ohne Ausnahme Mitglieder, die in leicht erklär
und vielleicht entschuldbarem, aber immerhin schädlichem
eifer für die eigene Genossenschaft den weiteren Bli
die Interessen der Universalkirche einbüßen und dar
der Erforschung der Wahrheit selbst gefärbte Brillen t
Der leidenschaftliche Eifer, Savonarolas Thun und
durchaus zu rechtfertigen und eine Art Cult für i
begründen, kann nur Bedauern hervorrufen. Dem
hatte Prof. Pastor eine nicht gerade schwere Aufgabe
Irrwege seiner leidenschaftlichen Gegner in dieser Sa
beleuchten.

Ein ungleich bedeutenderer Apologet für den unglück
Propheten erstand in diesen Blättern (Band 121),
Prof. Dr. Schnitzer in dem gediegenen Artikel „Savon
im Lichte der neuesten Literatur“ die Darstellung P
einer Prüfung unterzog. In würdiger und wissenschaft
Weise ist der Versuch gemacht worden, das von Pastor
worfene Bild Savonarolas als zu düster zu erweisen
der neuen Auflage war daher für Prof. Pastor eine
einandersetzung mit Prof. Schnitzers Kritik geboten.
nicht anders zu erwarten, hat Prof. Pastor seinem Ge

n dem ihn das gleiche redliche Streben nach Wahrheit rbindet, die würdige Aufmerksamkeit zutheil werden lassen. mgemäß hat er auch die von Prof. Schnitzer als unbe-ndet erwiesene Vergleichung Savonarolas mit Hus zurück-nommen und den einen oder anderen Ausdruck gemildert. er Hauptsache nach indeß ist das Urtheil über den räthsel-ften Prediger in der neuen Auflage dasselbe geblieben; Erwägung der Gründe seines Gegners konnte auch den rfasser der Papstgeschichte nicht zu einem wesentlich anderen sultate führen.

Wenn wir zwischen dem Kernpunkte der Frage, der horsamsverweigerung Savonarolas gegen Alexander VI. d den sonstigen verschiedenen Sonderbarkeiten im Auftreten s redegewaltigen Reformators unterscheiden, so mag zu-geben werden, daß noch einzelne unwesentliche Milderungen Gunsten Savonarolas angebracht werden können. So rliert die tyrannische Sittenpolizei in den Händen der nder etwas von ihrer Sonderbarkeit durch die Erwägung, ß den Florentinern ähnliche Maßregeln seitens ihrer ignoria traditionell nicht fremd waren. Es sei auf die rdinamenti" verwiesen,[1]) welche hundert Jahre früher gen den Luxus der Frauen und die Verschwendung bei milienfesten von der Signoria erlassen worden waren. cht bloß die Erwachsenen sondern auch die Kinder unter Jahren werden davon betroffen; bezüglich der Anzeige n heißt es: „Ein jeder kann die Anzeige davon erstatten ne Strafe und ohne Steuer (Caution), und dem Schwure s Angebers mit einem einzigen Zeugen muß Glauben ge-enkt werden; sowohl dem Angeber aber wie dem Zeugen rd Verschwiegenheit zugesichert." Die unerträgliche Haus-ionage wurde noch besonders dadurch befördert, daß die

1) Veröffentlicht in der von Salvi edirten Regola del governo di ra familiare des sel. Johannes Dominici p. 221—237. Vgl. Rösler, rdinal Johannes Dominici O. Pr. 1893. S. 54.

betreffenden Beamten in die Hochzeitshäuser gehen, nachzusehen, ob die erlaubte Zahl der geladenen Gäste überschritten oder kein verbotener Schmuck vorfindlich Zudem war jedermann verpflichtet, den Namen einer anzugeben, die mit verbotenem Schmucke gesehen wurde, den Namen des Hauses, in das eine solche eingetreten Wurde die Spionage über Kinder ausgedehnt, so w wohl auch Kinder selbst wenigstens indirekt an der Ang sich betheiligt haben. Mögen diese Gesetze bei Savonar Auftreten auch vergessen gewesen sein, er konnte doch seinen sittenpolizeilichen Vorschriften daran anknüpfen. tyrannisch übrigens die Signoria nicht allzulange vor S narola die bürgerliche Freiheit der Florentiner zu u drücken wagte, zeigt sich im Leben Antonins, der als bischof mit der ganzen ihm eigenen Energie die schär kirchlichen Strafgesetze in Anwendung brachte, um ungerechten Einschränkung der Wahlfreiheit zu begeg Demgemäß verliert die diesbezügliche Anklage Savonar wohl sicher an Schärfe, sowie auch der Bericht über Flucht der Florentinischen Frauen in die Klöster im S Schnitzers als sehr übertrieben anzusehen sein wird. derartige Vorwürfe waren nicht neu; der große Reform des Dominikanerordens Dominici verdankte seinen Pred die Titel: Mädchenentführer, Wittwenräuber, Fr beschwätzer.

In diesen und ähnlichen Punkten also hätte in neuen Auflage die Charakterzeichnung des Priors von Marco eine noch weitergehende Aenderung zu Gunsten selben erfahren können. Allein auf das Gesammturtheil, Pastor mit der einzigen Umänderung des Wortes „si tadellos" in „durchaus sittenrein" wörtlich in die neue lage herübergenommen hat, können die wünschenswer Milderungen kaum einen Einfluß üben. Höchstens k in dem einen Satze: „dieser (demüthige Gehorsam gegen von Gott gesetzte höchste Autorität) fehlte Savonarola

vor das „vollständig“ ein „zuletzt“ eingeschoben
im anzudeuten, daß Savonarola zu seinem unheil=
gehorsam ebenso allmählig gekommen ist, wie zu
nzenlosen Leidenschaftlichkeit.

Bemühungen Prof. Schnitzers nämlich, den Befehl
s VI. als sündhaft zu erweisen, infolge dessen Savo=
Gewissen nicht gebunden gewesen wäre, demselben zu
, ja vielmehr die Verpflichtung gehabt hätte, sich
zu widersetzen, müssen als mißlungen betrachtet
Andernfalls gelangen wir zu Folgerungen, welche
lische Auffassung des Gehorsams untergraben. Das
es Papstes, weiter zu predigen, war in sich nicht
Savonarola aber konnte zu einer objektiven Ueber=
vom Gegentheile weder durch die Betrachtung des
as dadurch verhindert wurde, geführt werden, noch
ine Visionen und inneren Stimmen. Allerdings
Prof. Schnitzer dem großen Sittenprediger die Ueber=
von seiner Unentbehrlichkeit zu: „Die großartige
Neugeburt, die zum Staunen der Welt in der
en Arnostadt eingetreten war, nur durch den Prior
Marco war sie bewirkt worden, nur durch ihn
sie am Leben erhalten und gegen ihre ge=
en Feinde vertheidigt werden.“ Ob das Heil von
wirklich derart an die Predigt Savonarolas gebunden
g dahin gestellt sein; sicher aber ist, daß Savonarola
Irrwege war, wenn er derart von seiner Unent=
eit überzeugt war. Die Lehre der gesunden katholischen
nd das Beispiel der anerkannten Heiligen lassen hier
weifel zu. Der hl. Paul vom Kreuze pflegte zu
würde sich für einen Verworfenen halten, falls er
nung wäre, unentbehrlich zu sein.

r Savonarola, so heißt es, wußte sich von Gott
n geistigen Vater und Seelenhirten der Stadt bestellt.
wußte er es? Aus seinen Visionen. Man braucht
gs an außerordentlichen Geistesgaben in dem visionär

angelegten Savonarola zu zweifeln. Allein wenn die a erkannten Regeln über die Unterscheidung der Geister a das Verhalten Savonarolas gegenüber dem Predigtverb durch Alexander VI. angewandt werden, wird sich unmögli die zweifellose Einwirkung des göttlichen Geistes behaupt lassen. Man stelle z. B. die nüchterne und klare Lehre d hl. Theresia und ihr Auftreten vergleichend mit dem Fan tismus Savonarolas in Wort und That zusammen, um d Abstand zwischen Wahrheit und Irrthum zu ermessen. W übereinstimmend mit Theresia und wie verschieden vo Savonarola hat der Begründer der Dominikaner-Refor Card. Dominici, über derartige Visionen und Prophezeiunge gelehrt! Die Parallele zwischen diesen beiden gewaltige Predigern, deren Name mit S. Marco so innig verknüp ist, glaube ich auch heute noch aufrecht erhalten zu können.[1]

Nach diesen Andeutungen, die sich an Pastors Au führungen gegen Prof. Schnitzer anknüpfen, wird es bei d wohlbegründeten Worten des Verfassers der Papstgesch bleiben müssen: „Als Priester wie als Ordensmann w Savonarola zum Gehorsam in allen nicht sündhaften kir lichen Fragen verpflichtet gegenüber dem Oberhaupte d Kirche, mochte dasselbe persönlich wie immer beschaffen se und mochten auch politische Beweggründe auf dasselbe au so mächtig einwirken.“ Nimmt man mit Prof. Schnitzer d subjektive Dafürhalten Savonarolas als Maßstab für d Verbindlichkeit des päpstlichen Befehles an, dann „durchbri man thatsächlich die gesammte kirchliche Ordnung.“ Abgeseh von den auffallenden Widersprüchen, die Pastor seinem ge lehrten Gegner nachweisen konnte, ist es die Ruhe der wissen schaftlichen Ueberzeugung, welche die Sieghaftigkeit seiner Ausführungen kennzeichnet.

A. Rösler.

---

1) Rösler, Card. Dominici. S. 58.

XIX.

England und die holländischen Republiken Südafrikas.

Der seit dem Jahre 1836 bis herab auf die Gegenwart von dem übermächtigen England gegen die holländischen Ansiedler Südafrika's geführte Krieg hat lange Zeit nicht in England selbst, geschweige denn im übrigen Europa, die verdiente Beachtung gefunden. Von englischen Berichten voreingenommen, betrachtete man die Bauern, welche aus Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit ihre Meierhöfe verließen und sich in der Wüste ein neues Heim gründeten, als Empörer gegen die Obrigkeit, die den weisesten Maßnahmen der englischen Regierung, der Gewährung von gleichen Rechten für Weiße und Schwarze, der Abschaffung der Sklaverei, der Beschützung der Schwarzen gegen die Uebergriffe der Weißen, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzten. Erst im letzten Jahre, seit der Kriegserklärung der südafrikanischen Republik (Oktober 1899) hat sich die Sympathie der europäischen Bevölkerung den Buren zugewandt, ist an die Stelle der früheren Abneigung oder Gleichgültigkeit eine wunderbare Begeisterung für die unerschrockenen Vertheidiger ihrer Freiheit getreten, die vielfach in übertriebenen Tadel der englischen Nation und Verkennung der guten Absichten ausgeartet ist, von denen dieselbe beseelt war.

Diese Flamme der Abneigung zwischen den europäischen Völkern zu schüren, kann durchaus nicht unsere Absicht sein, denn nur gegenseitige Achtung und Anerkennung der guten

Eigenschaften und Bestrebungen des Gegners kann die durch Eifersucht und Neid entzweiten Nationen einander näher bringen und sie in den Stand setzen, die gemeinsame Culturarbeit zu vollbringen. Wohl keiner hat die Eigenthümlichkeiten, die Fehler und Vorzüge der englischen Nation besser geschildert, als Professor Gardiner: „Cromwells Place in History“ (114 S.), dem wir folgende etwas längere Stelle entnehmen: „Alle Ungereimtheiten der menschlichen Natur kann man irgendwo in der Laufbahn Cromwells nachweisen. Noch viel merkwürdiger ist, daß diese Verbindung von scheinbar entgegengesetzten Kräften sich im englischen Volke offenbart und das aus dem englischen Volke macht, was es ist. Manche unter uns finden es auffallend, daß unser Benehmen Fremden in einem ganz anderen Lichte erscheint, als wir es selbst ansehen. Von denen, die uns ferne stehen, wird uns Haschen nach Reichthümern und Ländergier, Mangel an Mitgefühl mit den unterworfenen Stämmen und Heuchelei zur Last gelegt, die ihre Lasterhaftigkeit durch das Zurschautragen ethischer Grundsätze zu verschleiern sucht. Von unserem Standpunkt aus betrachtet, ist die Ausdehnung unserer Herrschaft eine Wohlthat; nach uns haben die unterworfenen Stämme mehr gewonnen als verloren, durch die gerechte und weise Verwaltung, die wir ihnen aufgenöthigt haben, während unsere Rathschläge immer zu Gunsten der Unterdrückten gegen die Bedrücker ertheilt wurden“. „Kein aufmerksamer Forscher kann in Abrede stellen, daß für die Gegenwart sowohl als für die Vergangenheit beide Ansichten viel Wahres enthalten. Was immer wir auch dagegen einwenden mögen, wir waren und wir sind eine gewaltthätige Nation, voll frischer Lebenskraft; wir beanspruchen die Weltherrschaft als unser Recht und nehmen oft wenig Rücksicht auf die Gefühle und Wünsche anderer Nationen. Was immer Ausländer auch sagen mögen, wir sind bereit, ohne einen Hintergedanken unsere ganze Kraft für die Sittlichkeit einzusetzen, und wir fühlen

uns wirklich unglücklich, wenn wir uns nicht überzeugen können, daß der Fortschritt der Menschengeschlechter durch unsere Handlungsweise gefördert worden ist. Wenn wir den Besitz irgend eines Landes antreten, dann verweilen die, welche uns nur von außen her betrachten, bei der Unregelmäßigkeit, bei der Gewaltthätigkeit, mit der wir uns eindrängen, während wir selbst auf die Aufrechthaltung von Gerechtigkeit und Ordnung in dem von uns gewonnenen Lande uns viel zu Gute thun".

Den von Gardiner geschilderten Eigenschaften verdankt die englische Colonialpolitik manche ihrer Erfolge: das hohe Ansehen, das sie unter halb civilisirten Völkern genießt, die Furcht, die sie einflößt. Civilisirte Nationen kann man nur durch die Bande der Liebe, durch Wohlwollen, zarte Rücksicht an sich fesseln; aber gerade hieran lassen es die Engländer vielfach fehlen, welche durch ihre steife Haltung, durch die gegen Fremde schlecht verhehlte Abneigung sich der Früchte ihrer Geradheit und Gerechtigkeitsliebe berauben, und selbstbewußte, auf ihre Vergangenheit stolze Nationen, ohne es zu beabsichtigen, aufs äußerste reizen.

Englische Schriftsteller sind überaus geneigt, die freundlichen Beziehungen Englands zu Holland hervorzuheben und die Nothwendigkeit einer engen Verbindung der beiden Nationen zu betonen. So schreibt Johnston, The Colonization of Africa S. 90: „Diese wackern und starren Holländer haben in Afrika eine große Rolle gespielt, eine Rolle, auf die das Mutterland stolz sein kann. Sie sind uns so nahe verwandt durch Abstammung, Sprache und Geschichte, daß wir, ohne den Stachel der Bitterkeit zu empfinden, auf ihre gegen uns geführten Kämpfe mit demselben Stolze hinblicken können, wie auf den Unabhängigkeitskrieg mit Amerika und grimmig lächeln über die harten Stöße, welche sie uns versetzt haben". Es gibt wohl nur wenige Holländer und Engländer, welche sich auf diesen hohen Standpunkt erschwingen und den tiefgewurzelten Haß, der beide Nationen

seit mehr als zwei Jahrhunderten von einander trennt, zu überwinden vermögen. Die Königin Elisabeth leistete den aufständischen Holländern Hilfe gegen Philipp II., aber in so ungenügender Weise und mit solchem Widerstreben, daß sie auf dauernde Dankbarkeit seitens der Letzteren nicht rechnen konnte. Die Klagen der Engländer, ihre Eifersucht und ihr Neid waren gerade so groß, wie die der Franzosen unserer Tage, welche Italien Undank und Feindseligkeit zum Vorwurf machen. Die Engländer ließen es bei Klagen nicht bewenden, sondern suchten dem holländischen Handel auf alle Weise Abbruch zu thun und ihre Handelsschiffe wegzunehmen. Um einen Krieg mit England zu vermeiden, ließen sich die Holländer manches gefallen, als aber die englische Republik (commonwealth) ihnen nur die Wahl ließ zwischen Anschluß, respektive Unterwerfung unter England und Krieg, da erklärten sie sich zu allem bereit, mit Ausnahme des Aufgebens ihrer Freiheit und begannen den Krieg mit ihrem übermächtigen Gegner 1652. Es ist schwer zu zu entscheiden, ob die 1652, 1664, 1672 gegen England geführten Kriege die Interessen und die Machtstellung Hollands mehr gefährdet haben oder die im Bunde mit Holland gegen Frankreich unternommenen Feldzüge. Zur Zeit des Friedens von Utrecht stand England mächtiger da, als je, und erntete fast alle Früchte des Sieges, während das schwache Holland von der Ueberanstrengung seiner Kräfte sich nur langsam erholte. England hatte so wenig Mitleid mit seinem alten Bundesgenossen, daß es nur auf eine Gelegenheit zu warten schien, demselben seine Colonien wegzunehmen. Wie die Engländer dem holländischen Statthalter, der mit seinen Anhängern vor der französischen Revolution nach England floh, seine Schiffe abnahmen und zurück behielten, die in seinem Namen besetzten Colonien sich aneigneten, wie man denselben veranlaßte, sich im Wiener Frieden das katholische Belgien übertragen zu lassen, wie England den von den belgischen Rebellen erwählten Leopold als König

bestätigte und Holland mit Krieg drohte, wenn es die Unabhängigkeit Belgiens nicht anerkenne, das findet sich alles trefflich dargelegt in dem an neuen Gesichtspunkten so reichen Artikel der Frau J. R. Green („Nineteenth Century" December 1899), auf den wir den Leser verweisen müssen.

Man begreift, daß nach solchen Vorgängen von einem freundschaftlichen Verkehr, von einem wechselseitigen Vertrauen keine Rede sein konnte. Auch wenn der Beleidiger sein Unrecht durch große Wohlthaten in Vergessenheit zu bringen gesucht hätte, würde der Beleidigte die empfangenen Unbilden nicht leicht verschmerzt haben. Nach diesen zum Verständniß der Sachlage nothwendigen Vorbemerkungen wollen wir kurz die Geschichte der 1795 zum ersten, 1806 zum zweiten Mal von den Engländern eroberten Kapkolonie erzählen.

Der Generalkommissär de Mirt und der Gouverneur Janssens hatten sich während der zwei Jahre und 9 Monate ihrer Verwaltung 1863—66 große Verdienste um die Colonie erworben, durch Beschränkung des Sklavenhandels, Verbesserung der Rechtsprechung, durch geregelte Postverbindung und das Heranziehen europäischer Einwanderer. Mit einer ungeübten Bürgermiliz und deutschen Söldnern konnte sich Janssens gegen die ums Doppelte überlegene Macht der Engländer nicht halten und mußte nach erfolglosem Widerstande kapituliren. Am 23. August 1814 wurde die Kapkolonie förmlich an England abgetreten. Man hatte den Holländern Selbstverwaltung versprochen, gerechte Besteuerung und milde Behandlung, aber von all' den Versprechungen wurde keine gehalten. Die Mitglieder des Rathes wurden vom Gouverneur erwählt, die Besoldung von fünf höheren englischen Beamten verschlang zwei Drittel der Einkünfte der Colonie, die Handelsfreiheit wurde beschränkt. Es ist richtig, das englische Volk selbst wurde von den reaktionären Tories, die schon den Namen „Freiheit" haßten, in derselben schnöden Weise behandelt, aber für die freiheitliebenden

Holländer war es ein geringer Trost, Leidensgenossen in England zu haben (cf. Withers, The English and the Dutch in South Africa. London 1890. S. 35).

Dank der Kurzsichtigkeit der Regierung, welche bei der Wahl ihrer höheren Beamten größere Rücksicht auf Gesinnungstüchtigkeit als staatsmännische Begabung nahm, zerstörten Gouverneure wie Lord Somerset, was Männer wie General Craig aufgebaut hatten. Die Einkünfte dieses despotischen Mannes beliefen sich auf 200,000 M., überdies mußte die arme Colonie vier Residenzen für denselben in guten baulichen Stand setzen. Von den englischen Missionären beeinflußt, welche nach dem Zeugniß der gewichtigsten englischen Autoritäten Zwietracht zwischen den Holländern und der Regierung säeten, und die durchaus gerechtfertigte Bestrafung der Eingebornen durch die Bauern als unerträgliche Tyrannei darstellten, ließ sich Somerset zu Gewaltmaßregeln hinreißen, welche ihm von den Holländern nie vergeben wurden. Der Bauer Bezuidenhout ward angeklagt, einen Eingeborenen mißhandelt zu haben, und da er sich nicht stellte, vielmehr der aus Hottentoten bestehenden Polizei widersetzte, niedergeschossen. Dieser Willküract führte zu einer bewaffneten Demonstration einiger Bauern bei Slachters Nek 1815. Obgleich sie die Waffen niedergelegt hatten, wurden fünf derselben als Rebellen hingerichtet (cf. Johnston p. 166). Wie weit die Behauptung dieses Autors berechtigt sei, daß die von den Missionären gepredigte und eingeschärfte Sittlichkeit des 19. Jahrhunderts, die von der Unsittlichkeit des 17. Jahrhunderts, wie sie die Buren übten, so sehr abstach, alle diese Wirren verursacht habe, können wir hier nicht auf ihren wahren Gehalt prüfen; aus den Zeugnissen englischer Staatsmänner, welche Withers (p. 64) beibringt, geht jedenfalls hervor, daß manche Anklagen nicht nur übertrieben, sondern ein Gewebe von Lügen und Verleumdungen waren, welche das leichtgläubige englische Publikum von Exeter Hall mit Beifall aufnahm.

Um die infolge der reaktionären Maßnahmen der Regierung so schwierige Lage noch zu verschlimmern, lud man Colonisten aus England ein. Im Jahre 1820/1 kamen etwa 5000 an. Statt das Mißtrauen der alten Colonisten durch strenge Unparteilichkeit zu entwaffnen und friedliche Verhältnisse anzubahnen, wurde am 1. Januar 1825 die englische Sprache als offizielle Sprache proklamirt und englische Rechtsprechung eingeführt. Seit 1827 durften die Verhandlungen vor Gericht nur in englischer Sprache geführt werden, obgleich die Holländer, welche die überwiegende Mehrzahl der Einwohner bildeten, der englischen Sprache nicht mächtig waren. (Withers S. 44.)

Die Engländer konnten das Murren und den Unwillen der Holländer nicht verstehen, denn sie waren vollständig davon überzeugt, daß das complicirte und kostspielige englische Gerichtswesen dem einfachen und patriarchalischen der Buren vorzuziehen sei. Weil ihre besten Absichten mißkannt wurden, waren sie bereit, den nachtheiligen Gerüchten, welche die Missionäre über die Buren verbreiteten, Glauben zu schenken. Man kann beim besten Willen die Missionäre von dem Vorwurfe nicht freisprechen, die Flamme der Zwietracht zwischen den Engländern und den Holländern geschürt und eine Vermischung der beiden Nationen unmöglich gemacht zu haben. Daß sie sich anfangs von den schlauen Eingebornen täuschen ließen, ist verzeihlich; daß sie aber auch später, nachdem sie viele Beweise der Verlogenheit und Treulosigkeit derselben in Händen hatten, die Buren zur Zielscheibe ihrer Angriffe machten, kann nur aus dem Bestreben erklärt werden, die Unfruchtbarkeit ihres Missionswerkes zu verhüllen. Die Holländer wurden zu Sündenböcken gemacht, ihrer Mißhandlung der Eingebornen war der Mangel an Bekehrungen zuzuschreiben. Das Publikum ging in die ihm gestellte Falle, englische Gouverneure wie Lord Caledon, Offiziere wie Major Collins, welche zu Gunsten der Holländer auftraten, wurden verdächtigt und als Feinde der Missionäre hingestellt. Die

Regierung wagte es nicht, die Angegriffenen in Schutz zu nehmen und würde bei dem von überspannten Philanthropen verhetzten Volke kaum Glauben gefunden haben. Wir haben hier wiederum einen neuen Beweis, wie das englische Volk mit der besten Absicht von der Welt in dem vermeintlichen Interesse der Heidenmissionen großes Unrecht gegen friedliebende Unterthanen beging, welche keinen andern Wunsch hatten, als fern von den in Städten lebenden Engländern sich dem Ackerbau und der Viehzucht zu widmen.

Im Jahre 1834 wurde Sir Benjamin D'Urban als Gouverneur nach Südafrika geschickt, der unter anderen Dingen den Auftrag erhalten hatte, die Gehälter der Beamten zu beschränken, einen Rath mit gesetzgeberischer Gewalt, der aus fünf Beamten und fünf Colonisten bestehen sollte, einzusetzen, Verträge mit den eingeborenen Häuptlingen abzuschließen, und die Sklaverei in der Colonie abzuschaffen. D'Urban war einer der weisesten und besten Gouverneure der Kapcolonie und traf sofort die zur Durchführung seiner schweren Aufgabe geeigneten Maßregeln. Er bestellte eine Commission, welche den Werth der Sklaven abschätzen und eine billige Entschädigungssumme fixiren sollte. Dieselbe kam nach reiflicher Ueberlegung zum Schluß, daß die Besitzer von Sklaven eine Entschädigung von 3,041,290 £ erhalten sollten. Die englische Regierung reducirte diese Summe auf nicht ganz 1¼ Million und knüpfte die an die Eigenthümer der Sklaven zu entrichtenden Summen an Bedingungen, die manchen Holländern unannehmbar waren. Wenn in den westindischen Inseln, z. B. in Jamaika, wo die Entschädigungssumme sehr hoch war, zahlreiche höchst achtbare Familien an den Bettelstab kamen, so war das in der Kapcolonie noch weit mehr der Fall, wo infolge des unbilligen Verfahrens der Richter manche Eigenthümer kaum ein Sechstel der von den Commissären fixirten Summe, und oft erst nach jahrelangem Aufschub erhielten. (Withers 51 ff.)

Mit dem ihm eigenthümlichen Euphemismus spricht sich

Johnston über die Verhandlung also aus: „Da von diesen Entschädigungssummen bedeutende Posten abgezogen wurden und da die Besitzer von Sklaven — hauptsächlich Holländer — sich noch andere Beschränkungen gefallen lassen mußten, so hatten sie wohl Grund zur Klage, daß sie keinen billigen Kaufpreis erhalten hätten“ (S. 164). Der Thatbestand ist kurz folgender. Parlament und Regierung hatten in einer Aufwallung von Edelmuth die Abschaffung der Sklaverei und die Entschädigung der Eigenthümer beschlossen und wurden erschreckt durch die Größe der zu zahlenden Summe. Da bereuten sie ihre Großmuth, reducirten durch einen Federstrich die Entschädigungssumme um mehr als die Hälfte und sorgten dafür, daß durch gerichtliche Chicanen auch diese Summe noch vermindert wurde. Diese und ähnliche Praktiken, die zunächst von Individuen ausgingen, und später zum Theil mit Widerstreben von der Regierung adoptirt wurden, haben England den Vorwurf der Heuchelei und des Pharisäismus eingetragen und größere Erbitterung hervorgerufen als unverblümte Gewaltthaten. Die Buren hatten schon früher sich angeboten, die Sklaven freizulassen, wenn die Regierung die längst versprochenen Rechte gewährte, waren aber von der Regierung abgewiesen worden. (Withers S. 54.)

Dank der unheilvollen Politik der Missionäre wurde die Regierung in langjährige Kämpfe mit den Kaffern, Basutos und Zulus verwickelt, welche leicht hätten vermieden werden können, wenn diese wilden Stämme von den von Europäern und Afrikandern bewohnten Gebieten fern gehalten worden wären, oder wenn man dieselben nicht gegen die Buren, welche sie züchtigen wollten, beschützt hätte. Die Handhabung von Ordnung, die Rechtspflege, der Schutz des Eigenthums der Unterthanen wurden in Südafrika leider zu oft vermißt, ja die Holländer waren so daran gewöhnt worden, die englischen Beamten auf Seiten ihrer Gegner zu sehen, daß sie daran verzweifelten, sich an englischen Gerichtshöfen Recht zu verschaffen. Die allerbedenklichste Maßregel

war die Besetzung mancher von den Holländern erworbenen Gebiete und die Errichtung von Schutzstaaten, die eingeborenen Häuptlingen überlassen wurden, die man nicht im Zaume zu halten vermochte. Der Zweck, diese Provinzen nicht in die Hände der Buren oder fremder Mächte gelangen zu lassen, und sie später der Kapcolonie einzuverleiben oder zu selbständigen englischen Colonien zu machen, wurde zwar erreicht, aber der Preis, der für die Annektirungen gezahlt wurde, war viel zu hoch. Südafrika konnte infolge der beständigen Aenderungen nicht zur Ruhe kommen. Die räuberischen und zuchtlosen Kaffern, Matabilis und Basutos waren den auf dem Lande, auf ihren Meierhöfen lebenden Buren ein Pfahl im Fleisch, den sie nicht herausreißen konnten, ohne sich mit den Engländern zu befeinden.

Weil die Buren von dem Billigkeitssinn keine Abstellung ihrer wohlbegründeten Beschwerden erwarteten, beschlossen sie, neue Wohnsitze zu suchen und auszuwandern. Nicht auf einmal in einer großen Heeressäule, wie einst das Volk Israel, sondern in kleineren oder größeren Abtheilungen setzten sie sich in Bewegung und verließen das unter englischer Herrschaft stehende Gebiet. Für die an Wanderungen gewöhnten Hirten — denn um Weideplätze für ihre Herden zu finden, waren sie genöthigt, häufig den Wohnort zu wechseln — hatte der große Exodus (Trekking) vom Jahre 1836 durchaus nicht die Schrecken, die andere Holländer von dem Anschluß an ihre Landsleute abhielten. Sie setzten mit ihren Wagen und Herden über den Oranje-Fluß, der im Norden die Grenze der englischen Gebiete bildete, ließen die Wüste von Betschuanaland zur Seite liegen, wandten sich nach Nordosten und gründeten Niederlassungen in dem zwischen den Flüssen Vaal und Oranje liegenden Lande, dem heutigen Transvaal und Oranje-Freistaat, während ein Theil der Buren das heutige Natal besetzte.

Den englischen Politikern kam der Auszug der Buren ganz unerwartet, sie waren deßhalb rathlos, welche Stellung

sie den Auswanderern gegenüber einnehmen sollten. Den Plan, sie gewaltsam zurückzuführen, gab man glücklicherweise auf, konnte sich aber leider nicht entschließen, eine großmüthige Politik einzuschlagen und ihnen freien Spielraum zu gewähren. Ein Vorwand, die Buren aus Natal zu vertreiben, das sie nach langen heldenmüthigen Kämpfen den Zulus abgenommen, ward bald gefunden; man beschuldigte sie des Friedensbruches und schickte britische Truppen nach Natal, welche sie zwangen, zu kapituliren. „So, sagt Johnston S. 84, wurde Natal erworben und die Bauern, die bitter enttäuscht waren, genöthigt, ihren unabhängigen Staat in nördlicher Richtung jenseits des Oranje-Flusses zu gründen. Auch hier hätten die Engländer sich an ihre Fersen geheftet, und der Oranje-Freistaat, vielleicht auch die Republik Transvaal wären nie gegründet worden, wenn die englischen Minister den Gouverneur der Kapcolonie Sir George Grey unterstützt hätten.“

Um unseren Lesern einen Ueberblick über die Hauptereignisse von 1840—80 zu geben, stellen wir die Hauptfakta kurz zusammen. Besiegung der Zulus durch die Buren 1840, Besetzung von Natal durch britische Truppen 1842, Aufrichtung der Griqua und Basuto-Staaten 1843, Aufrichtung des Ponds Staates 1844, Gründung der Provinz Caffraria 1847, Proklamation der Oberhoheit Englands über die holländischen Republiken von Oranje und Transvaal 1848, Sand River Convention, Anerkennung der Unabhängigkeit von Transvaal 1852, Bloemfontein Convention, Unabhängigkeitserklärung des Freistaates Oranje 1854; die Entdeckung von Diamanten 1867, 1869; Errichtung des Staates Griqua West 1871, Annektirung der Republik Transvaal 1877, Annektirung von Griqua West 1880. Dazwischen fallen die fünf mit den Basutos geführten Kriege und der achte Krieg gegen die Kaffern.

Die weise Politik, welche die Unabhängigkeit der beiden holländischen Republiken anerkannte, würde, wenn sie con-

sequent durchgeführt worden wäre, zu der für das Gedei
Südafrikas so nothwendigen Eintracht zwischen zwei so
deutenden Nationen, die sich gegenseitig ergänzten, gefü
haben, wenn nicht englische Offiziale durch ihre schar
Praktiken die Wunden, als sie eben vernarben wollten,
neuem aufgerissen hätten. Die Annektirung von Kimber
und seinen Diamantengruben hat so schlimme Folgen geh
daß wir die Kunstgriffe, durch welche England in den B
Kimberley's gelangte, kurz darlegen müssen. Im Jahre 1
wurde der erste Diamant daselbst entdeckt, erst 1870 f
man Diamanten in größerer Zahl. Das südlich vom Ora
Fluß gelegene Gebiet gehörte offenbar der Oranje Repu
während die nördlich vom Flusse gelegenen Diamantenfe
von Transvaal beansprucht wurden, das bereit war,
Entscheidung einem Schiedsgerichte zu überlassen. Ein eb
gewandter als gewissenloser Agent veranlaßte den Gri
Häuptling Waterboer, das von dem Oranje Staate
Jahren besessene Gebiet zu beanspruchen und seine Anspr
an England zu verkaufen, das sofort aus dem von Wa
boer und anderen Griqua-Häuptlingen abgetretenen L
den Staat Griqua West bildete. Obgleich Präsident Br
gegen diese furchtbare Rechtsverletzung protestirte, obgl
er auf das Urtheil eines englischen Gerichtshofes hinw
welcher die Ansprüche Waterboers als unbegründet zur
gewiesen hatte, so konnte er weder von dem Gouvern
der Kapcolonie noch von den Ministern in London
Zurückgabe des ungerecht angemaßten Gebietes erlan
Man bot ihm eine Entschädigung von £ 90,000 an. Br
war weise genug, die Summe anzunehmen und einen T
der Staatsschuld damit abzutragen. Transvaal wurde eb
rücksichtslos seines Antheils an den Diamantenfeldern bera
Der Gouverneur von Natal, Keate, der zum Schiedsric
ernannt worden war, gab sich nicht die Mühe, die Sache
prüfen; die mit dem englischen Gerichtsverfahren unbekann
Buren ließen sich von Arnot, dem Agenten Waterbo

n. Der ganze Prozeß war ein Possenspiel (Withers Johnston 174). Die Toryminister bestätigten den pruch und gaben als Grund hiefür an, daß die Machtstellung nothwendig den Besitz der Diamanten-verlange. Nur Jagersfontein, eine Grube, die sich ls sehr reich erwies, blieb in den Händen der Buren.

(Schluß folgt.)

XX.

Unser Verhältniß zu Goethe.

er diesen Gegenstand hat Karl Muth in den ersten ten der „Kultur", einer von der hochverdienten Leo-aft neuestens herausgegebenen Zeitschrift, seine An-en vorgelegt. Daß nun die Katholiken in ihrer über-n Mehrzahl keineswegs damit einverstanden sind, ver-selbst sich am wenigsten. So mag denn einem von ersmeinenden hier das Wort gegönnt werden. Eine imlichkeit in jenem Aufsatze fordert entschiedenen Wider-eraus: Die armen Katholiken werden übel zugerichtet; in der Beurtheilung Goethes unbesonnen und wenig sind, das ist noch nichts; sie bekommen viel Schlimmeres t: nämlich daß sie „pharisäisch schelten und splitter- daß sie den „Haß gegen die Sünde auf die Person en", daß sie „der Taktik die Wahrheit opfern" u. s. w. t der Aufsatz ganz das Gepräge einer gewissen neuen ng, welche sich hoher Irenik für die Gegner rühmt, nen Brüder aber recht unwirsch anfährt. Ich möchte Folgenden zeigen, daß die Katholiken nicht gar so Kinder sind, die ob ihrer Pietätlosigkeit gegen „den

Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" die schärfsten Ruthen verdienen, so um Einsiedeln wachsen.

Zuerst über unser Verhältniß zum Leben Goethe's. Wenn ich K. M. recht verstehe, so unterscheidet er da nur drei Gruppen: die extreme Rechte der sogen. Goethomanen; die extreme Linke der takt- und würdelosen Tadler, gebrandmarkt mit den vorher genannten häßlichen Eigenschaften; endlich eine Mittelpartei, die, beide Extreme vermeidend, „mit der ganzen civilisirten Welt auch der menschlichen Größe seiner Persönlichkeit ihre Huldigung darbringt." Diese Eintheilung ist mangelhaft, denn sie läßt zwischen den beiden Extremen nur eine Mittelpartei, während doch sonder Zweifel noch eine andere möglich und berechtigt ist; und hieher rechne ich jene Katholiken, welche dem würdelosen Gebaren der äußersten Linken abhold sind, aber auch eine pietätvolle Huldigung für die menschliche Größe Goethe's kühl, zuweilen etwas scharf ablehnen, selbst auf die Gefahr hin, aus der „civilisirten Welt" geächtet zu werden. Diese ablehnende Mittelpartei scheint der eifrige Goetheverehrer übersehen zu haben; und doch mußte er auch sie berücksichtigen, sollte sein Urtheil über die Katholiken lichtvoll und gerecht ausfallen.

Weil er aber eine solche Mittelpartei nicht zu kennen scheint, treffen die üblen Vorwürfe ziemlich allgemein die Katholiken und selbstverständlich in erster Linie diejenigen, welche auf katholischer Seite über Goethe geschrieben haben, also auch Männer, die wir nicht bloß als bedeutende Gelehrte, sondern auch als edle, unbescholtene Charaktere hochschätzen. Diesen Männern vorwerfen, daß sie „pharisäisch schelten und splitterrichten", „der Taktik die Wahrheit opfern", den „Haß gegen die Sünde auf die Person übertragen" u. s. w., wahrlich ein solches Unterfangen müßte mit Worten gerügt werden, die in einer vornehmen Zeitschrift besser unausgesprochen bleiben; es mag genug sein, das katholische Deutschland auf ein derartiges Gebaren aufmerksam zu machen.

Und wenn der Schriftsteller, der in der Form einen so scharfen Ton anschlägt, doch in der Sache das Richtige träfe! Aber ebenso auffallend wie die Stärke des Tones, ist die Schwäche der Beweisführung. Ein allerfeinst stilisirter Aufsatz

es da nicht. Der nüchterne Mann will vor allem zwei
ten gelöst sehen: Erstens was ist von dem lebensgeschichtlichen
terial zu halten, das die katholischen Literaturforscher in
schender Menge gesammelt haben, und durch das,
in es der Wahrheit entspricht, die Behauptung einer
underungswürdigen menschlichen und deshalb auch sittlichen
ße in Goethe hinfällig wird? Diese Frage durfte umso-
iger umgangen werden, als Baumgartners Werk jedenfalls
so gewichtige historische Leistung ist, daß es nicht so leichter
d wird beiseite geschoben werden; von seiner historischen
e und Zuverlässigkeit gilt heute noch im Wesentlichen das
t, das seiner Zeit (1883) die Histor.-pol. Blätter schrieben:
n Werk hält jeder Kritik Stand." So recht in helles
wird die Sache gestellt durch einen Blick in den neuen
mann-Salzer. Salzer, der liebenswürdige Charakter und
entenfreund, bedient sich doch wahrhaftig, wohl hauptsäch-
mit Rücksicht auf seine lieben Studenten, einer schonenden
vorsichtigen Darstellungsweise: und dennoch findet sich auch
im wesentlich dasselbe Bild von Goethe's Persönlichkeit wie
Seeber und Baumgartner — und gerade die grellsten und
hnendsten Linien fehlen in dem Bilde nicht. Die Frage
nach der historischen Treue und Zuverlässigkeit des Bildes,
ie katholischen Literaturforscher von Goethe's Persönlichkeit
rfen haben, durfte nicht umgangen werden Ebensowenig
eine zweite, nämlich diese: Wo ist denn in Goethe's Leben
menschlich und deshalb sittlich Große, das uns bewundernde
gung abnöthigt? In der Lösung der beiden Fragen nun
die Entscheidung über unser Verhältniß zu Goethe's Leben:
gerade zu einer solchen entscheidenden Lösung findet sich
Muths Aufsatz kaum ein wirksamer Versuch.
Denn was hilft es, in Goethe's Leben auf das Bessere,
wir ja entfernt nicht in Abrede stellen, hinzuweisen, wenn
is Greisenalter hinein Dinge vorkommen, die nie und
er ein edles Charakterbild entstehen lassen? Wenn es
heißt, wir müßten Goethe's Leben mit christlicher Schonung
heilen, so sieht doch auch der Kurzsichtigste, daß von billiger
ung bis zur Bewunderung und Huldigung noch ein weiter
ist. Kaum anders wird die Sache durch Berufung auf

die im „Faust" festgelegte sittliche Norm; denn einsichtsvolle Männer sind der Meinung, daß „die Schlußphrase der Engel:

> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen,

nichts anderes ist als ein Freibrief für jegliches Laster." (Lindemann-Salzer 706.) Wird uns aber das Bild „von der Moräne eines zu immer größerer Reinheit anwachsenden Gletscherstromes" vorgehalten, so müssen wir eben erwidern: Ein schönes Bild, aber nicht ad rem, solange Baumgartners III. Band, über Goethe's Alter 1806—1832, unwiderlegt bleibt. Endlich wird uns das Beispiel der „ganzen civilisirten Welt" schon gar nicht hinreißen, denn wer über die Jünglingsjahre hinaus ist, kennt die liebe civilisirte Welt und ihre menschlichen Ideale!

Fassen wir das Gesagte zusammen: Die von K. Muth allgemein hingeschriebenen Ausfälle gegen die Katholiken, an denen nicht einmal die persönliche Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe unangetastet bleibt, sind stark genug; nicht so stark aber die Beweise zur Erhärtung seiner Meinung und zur Widerlegung seiner Gegner, ja man möchte fast sagen, der springende Punkt in der ganzen Sache ist übersehen oder umgangen.

Nun ein Wort über unser Verhältniß zu Goethe's Schriften; ich bespreche aber nur eine Seite an dem großen Gegenstand: Goethe's Schriften in den Händen der studirenden Jugend. K. Muth schreibt S. 65: „Gilt es doch den meisten literarischen ‚Sittenrichtern' heute so ziemlich als ausgemacht, daß Goethe's Werke, etwa mit Ausnahme des Tasso, der Iphigenie, des Epos Hermann und Dorothea und der Novelle, mehr oder minder unsittliche, unlautere oder doch anstößige Erzeugnisse eines ‚Wüstlings auf sittlichem Gebiete' sind. Denn wie könnte man einen Götz, Werther, Egmont, Meister, die Wahlverwandschaften und einen Faust, von anderem ganz abgesehen, der Jugend und dem urtheilsunfähigen Volke gefahrlos in die Hand geben? Der letztere ist sogar schlechthin durch ‚Religion und Sittlichkeit' zu lesen verboten. Der Umstand, daß unreife Leser allenfalls die Bestätigung ihrer eigenen Verkehrtheit darin lesen könnten, gilt demnach als eigentliches Kriterium der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit eines Werkes."

Wir haben es hier offenbar mit einer Sache zu thun, bei [welch]cher der Schulmann und Studentenseelsorger auch ein Wort [mit]reden darf. Als Schulmann kann ich constatiren, daß [un]sere Schüler eine ausgebreitete Goethelektüre betreiben müssen, [I]ph., Egmont, Faust I eingeschlossen! Wir unterschätzen auch [nic]ht die edlen Früchte der vernünftigen Goethelektüre; aber [wi]r hüten uns, den Schülern die Albernheit Auerbachs beizu[br]ingen: „An dem Verhältniß zu Goethe läßt sich der Bildungs[gr]ad eines Menschen ermessen.“ Man soll unsere Studenten [nic]ht allzulange im Rosengarten von Schiras weilen lassen; [ma]n führe sie in die Rüstkammer des männlichen Lessing, wo [sch]arfe Klingen verabreicht werden für einen mannhaften Geister[stre]it; man lasse sie auf den Schwingen der Schiller'schen Muse [ins] Reich der Ideale den Flug wagen; man erquicke sie an [Eic]hendorffs Singvogelnatur, an der sonnigen Naturfreudig[keit] Uhlands u. s. w.; auch die griechischen und lateinischen [Kl]assiker und noch manches andere sei nicht übergangen, wenn [wir] gelegentlich „den Bildungsgrad eines Studenten ermessen.“ [Ko]mmt dazu noch des Lehrers männlich fördernder Einfluß [und] das religiöse Moment, bei katholischen Studenten der [Em]pfang der Sakramente, dann kann man ruhig sein über [Go]ethelektüre, dann brauchen wir nicht einmal über Goethe's [„W]erther“ zum Studenten zu sagen, was Napoleon zu seinem [Stief]sohn Eugen sagte, als er ihn während der Fahrt nach [Ä]gypten eines Tages auf Verdeck in diesen Roman vertieft [fan]d: „Das ist nichts für Dich.“

Dem Gesagten füge ich als Studentenseelsorger [Folgend]es bei, wogegen ja niemand, auch nicht K. M. Widerspruch [erh]ebt: Keine ungescheute Goetheleserei! Es ist eben zu augen[sche]inlich, daß in seinen Dichtungen häufig das rechte „Gegen[gew]icht“ fehlt. Seine Poesie gleicht nicht selten dem Spiegel [d]er Hexenküche; die Spiegelungen sind zu schön, zu lockend, [das] süße Spiel der Leidenschaften ist mit viel Behaglichkeit [und] Ausführlichkeit, mit Vorliebe und weicher Hingebung dar[gest]ellt, so daß der poetische Untergang des Helden nur das [dür]ftige Mäntelchen ist, um die vielmißbrauchte „direkte [Sitt]lichkeit“ zu retten. Man darf mit jener Kunsttheorie, [wo]nach der Künstler die Wirklichkeit, das wirkliche Menschen-

leben objektiv widerspiegeln muß, nicht zu weit gehen. sittlichen Conflikte werden ja immer ein Thema der Dich bleiben, aber die Fackel der Kunst darf doch in den Abg der dunklen Leidenschaften nur so hineinleuchten, daß Schamhaftigkeit nicht verletzt wird: als edles Muster mag Coloma gelten. — Noch ein Moment will ich als Seelso hervorheben. Adam Müller sagt einmal in Beziehung das Gretchen in Goethe's Faust: „Der Dichter solcher habe keine Ahnung gehabt von dem, was der Geist in un dorbenen Seelen wirkt, von dem jungfräulichen Zartgef das sich zur Abwehr regt beim Geringsten, was die Sch haftigkeit verletzt.“ Ein vielsagendes Wort! Es ist aber unabweisbare psychologische Nothwendigkeit, daß eben d Wort auch an den innigen Goetheverehrern sich erfüllt, di liebevoller Hingebung an den Dichter so ganz sein Wese sich einsaugen. Und unter diesem Gesichtspunkte möge ma dem Priester und liebenden Freund der Jugend verze wenn er doch einmal seiner Entrüstung direkten Ausdruck leiht: Gerade weil wir noch eine Ahnung haben von was der Geist in unverdorbenen Seelen wirkt, weil wir Glauben an ein jungfräuliches Zartgefühl und die Ehrf gegen jungfräuliche Seelen noch nicht verloren haben, da hat in uns der sonderbare Ton in der oben citirten St „Gilt es doch den meisten ....“ und besonders der h befremdende Satz: „Der Umstand, daß unreife Leser ...“ peinliche Gefühl eines tiefen Widerwillens hervorgerufen.

Ich schließe meine kleine Auseinandersetzung. Es gewiß, so lange es eine deutsche Nation gibt, wird Goe Poesie ein Bildungsmittel bleiben; aber ebenso gewiß ist daß dieses Mittel in der christlichen Bildung nur mit w Zurückhaltung kann angewendet werden. Der Versuch um jeden Preis uns die Zurückhaltung auszureden, dadurch, daß man Goethe's religiösen, christlichen, katholi Werth schön herausstreicht, ist zum mindesten eine Se täuschung, der man ja bekanntlich schon im Freundeskreis Boisserée sich überließ; der alte Heidenkönig Goethe, mei sie, beuge auch sein Knie vor dem deutschen Christkind. Goe Weltanschauung ist vorzüglich im Faust niedergelegt; d

ge Buch der Zukunft" aber „hebt die christliche Welt-
ng auf und setzt an ihre Stelle die Humanitätsreligion,
aturvergötterung und den Unglauben". Goethe hat sein
hristenthum auch offen und ehrlich bekannt, besonders
im Alter, z. B. im W. ö. Divan, im Hinblick auf
kreuz:

„Und ich will nicht besser scheinen,
Als es sich mit mir ereignet;
Salomo verschwur den seinen,
Meinen Gott hab' ich verleugnet".

In seiner abwehrenden Stellung gegenüber dem positiven
tenthum, gegen den aus Liebe für uns alle gekreuzigten
nenschen liegt der tiefste Grund, warum wir nie recht
efreudig werden können.

Das letzte Wort möge Cardinal Hergenröther sprechen,
als Geschichtschreiber des Reiches Gottes auf Erden auch
Sänger des „Faust" aus der erhabensten Perspektive
t und beurtheilt: „Der in fast allen Arten der Dichtung
hervorragende Goethe begeisterte seine Leser für das
Griechenthum und für das irdisch Schöne, war durchaus
ralist, erklärte sich für einen Nichtchristen und haßte sogar
christlichen Ideen. Plastische Vollendung, sinnliches Be-
, Wechsel der Genüsse, maßlose Vergötterung des eigenen
treten allenthalben aus seinen Schriften hervor, aber kein
ändniß für das Leben der Völker, für die Erhabenheit
göttlichen Offenbarung und der Kirche, keine Spur von
sfurcht und Gottesminne, wie sie die mittelalterlichen
jer erfüllte" (Kirchengeschichte II. 713).

R. W.

XXI.

Der tirolische Kanzler Bienner.[1]

Das Hauptinteresse der gründlichen Untersuchung von Prof. Dr. Hirn bietet der Prozeß gegen den Kanzler Tirols. Wäre Wilhelm Bienner nicht das Opfer eines Justizmordes geworden, so hätte er keine so eingehende Biographie verdient. Als tirolischer Kanzler hat er sich allerdings in der schweren Zeit von 1630—1638 manche Verdienste, besonders in den Verhandlungen mit den Bünden, erworben, so daß seine Beförderung zum Hofkanzler 1638 eine wohlverdiente war, aber als Hofkanzler verlor er durch seine Leidenschaftlichkeit und rücksichtsloses Wesen bald den ihm gebührenden maßgebenden Einfluß. An den für die Tiroler Linie des Hauses Habsburg so einschneidenden Friedensverhandlungen und Beschlüssen in Münster 1645—1648 hatte der Kanzler fast keinen Antheil. Der geschmeidige, durch diplomatische Fähigkeit hervorragende, am Kaiserhof geschätzte Isak Volmar hatte ihm den Rang abgelaufen. Den leidenschaftlichen Kanzler verdroß dies so sehr, daß er Volmar mit den giftigsten Pamphleten angriff und als einen Verräther der tirolischen Sache zu verdächtigen suchte. Selbst gegen den Landesfürsten ergoß sich sein Unmuth in boshaften Versen.

War Bienner als Fremder — geb. in Laupheim als Sohn

1) Josef Hirn, Kanzler Bienner und sein Prozeß. 8°. XX und 534 S. Innsbruck, Wagner 1898. (M. 9.) A. u. d. T.: Quellen und Forschungen zur Geschichte, Litteratur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer. V.

es in Deutschordensdiensten stehenden Beamten — von Anfang nicht beliebt, so machte er sich durch seine spitze Zunge und rfe Feder geradezu verhaßt. Dies war um so verhängnisller für ihn, da seine Amtsführung nicht tadellos war. So ge er von dem Vertrauen der Erzherzogin-Wittwe Claudia hützt wurde, konnte ihm zwar selbst ein so hochstehender gner wie der Obersthofmeister Claudia's, der Graf Montecuoli, nichts anhaben. Als aber der jugendliche Erzherzog rdinand Karl die Regierung übernahm, da gelang es den rsönlichen Feinden Bienners bald, den verhaßten Kanzler zu rzen. Im Januar 1650 wurde der sechzigjährige Greis in gnade entlassen. Aber auch das genügte der am Ruder findlichen Hofpartei nicht, Bienner sollte Hab und Gut, Leib d Leben verlieren.

Die Ruhe vor dem Sturme benutzte der nichts Böses nende Kanzler a. D., um sich ganz seiner Familie und der ebung seiner einträglichen Bierbrauerei in Büchsenhausen zu idmen. Aus dieser stillen, friedlichen Thätigkeit wurde er ch im Laufe des Jahres 1650 herausgerissen. In der Nacht s 10. September erfolgte seine endgültige Verhaftung, am . Juli 1651 seine Hinrichtung im Schloßhofe von Rattenrg. Die gewissenlose Intrigue, mit welcher Bienner's Feinde [1]) s Gebäude eines sog. Prozesses construirten, die männlich edle ltung des Kanzlers in seinen letzten Stunden, die an den n Bienner hochverehrten Kanzler Thomas Morus erinnert, ildert Hirn (S. 338—458) auf Grund eines überreichen, her unbenutzten Aktenmaterials in anschaulichster und erifendster Weise. Bienners Schicksal macht ihn in der That m tragischen Helden, der mit seinem blutigen Fall „mehr als lle Sühne leistet für das, was immer er gefehlt hat." Auf interessante Parallele zwischen dem Schicksal Bienners und

1) An ihrer Spitze der Vicepräsident der Finanzkammer Dr. J. M. Schmauß, der als der eigentliche Treiber des inquisitorischen Vorgehens erscheint. Er wird das Haupt der „congiura" genannt. Von ihm sind auch die meisten Fragen für das Verhör der Richter entworfen, wovon das Concept noch vorhanden ist (S. 360 426. 442.)

dem des kurbrandenburgischen Oberpräsidenten Eberhard Dankelmann (1697), die wirklich „eine geradezu frapp Aehnlichkeit" (S. XI ff.) ergibt, sei noch ausdrücklich aufmerk gemacht. Als drastisches Beispiel rascher Erhebung und j Falles im Zeitalter des sich entwickelnden Absolutismus Hirns Werk großes culturgeschichtliches Interesse.

Fischer.

XXII.

Zeitläufe.

Noch einmal ein Blick nach Berlin.[1])

Den 24. Januar 190

Alle Welt ist mit dem Transvaal beschäftigt, und Glaube an sehr ernste Ereignisse hat vielfach sich eingen Der Neid und die Eifersucht gegen England hat seinen H punkt erreicht. Auch der Reichstag in Berlin ist genöt gewesen, wegen der Beschlagnahme von Schiffen sich der Sache zu befassen. Aber es ging ohne Herausforder ab. Der Kaiser hat sich jeder Verlautbarung enthal Das preußisch-conservative Hauptblatt hat freilich das e lische Vorgehen einen „ungerechten Raubkrieg" genannt. es hat sich nicht gefragt, was Preußen, wenn es im B des Kaplandes wäre, sich von den Buren hätte gef lassen wollen. Es denkt indeß doch im Gegensatze zu gewöhnlichen Schreiern, für den Fall einer Verfeindung England — an Rußland: „Man wünscht an der New Hinblick auf die Wirren in Oesterreich-Ungarn und auf m

---

1) „Ueber die neue Lage zur Reichstags-Session" Histor.-pol Blätter vom 1. Dezember v. Js. S. 816

e Rückwirkungen derselben in die Balkanhalbinsel hinein nach anderer Richtung beschäftigtes Deutschland, und sich auf den russischen Standpunkt zu stellen vermag, ß das begreiflich finden".[1]) Zudem stünde noch Aegypten Gefahr, zu dessen Errettung aus dem tiefsten Schmutze gland ganz allein seine Macht aufgeboten und einen turellen Fortschritt angebahnt hat, den selbst die Franzosen ht mehr zu läugnen vermögen.

Um dieselbe Zeit ist aber wieder eine andere bedeutsame ußerung des Kaisers bekannt geworden. Er habe nämlich f den Dank der Rektoren der drei technischen Hochschulen widert: „Ich rechne auf die technische Hochschule. Die ocialdemokratie betrachte Ich als vorübergehende Erscheinung; wird sich austoben." Die Aussprache ist um so mehr fgefallen, als man sich erinnerte, mit welcher Kraft der onarch vor einigen Jahren die staatserhaltenden Parteien frief zum Kampfe gegen die „vaterlandslose Rotte", welche n deutschen Namen nicht verdiene, und ein anderes Wort och im Andenken war: „Die Socialdemokratie überlassen ie mir, ich werde mit derselben fertig werden."

Auch die vielbesprochene „Zuchthausvorlage" war auf rsönliches Betreiben des Kaisers dem Reichstage aufgehalst orden, und vor Kurzem ohne Sang und Klang unter den isch gefallen, wie ein paar Jahre früher die doch wenigstens der Commission behandelte Umsturzvorlage. Noch vor Schluß des Jahres hatte der Reichskanzler, wie zum Dank nd zur Bestürzung der Conservativen, auch das preußische Verbot der Verbindung politischer Vereine aufgehoben. Mit llem Dem war der Socialdemokratie ein Gefallen geschehen. Was sie aber als „vorübergehende Erscheinung" betrifft, so äßt sie zwar allmählig selbst den Gedanken des „Aufbaus iner Idealwelt" als der Vergangenheit angehörig fallen, m Uebrigen schreibt ihre wissenschaftliche Zeitschrift zur Wende des Jahrhunderts:

1) Berliner Kreuzzeitung vom 3. Januar d. Js.

„In der gesammten Geschichte findet sich kein zweite Beispiel dafür, daß sich eine unterdrückte Klasse so großarti und überwältigend zum Sturze ihrer Unterdrücker entwick hat; selbst die Bourgeoisie, die im revolutionären Vorwärts marschiren doch auch nicht gerade faul gewesen ist, komm dagegen nicht entfernt auf: nach den Kämpfen eines halbe Jahrtausends ist sie trotz ihrer ungeheuren Machtmittel mi den Resten des Feudalismus noch immer nicht fertig geworden Und wer will im Ernste behaupten, daß sich die moderne Arbeiter nach so ungeheuren, historisch schlechthin beispielloser Erfolgen selbst um den Siegespreis prellen werden, an den sie schon mit der Hand rühren".[1])

Bei der Neujahrsrede im Berliner Zeughaus hatte der Kaiser gesagt: „Wie mein Großvater für sein Landheer, so werde auch ich für meine Marine unbeirrt in gleicher Weise das Werk der Reorganisation fort- und durchführen, damit auch sie gleichberechtigt an der Seite meiner Streitkräfte zu Lande stehen möge und durch sie das deutsche Reich auch im Auslande in der Lage sei, den noch nicht erreichten Platz zu erringen." In der Reichstagssitzung vom 12. Dezember hatte der Abg. Dr. Lieber in gründlicher Darstellung sich über die kaiserliche Rede im Hamburger Rathhause vom 18. Oktober v. J. ausgesprochen, in welcher die neue Flotten-vorlage angekündigt wurde. Er wies nach, daß der Kaiser über von ihm scharf getadelte Parteien und Volksvertreter durch unverantwortliche Rathgeber falsch unterrichtet seyn mußte, wie denn auch in der Thronrede vom 6. Mai 1898 der wärmste Dank für die „patriotische Mitwirkung, unsere Flotte auf eine feste und dauernde gesetzliche Grundlage zu stellen", zu lesen war. Ueber den Verlauf seit damals wurde des Näheren berichtet:

„Von allen Saltomortales des Zickzackcurses ist ja die Evolution der Flottenfrage der — kühnste gewesen: feierliche Vereinbarung zwischen den verbündeten Regierungen und dem

1) Stuttgarter „Neue Zeit" vom 30. December 1899 S. 387.

Volksvertretung auf sechs Jahre; förmliche Zusage
hen Stellen, daß dadurch nicht nur letztere, sondern
gebunden seien; warmer Dank des Kaisers, daß nun
vermehrung auf eine feste Grundlage gestellt sei;
ttelbar darauf, jedenfalls noch im Laufe desselben
898, Erwägungen, das kaum verbriefte Sexennat zu
en, wie wir ja jetzt durch die Bekenntnisse des Herrn
issen; Verzicht auf diesen Gedanken, jedenfalls dank
rspruch der zunächst engagirten Personen, d. h. des
lers und des Staatssekretärs der Marine; noch im
Jahre 1899 Erklärung des Staatssekretärs in der
mmission: es ist nichts im Werk. Und dann der Um-
die Hamburger Rede mit den kränkenden Wendungen
n in der Thronrede, nicht anderthalb Jahre vorher,
elobten Reichstag; unter Umgehung der verbündeten
gen wird die Agitation für die sofortige Flotten-
ng mit den bekannten Mitteln in Scene gesetzt, dann
Projekt in die Oeffentlichkeit geworfen, ehe der
th auch nur Gelegenheit gehabt hat, ein Wort darüber
; und jetzt wird die Etatsberathung mit vier Reden
gliedern des Bundesrathes über eine Vorlage eröffnet,
der Bundesrath noch gar nicht beschlossen hat".[1])

gewichtigsten war die Rede des Staatssekretärs des
Grafen Bülow. Trotz seiner schönrednerischen
eise nahm er kein Blatt vor den Mund. Als der
m Anfang des Jahres 1896 seine Aeußerung vom
Weltreich gethan hatte, da wurde von dem Vor-
Bülow's ausdrücklich erklärt, von keiner Stelle be-
Absicht, eine Weltpolitik zu inauguriren, wie man
ach befürchte. Jetzt verkündete der Minister aus-
die „Weltpolitik" des Reichs und den Anspruch auf
ößeres Deutschland". Sie ist also förmlich als
s Programm aufgestellt. Herr Graf Bülow sprach
n einer „Theilung der Erde" und einer „größeren
ion", bei der er für Deutschland zum vorhinein seinen

1) ölnische Volkszeitung" vom 16. December 1899.

Antheil entschieden reklamirte: es werde sich von keiner Macht mit Füssen treten, und von keiner fremden Macht beiseite schieben lassen. So liegt es auch auf der Hand, daß ein bestimmtes Maß und Ziel der Flottenvermehrung stets unzulässig seyn wird. Merkwürdiger Weise hat der Minister sich auch noch auf Salisbury's Wort berufen: daß die starken Starken immer stärker und die schwachen immer schwächer werden. Hat man das auch in den preußischen Nachbarstaaten gelesen?

Inzwischen hatte die amtliche Leitung der künftigen Weltpolitik dem Publikum ein wenig erbauliches Schauspiel dargeboten. Es war der offene Krieg ausgebrochen zwischen dem greisen Reichskanzler und dem preußischen Vicepräsidenten Finanzminister Dr. von Miquel. Es war sogar soweit gekommen, daß die beiden Herren sich „in die Oeffentlichkeit flüchten", und in der Presse sich gegeneinander vertheidigen mußten. Der Abgeordnete Dr. Lieber hatte schon bei dem Katholikentage in Mainz eine gründliche Abrechnung mit Herrn von Miquel angekündigt, aber aus seiner Rede ist man doch nicht recht klar geworden. Der Minister bedauerte mit Recht die Verkoppelung des kommenden Flottenplanes mit der Canalvorlage im Abgeordnetenhause, dagegen wollte er das Centrum durch die längst ersehnte Reform des Gemeinde-Wahlrechts gewinnen. Er stand auch auf dem Standpunkt, in Preußen könne nicht gegen die Conservativen regiert werden. Aber es ging nicht. „Einstweilen scheint der Kaiser den Rathschlägen Hohenlohe's weiter zu folgen. Er hat es von dem Augenblick an gethan, wo er den Rath Miquel's, nicht zur Einweihung des Dortmund-Ems-Hafens zu gehen, zu Gunsten des ihm von Hohenlohe ertheilten entgegengesetzten mit der Nichtachtung behandelte, die Herrn von Miquel veranlaßte, der Dortmunder Feier fernzubleiben. An diesem Tage begann seine politische Krankheit."[1]) Wie

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 27. September v. Js.

weit sie gediehen, hat ein Berliner Blatt geschildert, dem man höfische Beziehungen zuschreibt:

„Der Vertraute seines Monarchen ist er gewesen. Er ist es nicht mehr, denn Herr von Miquel, der das Schicksal der Kanalvorlage in der Hand gehabt und der auch bei gutem Willen die Macht und die Fähigkeit gehabt hätte, der Vorlage zum Siege zu verhelfen, hat seine Schuldigkeit nicht gethan, hat das ihm so rückhaltlos dargebrachte Vertrauen nicht gerechtfertigt, hat unzweifelhaft ein doppeltes Spiel gespielt. Das lichtscheue Journalistengewerbe des Herrn v. Zedlitz, des Schützlings, Freundes und Sprachrohres des Herrn von Miquel, hat den Herrn wie den Diener, den Meister wie den Handlanger auf das Empfindlichste bloßgestellt. Man mag nun die Sache drehen, deuten und wenden, wie man will, man mag die Oeffentlichkeit mit Erklärungen und Aufklärungen ohne Maß bombardiren, der gemaßregelte Seehandlungspräsident bleibt je länger, je fester an den Schößen des Ministerfracks des Herrn v. Miquel haften und solchen Gast wird man nicht los, wenn man diesen Frack nicht an den Nagel zu hängen sich entschließt. Herr v. Miquel hat nicht nur das Vertrauen der Krone und des Volkes verloren, man vertraut auch seinen halbamtlichen, dick unterstrichenen Worten nicht, man traut ihm sogar nicht mehr über den Weg. Und das ist wohl das Ende aller Herrlichkeit. Der heranbrausende Sturm rüttelt in allen Fugen des stolzen Gebäudes, das Herr v. Miquel, der geheime Kanzler, aufgerichtet, bald werden andere Hände in die Lücke greifen, um eine Politik ohne Doppeldeutigkeit in die Wege zu leiten.“[1])

Nun steht aber der „Minister ohne Vertrauen“ noch aufrecht und genießt die Unterstützung der conservativen Partei, obwohl er die Maßregelung ihrer „politischen Beamten“ im Abgeordneten-Hause veranlaßt hat. Dagegen tobt ihr Sturm gegen den Reichskanzler unentwegt fort, und er hat sich noch gesteigert durch die plötzliche Aufhebung der landesgesetzlichen Vorschriften gegen die Verbindung politischer Vereine. Höhnisch wird seiner Regierung nahegelegt, ob es

1) Aus dem „Kleinen Journal“ s. Wiener „Reichspost“ v. 19. Dezember v. Js.

nicht Zeit wäre, Herren der Linken und des Centrums a
Ruder zu bringen, und vielleicht auch noch nach dem V
bilde Frankreichs den Socialdemokraten Singer in i
Bund aufzunehmen. „Einem derartigen Ministerium ge
über wüßten wir wenigstens, woran wir sind.“[1]) Hohenl
gilt den Agrariern als abtrünnig und als gemietheter H
langer des Industrie- und Handelsstaats. Und unter
Landwirthen ist nichts verhaßter als das Wort, Deutschl
sei ein Industriestaat oder auf dem Wege es zu werden.

Darum bietet man Himmel und Hölle auf für
Flottenbegeisterung, aber vor einer Reichstagsauflös
schreckt man zurück. Sie wäre jedenfalls zu wünschen,
aus der maßlosen Verwirrung herauszukommen.

XXIII.

Der nationale Gedanke im Lichte des Christenthum

Moral und Politik werden im politischen Getriebe h
zutage oft thatsächlich getrennt, ja es wird sogar manc
auch von Katholiken als Grundsatz gelehrt, daß Moral
Politik nichts gemeinsam haben. In Oesterreich steht nun
den politischen Fragen die nationale schon lange an erster S
und gerade auch in dieser Frage behaupteten sowohl katho
Publicisten wie auch Moraltheologen, daß sie mit der Moral
mittelbar in keinem Zusammenhang stünde. Dieser Ansicht
sich nun Theologieprofessor Dr. Haidegger gegenüber, i
er schon im Titel seines Werkes andeutet, daß er diese F
„im Lichte des Christenthums betrachten“ wolle und in der Einle
erklärt: „die aufgeworfene Frage ist nicht eine Frage der Po
sondern eine Frage der Moralphilosophie und Moraltheolo

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 8. December v. Js.

2) Von Dr. Wendelin Haidegger, Professor an der theol.
anstalt in Brixen. Brixen, Verlag der Buchhandlung des
vereins. — gr. 8° IV und 149 S. (Mark 1.80. Kronen

Weil nun in der „gelben Blättern“ gerade über nationale
s in Oesterreich schon mehrfach geschrieben wurde, dürfte
) lohnen, über diese Fragen etwas vom theologischen
punkte aus zu erfahren, was wir an der Hand des
auch leicht thun können.

In der Einleitung stellt der Verfasser zwei Fragen: Welches
ie Pflichten der Pietät gegen Connationale? Wie wird
etät gegen Connationale verletzt durch das „Zuviel“ und
Zuwenig“, und gibt dann einzelne Begriffsbestimmungen.
Naturgesetz, die lex sanguinis, schafft Nationen, Familien,
erwandte und verbindet die einzelnen durch die Liebe
igenen Volke, durch das nationale Bewußtsein.“ Nation,
nalität, Nationalismus, Radikalnationalismus, Nationa-
rincip werden begrifflich gekennzeichnet. Nachdem er durch
is auf den jetzigen Stand der nationalen Frage deren
tung im allgemeinen und die Frage nach dem Gehalt des
alen Gedankens als gleich wichtig für Laien und Klerus
en hat, geht er daran, den positiven Gehalt des nationalen
kens zu bestimmen. Er beweist dann, daß nationale
en bestehen, er begrenzt dieselben, zählt die einzelnen auf,
ert und begründet sie. Nachdem er diesbezüglich zwei
enden Gelehrten, Schindler und Frind, das Wort gelassen,
gt er den Beweis für die Existenz nationaler Pflichten
Beispielen und Aussprüchen der hl. Schrift. Besonderes
ht scheint auf die Stelle Lev. 19. 18 zu legen zu sein, die
dem hebräischen und griechischen Texte lautet: „Liebe
Volksgenossen!“ Die theologische Wissenschaft lehrte
daß wir speciell Liebespflichten gegenüber Blutsverwandten
. Nun ist aber die Stammesverwandtschaft eine Art wenn
entfernter Blutsverwandtschaft. Und aus diesem Grunde
ist der Kosmopolitismus zu verwerfen. Bei diesem Beweis
er sich auf Clemens Marc, besonders aber Thomas v. A.
könnte man den Autor noch um ein Citat aus Thomas v. A.
hren. Aristoteles bemerkt einmal, daß ein Staatsmann
das Verhältniß der Nationalität zum Staat nicht im Un-
sein dürfe. Thomas bemerkt dazu: (In Pol. III. l. 2.)
vortheilhaft für einen Staat, wenn er aus einem Volks-
e bestehe, weil die gemeinsame Nationalität wegen der

gleichen Gewohnheiten und Sitten den freundschaftlichen Z
sammenschluß unter den Bürgern fördere. Durch diesen A
spruch wird die lex sanguinis als Naturgesetz bestätigt.

Sehr gut scheint uns die Widerlegung des Dr. „Pacifi
in der Zeitschrift Kausens zu sein, welcher im Namen
Christenthums Pflichten der Nationalität leugnet. Auch
brachte Stellen aus der heiligen Schrift. Haidegger bem
aber zutreffend, daß dadurch nicht etwa einem christlichen Kos
politismus das Wort geredet, sondern nur die Einheit
Glaubens und die Gleichheit der Religion verkündet wird.

Auch hier scheint der Autor eine Stelle zu wenig
gedeutet zu haben. Dr. Pacificus führt für seine Anschau
das Wort im Galaterbrief an: „In Christus ist weder J
noch Grieche, da ist weder Sclave noch Freier, da ist w
Mann noch Weib: denn ihr alle seid eins in Christo.“
entgegen sagt der Autor unter anderen: „Diese St
im Contexte des Galaterbriefes aufgefaßt, besagt nur,
jede Nation, jeder Stand, jedes Geschlecht zur Kinds
Gottes berufen ist, und daß die neue wiedergeborne Mensch
in Christo nur einen Menschen bildet, daß die ganze K
der mystische Leib Christi ist. Daraus folgt aber in k
Weise, daß diese mystische Einheit die von Gott, dem Urh
der Natur, in die Menschheit gelegte Verschiedenheit
Nationalität, des Standes und des Geschlechtes sammt i
sittlichen Wirkungen aufhebe.“ Hier mußte der Autor schrei
wie das natürliche und moralische Verhältniß zwischen M
und Weib, zwischen Herr und Knecht nicht aufgehoben we
konnte, sondern nur geadelt worden ist, ebensowenig
natürliche und moralische Verhältniß zwischen den Natio
Es bestand vor Christus und geadelt besteht es noch w

Die Begrenzung der Pflichten geschieht auch in nation
Fragen nach der Moral. Allen voran gehen die Pfli
gegen Gott, dann kommen die allgemein menschlichen Pflic
Kann aber eine Pflichtencollision eintreten zwischen Patrioti
und Nationalgefühl? In Nationalstaaten fallen beide Pfli
zusammen. In national gemischten Staaten jedoch gilt
Grundsatz: „Die Pflichten der legalen Gerechtigkeit, w
die zur Erhaltung und Entwicklung des Ganzen nothwend

und Einschränkungen auferlegen, gehen als Pflichten all-
r und höherer Ordnung voran."
er hätte der Autor vielleicht Gelegenheit gehabt, auf
antwortung hinzuweisen, welche das Volk der Ungarn
inen nationalen Egoismus sowohl den andern Völkern
ephanskrone als auch besonders Oesterreich gegenüber
e Schultern geladen hat. Die Strafe ist im Vollzuge:
ten eine andere Nation aufsaugen und werden von den
ausgesogen.
einem weiteren Artikel bringt der Verfasser die ein-
Pflichten: nationale Gesinnung und Thatkraft, die er an
nd der Bibel sehr treffend beleuchtet und durch die
der Theologen, besonders des hl. Thomas begründet.
eherzigenswerth ist die Beantwortung der Frage: „Wie
wir den in Noth befindlichen Connationalen beizustehen?"
folgt nun der historische Nachweis, daß die Kirche den
en Nationalismus stets gepflegt hat und noch pflegt.
ant und für viele neu wird die Erwähnung der Kanzlei-
Idiomate sein, welche von den Seelsorgspriestern ver-
die Sprache ihrer Seelsorgsstation zu verstehen und
uch zu beherrschen, widrigenfalls die Besetzung ungiltig
fällig ist. Ob zum Beispiel in Böhmen diese Regel
mate überall und immer eingehalten wurde? Dies
hätte für Deutschland um einen interessanten Fall ver-
werden können, welchen eben dieselben Kanzleiregeln
. Als es sich i. J. 1667 um die Wiedererrichtung
sthums Ratzeburg (im heutigen Mecklenburg-Strelitz)
, wurde in Rom eine eigene Commission gewählt, um
suchen, ob der vorgeschlagene Candidat wohl der nieder-
Sprache mächtig sei. Also nicht nur für einfache
gspriester, welche in engstem Verkehre mit dem Volke
sondern auch für die Bischöfe verlangt die Kirche die
idiomatis".
r zweite Theil des Buches behandelt die Leugnung und
ibung des nationalen Gedankens. Den ersten Fehler
fectum) begehen die, welche nach dem Kosmopolitismus,
ltbürgerthum streben. Diese Strömung ging besonders
18. Jahrhundert und aufgeklärte Rationalisten schwammen

mit derselben. Auf katholischer Seite kann eine falsche Auffassung der Katholicität der Kirche zu einer ähnlichen Auffassung führen, wie die Darlegung des Pacificus zeigt.

Viel öfter wird jedoch in jetziger Zeit in nationalen Fragen per excessum, durch Uebertreibung gefehlt. Da ist es vor allem der Radikalnationalismus, welcher die eigene Nation über Gebühr schätzt und liebt, hingegen eine fremde Nation ungebührlich gering schätzt, ja haßt. Die Pietät gegen die Nation stellt er über Gebote höherer Ordnung. Daher widerstreitet er dem Gesetze der Wahrheit. Der Radikalnationale findet mit seinem leidenschaftlich getrübten Auge an seiner Nation alles groß und gut, an der fremden alles klein und schlecht — ja er steht nicht an, allen Ernstes die Einheit des Menschengeschlechtes zu leugnen, und so bewirkt er eine Zerklüftung von Kirche und Staat. Durch dieses Wirken aber verletzt er auch Gerechtigkeit und Liebe, Billigkeit und Klugheit. Hier hätte der Verfasser vielleicht darauf hinweisen können, wie unsere Junggermanen die alten deutschen Götter, die altdeutschen Gebräuche aus der mythologischen Rüstkammer herausholen und triumphirend neben Jesus, die Heiligen und christliche Gebräuche stellen — also Barbarei der christlichen Cultur vorziehen.

Noch weiter gehen die Anhänger des Nationalprincipes, welche kein anderes Princip der Zusammengehörigkeit annehmen als die Nationalität. Andere Staatengebilde als nationale sind unberechtigt, es ist nationale Pflicht, diese Staaten durch offene oder stille Revolution zu vernichten. Der Autor beweist sodann, daß dieses Princip ein echt heidnisches ist und auch von den heidnischen Culturvölkern vertreten wurde. Das Christenthum brachte wieder die Lehre von der Einheit des Menschengeschlechtes, es brachte auch die Liebe, Gerechtigkeit und Billigkeit.

Und erst als Papstthum und Kaiserthum im Kampfe lagen und beider Ruhm verblaßte, da zeigten sich zuerst unversöhnliche nationale Gegensätze, bis die Reformation Nationalität und christliche Gesinnung vollends als Gegensätze erklärte. Und wie der radikale Nationalismus gegen Wahrheit und Gerechtigkeit, Billigkeit und Klugheit sich verfehlt, so noch mehr das Nationalitätsprincip, weil es exclusiv ist. Die Anhänger dieses Systems arbeiten da ganz direkt den modernen Kosmopolitikern

in die Hände, welche — der Verfasser hätte die Essays von Gumplowitz anführen können — als Uebergangsstufe zum Gesellschaftsstaate gerade nationale Staatengebilde verlangen.

Als Anhang bringt Haidegger die praktischen Folgerungen. Den Radikalnationalismus verdrängt man einerseits durch die Rückkehr zum praktischen Christenthum im öffentlichen Leben und andererseits durch sociale Reformen auf christlicher Grundlage. Insbesonders der Priester darf sich der nationalen Pflichten nicht entschlagen, soll dieselbe studiren, soll auch in Wort, Schrift und That dieselben erfüllen.

Und in national gemischten Seelsorgsposten? „Es wäre unverzeihlich und würde eine segensreiche Pastoration einfach unmöglich machen, wenn der Seelsorger einer solchen Pfarre in Radikalnationalismus machen würde", schreibt der Verfasser. Das ist zu negativ. Wenn ein solcher Priester sich die Wichtigkeit der nationalen Frage immer vor Augen hält, wenn er Liebe, Billigkeit und Gerechtigkeit der anderssprachigen Nation nie aus dem Auge verliert, wenn er endlich und besonders auf schwierigen Posten die priesterliche Klugheit anwendet, so werden objektiv denkende Leute sein Wirken nie verdächtigen können. Das psalmistische: „bonitatem et disciplinam et scientiam doce me" sollte oft andächtig über die Lippen des Priesters gleiten, damit um so leichter, schneller und sicherer der nationale Friede allen Völkern werde, „die eines guten Willens sind". Das besprochene Buch wird ein willkommener Wegweiser dazu sein.

Brixen. Dr. N. Neßler.

XXIII.

Miscelle.

Eine Friedensfeier.

Ueber die verhängnißschweren Folgen des dreißigjäh Krieges für unser deutsches Vaterland äußert sich der p stantische Geschichtsforscher Heinrich Leo folgendermaßen:[1]

„Deutschland ward durch diesen Frieden einer gleich, deren Thore man niedergerissen hat. Sonst w das Herzland Europas in dem Sinne, daß sich von d die europäischen Verhältnisse bestimmten. Nun war e Herzland in dem Sinne, daß alle europäischen Interessen ihren Ausgang nahmen und sich da entschieden — jeder in Europa ward fortan in Deutschland wiedergefühlt; Vorgang in Deutschland zog die Theilnahme fast ganz Eu nach sich.

„Wie ein Organismus, der aufhört den makrokosm Einflüssen zu widerstehen, so war Deutschland zum leben Wetterglase geworden. . . . Der kirchliche Sinn ersta dem Kriege, der angeblich ganz aus kirchlichen Interessen h gegangen war, und es trat eine geistige Verwüstun Nation ein, die der politischen vollkommen analog wa sich auch in der Literatur jener Zeit . . . abspiegelt".

Die Spuren, welche der unheilvolle Krieg nicht nu dem Gebiete des nationalen Wohlstandes, sondern au moralischem und geistigem Gebiete zurückließ, blieben Zeit unvertilgbar. Der westfälische Frieden gilt deßhal

---

1) Lehrbuch der Universalgeschichte III. 574.

cht nur als ein trauriges, sondern geradezu als das Ereigniß, das Deutschland je betroffen hat.

n trotz der beschämenden Friedensbedingungen, welche tige Machthaber Deutschland auferlegten, verursachte luß des dreißigjährigen Krieges in allen deutschen ne unbändige Freude. Für die Schmach, welche in ensschluß unserm Vaterlande angethan wurde, schienen ge ein Gefühl zu haben. Trotz aller entgegenstehenden wurde der Friede als ein freudiges Ereigniß begrüßt. en allenthalben Dankgottesdienste, Thurmmusik und veranstaltet. Der Schulunterricht wurde Tage lang und allerhand Belustigungen auf öffentlichen Plätzen chuljugend hergerichtet.

16. September 1650 erschien ein kaiserliches Patent tend, daß an den Straßen und Wegen die zerstörten und Martersäulen wieder errichtet und darauf die angebracht werde:

„Lob, Preis und Dank dem Friedens-Gott,
Der uns hat geführt aus der Kriegesnoth".

enksäulen und Friedenskreuze haben sich noch vielfach) Manche mögen in späteren Kriegszeiten der Zer- st zum Opfer gefallen sein.

eine in holländischem Privatbesitz befindliche Friedens- vom Jahre 1648 berichtete vor einiger Zeit der West- erkur. Die Schüssel hat folgende Inschrift:

„Der Höchste sey gelobt
Es kommt der Friedensreuter
Gantz Münster/Oßnabrügg
und alle Welt ist heiter."

Seiten der Schüssel prangen die Wappen von Münster brück; in der Mitte erblickt man die Abbildung edensreiters, dem eine Taube mit dem Friedensreis gt.

deres Interesse erregt eine Denkmünze, welche erung an den westfälischen Frieden geprägt wurde.

Linzer Quartalschrift 1899. S. 813.

Die altehrwürdige Pfarrkirche zu Oestrich am Rhein besitzt e solche Schaumünze aus Gold, offenbar ein tüchtiges Erzeug der Prägekunst. Der Avers zeigt eine allegorische Figur, Friedensengel, welcher mit dem Oelzweig einem bewaffn Kriegsmann entgegentritt. Die Umschrift lautet:

Aurea pax vigeat, det Deus, arma cadant.

Der Revers der großen und schweren Münze ent die Worte:

Dreißig Jahr
Hatt gewert der
Krieg. Viel Blut ver=
Gosen ward zum Sieg.
Dies Jahr schickt Gott
Den Frieden sein
Dem sei Ehr, Lob
und Preys allein
Anno 1648.

Die Umschrift besagt: Pax themis et pietas resurgunt, eco gladius bellicosa signa jacent. Weitere Nachrichten Provenienz und Zweckbestimmung fehlen leider.

Nach einer Zeitungsnachricht befindet sich genau die Denkmünze im Privatbesitz zu Waderslohe. Vermuthlich exis noch weitere Exemplare.

Dr. Rody.

XXV.

Das Jesuitengesetz und seine Ausführungs-Verordnung in Theorie und Praxis.

Bislang sind diese Erlasse hauptsächlich vom Gesichtspunkte der Gerechtigkeit und Billigkeit beleuchtet worden. Ihre Auslegung und Anwendung, welche sie erfahren und jüngst bei Abhaltung der social-wissenschaftlichen Vorträge des Jesuitenpaters Andelfinger in Westfalen erst wieder erfahren haben, nöthigen aber dazu, ihre bisher beliebte theoretische Auslegung und praktische Anwendung auch einmal auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Diese Prüfung ergibt, daß, wenn die Behörden in der Anwendung fehlgreifen, diese Fehlgriffe nicht zum Mindesten auf den Mängeln des Gesetzes selbst und seiner Ausführungs-Verordnung beruhen. Von Mallinckrodt kritisirte bei den Reichstagsverhandlungen den Regierungs-Entwurf mit den Worten: „Ich habe in meinem ganzen Leben kein altes und neues Gesetz vor Augen gehabt, das so grob gegen die allerersten Bedingungen aller Gesetzgebungskunst sündigte." Und Windthorst nannte den Entwurf eine „gesetzgeberische Monstrosität", wie sie ihm in den 61 Jahren, die er gelebt, nicht vorgekommen sei. Diese Urtheile passen aber nicht allein auf den Regierungs-Entwurf, sondern ebenso sehr auf die Amendements von Dr. Meyer (Thorn) und Genossen, welche schließlich Gesetz geworden sind; sie passen insbesondere auch auf die Bundesraths-Verordnung. Es ist wirklich zu be-

wundern, wie es möglich war, in so kurzen Erlassen so viele gesetz-technische Mängel unterzubringen. Man verkannte diese Mängel auch bei den Berathungen keineswegs. Die auch in anderer Beziehung interessanten Zeugnisse, welche dem Gesetzentwurfe nicht bloß von Centrumsmännern, sondern von deren Gegnern und sogar vom Bundesrathe ausgestellt wurden, sowie die Gründe für jene Mängel sollen unten näher besprochen werden. — Zunächst sind die Mängel der Erlasse selbst zu betrachten. Der Mangel, den schon § 1 des Gesetzes aufweist, ist inzwischen vom Bundesrath selbst anerkannt. H. von Mallinckrodt wandte sich bereits bei der ersten Berathung an sämmtliche Juristen des Reichstags, an die Justizminister der einzelnen Bundesstaaten und sogar an den Vorsitzenden der preußischen Justiz-Examinations-Commission mit der Frage, was denn eine mit den Jesuiten verwandte Congregation sei? Darauf antwortete der Bundesbevollmächtigte Dr. Friedberg im überlegenen Tone, daß man sich über diese Frage völlige Klarheit verschafft habe bei denjenigen Autoritäten des Kirchenrechts, die als die angesehensten in Deutschland bekannt seien, und daß er daher erklären könne, daß „vor Allem die Redemptoristen oder Liguorianer, dann die Schulbrüder von La Salle als mit den Jesuiten verwandt zu bezeichnen“ seien. Die weitere geschichtliche Entwickelung lehrt aber, daß diese Antwort unrichtig ist. Daraus folgt, daß jene Frage von Mallinckrodts noch immer ihrer richtigen Beantwortung harrt, daß also thatsächlich das Gesetz schon an dieser Stelle unklar ist.

Der § 2 des Jesuitengesetzes enthält unter anderen Unklarheiten insbesondere die Vorschrift, daß Jesuiten, wenn sie Inländer sind, der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden kann, daß dagegen Jesuiten, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiet ausgewiesen werden können. Wo hier der Gegensatz sein soll, ist nicht erfindlich. Auch der Inländer kann hiernach

n er Jesuit ist, aus dem gesammten Bundesgebiet ver-
nt werden. Er braucht bloß aus den einzelnen Bezirken
Bundesgebietes, deren Größe ja in keiner Weise begrenzt
ausgewiesen zu werden. Dieß hat man offensichtlich aber
t gewollt, sonst würde man nicht zwischen ausländischen
inländischen Jesuiten unterschieden haben. Der Regierungs-
wurf lautete nämlich: „Den Mitgliedern der Gesellschaft
n oder einer mit diesem Orden verwandten Congregation
:, auch wenn sie das deutsche Indigenat besitzen,
jedem Orte des Bundesgebietes der Aufenthalt von der
despolizeibehörde versagt werden." Dr. Meyer (Thorn)
aber zu § 2 seines Gesetz gewordenen Amendements:
r haben absichtlich geändert und unterschieden zwischen
ländern und Inländern," damit ein Verlust des Indigenats
inländische Jesuiten nicht eintreten sollte, weil das Gegen-
l auch zu Unzuträglichkeiten gegenüber fremden Staaten
ren würde und man ein ruheloses Umherhetzen der Jesuiten,
sie das Bundesgebiet verlassen würden, vermeiden wollte.
Meyer fährt wörtlich fort: „Soviel ist also klar: Das
nze Bundesgebiet soll Niemandem verschlossen werden
soll ihn nur aus gewissen Bezirken ausschließen oder
gewisse einschließen können." — Zwischen dem Willen
dem Ausdruck des Gesetzgebers besteht also ein unlös-
r Widerspruch. Hierauf ist auch schon bei der Berathung
Gesetzes hingewiesen von den Abgeordneten Dr. Gerstner
Graf Ballestrem. Dagegen hob damals Dr. Gneist
mals ausdrücklich hervor, daß den inländischen Jesuiten
Verlassen des Bundesgebietes nicht zugemuthet werden
, daß insbesondere an keine Verbannung gedacht sei,
dern daß man den inländischen Jesuiten höchstens einen
immten Ort oder Bezirk im Inland zum Aufenthalt an-
sen wolle. Mit dieser Auslegung stimmt aber die alter-
ive Befugniß, die dem Bundesrathe und durch diesen
r Landespolizeibehörde eingeräumt ist, in keiner Weise überein.
e Landespolizeibehörde kann anweisen, sie kann aber auch

ausweisen. Und wenn schließlich sämmtliche Bezirke und Orte des Bundesgebietes zu denjenigen zählen, in denen der inländische Jesuit sich nicht aufhalten darf, was bleibt dann anderes übrig als die Verbannung?

Mit diesen unklaren und mehrdeutigen §§ 1 und 2 ist aber auch der eigentliche Wille des Gesetzgebers selbst erschöpft; denn das Gesetz selbst enthält nur noch den § 3, welcher indessen lediglich bestimmt, daß die zur Ausführung und zur Sicherstellung des Vollzuges dieses Gesetzes erforderlichen Anordnungen vom Bundesrathe erlassen werden sollen. Es ist allerdings nicht recht klar, warum dasjenige, was der Bundesrath auf Grund des § 3 des Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872 schon am folgenden Tage bekannt machte, nicht in das Gesetz selbst aufgenommen werden konnte, zumal die Verordnung des Bundesrathes an Unklarheit und Unbestimmtheit mit dem Gesetze auch auf völlig gleicher Stufe steht. — Diese Verordnung befaßt sich im Gegensatze zum Gesetze nur mit dem Orden der Gesellschaft Jesu allein und bestimmt zunächst, daß den Angehörigen dieses Ordens „die Ausübung einer Ordensthätigkeit, insbesondere in Kirche und Schule, sowie die Abhaltung von Missionen nicht zu gestatten ist.“ Schon diese Fassung der Verordnung beweist, daß der Bundesrath sich über den Begriff der Ordensthätigkeit der Jesuiten gar nicht klar war; wäre er dies gewesen, dann hätte er sicherlich nicht die Ordensthätigkeit cumulativ durch das Wörtchen „sowie“ mit der „Abhaltung von Missionen“ verbunden, sondern würde „Ordensthätigkeit“ als den allgemeineren Begriff vorangestellt und diesen Begriff durch die Unterart der Ordensthätigkeit, als welche doch die Abhaltung von Missionen zu betrachten ist, erläutert haben. Aber gerade die hier sich zeigende Unklarheit der Verordnung ist es, welche bei ihrer Anwendung die wunderlichsten Früchte zeitigt. Wie soll eine Polizeibehörde beurtheilen können, was als Ordensthätigkeit anzusehen ist, wenn der Gesetzgeber sich selbst darüber unklar

gewesen ist. Es ist unbillig vom Gesetzgeber, von der Polizeibehörde zu verlangen, sich Klarheit über diesen Begriff zu verschaffen, weil er selbst die Schaffung dieser Klarheit verschmäht hat. Charakteristisch in dieser Beziehung ist insbesondere das Verhalten des Dr. Meyer (Thorn). Gleich zum Anfang der Begründung seiner — Gesetz gewordenen — Amendements rief er aus: Der Jesuitenorden ist für den Staat und für das deutsche Reich gefährlich. Dadurch soll der Jesuitenorden verleumdet sein! Er fährt wörtlich fort: „Und doch benutzt der so arg verleumdete Jesuitenorden das einzige Mittel nicht, womit man jede Verleumdung siegreich niederschlagen kann, das einfache Mittel, öffentlich darzulegen: hier sind unsere Statuten, hier sind die Grundsätze unserer Thätigkeit; so und so handeln wir in den von uns geleiteten Instituten. Das einzige Mittel, womit man jede Verleumdung niederzuschlagen gewiß ist, wird nicht angewendet. Es ist sogar bekannt, daß die Kenntniß des Statuts zu erlangen, mit mannigfaltigen Schwierigkeiten verbunden ist.“ Als hierauf Graf Ballestrem erwidert, daß die Statuten der Jesuiten öffentlich seien, und sich erbietet, dem Dr. Meyer ein Exemplar derselben zu besorgen, erkennt dieser zwar an, daß die Statuten der Jesuiten zugänglich seien; er zieht aber selbst dann nicht die Consequenz seiner früheren Behauptung, als Graf Ballestrem schließlich das institutum societatis Jesu, editio novissima 2 Bände der Reichstagsbibliothek zum Geschenke macht. Wie der Abgeordnete Dr. Meyer, so hat es auch der Bundesrath gemacht. Obschon man die Statuten der Jesuiten zur Hand hatte, hat man sich nicht der Mühe unterzogen, aus dieser einzigen authentischen Quelle festzustellen, was man unter der Ordensthätigkeit, und insbesondere unter der staatsgefährlichen Ordensthätigkeit zu verstehen hat. Würde der Bundesrath diese ihm zu Gebote stehende Quelle benützt haben, so würde er sicherlich nicht

zu der unklaren Fassung in Nr. 1 seiner Verordnung g
kommen sein. Diese Fassung widerspricht auch der Tend
des Gesetzes; man wollte die staatsgefährliche Orden
thätigkeit der Jesuiten verhindern. Nun gibt es aber mindest
auch eine Ordensthätigkeit der Jesuiten, die zweifellos
harmlos ist, wie nur irgend etwas sein kann, nämlich
Darbringung des hl. Meßopfers in Ausübung der Seelsorg
Indem Nr. 1 der Verordnung auch diese Ordensthätigk
untersagt, stellt sie sich in Widerspruch mit der Tendenz
Gesetzes selbst. Da aber der Bundesrath nach § 3
Gesetzes vom 4. Juli 1872 nur die zur Ausführung
zur Sicherstellung des Vollzuges „dieses" Gesetzes „erforder
lichen" Anordnungen erlassen konnte, kann nicht geleugn
werden, daß der Bundesrath durch jenes allgemein
Verbot der Ordensthätigkeit seine Befugniß überschritt
hat. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das preußische Ob
verwaltungsgericht noch einmal die Bundesraths-Verordnung
auch daraufhin zu prüfen haben wird, ob sie in der gerüg
Beziehung sich noch auf verfassungsmäßigem Boden bewe
Art. 106 der preußischen Verfassungsurkunde bezieht s
bekanntlich nicht auf Reichsgesetze und also auch nicht a
Verordnungen des Bundesrathes, die auf Grund ein
Reichsgesetzes erlassen sind. Es steht daher der richterlich
Prüfung, ob eine derartige Verordnung sich noch auf ve
fassungsmäßigem Boden befinde, nichts im Wege.

Von den beiden weiteren Bestimmungen der Bundes
raths-Verordnung gibt noch die dritte, aber diese auch
ausreichendsten Maße Anlaß zur Kritik. Analog dem §
des Gesetzes selbst bestimmt Nr. 3 der Verordnung: „D
zur Vollziehung des Gesetzes in den einzelnen Fällen
treffenden Anordnungen werden von den Landespolize
behörden verfügt." Welch' verschiedener Auslegung di
Stelle fähig ist, beweist die Ansicht des Abgeordneten D
Gneist über den gleich unklaren Gesetzes-Entwurf d
Regierung und die entgegengesetzte Ansicht des Abgeordne

Lasker. Dr. Gneist war über den Weg, den der Bundesrath mit dem Gesetzesentwurf betreten wissen wollte, verstimmt; er wünschte ein, wenn auch rauheres, aber dafür sichereres Strafgesetz, das schlecht und recht den Grundsatz ausgesprochen, die Auslegung und Anwendung dieses Grundsatzes den Gerichten anvertraut und dadurch eine wechselnde Deutung des Grundsatzes verhütet hätte. Klingt dies nicht so, als ob Dr. Gneist den Fall Andelfinger vorausgesehen hätte? Dr. Gneist erkannte sogar an, daß es auch den Gerichten schwer fallen werde, die Ordensthätigkeit eines Jesuiten von seinem nicht gemißbilligten Privatleben zu scheiden; statt aber hieraus die Consequenz zu ziehen, daß eine solche Unterscheidung erst recht der Polizeibehörde schwierig fallen würde, wollte er trotzdem in solchen schwierigen Fällen die Verwaltung durch Präventivmaßregeln eingreifen lassen. Allerdings befürchtete Dr. Gneist, daß die Verwaltung hier Willkür sein könnte, wenn sie ausgeübt werden sollte „durch den Polizeikommissär oder durch den Präfekten oder durch den constitutionellen Parteiminister.“ Daher wollte er, daß die „Verwaltung“ im vorliegenden Falle ausgeübt werden sollte durch ständige Organe im geordneten Instanzenzuge mit den Garantien der Unparteilichkeit, die das Gerichtswesen gewähren kann. Er dachte sich daher den Instanzenzug des amendirten, also Gesetz gewordenen Entwurfes so: 1. Instanz: die collegialischen Regierungen der einzelnen Länder; 2. Instanz: die Landesministerien, also nicht der einzelne Ressort-Minister; 3. Instanz: der Bundesrath und als dessen Controlle der Reichstag. Demgegenüber wies aber der Abgeordnete Lasker mit Recht daraufhin, daß der Instanzenzug des Dr. Gneist von diesem selbst früher als eine Auflösung jedes gesetzlichen Zustandes gebrandmarkt sei — und daß überdieß dieser „schöne“ Instanzenzug auch nur ein Phantasiegebilde des Dr. Gneist sei, welches im Entwurfe keine reale Unterlage habe. Von welcher Auffassung

der Reichstag bei dieser Frage ausging, läßt sich sch sagen; die Gneist'sche Ansicht ist nur vereinzelt geblieben. Meyer (Thorn), der geistige Urheber der Gesetz geword Amendements, verwahrte sich dagegen, daß, weil in sei Amendements das Wort „Landespolizeibehörde" nicht komme, dies eine grundsätzliche Abweichung vom Regierun Entwurfe bedeuten solle. Er verwahrte sich aber auch zugleich dagegen, daß, wenn zur Ausführung des Gesetzes polizeiliche Thätigkeit nothwendig sei, diejenige der G darmen, der Ortsschulzen oder kleineren Bürgermeister treten solle. Er sagte dann wörtlich: „Wir denken hier daran, daß die ausführenden Behörden die höheren Land polizeibehörden sein sollen." Dabei berief er sich auf § des Strafgesetzbuches und glaubte, daß bei Ausführung d Jesuitengesetzes es sich noch viel mehr als dort um M regeln der höheren Politik handelt. Diesen Ausführun trat bei der dritten Berathung des Gesetzes der Präsid des Reichskanzleramts, Staatsminister Delbrück, bei mit Worten: „Es liegt mir daran dies zu constatiren, ind es die entschiedene Ansicht der verbündet Regierungen ist, daß die Anordnung, um die es sich h handelt, nicht von den Lokalpolizei-Behörd sondern von der Landespolizeibehörde zu treffen is Angesichts dieser Erklärungen greift man wohl nicht f wenn man unter dem vieldeutigen Ausdruck „Landespoliz behörde" in der Bundesraths-Verordnung die „höhere Land polizeibehörde" zu verstehen hat; andernfalls würde die V ordnung hier wahrscheinlich wieder nicht auf verfassun mäßigem Boden stehen. Aber auch mit dem Begriffe „höh Landespolizeibehörde" ist noch nicht viel gewonnen. Wer denn diese? Ist dies der Landrath bezw. der Oberbürg meister eines städtischen Kreises oder die Regierung; u wenn es die Letztere ist, ist es dann der Regierungspräsid allein oder die collegiale Regierung des Dr. Gneist? U um diese Dunkelheiten zu erhöhen, setzt die Bundesrath

Verordnung die ganz allgemeine Bezeichnung „Landes-polizei“; unter dieser Bezeichnung kann man die höchste, aber auch die niedrigste Stufe der Polizei eines Bundes-staates, eines Landes, verstehen. Welchem Leser der Verordnung steht denn das ganze, vorher erörterte Material zu Gebote, um wenigstens zu der Auslegung zu kommen, daß unter „Landespolizei“ hier die „höhere Landespolizei“ zu verstehen sei? Muß nicht auch der rechtsgelehrte Leser der Verordnung durch die Terminologie des Strafgesetzbuches, welches in den §§ 38 und 39 von der „höheren Landes-polizeibehörde“, in den §§ 284 und 362 aber schlechthin von der „Landespolizeibehörde“ spricht, zu der Ansicht ver-leitet werden, daß der Bundesrath die Polizeibehörde des einzelnen Landes allgemein beauftragt habe, die zur Voll-ziehung des Gesetzes in den einzelnen Fällen zu treffenden Anordnungen zu verfügen? Für Preußen läßt sich vielleicht aus dem Gesetze über die Polizei-Verwaltung vom 11. März 1850, insbesondere aus dessen § 6 folgern, daß die Aufgaben, welche nach Nr. 3 der Bundesraths-Verordnung der Landes-polizei obliegen, nicht von der Ortspolizei gelöst werden sollen. Aber mit diesem nur negativen Ergebniß ist, wie oben gezeigt, auch noch nicht viel gewonnen.

Die vorstehende Prüfung des Jesuitengesetzes und seiner Ausführungsverordnung auf seinen theoretischen Werth ergibt, daß man der Polizeibehörde keinen sonderlichen Vorwurf machen kann, wenn sie bei der Auslegung und Anwendung jener Erlasse so häufig fehlgreift und in Bochum jüngst erst wieder fehlgegriffen hat. Wie kann der gemeine Soldat mit einem Gewehr treffsichere Schüsse erzielen, wenn der Erfinder des Gewehrmodells selbst nicht weiß, wie das Gewehr gehand-habt werden muß? Eine solche Waffe wird sicherlich von militärischen Autoritäten sofort verworfen werden. Das Jesuitengesetz aber und seine Ausführungs-Verordnung, welche eine solche Waffe in der Hand der Polizeibehörde sind, sind nun schon seit fast 28 Jahren im Gebrauch. Ist nicht die

Befürchtung von Dr. Gneist, daß die Verw
hier Willkür sein kann, in der auffälligsten W
getreten? Wer dies leugnet, wird sich gleich an d
Andelfinger eines Anderen belehren lassen müssen. P
Willkür kann aber in einem geordneten Staatswes
geduldet werden; wer dies dennoch thut, unterg
Gerechtigkeit, die justitia, fundamentum regnorum.
folgt mit zwingender Nothwendigkeit, daß jene W
Händen der Polizei entnommen und, wenn überhau
wendig, einer gründlichen Revision unterzogen werd

Wenn nun in erster Linie die Gesetzgebungstech
der Vorwurf dafür treffen muß, daß die Polizeibeh
der Anwendung des Jesuitengesetzes und seiner Ausfü
Verordnung so oft und so schwer fehlgreift, so kan
Vorwurf auch nicht ganz der ausführenden Polize
sofern sie ohne Entschuldigung das Gesetz und die Ver
falsch auslegt, erspart werden. Durch Nr. 1 und
Verordnung hat der Bundesrath der „Landespolizei
die Anweisung ertheilt, den Angehörigen des Jesuit
die Ausübung einer „Ordensthätigkeit" zu untersage
die Polizeibehörde dieser Anweisung nachkommen w
sie sich von Fall zu Fall klar machen, was unter „
thätigkeit" der Jesuiten im allgemeinen zu verstehen
ob der concrete Einzelfall unter jenen allgemeinen
der Ordensthätigkeit fällt. Der Umstand, daß de
geber selbst sich über den Begriff nicht klar gew
und auch die von Dr. Gneist ausdrücklich hervor
Thatsache, daß es selbst den Gerichten schwer falle
die Ordensthätigkeit eines Jesuiten von seinem, nich
billigten Privatleben zu scheiden, darf die Polizeibeh
abhalten, im Einzellfall gewissenhaft zu prüfen,
Jesuit, gegen den sie einschreiten will, auch eine
verbotene Ordensthätigkeit vornimmt oder v
will. Thut sie dies nicht, so ist ihr Eingriff m
minder willkürlicher Natur.

Was ist nun eine Ordensthätigkeit der Jesuiten?
e Frage kann nur an der Hand der Statuten des
uitenordens in Verbindung mit den sie bestätigenden
tlichen Bullen beantwortet werden. Nach den Bullen
ls III. und Julius III, sowie nach der diesen Bullen
erleibten formula instituti zählen zu den Ordensthätig-
n der Jesuiten allerdings unter andern auch das Halten
Predigten und das Abhalten von Volksmissionen. Eine
ere Art der Ordensthätigkeit kommt im Fall Andelfinger,
ja typisch zu sein scheint, nicht in Betracht. Fällt nun
r den Begriff der Predigt oder Volksmission auch das
ten von wissenschaftlichen und selbst religiös-wissenschaft-
n Vorträgen? Um diese Frage richtig zu beantworten,
man sich zuvor die Begriffe „Predigt" und „Volks-
ion" klar machen. Nicht jeder religiöse, noch weniger
r religiös-wissenschaftliche Vortrag ist schon um deßwillen
Predigt, weil er sich auf religiösem Gebiete bewegt.
religiöser Vortrag wird erst dann zur Predigt im
tlichen und speciell christ-katholischen Sinne — und um
n kann es sich hier nur handeln — wenn der Prediger
hinstellt als der Gesandte Christi, der seine Apostel
ftragt hat: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle
ker!" Will jemand als ein solcher Prediger auftreten, so
dies außerordentlich leicht daran erkenntlich, ob er die
umente seiner Behauptungen schöpft aus den Quellen des
lichen Wortes, nämlich aus der hl. Schrift und der
dition, und daran, ob er nicht im eigenen Namen, sondern
göttlichen Namen spricht und für seine Worte auch die
prechende göttliche Autorität beansprucht Schöpft er
gen die Argumente seiner Behauptungen nicht aus jenen
lichen Quellen, sondern aus Quellen der Menschenwissen-
t, trägt er nur seine Privatmeinung — wenn auch über
iöse Dinge vor, dann hält der Vortragende nie und
mer eine Predigt. Und ist im letztern Fall der Vor-
ende ein Jesuit, dann hält er ebenfalls keine Predigt,

sondern einen rein wissenschaftlichen Vortrag. Diese w
schaftliche Thätigkeit eines Jesuiten ist aber rein pr
Natur; sie wird ihm von seinen Oberen gestattet, hat
mit der eigentlichen Ordensthätigkeit nicht das Ger
gemein. Es wird daher auch keinem Jesuiten ver
schriftstellerisch in der gedachten Weise thätig zu sei
selbst religiöse Fragen in dieser Weise aufs eingehend
erörtern. Wenn er aber schriftlich solche Themate beha
darf, warum soll es ihm dann verwehrt sein, mündlich
selbe zu thun? Ein religiös wissenschaftlicher
trag ist also keine Predigt, weil dies zwei heterogene Be
sind. — Ein solcher Vortrag fällt auch nicht unter
Begriff „Volksmission". Diese stellt sich äußerlich betr
dar: als Missionspredigt — d. h. auch wieder als Pre
wenn auch mit besonderen Zwecken — und Beichthören.
religiös-wissenschaftlicher Vortrag eines Jesuiten ist
auch keine Missionsthätigkeit, eben weil der Vortrag
Predigt ist.

Trotzdem verbot die Polizeibehörde zu Bochum
ebenso die Regierung zu Arnsberg den Vortrag des Jes
paters Andelfinger, sofern dieser religiösen Inhalts sei.
ein solches Verbot dem Gesetze und der Verordnung
entsprach, liegt nach dem Gesagten auf der Hand.
polizeiliche Willkür trat bei dem Verbote besonders au
zu Tage, weil zunächst jeder Vortrag ohne Einschrä
dem Pater Andelfinger untersagt und nur — aus G
oder irgend einem anderen Grunde — der erste Vo
ohne Rücksicht auf seinen religiösen oder
religiösen Inhalt von vornherein gestattet wurde. Er
Vorstellungen hin gestattete die Behörde alsdann die we
Vorträge, sofern diese wissenschaftlichen Charakters und
religiösen Inhalts seien. Der Vorsitzende des Boch
Windthorst-Bundes mußte die protokollarische Erklä
abgeben, dafür Sorge tragen zu wollen, daß „nicht
religiöse Vorträge" gehalten würden. Die Regierun

berg stellte sich mit diesem Verlangen also ebenfalls auf Standpunkt, daß religiöse Vorträge eines Jesuiten stets seine Ordensthätigkeit fallen müßten. Eine derartige ehnung des Begriffes „Ordensthätigkeit" entbehrt jeder lichen Grundlage und beweist, daß selbst die „höhere espolizeibehörde" der ihr gestellten Aufgabe hier nicht völlig chsen war. Man wende nicht ein, daß der Gesetzgeber be solche religiöse Vorträge der Jesuiten verhindern le, weil er von dem staatsgefährlichen Treiben der iten von vornherein überzeugt war. Einzelne fanatische ordnete mögen allerdings damals jede, noch so in- reute Thätigkeit der Jesuiten für staatsgefährlich gehalten n; jedenfalls läßt sich aber aus der Entstehungsgeschichte Gesetzes auf's deutlichste nachweisen, daß nicht jede — ale — Thätigkeit der Jesuiten verboten sein sollte. Man te nur die angeblich staats- und reichsgefährliche densthätigkeit der Jesuiten verhindern. Diese Gesetzes- enz darf auch die Landespolizeibehörde nicht außer Acht en. Diese Tendenz erheischt es sogar, daß die Polizei- örde scheidet zwischen der angeblich staatsfeindlichen densthätigkeit und zwischen derjenigen Ordensthätig- die einen solchen Charakter nie und nimmer haben kann. m der Bundesrath kann nicht mehr verbieten, als das chsgesetz verboten wissen will. Ja selbst wenn jetzt der itenorden dazu überginge, das Halten von populär senschaftlichen, und insbesondere von religiös-wissenschaft- en Vorträgen als eine seiner Ordensthätigkeiten zu be- hten, so ist bei der Auslegung und Anwendung des etzes zu bedenken, ob diese neue Ordensthätigkeit auch er den Begriff fällt, den die Bundesraths-Verordnung gemäß mit dem Ausdrucke „Ordensthätigkeit" verbinden nte. Durch Rechtsanalogie kann allerdings der vorhandene tssatz auf Fälle ausgedehnt werden, für die er in seiner rünglichen Fassung nicht bestimmt war. Dabei ist aber ausgesetzt, daß in der gesetzlich vorhandenen Bestimmung

ein allgemeiner Rechtsgrundsatz enthalten ist, der vermöge dieser allgemeinen Natur nicht bloß auf das zunächst in Betracht gezogene, sondern auch auf andere Rechtsverhältnisse Anwendung erleidet. Es muß der Grund des Gesetzes, über sein Wort hinaus, gesucht werden, und dieser muß zu der Folgerung berechtigen, daß der Gesetzgeber — wenn ihm die jetzt vorliegende Rechtsfrage zum Bewußtsein gekommen wäre — sie derselben Entscheidung unterworfen haben würde (ubi eadem ratio, ibi eadem legis dispositio). Der Analogie entziehen sich aber solche Gesetze, welche Ausnahmen von der Regel aufstellen. Diese allgemein als richtig anerkannten Sätze auf den vorliegenden Fall angewandt führen zu folgendem Ergebniß: Selbst in dem Falle, wenn neuerdings der Jesuitenorden jene religiös-wissenschaftlichen oder wissenschaftlichen Vorträge zu seiner Ordensthätigkeit rechnen würde, könnte vielleicht das Jesuitengesetz und die Bundesraths-Verordnung auf diese neue — hypothetische — Ordensthätigkeit angewendet werden, sofern diese Ordensthätigkeit, durch die aber „dem Volke die Religion erhalten", also ein Kaiserwort erfüllt werden soll, staatsgefährlich wäre, und sofern nicht das Jesuitengesetz und die Bundesrathsverordnung eine Ausnahme beispielsweise von Artikel 27 der Preußischen Verfassungsurkunde enthielte; sodaß also hier das Schlußergebniß ist: das Jesuitengesetz und seine Ausführungs-Verordnung erleidet unter keinen Umständen eine analoge Ausdehnung.

Die Mängel, die dem Jesuitengesetze und seiner Ausführungs-Verordnung anhaften, sowie die Schwierigkeiten, die diese Erlasse den zu ihrer Vollziehung berufenen Organen bieten, wurden bereits bei den Verhandlungen im Reichstage über das Jesuitengesetz allseitig anerkannt. Von den Centrumsführern: Gebr. Reichensperger ist dies bei ihrem klaren juristischen Denken ganz selbstverständlich. Graf Ballestrem hält das Gesetz, wie Windthorst, für eine „legislatorische Monstrosität", die „einen niederen Polizeibeamten" zum in-

[ei]ntuellen Urheber hätte haben können. Schwerwiegender, [al]s diese Urtheile, sind vielleicht bei den Freunden des [Jes]uitengesetzes die Urtheile derjenigen Reichstagsabgeordneten, [die] nicht zum Centrum gehören, sondern theilweise sogar für [da]s Jesuitengesetz gestimmt haben. Dr. Meyer (Thorn) der [S]chöpfer der Amendements, die schließlich Gesetz geworden [si]nd, entschuldigt sein Werk, wenn er sagt, daß bei der [S]chnelligkeit, mit der der Gesetzentwurf eingebracht sei, ein [ei]ngehendes, detaillirtes Gesetz auszuarbeiten [ni]cht möglich war.“ Dr. Gerstner rügt vom Gesetzentwurf [so]wohl als von den Meyer'schen Amendements, daß sie [„u]nbestimmt“ und „unklar“, kurz ein „unvollkommenes [P]rodukt“ seien; er rügt insbesondere auch die Vorschriften [üb]er die Polizeimaßregeln, weil sie „ohne feste Grenzen, [oh]ne greifbaren Inhalt von vexatorischer Natur“ seien. Sein [Fr]aktionsgenosse Dr. Löwe erklärt den Gesetz=Entwurf für [„m]angelhaft“, „ohne gewisse nothwendige Consequenz“ und [b]ehauptet, daß „in ihm das Gefühl der Unsicherheit liege.“ [D]ie Verstimmung des Dr. Gneist über den mit dem Jesuiten=[g]esetze eingeschlagenen Weg und die Lasker'sche Kritik des [J]esuitengesetzes ist bereits oben erwähnt. Nicht unerwähnt [da]rf die Curiosität bleiben, auf die der Abgeordnete Lasker [h]inweist: In den Motiven des Regierungsentwurfs, deren [ei]gentlicher Theil neun Zeilen umfaßt, ist gesagt, daß als [M]otiv für den Gesetzentwurf der Wunsch des Reichstags in [B]etracht komme. Lasker macht nun darauf aufmerksam, daß [de]r Reichstag eine ganz andere Gesetzesvorlage gewünscht [h]abe und daß also die „Motive“ für den Gesetzentwurf selbst [g]ar nicht passen. Bei der Schnelligkeit, mit welcher der [G]esetzentwurf am 11. Juni 1872 eingebracht und dann bis [z]um 19. Juni 1872 in drei Berathungen durchgepeitscht [w]urde, kann weder diese kleine Entgleisung noch auch die [M]angelhaftigkeit des Gesetzes selbst sonderliches Befremden [e]rregen.

Die verbündeten Regierungen fühlten die Mängel

der Vorlage selbst. Ganz sonderbar wird man von dem jetzigen Verhalten des Bundesrathes gegenüber den Anträgen auf Aufhebung des Jesuitengesetzes und der Langlebigkeit des äußerst mangelhaften Gesetzes berührt, wenn man diese Thatsachen mit den Worten und Versprechungen vergleicht, welche Dr. Friedberg, der preußische Bundesrathsbevollmächtigte bei der Einbringung des Gesetzesentwurfes sprach, um dem mangelhaften Entwurf ein provisorisches Dasein zu sichern. Dr. Friedberg gestand damals zu, daß das beabsichtigte Gesetz einen großen Eingriff in die Freiheit des Einzelnen und die Beschränkung eines der allen übrigen Deutschen verbürgten Rechte bedeute. Um das Gesetz trotzdem annehmbar erscheinen zu lassen, erklärte er alsdann folgendes: „.... Die verbündeten Regierungen haben anerkannt und erkennen es ausdrücklich an, daß dieses Gesetz eben nur ein provisorisches Nothgesetz im Stande der Nothwehr sei, und daß eine umfassendere Regelung der Fragen, die in Ihren (des Reichstags) übrigen Resolutionen enthalten sind, auch zu einer weiteren umfassenderen Regelung der Ordensfragen überhaupt, und insbesondere der Fragen über den Orden der Jesuiten führen wird. Soweit erkennen wir vollkommen eine Berechtigung des Einwandes an, der aus dieser provisorischen Natur und aus der provisorischen Aufgabe des Gesetzes gegen dasselbe hergeleitet werden kann." Wie stellt sich zu diesen Erklärungen und Versprechungen des Bundesraths die nackte Thatsache, daß das schon bei seiner Berathung als „provisorisches Nothgesetz" anerkannte Jesuitengesetz vom 4. Juli 1872 und seine Ausführungsverordnung vom 5. Juli 1872 noch im Jahre 1900 fortbestehen?

Ein Richter.

XXVI.

…euz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie.

III. Friedrich Wilhelm Grimme.

„Und wenn die Blüthen Früchte haben, dann haben sie ch längst begraben!“ so lautet eine Eichendorff'sche Variante s landläufigen Liedleins vom „Dichterloose“, das schon le Poeten deutscher Nation vor sich hingesummt haben, nn sie draußen im Spätherbstnebel das Luftschloß ihrer gendträume suchten und nichts fanden, als halbe Mauern, welchen allerdings ein üppiges, immergrünes Epheu nkte. Epheu blüht im Herbste, aber von seinen Früchten rd auch ein Dichter nicht satt. Besagtes Gassenverslein t eine recht unangenehme Melodie und vermöge einer leider r umfangreichen Ideenassociation klingt es überall durch, d mit, bald ohne Spott, und dem deutschen Volke, das noch aus Großvaters Zeiten her rühmt, seine Dichter ts geehrt zu haben, wird es nachgerade peinlich zu Muthe, nal wenn das Sprüchlein in eine Art feine Antithese ickelt vorgesetzt wird, so etwa wie's bei dem Ungarn töfi geschieht: „Was ist der Ruhm? ein Regenbogenlicht, Sonnenstrahl, der sich in Thränen bricht!“ In guter tscher Prosa lautet das: „Die Unsterblichkeit kostet Hunger.“ ustrationen zu diesem Thema sind in letzter Zeit mehr, als lieb war, geliefert worden, denn der „Denkmalsfragen“ ren heuer sehr viele zu lösen. „Denkmalsfragen!“ Glück-ge Dichter! euer Leben war eine „Magenfrage“. Noch

vor unsern Augen sehen wir manchen sich auf dem „
mehr ungewöhnlichen Wege“ zur Unsterblichkeit durchri
Da ist z. B. der bekannte Friedrich Wilhelm Helle, d
Buchbindergeselle in seinem 20. Lebensjahre das Gymn
Petrinum zu Brilon bezog, unter vielen Opfern kla
Philologie und orientalische Literatur studirte, in aufreib
Thätigkeit der Journalistenlaufbahn ums tägliche Bro
mühte und uns trotz alledem mit Werken hoher
bescheerte; sollte man da nicht glauben, daß ihm ein
barer Leserkreis den Lebensabend sorgenfrei gestalte?
bedenken wir noch dazu, daß er ein treuer Sohn der k
lischen Kirche ist, dann begreifen wir es, warum sein Biog
Heemstede das arabische Sprichwort auf ihn anwendet:
Dichter findet wohl die Palme, aber nicht die Datt
Freilich, der Lebensschilderer hat die Wahrheit dieses S
an sich selbst genug erprobt, denn sein „Mathusala“,
dramatische Leistung ersten Ranges, brachte ihm so viel
daß er gezwungen war, die Druckkosten aus der ei
Tasche zu bezahlen. Vor kurzem noch hat es Mühe ge
dem verdienstvollen Martin Greif zum 60. Geburtstage
kleine Anerkennung zu bereiten.

Aber hat denn Friedrich Wilhelm Grimme, d
hochverehrte und weitbekannte Lustspieldichter, mit
pessimistischen Einleitung auch etwas zu thun? Leider,
wir werden es im Verlaufe dieser Zeilen sehen.

Es ist hocherfreulich, daß wir Katholiken auch e
auf den Gedanken kommen, durch monumentale Denkz
den kommenden Geschlechtern eine „solide“ Kritik u
Geistesmänner zu vermachen; so wurde zu Boppard
Rheine dem alten Gedeon von der Heide zu Ehren
Aussichtspunkt „Gedeonseck“ getauft, und zu Lienz in
trat im Dezember 1898 ein Comitee für ein Beda W
Denkmal zusammen. Weitere Kreise aber berührte die K
eines von einer großen Zahl trefflicher Westfalen im S
1897 gefaßten Beschlusses, dem sauerländischen Lyriker

Spargitzenpoeten" Grimme in seinem lieblichen Heimatdorfe ffinghausen ein Standbild zu errichten. Am 30. October 1899 ngen 175 Kölner Sänger zu Dortmund ein ganz nettes ämmchen in den Denkmalsschatz, so daß der gut vorbereitete lan seiner Ausführung endlich nahe gerückt ist. Auch wir ollen einen Baustein liefern und thun das um so lieber, eil uns ein günstiges Geschick in die Lage versetzt hat, anch Neues von Grimme zu erzählen, und niemand anders oll unser Gewährsmann sein als der „Strunzerdähler" selbst. ören wir also, was er für ein curriculum vitae seinem reunde, dem patriotischen Germanisten J. V. Zingerle von ummersfeld, am 17. Dezember 1856 gen Innsbruck sandte: [1])

„Ich bin ein wirkliches Christkindchen, geb. am 25. Dez. 827 zu Assinghausen im Regierungs-Bezirk Arnsberg, allwo ein Vater bis dato Lehrer ist. Von seinen 8 Söhnen bin ch der siebente. Schon als Junge von 6—7 Jahren trieb ch mich gern allein im Felde und Walde umher, und wenn ch mit der Vesperglocke noch nicht zu Hause war, so sagte er Alte: ‚der wird schon wieder kommen!‘ Die Vogelstellerei war mein Hauptpläsier und ich verstand es aus dem F. Wo ich ging und stand, pfiff ich mit dem Munde, und auf der Kirmeß spielten die Musikanten kein Lied, das ich ihnen nicht in den folgenden Tagen nachpfiff. Da ich in meines Vaters Schule immer vorauf saß, so meinte er, es stecke was in mir; er schaffte mir Bröder's Grammatik an und ich mußte Latein daraus lernen; das war mir ein Hauptspaß, und im Hause, im Garten, auf der Wiese und im Walde war der Bröder mein Gesell; kam ich dann nach Hause, so hörte mir der Alte, ders auch einmal bis in die fünfte Schule getrieben, die Lektion ab. Dann kam der Nepos an die Reihe, den mir der Pastor abhörte, und nicht lange, so konnte ich alle 22 Feldherrn auswendig. Da war

1) Intimere Stellen ersetzen wir der noch lebenden Angehörigen wegen durch Punkte.

es offenbar, daß aus mir ein geistlicher Herr zu machen s
Man schickte mich an das Progymnasium zu Brilon, all
ich in die Quarta kam. Ich war 4 Jahre dort und gi
mit dem Zeugniß für die Obersecunda ab. Ich habe imm
auf dem ersten Platz gesessen. Da ich nun bis dahin imm
ein winziges, schwächliches Persönchen gewesen, so blieb i
ein ganzes Jahr zu Haus und trieb mich wie ehemals imm
nur in Feld und Wald umher. Daher nahm ich in die
Jahre in die Länge und Dicke ein Merkliches zu, nahm ab
auch soviel Unart in mich auf, daß ich nicht mehr geistl
werden wollte. Ja, das ganze Studiren ward mir leid, w
ich es ganz liegen ließ; und weil ich ein paar Galoppade
und Walzer componirt hatte, die den Nachbarsburschen g
fielen, so meinte ich, ich müsse einmal ein großer Compon
werden; und weil ich gelesen, daß sich der Esterhazy de
Jos. Haydn angenommen hätte, so wollte ich einmal a
wilden Puff nach Wien gehen und meinte, da werde si
auch wohl meiner ein großer Herr annehmen und mich
der Musik ausbilden lassen. Allein da schrieb auf einm
mein geistlicher Bruder, damals Gymnasiallehrer in Cul
an der Weichsel, vor dem ich starken Respekt hatte. ‚M
Anfang Oktober gehst du nach Arnsberg und machst da
Examen für Unterprima.‘ O weh! ein ganzes Jahr ge
faullenzt und keine Lust zu geistlich, — doch ich mußte, un
ich ging. Zu meiner eigenen Verwunderung bestand ich da
Examen, ward Primaner, und nach 3 Wochen war mir mein
ganze frühere Wissenschaft wieder in die Erinnerung getreten,
und die Lust am Studium kehrte wieder, und ich galt wieder
für einen der tüchtigsten Schüler. Am liebsten wurde m
jetzt die deutsche Literaturgeschichte und ich schoperte in allen
derartigen Büchern umher, deren ich habhaft wurde. Doch
dabei blieb ich der beste Lateiner und Grieche. So genoß
ich eines gewissen Respektes, und ehrfurchtsvoll nahte sich
mir ein Untersecundaner, Joseph Pape, um meinem Urtheil
einige seiner Gedichte zu unterbreiten. Die gefielen mir, und

unterte ihn auf. Sehr bald befreundeten wir uns auf
nnigste; in unserer ganzen freien Zeit waren wir bei-
en und streiften über die Berge, indem wir über Dichter
Gedichte sprachen; doch stellte ich ihm, dem Poeten,
über die Musik noch immer über die Poesie, was
e Debatten absetzte. Denn ich pfiff oder spielte auf
Klavier noch immer meine Stückchen, begeisterte mich
n den Himmel für K. M. von Weber's Opern und
te mich, daß er, der durchaus Unmusikalische, nichts
: wissen wollte; ich meinte immer noch, ich müsse einmal
Oper componiren, machte mir auch einen Text und
onirte Einiges, sah aber doch bald die Unzulänglichkeit
s Generalbasses ein und ließ sie wieder liegen. Gedichte
te ich übrigens damals noch gar nicht, war mir aber
ßt, daß ich, wenn ich nur wollte, es viel besser könne
einige andere Mitschüler, deren Verse schlecht waren.
2 Jahren bestand ich mit Auszeichnung das Abiturienten-
en und entschied mich für das Studium der Philologie,
t mein Vater einverstanden war; allein der geistliche
er knurrte Anfangs noch dagegen. Ich bezog mit äußerst
gen Groschen die Akademie zu Münster und lebte quod
ecuniam äußerst dürftig; allein auf mein ehrliches Gesicht
borgten die Philister, und bei vielen Sorgen kam ich
immer weiter im Studium. Gern hätte ich eine volle
ersität bezogen, allein meine Mittel erlaubten es durchaus
; als nach 2 Jahren Pape Abiturient war und als
ent nach München, dann nach Tübingen, dann nach
n ging, sandte ich ihm wehmüthige, um nicht zu sagen
sche Blicke nach. Meine Bildung und Weltanschauung
e eine ganz andere gewesen sein, wenn ich wie er
Universitäten besuchen und Deutschland nach so vielen
ungen hätte kennen lernen können. Meine Phantasie
wenn ich die heimatlichen Berge abrechne, nicht die
geringste äußere Nahrung gehabt. Nur einmal bin ich
Köln und bis an das Siebengebirge gereiset, sonst

niemals über die westfälischen Grenzen hinausgewe
selbst von Westfalen kenne ich nicht einmal den ö
und westlichsten Theil; ich kenne nur das obere R
und einen Theil des prosaischen Münsterlandes. Und
fing ich, als ich im 3. Jahre zu Münster war, an zu
fast durch Zufall, da ich Texte für meine Liedercompo
haben mußte. Ich machte 6 Lieder, und sie gefielen
Commilitonen; dann hörte ich wieder auf. Als i
akademisches Triennium absolvirt, blieb ich wieder ³/
zu Hause; daselbst hatte ich einmal drei poetische
und machte an jedem Abend derselben ein Lied, dan
es wieder ein. Ich ging nach Münster zurück, um mi
häusliches Studium und Repetitionen für das philo
Staatsexamen vorzubereiten und dichtete inzwischen da
wann, aber selten, ein Lied. Mit Ende Oktober 1852
ich das Examen, ging . . . . . nach Arnsberg, u
gesetzliches Probejahr am dortigen Gymnasium abz
fing gegen Weihnachten wieder an zu dichten und
eine ziemliche Anzahl trauriger Lieder (ungefähr der 2
meines Buches, ‚Dunkle Blumen') . . . . . . [fo
Geschichte seiner Liebe; vergl. „Ich will zurücke
Seite 30 „Deutsche Weisen"] . . . . . die schönste Zeit
Lebens, — und ich dichtete Lieder, wie ich bis dah
gemacht hatte, die 3. Partie meines Buches und auch
die die erste Partie ausfüllen halfen. Als ich im N
1853 von Arnsberg nach Brilon verzog, um h
provisorische Lehrerstelle am Progymnasium zu über
war sie bereits meine Braut, obgleich wir uns n
öffentlich als Braut und Bräutigam producirten
Pfingsten 1855 . . . von da an hatten wir Courage
uns auch vor der Welt als Verlobte zu zeigen. — I
dichtete ich (außer einigen Liebesliedern für die 1.
Partie des Buches) besonders die 4. Partie ‚Sonnen

„Ich hielt allmählich das Buch für fertig und
nach einem Verleger um, — das gab abschlägige A

...eroll, einige antworteten gar nicht; überall die stehende ...densart: ‚ich bedaure sehr, aber —'. Endlich nahm Cazin ... Münster das Buch an, hielt mich aber noch ein halbes ...hr hin. Mit Ostern 1855 kam ich als ‚wissenschaftlicher ...ülfslehrer' an das Gymnasium zu Münster; da rückte ich ...s auch dem Cazin zu Leibe und er druckte. Für die ...erbreitung des Buches aber hat er nichts gethan, es nirgends ...noncirt, den Redaktionen der kritischen Journale keine ...xemplare zugeschickt, und weil er in Feindschaft mit sämmt... ...chen Buchhandlungen in Rheinland und Westfalen ist, so ... das Werk nicht einmal in Westfalen bekannt geworden ...d wird vielleicht so zu Grunde gehen. Schlecht kritisirt ... das Buch in der ‚Muse' (Nr. 89; 1855) des Dräxler-...anfred in Darmstadt, der sein von seiner Buchhandlung ... zur Ansicht zugeschicktes Exemplar entweder nicht auf-...neiden durfte — (das Gedicht, welches er zum Mittel-...nkt seiner Kritik gemacht — ‚Nur unbesorgt' — ist gerade ... einer Stelle, wo ein neuer Bogen anfängt) — oder, das ...ch ist ihm in der 4. Partie zu katholisch gewesen. Erfreut ...rde ich durch günstige Kritiken in Menzel's Literaturblatt, ... der Wiener Literatur-Zeitung, in der Augsburger Post...tung (sämmtlich im Januar dieses Jahres) und durch ... anerkennende Zuschrift von Joseph von Eichendorff. ...dem aber ‚schweigen alle Wälder'. — In der genannten ...llung zu Münster war ich $1\frac{1}{2}$ Jahre und bin nunmehr, ... Anfang Oktober dieses Jahres [1856] als ordentlicher ...mnasiallehrer in Paderborn angestellt. In Münster habe ... namentlich Balladen und Romanzen gedichtet, und sofern ... in Paderborn meine Muse genug Muße behält, so ...e ich fortfahren und hoffentlich im Laufe des nächsten ...res ein Bändchen von solchen zusammenstellen können. ... beschere mir einen guten Verleger! — . . Was mein ...hältniß zum praktischen Leben angeht, so bin ich, trotz ... Poeten und Bräutigam, verständiger Erzieher, heimisch ...meiner Schule und mit ganzem Interesse Schulmann;

in der Philologie ist mir ihre Beziehung zur Paeda
die Hauptsache. ‚Uebers Jahr, übers Jahr, wenn mer Tr
schneidt, dann soll die Hochzeit sein.‘ Grüß mir Gott m
herztausigen Schatz.“ —

Soweit die Autobiographie. — Und die Tr
Grimme's mit Emilie Düser aus Arnsberg fand sta
20. Mai 1858. Nicht gar lange vorher hatte er
tiroler Freunde, der ihn wie auch Joseph Pape nach
reich zu ziehen suchte, wofür „Fritz Wilm“ a
ziemlich empfänglich war, folgenden für das Sauerlan
ehrenvollen Passus geschrieben: „Ich werde aber mit
jungen Frau im Lande bleiben und mich redlich n
nach Ostarrichi habe ich wenig Lust; ich kann hier mit
500 Rthl. leben, die Gehälter wachsen, und unsere Ka
pfannkuchen, deren Güte ich erprobt habe, sind mir
als eure Knödel, die ich noch nicht versucht. In Pad
ists gar schön, und später denke ich mich nach Arnsber
setzen zu lassen. Hier habe ich mein Stück Welt um
in Oestreich müßte ichs erst noch erobern. Auch spri
die Schulbehörde über meine Schulleistungen günstig
Herz was verlangst du noch mehr?“ Man hatte G
eine Gymnasialprofessur in Innsbruck mit 1000 fl.
in Aussicht gestellt. Schon im März 1856 hatte
schrieben: „Gegenwärtig ist es die Ballade und Ro
der ich meine Pflege zuwende. Vielleicht wird einm
Bändchen solcher Dinger fertig. Wäre nur nicht die
meiner Berufsarbeiten gar zu groß. 82 Schüler auf
Klasse — Thürme von Pensis und Aufsätzen —
verschlingendes Meer von rother Tinte. — Dabei die
Münsters, das Ihr Süddeutsche Euch vielleicht intere
vorstellt als es ist, und der Sand des platten M
landes. Darin ich ganz allein und einsam mit meiner
und Liebe, jammernd nach den Bergen meines heim
Sauerlandes, meinen heiteren Landsleuten und
minnigen . . .“ In seinem Hochzeitsberichte vom

1858 sagt er: „Auf meine Lyra habe ich neue Saiten gezogen, und sie erklingt von selber im Hauch der Abendlüfte; aber Strauchdiebslieder mache ich nicht mehr, dieweil ich mir einen Rosengarten zu eigen erworben und den Besitztitel darauf berichtigt habe. (Kaufschilling: 1 Dukat für den Pfarrer, 1 Thaler für den Küster); ich werde von nun an in meinen Liedern das loyale Prinzip verfechten. . . . Poetisch gearbeitet habe ich im letzten Jahre wenig, hauptsächlich darum, weil ich meine Balladen noch immer nicht vom Halse habe; kein Buchhändler will sie haben, denn es sind — Gedichte."

Mit seinen hochdeutschen Musenkindern hatte er wirklich Pech, sie wollten trotz aller Güte nicht ziehen. Theodor Stumpf, der sinnige Volksspieldichter († als altkatholischer Oberlehrer zu Coblenz 25. Juli 1873) hatte ihnen in einem Briefe an Pape (Dezember 1853) das Prognosticon gestellt: „Ich halte aber in der That es seinem Wohle für nicht gerade zuträglich, wenn schon jetzt die Gedichte erschienen . . . . Die Lehrer sähen es sicher ungern, brächte er einen Mißklang in sein Verhältniß zu den Schülern durch Herausgabe von Liebesgedichten, die leicht mißverstanden werden können . . . . Wird die Sammlung vervollständigt, so kann man ihr dereinst, aber in ruhigeren Zeiten, günstigen, ja vielleicht reichen Erfolg versprechen." Und Stumpf hatte Recht: Grimme's Erstlingswerk „Gedichte" (Münster 1855) wurde seinen Zöglingen am Gymnasium zu Brilon verboten. Das war recht niederdrückend für den jungen Poeten, und das war der Grund, weshalb er sich einen anderen Weg zu den Höhen der Kunst suchte. „Aber," schreibt er an Zingerle, nachdem er erzählt, daß seine Balladen und Romanzen noch immer den Verleger suchten, „aber plattdeutscher Volksschriftsteller bin ich geworden, zunächst für das heimatliche Sauerland, indem ich das Arnsberger Kreisblatt (herausgegeben von meinem Schwiegervater) mit allerhand platt-

deutschen Schwänken in Prosa und Vers versorge, zum großen Gaudium der Leser." (Juli 1858.)

Jetzt ging's besser; 1858 erschienen die „Sprickeln un Spöne" und eröffneten die lange Reihe der in den Gauen der rothen Erde so beliebt gewordenen Schriften des „Strunzerdähler's"; das Eis war gebrochen. „Meine Sprickeln un Spöne", schreibt er (Mai 1859) an Pape, „die im Januar erschienen, haben sich eines wirklich außerordentlichen Beifalls zu erfreuen gehabt. Die Subscription, welche Düser eingeleitet hatte, ergab über 400 Abnehmer; seitdem aber sind im Sturme noch an die 700 Exemplare außerdem abgesetzt, sodaß die Auflage, die . . . auf 1350 erhöht war, dennoch zum allergrößten Theil vergriffen ist; . . . . im ganzen Sauerlande und Paderbörnschen bin ich allgemein bekannt geworden und habe Elogen an allen Ecken und Kanten darüber erhalten. Außer der Laienwelt interessirt sich allwärts auch die Geistlichkeit dafür, hier sogar die hohe; unser Weihbischof kam persönlich zu mir, und bat sich ein Exemplar aus . . . Was arbeite ich denn jetzt? Ich schreibe je zuweilen an einer Art von Roman, dessen Inhalt Du ungefähr aus dem vorläufig gewählten Titel ‚Memoiren eines Dorfjungen' errathen kannst; der Dorfjunge ist im Grunde kein anderer als meine eigene liebwerthe Persönlichkeit in ihren Blagenjahren, das Ganze ein Gemisch von Humor und Poesie, zugleich für Sitte und Charakteristik des Sauerlandes ein kleiner Beitrag. Es ist schon ziemlich viel davon fertig." 2. Mai 1861. „Vor acht Tagen, am St. Josephustage, bin ich mit meinem ‚Koppelschmied' zum ersten Male über die Bretter [bei Einweihung des neuen Gesellenhauses] . . . . Alles war da, selbst Reverendissimus [Bischof Conrad Martin von Paderborn] und die Mehrzahl des Domcapitels . . . . Das Stück erhielt einen solchen Applaus, daß der Saal beinahe geborsten wäre. Am Schlusse brachte [Kaplan] Ruland [Präses des Vereins] auf den ‚ungenannten, aber wohlbekannten' Verfasser ein dreimaliges Hoch, in welches das

esammte Publikum unter schmetternden Fanfaren des rchesters so donnernd einstimmte, daß dem ganz verdutzten Wilm fast Hören und Sehen verging. Am folgenden Sonntag ar derselbige Wilm bei Sr. bischöfl. Gnaden zur Tafel laden, wo natürlich des ‚Koppelschmiedes' wieder ehrenvoll wähnt wurde, und namentlich auch P. Roh [S. J.] in erkennendster Weise meine gesammten plattdeutschen Gedichte sprach, die, wie er sagte, seit längerer Zeit seine liebste ektüre bilden. Wenn vorstehender Bericht etwas prahlerisch ssehen möchte, so wirst Du das dem Pläsir eines jungen ühnendichters zu Gute halten, der sich zum ersten Mal er die Bretter gehen sah.' —

Das ist der Werdegang des Dichters Grimme. Indem ir nun kurz die hauptsächlichsten Daten nachtragen: 1862 berlehrer in Paderborn, 1872 Direktor am Gymnasium Heiligenstadt, 1885 Ruhestand und Uebersiedlung nach ünster, wo er am 4. April 1887 starb, und uns eine ausreifendere und genauere Darstellung für später vorbehalten, ommen wir nunmehr auf unsere Einleitungsworte zurück; enn es ein wenig herb ist, was wir sagen müssen, so möge an es uns zu gute halten, denn auch in unsern Adern ließt sauerländisches Blut. Es ist in Verbindung mit den ngeführten Thatsachen ein recht fatales Geständniß Grimme's, as er in Privatgesprächen oft wiederholte: „ich hätte vor en ‚Gedichten' etwas Dialektisches erscheinen lassen sollen“. Wir stehen mit unserer Meinung nichts weniger als allein, enn wir die „Deutschen Weisen“ (1881), welche der Hauptache nach seine ersten Gedichte enthalten, hoch über die lattdeutschen „Schnurren“ (Grimme gebraucht diesen Ausdruck selbst) stellen; diese Mehrwerthigkeit hat der verhrungswürdige Prälat Hülskamp von Anfang an behauptet.[1])

1) Auch der rheinische Dichter Alfred Muth hat ihren hohen Werth in diesen Blättern Bd. 92, 454 ff. gleich nach dem Erscheinen der Sammlung gewürdigt. A. d. R.

Der Alte von Weimar sagt einmal: „Der Humor ist eins der Elemente des Genies, aber sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt". Friedrich Wilhelm Grimme wurde von den Höhen einer wunderbar kunstgerechten und empfindungsvollen Nachtigallenlyrik um eine ganze Stufe zum Lokalpoeten und Lachpillendichter herabgedrückt. Bei ihm ist es nicht wie bei so vielen andern, die erst im Suchen ihr eigentliches Talent entdeckten Daß der westfälische Sänger dies schmerzlich gefühlt, zeigt die „Waldeinsamkeit:"

„Tief begraben im Gewälde,
Zugedeckt von grünen Zweigen,
Hier, mein Herze, dürfen wir
Unser sein und schlafen, schweigen.
Schlafen, schweigen, unser sein —
Woll' o süße Stunde zaudern!
Draußen will die Welt von uns,
Daß wir wieder lachen, plaudern".

Für diese Thatsache ist ein vollgültiger Beweis der buchhändlerische Erfolg der eben erwähnten Liedersammlung: er war und ist recht mäßig, trotz allen Dichterruhmes ihres Verfassers und trotz aller günstigen Prophezeiungen des „Handweisers"; hier also ist etwas gut zu machen, hier ist vor allem ein Denkmal zu setzen; hic Rhodus, hic salta! Nicht das landsmannschaftliche und künstlerische Interesse allein hat Grimme's humoristische Werke emporgebracht; der Strunzerthäler behielt mit seinen Freunden Pape gegenüber recht, wenn er die Meinung verfocht, „de (plattduitske) Sproke wör doch men füär't lustige, füär Snurren un wat te lachen", denn als der Verfasser des „treuen Eckart" seine ernsten Erzählungen „Jut'm Siurlanne" (1879) erscheinen ließ, konnte er sie rund zehn Jahre nachher in die Papiermühle schicken; er hatte die Wette verloren. Grimme aber blieb beim Witz und behauptete so unentwegt seine Domäne; er kannte seine Landsleute.

Soll nun damit gesagt sein, Grimme habe seinen

Humor nur aus Liebe zum Volke und gegen seine Neigung walten lassen? Bei Leibe nicht! Aber den Vorwurf machen wir dem Lande der rothen Erde, daß es durch seine geradezu ausschließliche Bevorzugung der plattdeutschen und weniger werthvollen Geistesprodukte seines Dichters durch die kühle Ablehnung der hochdeutschen Gedichte seinen großen Lyriker von der Bethätigung seines höheren und der Allgemeinheit fruchtbringenderen Talentes abgehalten hat, sodaß er später wohl oder übel seine gesammte Gestaltungskraft dem Humor zuwenden mußte.

Und nun noch etwas für das ganze deutsche Volk. Dank den Bemühungen Schrattenthal's haben die Gedichte der ostpreußischen sogenannten „Volksdichterin“ Johanna Ambrosius mit ihrem vielen „Aufgewärmten“ in 3, sage und schreibe drei Jahren die 37. Auflage erreicht; und die „Deutschen Weisen?“ H. Kurz (1874) kennt Grimme's Gedichte nicht, während er mehrere ziemlich unbedeutende Poesien des Tirolers Hermann von Gilm abdruckt, und unter diesen auch die armselige, geradezu bemitleidenswerthe Reimerei „der Jesuit“. Daß Otto von Leixner mit vielen andern nicht minder geräuschvoll auftretenden Literaturhistorikern Grimme vornehm todtschweigt, wer wollte sich darüber wundern; aber daß in einer „Literaturgeschichte des Rheinisch-Westfälischen Landes“ (von Gustav Koepper; Elberfeld bei Sam. Lucas; ohne Jahreszahl[1]) die „Deutschen Weisen“ auch nicht ein Wort der Erwähnung finden, was sollen wir dazu sagen? Ah! hier sind „Gewissensfragen“ am Platze, bevor man im eigenen Lager nach Inferiorität schnoppert.

Grimme war eine jener phlegmatischen zur Selbstironisirung aufgelegten Naturen, bei denen durch die glühenden, sprühenden Kohlen des Witzes das helle, lichte, reine Gold

1) Wir werden auf diese fehlervolle und christenfeindliche Arbeit noch zurückkommen.

tiefer und ernster Kunst- und Lebensauffassung rieselt; das kommt dann dem Glanze der Schlackengluthen zu Gute. Grimme's Komik hat einen volkserzieherischen Werth, und das ist ja gerade eine wesentliche Seite des versöhnlichen Humors. Mit Recht setzen daher die Westfalen ihrem Landsmann ein Denkmal, wohl mit mehr Recht als die 130 Comiteemitglieder unter dem Vorsitze des Herzogs von Meiningen sich um ein Gustav-Freytag Standbild zu Wiesbaden bemühen. Aber das Wort Lessing's muß doch wie überall, so auch hier (wir denken wieder an die „Deutschen Weisen") betont werden: „Wir wollen weniger erhoben, Und fleißiger gelesen sein!"

Beuron. Ansgar Pöllmann O. S. B.

XXVII.

Die neueste Literatur über Savonarola.

I.

Wenn je von einem Manne das Dichterwort gilt

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte,

so findet es auf den berühmten Prior von S. Marco Anwendung, der, Sänger, Prophet, Prediger, Volksredner, Staatsmann, Asket, Gewissensrath, Gelehrter und Schriftsteller zugleich, eine Reihe von Jahren hindurch mit dem Glanze seines gefeierten Namens Italien nicht bloß, sondern das ganze christliche Abendland, ja selbst den Orient erfüllte, um dann schließlich am schimpflichen Galgen ein schmachvol

Ende zu finden. Schon die Zeitgenossen vermochten über den eigenartigen Mann nicht in's Reine zu kommen und verehrten ihn entweder als einen Heiligen oder brandmarkten ihn als heuchlerischen, betrügerischen, hochmüthigen Rebellen wider die kirchliche und staatliche Obrigkeit; nur wenige waren es, die einen mittleren Standpunkt einzunehmen und, ohne ihm durchaus beizupflichten, doch auch seinen Vorzügen und Verdiensten gerecht zu werden sich Mühe gaben. Diese Verschiedenheit in der Beurtheilung Savonarala's setzte sich fort durch die Jahrhunderte und trat auf's neue in unseren Tagen hervor: um so freudiger ist daher jeder Versuch zu begrüßen, dem vielumstrittenen Manne eine unbefangene Würdigung zu Theil werden zu lassen, wie sich dies der englische Jesuit P. Herbert Lukas in seinem Buche: Fra Girolamo Savonarola. A biographical study based on contemporary documents. London, Sands & Company 1899. 8°. XXXII und 474 S. zur Aufgabe gesetzt hat.

Nachdem der Verfasser ein Verzeichniß der von ihm benützten Literatur, das freilich manche Lücken aufweist, vorangeschickt, behandelt er in 24 Kapiteln das Wirken, Streiten, Leiden und Untergehen Girolamo's, wobei er seiner Schilderung zahlreiche Abschnitte und Auszüge aus dessen Predigten und Schriften, aus zeitgenössischen Berichten, Rathsverhandlungen, päpstlichen Schreiben und anderen amtlichen Aktenstücken in englischer Uebersetzung einverleibt, um so seine Leser in den Stand zu setzen, sich ein eigenes Urtheil zu bilden. Es ist nicht ein erschöpfendes Lebensbild, was P. Lukas bieten will; in eine Untersuchung der philosophischen, theologischen und asketischen Lehren und Schriften des Ferraresen tritt er nicht ein, sondern beschränkt sich auf die Darlegung der kirchenpolitischen Thätigkeit desselben und eine Stellungnahme zu solchen Punkten, welche zu abweichender Beurtheilung Veranlassung geboten haben. Wir können dem Verfasser das ehrende Zeugniß nicht versagen, daß er es sich angelegen sein ließ, auf die

ersten Quellen zurückzugehen und mit ihm möglichster Objektivität das Für und Wider zu prüfen; Freund wie Feind läßt er zu Wort kommen und sucht ihren Bestrebungen gerecht zu werden. Zu besonderer Befriedigung gereicht es uns, constatiren zu können, daß P. Lukas im Einklang mit den Ausführungen, wie wir sie im 121. Bande der Histor.-polit. Blätter niedergelegt, den übertriebenen Anschuldigungen, mit welchen Pastor den Prior im dritten Bande seiner Papstgeschichte, 1. und 2. Auflage, überhäuft hat, in verschiedenen Punkten entgegentritt. Er weist gleich uns den Vorwurf zurück, die vom Reformator bewirkte Sittenerneuerung sei nur eine äußerliche, wenig tiefgreifende und einem rasch aufflackernden, aber ebenso rasch wieder erlöschenden Feuer vergleichbar gewesen, und bemerkt, jede große religiöse Neugestaltung sei von einer gewissen Reaktion begleitet und jeder erfahrene Missionär wisse, daß der Eifer, den er mit Gottes Hilfe angefacht, früher oder später einer gewissen Erkältung Platz machen werde. Wie wir vermag auch P. Lukas an dem Mönche keinen tertullianischen Rigorismus zu finden, ebensowenig könne ihm übertriebene Strenge in seinen Anweisungen hinsichtlich des Empfanges der hl. Sakramente zur Last gelegt werden. In den von Savonarola veranstalteten religiösen Prozessionen und Tänzen, die Pastor so abgeschmackt und lächerlich vorkommen, erblickt der Verfasser mit Recht einen sehr glücklichen, für ein so lebhaftes und heiteren Vergnügungen so zugängliches Volk, wie die Florentiner, geradezu unentbehrlichen Ersatz an Stelle der früheren sündhaften und ausschweifenden Lustbarkeiten, ein Gedanke, den schon die geistreiche George Eliot[1]) ausgesprochen hatte. Der Kinderpolizei, wie sie auf des Priors Anregung in der Arnostadt in Uebung kam, bringt der englische Gelehrte ein viel unbefangeneres Verständniß entgegen, als dieß beim Geschichts-

---

1) Desgleichen F. Böhringer, die Vorreformatoren, 2. Bd. 4. Abth 2 H. S. 904.

schreiber der Päpste der Fall ist. Mit Recht hebt P. Lukas ferner hervor, wie nichts Tadelnswerthes darin liege, daß der Prediger am politischen Leben seiner Adoptivvaterstadt so hervorragenden Antheil genommen habe, da die Verhältnisse sein Eingreifen forderten. Ein Priester, sagt er treffend, ist kein Feuerwehrmann von Profession; aber wenn die Stadt in Flammen steht, so muß er wie jeder andere Bürger Hand an die Pumpe legen.

Weniger einverstanden können wir uns mit des Verfassers Darlegungen über Savonarola's Prophetenthum erklären, wie wir seinen Standpunkt hinsichtlich Girolamo's Verhalten zum Papste, der Errichtung der neuen Congregation und der Exkommunikation nicht zu theilen vermögen, vielmehr unsere früheren diesbezüglichen Ausführungen, die wir durch P. Lukas keineswegs als widerlegt erachten, vollinhaltlich aufrecht erhalten. Indem wir uns vorbehalten, auf diese für die Geschichte und Beurtheilung Savonarola's so außerordentlich wichtige und schwierige Frage bei anderer Gelegenheit zurückzukommen, seien uns hier einige Bemerkungen gestattet. P. Lukas findet es sonderbar, daß Gott im Sinne Savonarola's gerade die Florentiner so bevorzugt und die Pisaner wie Stiefkinder zurückgesetzt haben sollte; er vergißt, daß es eine alte Schwäche des menschlichen Herzens ist, sich für ein besonderes Schoßkind der göttlichen Vorsehung zu halten, wie auch niemand Anstand nimmt, zu Gott um Gewährung einer Bitte zu flehen, mit der für ihn zwar ein Vortheil, für den Nebenmenschen aber ein schwerer Nachtheil verknüpft ist; und ruft in Kriegsläuften nicht jedes der streitenden Völker für sich des Himmels Segen, über den Feind aber Fluch und Verderben herab? P. Lukas stößt sich an der unfehlbaren Sicherheit, die Savonarola für seine Voraussagungen in Anspruch nahm; aber eben die unerschütterliche Festigkeit seiner Ueberzeugung ist der sprechendste Beweis für deren Aufrichtigkeit und Gutgläubigkeit, an der ja auch P. Lukas nicht zu zweifeln versichert; gerade diese

seine überlegene Sicherheit verlieh dem Prior seine un
stehliche Macht auf die Gemüther und hielt ihn aufrech
aller Gefahren. Zu weit geht die Anschuldigung, der
habe wieder und wieder Gott befragt in der Erwartun
Antwort von ihm zu erhalten, und auch seinen Zu
auf einen bestimmten Tag Bescheid versprochen: haben
auch andere Personen zu Gott um Erleuchtung in schw
Lagen gefleht und ihre Entschließungen hinausgeschobe
sie sich durch inbrünstiges Gebet für ein großes Untern
eine folgenschwere Entscheidung vorbereitet glaubten?
der Beweis dafür, daß es sich bei Savonarola um
nämlich um ein vermessenes Erzwingen göttlicher P
offenbarungen gehandelt habe? Gerne pflichten wi
Verfasser bei, wenn er zwischen ächter und unächter P
zeiung unterscheidet und die Merkmale angibt, nach
auf die eine oder andere zu schließen ist. Aber so
derlei Regeln aufzustellen sind, so schwer und heikel
Anwendung auf den einzelnen Fall, und wenn e
Ergebniß kommt, Savonarola sei das Opfer eines,
anzudeuten scheint, nicht einmal ganz unverschuldeten
betruges geworden, — was hält er von den Weissag
des Abtes Joachim, der hl. Brigitta von Schwede
anderer Heiligen? Haben nicht verschiedene Heilig
Selige über die Lebens- und Leidensgeschichte des C
verschiedene, von einander wesentlich abweichende
barungen gehabt? Welche sind nun ächt und welche b
auf „Selbstbetrug?"

Mit Recht legt P Lukas großes Gewicht darau
Zeitraum zu bestimmen, wann Savonarola zuerst die A
des Königs Karl VIII. angekündigt habe, denn es kom
der That sehr viel darauf an, ob dies zu einer Zeit g
da dieses Unternehmen noch völlig unbekannt und u
scheinlich, oder aber bereits beschlossene Sache und
die Verhältnisse gefordert war. Nach seiner Berechn
nun diese Voraussagung am füglichsten in den S

oder Herbst 1493, vielleicht sogar erst ins Frühjahr 1494 zu verlegen, also in eine Zeit, da allerdings schon längst lebhafte Unterhandlungen wegen eines französischen Kriegszuges nach Italien im Gange waren; man könnte daher versucht sein, mit P. Lukas in Savonarola's Ankündigung der Ankunft Karl's VIII lediglich das Ergebniß kluger politischer Combination und guter Verbindungen zu erblicken. Allein P. Lukas übersieht, daß Savonarola selbst in seinen Predigten über einige Psalmen und den Propheten Aggeus, gehalten im November und Dezember 1494, dem florentinischen Volke zuruft:[1]) Tu sai che piu anni fa innanzi che si sentisse romore o odore alcuno di queste guerre, che si veggano hora mosse da gli oltramontani che ti furono annuntiate gran tribulationi. Sai anchora che non sono passati interamente dua anni che io ti dissi: (ecce gladius domini super terram cito et velociter). Non io ma Dio te lha fatto predire, et ecco che glie venuto et viene. Diese Versicherung wird aber bestätigt durch die Angabe eines gewiß unverdächtigen zeitgenössischen florentinischen Schriftstellers, des berühmten Philosophen Marsilius Ficinus, der am 12. Dez. 1494 schreibt:[2]) Nonne propter multa delicta postremum huic urbi hoc autumno exitium iminebat nulla prorsus hominum virtute vitandum? Nonne divina clementia Florentinis indulgentissima integro ante hunc autumnum quadriennio nobis istud praenuntiavit? Bezeugt nicht auch Guicciardini:[3]) Nam quo tempore in Jtalia nullum, nisi summae tranquillitatis signum apparebat pro concione saepenumero praedixerat, externos exercitus in Italiam cum mortalium terrore venturos? Doch selbst

1) Ediz. Vineggia 1544 f. 6.

2) Epistolae Marsilii Ficini Florentini, ed. Venet. 1495 f. CLXXXXVII.

3) Hist. sui temporis lib. II, ed. Basil. 1567 p. 153.

wenn man mit P. Lukas annimmt, Savonarola's Prophezei
sei ins Jahr 1493 zu verlegen, so darf man nicht außer A
lassen, daß damals mit größerer oder geringerer Wahrsche
lichkeit wohl das Einrücken eines französischen Heeres, ni
aber der Erfolg, am allerwenigsten der ungeah
Triumphzug, der dem jugendlichen Könige beschieden w
vorauszusehen war. Eben diesen mühelosen, beispiello
Erfolg hatte aber Savonarola geweissagt, und sicher
jedenfalls, daß die Zeitgenossen unter dem Eindru
standen, des Predigers Voraussagung habe auf mehr de
bloß natürlichem Scharfsinne beruht, und daß gerade v
da an sein Ruf und Ansehen als Prophet außerordentl
stieg. Savonarola hätte sich hundertmal als Prophe
ausgeben können, man würde ihm nicht bloß ni
geglaubt, sondern in's Gesicht gelacht haben, we
nicht die Wucht der Ereignisse seinen Worten Nachdr
verliehen und in den Zuhörern die Ueberzeugung befes
hätte, daß hier etwas Außergewöhnliches vorgehe.[1]) M
glaubte, derselbe Fürst, der unter dem augenscheinlic
besonderen Schutze Gottes ungefährdet von einem E
Italiens bis zum anderen zog, sei von der Vorsehung w
noch zu Höherem berufen, und schon deßhalb schien es,
anderen Rücksichten abgesehen, bedenklich, vom französisc
Bündnisse abzulassen.

P. Lukas gesteht, daß sich Gott auch unwürdiger W
zeuge zur Ausführung seiner Pläne bedienen könne, darf
daher über Savonarola's Vertrauen auf Karl VIII. n
aufhalten und würde dies umso weniger gethan haben, w
er der Karlssage, die damals allgemein verbreitet
und die Geister in Spannung hielt, und auf welche P
Grauert in seinen geist- und lehrreichen Aufsätzen

---

1) Vgl. Guicciardini Franc., Storia Fiorentina, Opere ine
t. III p. 123 sq.; Landucci, Diario Fiorentino dal
al 1516 p. 72. 88.

Savonarola aufmerksam gemacht hat,[1]) größere Beachtung geschenkt hätte. Alexander VI. freilich hatte andere politische Wege eingeschlagen und wünschte, nun auch die übrigen italienischen Staaten, namentlich Florenz, von Frankreich weg und auf seine Seite zu ziehen; wie aber der Arnostadt oder ihrem Berather ein Vorwurf daraus gemacht werden kann, daß sie ihren eigenen Vortheil dem des Kirchenstaates voransetzte, ist schwer zu fassen. Die Breven, die der Papst im Verlauf seines Streites mit Savonarola an diesen richtete, bringt P. Lukas wiederholt mit den Erlassen des hl. Pius V. in Parallele, eine Ehre, über die sich wohl niemand mehr als gerade der Borjapapst selbst gewundert hätte. Auffallend rasch geht der Verfasser über die Nachricht hinweg, daß Alexander VI. dem Prior von S. Marco den Cardinalshut angeboten habe. Er wagt dies zwar nicht geradezu in Abrede zu stellen, wenn er aber meint, der Papst habe dies nur gethan, um den mißleiteten Mönch vor den üblen Folgen seiner Widersetzlichkeit zu bewahren, so bekundet er einen Optimismus, um den wir ihn nur beneiden können. Die Errichtung der toskanischen Congregation und der Befehl, Savonarola habe ihr nebst seinen Brüdern beizutreten, entsprang keineswegs, wie P. Lukas es darstellt, dem Eifer für die kirchliche Disciplin, sondern, wie die gleichzeitigen Berichte deutlich genug besagen, politischen Erwägungen; und wenn der Verfasser zum Beweise dafür, daß der Prior der päpstlichen Verordnung nicht habe widerstehen dürfen, auf Clemens' XIV. Breve „Dominus ac Redemptor“ verweist und bemerkt, daß der Papst hier die Jesuiten nicht bloß zu einer weniger strengen Observanz verpflichtet, sondern vom Ordensstande ganz entbunden und entlassen und doch Gehorsam gefordert und gefunden habe, so entgegnen wir, daß es an Widerstand doch auch hier nicht gefehlt hat und daß zudem mit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu für deren Mit-

1) Wissenschaftliche Beilage der „Germania“, 1898 Nr. 34 ff.

glieder keineswegs die Nöthigung zum Bruche ihrer Gelübde verbunden war, da ihnen im gedachten Breve mit ausdrücklichen Worten die Wahl eröffnet war, sofern sie sich in den heiligen Graden befänden, entweder als Weltgeistliche unter einem Bischofe zu leben, oder aber einem kirchlich genehmigten Orden beizutreten und hier nach abgelegter Probezeit das feierliche Gelübde zu leisten. Glaubte also jemand, als Weltgeistlicher seinem Gelübde, wie er es in der Gesellschaft geleistet, nicht genügen und einen hinreichenden Grund, sich durch Aufhebung der Gesellschaft von der Erfüllung befreit zu halten, nicht annehmen zu können, so stand es ihm frei, in einem Orden seiner Wahl Zuflucht zu suchen. Ganz anders aber war die Lage der Brüder von S. Marco, die zum schlechthinigen Uebertritte zu einer laxeren Observanz verpflichtet wurden, was nach ihrer Ueberzeugung einem Abfalle von ihrer Regel gleichkam. Mit der Congregationsangelegenheit hängt nun aber auf's innigste zusammen die Frage nach der Giltigkeit oder Ungiltigkeit der Excommunikation; die eine wie die andere gedenken wir, wie schon bemerkt, ein andermal ausführlicher zu behandeln und heben hier nur hervor, daß sich Savonarola in seinem Widerstande wider den Bann doch nicht bloß, wie P. Lukas schreibt, auf Gerson, dessen Autorität ob seiner Haltung auf dem Konstanzer Concil verdächtigt werden könnte,[1]) sondern auch auf Peter de Palude und den hl. Antonin, wie der Verfasser selbst bemerkt, gestützt hat, und zudem folgt daraus, daß der Prior nur diese Schriftsteller in seiner Vertheidigungsschrift mit Namen nennt, noch nicht, daß er nicht noch andere Kanonisten

1) Freilich mit Unrecht, da, wenn ein Gerson in Fragen des Verhältnisses des Primats zum Episkopat auch geirrt hat, deßhalb seine sonstigen Schriften und Untersuchungen doch ihren Werth behalten. Vgl. Neri, P. Tommaso, Apologia in difesa della dottrina del R. P. F. Gir. Sav., Fiorenza 1564, p. 171.

Auge hatte, da bekannt ist, daß er über ein gründliches ristisches und kanonistisches Wissen gebot.[1])

Am wenigsten befriedigt die Darstellung, die der erfasser dem Prozeß des Ferraresen widmet. Er nimmt inen Anstand, des letzteren Sache auf eine Linie mit der- nigen eines Bernardo del Nero, Lorenzo Tornabuoni und r übrigen Complicen Piero Medici's zu stellen, die wegen chgewiesener und eingestandener hochverrätherischer Umtriebe m Tode verurtheilt und hingerichtet worden waren, ja er rsteigt sich sogar zu der Behauptung, Savonarola habe cht bloß von rechtswegen den Tod verdient, sondern er be denselben noch mehr verdient als Bernardo del Nero. nwillkürlich fragt man sich: welches waren denn die Staats- rbrechen, die dem Prior zur Last fielen? P. Lukas erinnert seine Beziehungen zu Karl VIII. und seine Bemühungen, esen nach Italien zurückzurufen. Er vergißt nur, daß ja r französische König seit langem der Verbündete der Arno- adt war und daß, obschon eine zahlreiche und mächtige artei in Uebereinstimmung mit dem Papste ungestüm den ruch mit der französischen Politik verlangte, immerhin die ehrheit der Bürger und selbst Gegner des Mönches von ner Preisgabe des französischen Bündnisses nichts wissen ollten.[2]) Ob nun die eine oder andere Politik für die Stadt

1) Johannis Nesii, Florentini Oraculum ad Joh. Franc. Picum Mirandulam, gedr. z. Florenz 1497: „Relinquo ius imperatorium, relinquo pontificium, in quo quantum excellat quantumque in ea re omnibus prosit, tuum, Nesi, testimonium citamus, qui habere illud in ore saepe solebas.“ Savonarola hat auch, wie aus dem Verzeichniß seiner Werke bei Villari I, App. p. XXII sqq erhellt, verschiedene kanonistische Schriften verfaßt.

2) In einer heftigen Streitschrift von Francesco Altoviti in defensione de Magistrati et delle leggi et antiche cerimonie al culto divino della citta di Firenze contro alle invettive et offensione di fra Girolamo (10 Blätter; ohne Angabe des Jahres oder Ortes des Druckes) heißt es: Noi siamo sempre

ersprießlicher war, mag dahin gestellt bleiben; man darf nicht außer Acht lassen, daß man in Italien und Florenz bis zum Tode Karls VIII. immer noch mit dessen Rückkehr nach Italien rechnete und die Florentiner mußten sich sagen, daß sie, falls der König als ihr Verbündeter kam, viel zu hoffen, wenn aber als ihr Feind, mehr noch zu fürchten hatten. Jedenfalls hatte auch die das Festhalten an Frankreich empfehlende Politik Savonarola's ihre gute Berechtigung, und selbst wenn sie sich hinterher als verfehlt erwies, so konnte ihren Anhängern gegenüber doch nur von einem geringeren politischen Scharfblick, nicht aber von Hochverrath gesprochen werden. Wäre auch nur die Spur eines solchen dem Mönche nachzuweisen gewesen, seine Feinde hätten darob frohlockt und nicht zum verwerflichen Mittel der Aktenfälschung gegriffen, um das Todesurtheil begründen zu können. Franz Guicciardini, der berühmte florentinische Geschichtsschreiber, Savonarola's Zeitgenosse, bezeugt denn auch ausdrücklich, obgleich er keineswegs zu seinen unbedingten Lobrednern zählt, derselbe habe sich an Staatsumtrieben nicht betheiligt, weder mit auswärtigen Fürsten, noch mit den einheimischen Bürgern.[1]) P. Lukas verhehlt sich denn auch selbst nicht, daß mit dieser Anklage nicht viel anzufangen sei;

stati amici et benivoli alli reali di Francia et per nôi med simi sanza le prediche sue siamo naturalmente obligati e devoti alla sua Xpianissima maiesta, perche li sua magnani progenitori unno restaurata et difesa sempre questa citta e siamo collegati con gran fede con la sua alta corona et c tucti li ferocissimi populi di Gallia et Britania.

1) Storia Fiorentina, Opere inedite III p. 176: E inoltre o avere tenuto pratica di Stato nè co' principi di fuora n drento con cittadini. — Francesco Guicciardini, 1483 gebor war zur Zeit der Hauptwirksamkeit des Mönches allerdings ka den Knabenjahren entwachsen; wir glauben indeß nicht fehl z gehen, wenn wir seine den Frate betreffenden Angaben auch a Mittheilungen seines Vaters zurückführen, der in dieser Z eine nicht unbedeutende Rolle spielte und in die Verhältni

ungleich besseren Erfolg verspricht er sich von der Anschuldigung, Savonarola habe, indem er die Berufung eines Concils und die Absetzung des Papstes anzuregen sich vermaß, die Kirche in die Gefahr eines Schismas gestürzt und deßhalb den Tod verdient. Nun haben wir an anderer Stelle bereits dargethan und beharren hiebei auch jetzt noch, daß Girolamo nach damaliger kanonistischer Lehre nichts Unrechtes that, wenn er unter den obwaltenden, überaus traurigen Verhältnissen der von allen Gutgesinnten so heiß ersehnten Reform die Wege bahnte und die Versammlung eines Concils empfahl. Ergab sich hier die Nothwendigkeit einer Absetzung Alexanders VI., so hatte dieser diese Maßregel durch seine Schandthaten selbst verursacht und wenn hieraus die Gefahr eines Schismas drohte, so traf die Verantwortung in erster Linie gleichfalls ihn, ganz abgesehen davon, daß es an Männern wahrlich nicht gebrach, die Kraft und Klugheit genug besaßen, mit Roderigo Borja fertig zu werden, wie man später mit dem verschlagenen Cäsar fertig wurde. Wenn P. Lukas schreibt, eben das skandalöse Leben Alexanders VI. habe einen Angriff wider ihn um so bedenklicher erscheinen lassen, so ist das fürwahr eine Logik, der wir nicht mehr zu folgen ermögen. Daß dieser sich bemühte, die mit schweren Opfern erkaufte Tiara zu behaupten, ist sehr begreiflich, wie wir ihm auch das natürliche Recht nicht verkürzen, sich seiner Widersacher zu erwehren; aber höher als die Interessen des schmachbeladenen Hauses Borja standen die Interessen der Gesammtkirche[1]), die durch das pflicht-

sehr gut eingeweiht war. Ranke nennt die Betrachtung, die Guicciardini dem Mönche gewidmet hat, eingehend und unparteiisch. Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, Geschichte der roman. und germ. Völker von 1494—1514, 2. Aufl., S. 1*; vgl. S. 53*.

1) „Salus multitudinis, sagt der hl. Thomas S. Th. III q. 42 art. 2, est praeferenda paci quorumcumque singularium hominum. Et ideo, quando aliqui sua perver-

vergessene Treiben ihres Oberhirten unleugbar tiefstens geschädigt wurde.[1]) Aber selbst angenommen, der Reformator hätte sich durch seine Fürstenbriefe wirklich verfehlt, wo stand geschrieben, daß dieses sein Vergehen mit dem Tode zu büßen sei?

Sehr befremdet hat uns des Verfassers Behauptung, der Mönch habe gegen die Bulle Execrabilis Pius' II. verstoßen, welche die Berufung vom Papst an ein allgemeines Concil verdamme. Aber wann und wo in aller Welt hat denn der Prior je vom Papst an ein Concil appellirt? Die Synode, die er zusammenzubringen trachtete, sollte ja gar nicht als höhere Instanz in seiner Sache, sondern über die Kirchenreform entscheiden, so daß ja hier die Voraussetzung, unter welcher obige Bulle erlassen ist, gar nicht zutrifft.[2]) Die Bemühung um eine Concilsberufung war zudem gar nicht der Grund, weshalb die Florentiner ihren Propheten dem Tode weihten, sonst hätten sie, abermals sei es betont, die Prozeßakten nicht zu fälschen brauchen, da jene Thatsache genügend feststand.[3]) Nicht kirchliche Erwägungen waren für dieselben maßgebend, politische Parteirichtungen waren es, die seinen Untergang gebieterisch heischten. Es galt die endgiltige Niederwerfung der Piagnonen, wie sie deren Gegner längst angestrebt hatten und nur über die Leichen

---

sitate multitudinis salutem impediunt, non est timenda eorum offensio a praedicatore vel doctore, adhoc quod multitudinis saluti provideat."

1) Das gibt auch Pastor III S. 502 unumwunden zu.

2) Vgl. Hefele-Hergenröther, Conciliengesch. 8. B. S. 123.

3) Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die angelegentliche Sorge seiner florentinischen Richter nicht, wie nach P. Lukas zu vermuthen wäre, dahin ging, den Mönch hochverrätherischer oder synodaler Umtriebe zu überführen, sondern ihn als falschen Propheten, als Betrüger zu entlarven, wie aus den Prozeßakten aufs klarste erhellt; damit fällt die Hypothese des P. Lukas in sich selbst zusammen.

ihrer Führer hinweg zu erreichen hoffen durften. Nachdem einmal der Sturm auf S. Marco, der Mord Valori's vollzogen war, gab es keine Umkehr mehr, Savonarola mußte sterben, sollte nicht die mühsam niedergehaltene Volksstimmung zu seinen Gunsten umschlagen und seine Feinde selbst in's Verderben stürzen.[1]) P. Lukas glaubt zwar, falls Savonarola und seine Gefährten nach Rom geschickt worden wären, so würden sie vom Papste zu einer Gefängnißstrafe begnadigt worden sein; der Mönch selbst versah sich dessen vom Papste offenbar nicht, da er sich von seinen Henkern die Gnade ausbat, nicht nach Rom ausgeliefert zu werden.[2]) Die päpstlichen Commissäre, Franz Romolino und der Dominikanergeneral, brachten bei ihrer Ankunft zu Florenz das Todesurtheil bereits mit und mußten es ausführen, wie auch immer die von ihnen anzustellende peinliche Untersuchung ausfiel; es ist völlig unrichtig, wenn P. Lukas schreibt, erst nachdem dieselben zur Ueberzeugung von der Schuld der Angeklagten gelangt waren, hätten sie ihre Einwilligung zur Hinrichtung gegeben.[3])

Ueberhaupt liegt ein Hauptfehler des Verfassers darin, daß er viel zu schematisch und formalistisch verfährt.

Nur so nebenbei erwähnt er den gewiß nicht unwichtigen Umstand, daß sich die Florentiner zur Nachgiebigkeit gegen den mit ungestümer Beharrlichkeit ihren Beitritt zur Liga fordernden Papst insbesondere auch deßhalb entschlossen,

---

1) „Furono morti per satisfare alla rabbia degli inimici loro, che si chiamavano in quegli tempi vulgarmente gli Arrabbiati," sagt Guicciardini l. c. p. 182.

2) Marino Sanuto, Diarii I, 947.

3) Nicht bloß Burlamacchi und Simone Filipepi berichten, die päpstlichen Commissäre hätten das Todesurtheil bereits bei ihrer Ankunft in Florenz mitgebracht, auch Parenti schreibt: Nel medesimo tempo s'accostorono su nostri terreni e commissarii mandati dal pontefice per la executione de frati sostenuti.

weil sie so nicht bloß Pisa wieder zu erhalten hofften, son
auch von ihm in ihrer drückenden Geldnoth eine beträcht
finanzielle Unterstützung in Form einer Klerikalsteuer
warteten; zeigten sie sich aber widerspenstig, so mußte
nicht bloß auf Pisa und die ersehnte Geldhilfe verzic
sondern auch die Confiskation aller im Kirchenstaate be
lichen Werthe und Waaren, die der Papst angedroht h
gewärtigen. Allzu wenig bringt P. Lukas den politis
Faktor, der angesichts eines so durchaus weltlich gesin
Papstes, eines so nüchtern und praktisch denkenden V
wie die kaufmännischen Florentiner, beim Untergange
Ferraresen eine hochbedeutsame Rolle spielte, in Ausc
die Vortheile, mit denen die Liga winkte, die Beziehungen
Arrabbiati zum Papste und zum Herzog von Mailand,
krampfhaften Bemühungen das Volksregiment zu stü
und den Einfluß der Piagnonen zu brechen, Verhält
deren eingehende Würdigung zu einer gerechten Beurthei
Savonarola's unerläßlich ist.

XXVIII.

England und die holländischen Republiken Südafri

(Schluß.)

Unter der weisen Regierung des Präsidenten Brand,
um jeden Preis freundliche Beziehungen zu den Englän
zu unterhalten suchte, entwickelte sich die Oranje-Rep
viel schneller als das Transvaal, dem durch den Z
von Afrikandern, welche aus dem britischen Gebiete
wanderten, viele widerspenstige Elemente zugeführt wu
Anfangs bestanden vier selbständige Staaten: Potschefstr

Zoutpansberg, Lydenburg, Utrecht, und als nach manchen Reibungen eine Vereinigung erzielt wurde, zeigten sich die Präsidenten ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Pretorius wurde abgesetzt, weil er sich in den Verhandlungen betreffs der Diamantengruben so saumselig gezeigt hatte; Burghers laxe religiöse Ansichten (er war früher Geistlicher gewesen) erregten das Mißtrauen der gottesfürchtigen Buren, welche ihre damaligen Mißerfolge dem Zorn des Himmels zuschrieben, die Zahlung der Steuern verweigerten und Burghers absetzen wollten.

Statt den Transvaalern die Regelung ihrer inneren Angelegenheiten zu überlassen, statt ein Beobachtungskorps an den britischen Grenzen aufzustellen gegen den Häuptling Secocuni, dessen Festungen die Buren nicht zu erobern vermochten, glaubte Sir Theophilus Shepstone, der günstige Zeitpunkt zur Auflösung der Republik und Einverleibung des Transvaals sei gekommen. Unter dem Vorwand, die Finanznoth des Landes und seine politische Ohnmacht sei eine große Gefahr für die britischen Colonien, forderte er die Bewohner zum Anschluß an England auf. Einige in Transvaal ansässige Engländer und Fremde nahmen den Vorschlag mit Beifall auf, die Holländer waren tief empört über diese grobe Rechtsverletzung und hofften zuversichtlich, daß die englische Regierung Shepstone desavouiren werde. Sir Bartle-Frere war von dem Colonialsekretär Lord Carnarvon als Oberkommissär nach Afrika geschickt worden, um eine Vereinigung der südafrikanischen Staaten zu Stande zu bringen, stieß aber bei den Afrikandern auf eine so tief-gewurzelte Abneigung, daß er seinen Plan aufgeben mußte. Manche frühere Freunde der Engländer mußten, wenn sie ihr Ansehen bei den Afrikandern nicht einbüßen wollten, sich gegen dieselben erklären. Die antienglische Bewegung gewann immer mehr an Ausdehnung. Statt gleich loszuschlagen, suchten Krüger, Joubert und Pretorius, die leitenden Staatsmänner jener Tage, die Gemüther zu beschwichtigen, und hoben

beständig hervor, daß sie von der Gerechtigkeitsliebe der großen englischen Nation eine Wiederherstellung der Republik erwarteten. Dreimal machte Krüger als Mitglied der von den Buren abgeordneten Deputation die Reise nach London und benützte die Gelegenheit, das englische System kennen zu lernen. Die liberale Partei, die drei Jahre nach der Annektirung Transvaals ans Ruder kam, 1880, täuschte die Erwartungen der Buren, denn in der Meinung, daß nur eine kleine Minderheit die Wiederherstellung der Republik verlange, erwiderte sie: „Fieri non debuit, factum valet." Bryce, Impressions of South Africa S. 194 bemerkt: „Denen, welche diesen Akt im Lichte der späteren Ereignisse betrachten, muß das Verfahren der britischen Regierung als gewaltsam erscheinen. Eine 25 Jahre früher anerkannte Republik abzuschaffen, ohne dem Volke Gelegenheit zu bieten, seinen Wünschen Ausdruck zu geben, war nicht geeignet, dem Lande den Frieden zu geben." Von den freigebig gemachten Versprechungen wurde keine gehalten. Das Land, anstatt sich zu erholen und innerlich zu kräftigen, ward der Tummelplatz von Agitatoren. Sir Bartle-Frere gestand selbst ein, daß der Haß gegen England und die von englischen Beamten verursachte Mißregierung stetig zunehme. Die Verwaltung konnte in nicht schlechtere Hände gelegt werden, als die des Schotten Sir Owen Lanyon, den die Buren wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe als einen Abkömmling von Negern betrachteten. Nicht einmal der Friede mit den Nachbarstaaten konnte behauptet werden.

Die Zulus, unter ihrem thatkräftigen König Cetewayo, sahen in der Auflösung der holländischen Republik eine ihre Existenz bedrohende Gefahr und übertrugen ihren ganzen Haß von den Buren, mit denen sie so manchen Strauß bestanden hatten, auf die Engländer. Diese sahen sich genöthigt den Zulus den Krieg zu erklären, der anfangs unglücklich geführt wurde, aber mit der fast völligen Ausrottung der Zulus endete. Wenn die Sieger auf die Dank-

it der Buren rechneten, so sahen sie sich bald enttäuscht. Letztere fürchteten die englische Herrschaft weit mehr gelegentliche Einfälle der Zulus, die sie bisher stets lagen hatten Die Unterwerfung Secucunis und der s setzten sie jedoch in den Stand, ihre Streitkräfte zur mpfung Englands zu vereinen, das ihnen, ohne es zu en, in die Hand arbeitete. Die schroffe Zurückweisung Forderungen Transvaals durch die englische Nation übte Wirkung auf die erbitterten Gemüther: man beschloß, Kampf mit England aufzunehmen. Krüger und Joubert n die Führer der Bewegung, die dank dem Muth und Energie der Frauen, welche zum Kriege drängten, immer ere Ausdehnung gewann. Den Krieg von 1881 setzen als bekannt voraus; die tiefreligiösen Buren schrieben ssen ihre Siege nicht der Treffsicherheit und ihrem Geschicke, ern der besonderen Huld Gottes zu. Der Krieg war sie ein Religionskrieg, in dem Gott der gerechten Sache Sieg verlieh, die Engländer waren Feinde Gottes, sittlich ommene Menschen. Sie haben für dieselben den Spitzen „Faule Eier“ erfunden.

Die Tories, die Imperialisten haben schon damals, noch r heute die versöhnliche Politik Gladstones aufs schärfste rtheilt, und in derselben den Ausdruck einer grundhrten Humanität gesehen; während die Radikalen nicht g Worte der Anerkennung und des Lobes fanden. Erst üngster Zeit sind die Beweggründe, welche Gladstones isterium zur Anerkennung der Republik Transvaal benten, durch Lord Kimberley, der damals Minister der nien war, bekannt geworden. Brand, Präsident des nje-Freistaates, konnte nur mit größter Mühe die Patrioten Zaume halten und machte die englischen Minister darauf erksam, daß ein Vernichtungskrieg zwischen der holländ n und englischen Rasse nur durch große Zugeständnisse Transvaal abgewendet werden könne. Gladstone hatte Muth, den Unwillen der Imperialisten auf sich zu laden,

und sah es wahrscheinlich nicht ungern, daß man den Grund seiner Nachgiebigkeit, die Furcht vor einem Volkskriege nicht kannte, und seine Uneigennützigkeit und seinen Edelmuth bis in den Himmel erhob. Im Lichte der gegenwärtigen Ereignisse kann man nicht umhin, die Weisheit der Gladstone'schen Politik zu bewundern, leider wurde gerade der wichtigste Punkt, das Verhältniß der Republik Transvaal zu England nicht genau bestimmt, weil Gladstone es nicht wagen durfte, den englischen Ansprüchen auf eine Oberhoheit über Transvaal zu entsagen.

In der Londoner Convention von 1884 wurde das Transvaal unter dem Namen „Südafrikanische Republik" anerkannt und das Abhängigkeitsverhältniß beschränkt, außerdem wurden die geographischen Grenzen genau bestimmt. Leider wurde die Regierung durch die öffentliche Meinung so lange bedrängt, bis sie Betschuanaland besetzte und unter ein britisches Protektorat stellte. So sah sich die neue Republik von allen Seiten eingeengt, nur ein Theil von Zululand und später das kleine Swaziland wurden ihr überlassen, während England fast alle unabhängigen Staaten sich unterwarf. Für die Holländer, die ein Nomadenleben führten und neue Weideplätze für ihre Herden suchten, war die englische Politik äußerst unbequem und erregte großes Mißvergnügen. Da trat ein Ereigniß ein, welche das verhältnißmäßig unfruchtbare bergige Transvaal zur bedeutendsten und reichsten Provinz Südafrikas machte. Neue Verwicklungen mit England ließen sich nicht vermeiden.

Bald nach der Londoner Convention 1884 bestätigte sich das schon zehn Jahre von Pionieren in Umlauf gebrachte Gerücht, daß nicht nur in Witwatersrand, sondern im ganzen Transvaal sich ergiebige Goldfelder fänden. Präsident Krüger lud geschickte Bergwerker aus allen Theilen der Welt ein, nach Transvaal zu kommen, und gewährte anfangs äußerst günstige Bedingungen, denn er sah, daß die reichen Einkünfte, die er aus den Bergwerken zog, die Staatsschuld abtragen und die Kosten der öffentlichen Werke bestreiten

konnten. Je mehr die Zahl der Einwanderer zunahm, je zahlreicher britische Unterthanen sich einstellten, desto hinterdenklicher ward er, desto mehr gab er der Befürchtung Raum, daß diese Engländer (sie bildeten ungefähr die Hälfte der Bergwerker) Transvaal unter britische Herrschaft bringen würden. Die Gruben ganz zu schließen, gegen die Engländer Ausnahmegesetze zu erlassen, ging nicht an, ebenso wenig konnte er sich überzeugen, daß die Ausländer wirklich in Transvaal sich niederlassen und als friedliche Bürger ihre staatlichen Pflichten erfüllen wollten. Er sah sich demnach genöthigt, den Fremden das Bürgerrecht zu versagen, sie von allen Aemtern auszuschließen und hoch zu besteuern.

Die Engländer waren empört über die von Krüger getroffenen Aenderungen und verlangten, daß sie in Transvaal dieselben Rechte und Freiheiten genießen sollten wie die Holländer in der Kapkolonie; die Amerikaner und Australier schlossen sich ihnen an, während Franzosen und Deutsche sich meist auf Seite der Holländer stellten Ueber das Recht irgend welchen Staates, Einwanderer zuzulassen oder auszuschließen, kann wohl kein Zweifel bestehen, besonders wenn wie hier das Gebot der Selbsterhaltung und die Bewahrung der Landeskinder vor sittlicher Fäulniß ins Spiel kommt. Daß das Transvaal von Bergwerkern, Spekulanten, Abenteurern, Glücksrittern überschwemmt werde, war keineswegs wünschenswerth und würde den Buren weit größeren sittlichen Schaden zugefügt haben, wenn sie sich gegen die Bewohner von Johannesburg -- der ganz modernen Stadt, die plötzlich wie ein Pilz in die Höhe schoß, — nicht so sehr abgeschlossen hätten. Die ganz moderne englische Cultur mit ihren Spielhöllen und Frauenhäusern, ihren prachtvoll ausgestatteten Branntweinläden und Schauhäusern stand der Cultur des 17. Jahrhunderts mit ihrer fast puritanischen Einfachheit und Strenge schroff gegenüber; der Unglaube und die religiöse Gleichgültigkeit stach sehr ab von dem tief religiösen Sinn und der Begeisterung der Buren. Für

Präsident Krüger, der wußte, daß er an dem Volke ei
Rückhalt hatte und der sein hohes Ansehen nicht
wenigsten dem Umstand verdankte, daß er, wie seine La
leute sich ausdrücken, immer für Gott war, stand es
daß die Aufrechthaltung der alten Ordnung, die Ausschließ
der Ausländer von politischen Rechten eine Lebensfrage
Zu den religiösen Beweggründen, die ihn in seinem Vo
bestärkten, kamen politische hinzu; das Eindringen
modernen Cultur war gleich bedeutend mit dem S
Englands, der Annahme englischer Sitten und Gew
heiten seitens der Buren. Die Furcht vor den Uebergri
Englands hatte zwar bisher die Buren zusammengehalten
die der bestehenden Ordnung widerstrebenden Elemente u
den Buren selbst niedergehalten; aber es stand zu befürch
daß die jüngere Generation sich der modernen Cultur ge
über weniger widerstandskräftig erweisen werde. Es wu
bereits Stimmen laut, welche den Ausländern dieselben bür
lichen Rechte gewähren wollten, welche die Buren besa

Krüger und seine Partei waren in der Klemme, glückli
weise waren es die Johannesburger selbst, welche i
Gegner aus seiner schwierigen Lage befreiten und die Bu
welche mit der modernen Cultur geliebäugelt hatten,
Präsidenten Transvaals in die Arme trieben. Weil
Petition und ihre Forderung voller Rechtsgleichheit
berücksichtigt geblieben war, wollten sie auch mit Ge
ihre Freiheit erobern, die bestehende Regierung stürzen
eine Republik auf neuer Grundlage errichten. Sie knüp
Unterhandlungen an mit Cecil Rhodes, dem Gründer
Rhodesia, dem Premier der Kapkolonie, dem mächtig
und unternehmendsten Manne Südafrikas. Aber Unein
unter den Verschwörern (die einen waren für Anerken
der britischen Herrschaft, die andern wollten eine
Republik) und Unentschiedenheit, weil man nicht ge
gerüstet war, und vor allem die Schnelligkeit und T
kraft der Buren erstickten die Revolution in ihrem Ke

n, das Werkzeug von Rhodes, der gegen den Wunsch
hannesburger in Transvaal eingefallen war, ward
n Buren umzingelt und mußte die Waffen strecken,
hannesburger, die Jameson nicht zu Hülfe geeilt
mußten sich gleichfalls ergeben.
ieser ohne Kriegserklärung erfolgte, von dem Premier
pkolonie gebilligte Einfall in Transvaal und die
n Enthüllungen, welche der in London geführte
brachte, hatten für die Burenrepublik die natürliche
daß die Parteiungen mit einem Mal aufhörten, daß
chulter an Schulter mit großer Einmüthigkeit den
samen Feind — England zu bekämpfen, beschlossen.
mehr, selbst die Buren des Oranje-Freistaates und
britischem Gebiete wohnenden Afrikander näherten
ransvaal, dem der erfolgreiche Kampf einen außer-
lichen Einfluß verschaffte. Die englischen Schriftsteller,
ihre Regierung anklagen, bald durch unzeitiges Drängen
urch feiges Zurückweichen die Buren gereizt und zur
ung innerer Zwistigkeiten bewogen zu haben, haben
ganz Unrecht; aber der Vorwurf, daß sie keine Mittel
Wege gesucht, um die Holländer gegen einander auf-
en, ist unbegründet. An gutem Willen fehlte es den
chen Beamten nicht, nur siegten die Eroberungsgelüste
die Regeln der Klugheit. Man wollte zu schnell zum
kommen und verdarb alles. Man glaubte die in
n mit solchem Erfolg gehandhabte Methode einfach auf
frika übertragen zu können, und doch waren die Ver-
isse grundverschieden. Man konnte nicht Stämme gegen
me, Sekten gegen Sekten ausspielen, man konnte nicht
e durch Eingeborene, die man bewaffnete, führen. Die
n waren keine durch das Klima entnervten, durch Miß-
e entmuthigten Mohammedaner und Inder, sondern
ierte Patrioten, welche für Religion und Vaterland
n Kampf zogen und überzeugt waren, daß Gott der
ten Sache zum Siege verhelfen werde.

Krüger und die Buren sind wie Cromwell und die Cromwellianer Fanatiker, welche alle ihre Erfolge dem Beistande Gottes zuschreiben, unterscheiden sich aber von den übrigen Enthusiasten durch die Sorgfalt und Umsicht, mit der sie alle natürlichen Mittel, welche den Sieg sichern können, benützen. Krüger, der wohl kein anderes Buch gelesen hat als die Bibel, hat die englischen Diplomaten überlistet und eine erstaunliche Klugheit und Voraussicht an den Tag gelegt. Durch das Heranziehen von Holländern, denen er die wichtigsten Posten übertrug, durch Verwendung von Deutschen hatte er sich anfangs die Afrikander entfremdet, aber dafür das Band, das Mutterland und Colonie vereinigte, wieder enger geknüpft und die Sympathie des deutschen Elementes sich erworben. Transvaal konnte und durfte hinter der Civilisation der englischen Besitzungen nicht zurückbleiben, aber seine Cultur mußte eine echt volksthümliche niederdeutsche sein, darum rief er Niederländer ins Land, errichtete Schulen, in denen nur Holländisch gelehrt wurde. Auch hier arbeiteten ihm die Engländer in die Hände, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so kommt die Gelegenheit, die englische Sprache und die englische Civilisation zur herrschenden in Südafrika zu machen, kaum mehr wieder.

Manche Engländer haben dies instinktmäßig herausgefühlt und können nicht genug Worte des Tadels für die Mißgriffe der liberalen Partei finden; übersehen aber dabei, daß durch die Unterdrückung einer innerlich kräftigen Nationalität nichts gewonnen, daß eine gewaltsame Zurückdrängung nationaler Bestrebungen nothwendig eine Reaktion herbeiführt.

Daß die Engländer in diesem Streite nichts anders beabsichtigen als Freiheit und Bruderliebe, werden sie wohl wenige glauben machen; der eigentliche Zweck ist, wie sie bisweilen selbst gestehen, die Sicherung ihrer Machtstellung. Nun wird dieser Zweck offenbar weit besser erreicht durch Anerkennung der Burenrepublik, als durch Eingriffe in

hre Rechte. England muß sich hüten, seine Kräfte unnütz
zu zersplittern, denn der Glaube an seine unerschöpfbaren
Hülfsmittel ist durch die Thatsachen bedeutend erschüttert.

Ath. Z.

XXIX
Jubiläum der Nationalkirche S. Maria dell' Anima in Rom.
(1399—1899.)

In den während des Jahres 1899 in diesen Blättern
mitgetheilten „Wanderungen durch Rom" geschah auch der
deutschen Nationalkirche S. Maria von den büßenden
und flehenden Seelen des Fegfeuers Erwähnung. Es wurde
die Gründung und die Entwicklung der für den deutschen
Katholicismus so überaus bedeutungsvollen Anstalt gestreift
und auch einige Mittheilungen über das wichtige Bruder-
schaftsbuch gemacht, welche geeignet waren, den Schein zu
erwecken, als sei dem kundigen Verfasser die Ausgabe dieser
Geschichtsquelle durch den vormaligen Leiter der Anima,
Msgr. Karl Jänig, völlig entgangen.

Unterdessen hat sich im Monat November 1899 die
Feier des fünfhundertjährigen Bestandes der Anima
vollzogen und im Anschluß an dieselbe wurde die wissen-
schaftliche Welt durch den gegenwärtigen Leiter des Instituts,
Protonotar Franz Nagl, mit einer Schrift überrascht, welche
uns einen tiefen Einblick in die Entwicklung von Kirche,
Hospital und Studienhaus thun läßt und damit zugleich den
Beweis für die Berechtigung der fünften Centenarfeier erbringt,

in welcher die Katholiken des deutschen Reiches, w
Kaiserreiches Oesterreich-Ungarn lebendigen Antheil
haben. Wenngleich wir Zeuge der erhebenden
keiten während der Gedenktage im November 18
konnte unsere Berichterstattung, durch amtliche
manchfachster Art in den Hintergrund gedrängt, er
scheinen. Aus diesem Grunde müssen wir uns
mit einer gedrängten Uebersicht der Festlichkeiten
sprechung der Festschrift zu verbinden, auf daß di
wenn auch noch so leises Echo in den gelben
finden mögen.

In sehr verständnißvoller Weise hat Monsig
den ganzen Monat November der Gedenkfeier
Fromme Anliegen für Lebende und Verschiedene
sinnig mit einander ab. Unter jenen seien hervorge
Vereinigung unserer getrennten Brüder mit der K
Ausbreitung des wahren Glaubens und die Be
der unhaltbaren Lage, in welcher der heilige Stuhl
sich befindet. In der letztern Intention wurde Son
19. November, das feierliche Hochamt durch den
und Stiftskanonikus Bellesheim aus Aachen abgeh
von 1862 bis 1865 als Kaplan in der Anima thäti
von der Westmark des deutschen Reiches herbei
um den Zoll seiner Dankbarkeit für die hier e
Geistesrichtung abzutragen. Zu den Todten, deren
die Anima ehren zu sollen glaubte, gehört der letz
Papst, Hadrian VI. aus Utrecht, der Lehrer Kaiser
der „barbaro“, der „imperialissimo“, wie die R
der Kundgebung seiner Wahl ihn nannten, der
enttäuscht über den jähen Wechsel alles Menschli
kaum zweijährigem Pontifikat in das Grab sank u
Anima sein glänzendes Denkmal empfing. Wenn
wesentlich in den Rahmen der Gedenkfeier gehören
nur zeitlich und zufällig mit derselben verknüpft,
dieser Stelle doch auch an die Pietät erinnert we

welcher der deutsche Leseverein alljährlich am 15. Nov. das Andenken des seligen Albertus Magnus in der Anima begeht. Am Mittwoch, den 15. November, wurde er durch einen würdigen Mitbruder aus dem Orden der Dominikaner, P. Kaiser aus Luxemburg, gefeiert durch eine herzerhebende Predigt, welche des großen Scholastikers Schrift über die Tugend des Gottvertrauens in ihren wesentlichen Zügen zu schildern unternahm.

Einen höhern Standpunkt erklomm am Abend des nämlichen Tages der Professor und Diplomat Georg Freiherr von Hertling. Mit der ihm eigenen allbekannten Frische, Klarheit und Eleganz der Rede entwarf er ein feingezeichnetes Bild von des seligen Albertus Stellung in dem Geisterkampfe, dessen Wogen das dreizehnte Jahrhundert ausfüllten. Es waren die Zeiten, in denen die arabische Philosophie in aristotelischem Gewande in die Gedankenkreise des Abendlandes sich einführte. Neue Aufgaben erwuchsen damit den christlichen Gelehrten. Lediglich auf die Ueberlieferung der Väter sich stützen, würde vollständige Niederlage bedeutet haben. Es galt, neue geistige Waffen zu schmieden, überkommene Begriffe zu schärfen, abgelebte Aufgaben in den Hintergrund zu drängen und eine neue Terminologie zu begründen. Das alles hat Albertus in richtiger Würdigung der Aufgaben seiner Zeit geleistet und damit dem heute lebenden Geschlecht ein Beispiel hinterlassen, dem es nacheifern möge. Nicht hermetische Absperrung wider die Culturaufgaben unserer Tage, sondern Beachtung und Behandlung derselben auf Grund der in der Kirche hinterlegten Wahrheit, aber in einer den Bedürfnissen der Zeit angepaßten Weise — das ist die Aufgabe, welche den Katholiken heute winkt. Alle Achtung vor dem Diplomaten von Hertling. Aber höher steht er in meinen Augen als Vertreter des Volkes in den parlamentarischen Körperschaften, und am allermeisten glänzt er als akademischer Redner. Er ist geborener Académicien.

Als eigentlicher Jubiläumstag war das Fest der Kirchweihe der Anima, Samstag der 25. November, festgesetzt. Dem vom Titular-Erzbischof de Necker celebrirten Hochamt wohnten bei der K. K. Botschafter Graf Revertera, der preußische Gesandte beim hl. Stuhl Baron von Roterhan, und außerdem Vertreter der katholischen Deutschen aus allen Ständen in Rom. Von der Empore aus assistirte der ehemalige Münchener Nuntius, heutige Cardinalprotektor Aloisi Masella. Der berühmte Maëstro der gregorianischen Gesangschule der Anima, Professor Müller, heute einer der besten Kenner des gregorianischen Chorals sowie der älteren klassischen Meister, brachte die Missa trium regum des unvergeßlichen Kölner Kapellmeisters Friedrich Koenen glänzend zur Aufführung. Und nicht minder seelenvoll gelangten zum Vortrag unter seinem Zauberstab ein Tedeum von Haller und die von Müller selbst componirte Lauretanische Litanei zu fünf Stimmen. Die nicht zahlreiche aber trefflich geschulte Sängerschaar hatte in diesen Tagen vorzügliche Leistungen aufzuweisen. Wie mit mahnender Stimme ruft die gregorianische Gesangschule der Anima den heutigen Italienern und ihrer tiefgesunkenen Geschmacksrichtung im Gebiete der Kunst das Andenken an jene unsterblichen Meister wach, die aus ihrem eigenen Schoße hervorgegangen sind und zu deren letzten Ausläufern am Anfang des 18. Jahrhunderts Scarlatti gehörte, welcher den hl. Alfons Maria Liguori, den Kirchenlehrer, Schriftsteller und Musiker, so vortheilhaft beeinflußt hat.

Jedwede Kirchenfeier will zuletzt dem Heil der Seelen dienen und das Leben der Gnade fördern oder wiederherstellen. Zu diesem Zwecke hatte Monsignor Nagl auf Sonntag, den 26. November, auf sieben Uhr Morgens die Generalcommunion der Deutschen in der Anima anberaumt. Seiner Einladung wurde mit größtem Eifer entsprochen. Mitglieder der nationalen Collegien, Klosterfrauen der verschiedensten Congregationen, Vertreter der bürgerlichen Stände

empfingen aus der Hand des Cardinals Steinhuber das Brod des Lebens. Den ganzen Sonntag über blieb das heiligste Sakrament zur Anbetung ausgestellt und am Nachmittag um vier Uhr hielt Cardinal Aloisi-Masella die Schlußandacht mit Tedeum. Auch beim Schluß erschien der Botschafter Graf Revertera. Wie der letztere im Namen des Protektors der Anima, Kaiser Franz Joseph I., die innigsten Glückwünsche zum Jubelfeste überbrachte, so ließ auch der deutsche Kaiser Wilhelm II in seinem idealen Sinne durch seinen Gesandten seine Theilnahme ausdrücken und ein namhaftes Geldgeschenk spenden, während Se. Heiligkeit Leo XIII. die Anima mit einer golddurchwirkten Casel bereicherte.

Nach althergebrachter römischer Sitte verband sich mit der Schlußfeier eine Akademie mit Reden und gesanglichen Vorträgen. Dieselbe begann um fünf Uhr in den geschmackvoll gezierten Räumen des Lesevereins. Die Versammlung beehrten mit ihrer Gegenwart der Cardinalprotektor Aloisi-Masella, der Botschafter Graf Revertera, der Titular-Erzbischof Zardetti, der Abt Klug von Montecassino, sein Ordensbruder Janssens, Studienpräfekt des vom hl. Vater auf dem Aventin errichteten Collegium Anselmianum, der Rektor des Campo Santo, Prälat de Waal, Reichsrath Professor von Hertling, Msgr. Ehses, der Leiter des historischen Instituts der Görresgesellschaft in Rom u. a. Nachdem Monsignor Nagl einen geschichtlichen Ueberblick über die Anima gegeben und das Hoch auf Papst und Kaiser ausgebracht, hielt Prälat Bellesheim eine Ansprache über die Entwicklung der Anima seit ihrer Wiederaufrichtung durch die Bemühungen Franz Joseph's I. und Pius IX., denen das Breve Praeclara instituta charitatis vom 15. März 1859 entsprungen ist. Er schilderte Pius IX. in seinem eindrucksvollen Wesen, den Cardinal Reisach in seinem anregenden Umgang, den Bischof Feßler mit seinem ausgedehnten kanonistischen Wissen, den Benediktiner und Professor des Syrischen an der Sapienza P. Pius Zingerle u. a. Der Rektoren der Anima und der

Kapläne, welche daselbst ihre Studien gemacht, wurde gedacht. Sechs aus der Reihe der Kapläne, und zwar vier Oesterreicher und zwei Reichsdeutsche, sind zur bischöflichen Würde emporgestiegen, während andere durch die Abfassung wissenschaftlicher Werke die in der Anima in sich aufgenommenen Keime zur Entfaltung gebracht haben. Die mit besonderer Wärme dem hochseligen Cardinal Reisach gewidmeten Worte zwingen uns zu der öffentlichen Frage: Wo sind die zahlreichen Literalien des verewigten Kirchenfürsten geblieben? Die heute vorliegenden Biographien von Geissel, Ketteler, Laurent, Wiseman, Manning und Pitra lassen den Leser nur ahnen, wie bedeutend der Antheil war, welchen Reisach an der neuern Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse im deutschen Vaterlande genommen. Also nochmals die Frage: Wohin ist Reisachs literarischer Nachlaß gewandert, dessen Ankauf für die damalige (1869) Verwaltung der Anima eine Ehrensache gewesen wäre?

Waren die geschilderten Festlichkeiten von vorübergehender Bedeutung, dann besitzt die dem Jubiläum gewidmete Festschrift bleibenden Werth.[1]) Aus ihr mag Mitwelt und Nachwelt die Bedeutung der Anima für die Pflege der Beziehungen zwischen Rom und Deutschland, für den Betrieb der höhern Studien, für die Ausübung christlicher Charitas an Pilger und Hülflose jeder Art, für die Ausbreitung römischen Geistes entnehmen. Insbesondere werden die Verwaltungsbehörden der Anima von dieser Arbeit Veranlassung

---

1) Römische Quartalschrift für christl. Alterthumskunde und für Kirchengeschichte. Zwölftes Supplementheft. Mittheilungen aus dem Archiv des deutschen Nationalhospizes S. Maria dell' Anima in Rom. Als Festgabe zu dessen 500jährigem Jubiläum dargeboten von Dr. Franz Nagl und Dr. Alois Lang. Rom 1899. In Commission der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau und der Buchhandlung Spithöver zu Rom. 8°. XXV und 155 S. (M. 5.)

ehmen, das Institut einer noch gedeihlicheren Entwicklung
enn bisher entgegenzuführen.

Die Mittheilungen aus dem Archiv der Anima bestehen
us 263 Regesten, in welchen Monsignore Nagl mit Unter-
ützung des Minoriten P. Konrad Eubel die vornehmlichsten
Urkunden des Archivs zusammengedrängt hat. Urkunden von
nsnehmender Bedeutung wie das Diplom Bonifaz' IX. vom
. November 1399, welches dem Hospital kirchlichen Bestand
erlieh, das Testament des Dietrich von Riem mit seinen
usgedehnten Zuwendungen vom 15. März 1418, die Urkunde
über den Bau der Kirche vom 24. September 1499, der
Schutzbrief Kaiser Maximilian's I. vom 15. Februar 1518,
as Diplom Leopolds I. vom 18. Oktober 1699, endlich das
ngeführte Breve Pius' IX. vom 15. März 1859 wurden
n Anhang mit Recht vollständig zum Abdruck gebracht.
Die übrigen Dokumente sind durchaus in Uebereinstimmung
it den Regeln der heutigen Diplomatik als Regesten wieder-
egeben.

Die Papsturkunden lassen uns den heiligen Stuhl
n günstigsten Lichte erscheinen. Sie enthalten die Gewährung
on Exemptionen, von Schutzbriefen, Beichtfakultäten, Ablässen
nd beträchtlichen materiellen Spenden. Zu diesen sind
amentlich zu rechnen die Zuwendungen reicher Spenden aus
nen Ablaßgeldern, die aus Anlaß des Jubiläums vom
ahre 1500 aus den Erzdiöcesen Mainz, Köln, Magdeburg
nd der Diöc. Constanz eingelaufen waren. Insbesondere bewies
h Leo X. unter diesem Gesichtspunkte der Anima gnädig,
r nämliche Papst, der wegen der Ablaßgelder soviel un-
rechte Schmähung hat erdulden müssen. Besondere Ver-
rung genießen in der Anima die hl. Barbara und der
ärtyrer des Beichtgeheimnisses, der hl. Johannes von
epomuk. An ihren Festen, wie an den Tagen der Kirch-
ihe ist die Kirche mit Ablässen bedacht. In seiner liebe-
llen Sorge für alle Anstalten, welche sich um die Anima
e um ihren Mittelpunkt gelagert, bringt Msgr. Nagl eben-

falls Regesten über das vormalige, seit Eugen IV. mit der Anima verschmolzene Andreashospital, auf die unter dem Namen „Bizocchae ss. Crucifixi" bekannten Tertiarierinen, die Gilde der Schuster und die St. Jakob- und Anna-Bruderschaft. Sämmtlichen Regesten und Urkunden aber läßt Msgr. Nagl eine gediegene Abhandlung vorausgehen, welche sich sachgemäß über den Inhalt derselben verbreitet. Neben der neueren hier einschlägigen Literatur, welche fleißig verzeichnet wird, hat der Herausgeber in vielen Anmerkungen aus dem Archiv der Anstalt kostbare Notizen über die ältere Animakirche, welche dem im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts errichteten heutigen Gotteshause voraufging, passend eingefügt.

Einen vorwiegend kritischen Charakter besitzt der zweite Theil der Festschrift mit Professor Lang's „Studien zum Bruderschaftsbuche und den ältesten Rechnungsbüchern der Anima in Rom." Auch diese Arbeit, welche dem materiellen Bestand des Hauses gewidmet ist, wird von allen, welche der Anstalt ein Interesse entgegenbringen, mit innigem Danke angenommen. Sie läßt uns erkennen, mit welcher Freigebigkeit unsere Altvordern die Stiftungen der Nächstenliebe bedachten, und mit welcher Genauigkeit man der Verwaltung, Bewahrung und Vermehrung empfangener Wohlthaten sich gewidmet hat. Die Ausgabe- und Einnahmebücher gestatten auch einen Blick in den Werth der Geldsorten und lassen weiter erkennen, daß mit der Abwesenheit der Päpste aus Rom die Einnahmen fielen, indem der Geldwerth sank und die Miethen der Häuser sich verminderten.

Von hervorragendem Interesse erscheinen Lang's Mittheilungen aus dem Bruderschaftsbuche über die in demselben eingetragenen Namen von Gesandten. „Mit Einschluß der Agenten und Residenten", schreibt er (107), „zähle ich 125 verschiedene Gesandtschaften, die sich ganz oder theilweise in das Bruderschaftsbuch eingetragen und eigens als oratores, nuntii ꝛc. bezeichnet haben." Endlich hat Professor

dem Gang seiner geschichtlichen Studien entsprechend, hr genaues Verzeichniß der „österreichisch-bairischen n im Bruderschaftsbuche der Anima" geliefert. Dasselbe t den Zeitraum von 1426 bis 1636 und enthält nicht er als 331 Namen von hochstehenden Geistlichen und Hier sind vertreten die meisten bayrischen und sehr österreichische Sprengel nur vereinzelt erscheinen Bis- r aus dem Westen des Reiches, wenn es sich um listen handelt, wie unter den Nummern 68 und 102, ns Köln und Mainz begegnen, in 173 Lüttich, wo der nte Aleander bepfründet war, und in 330 Guil. Moosius ndus, Vertreter des Kurfürsten Ferdinand von Köln. dankenswerth sind die am Schluß beigefügten Ver- isse der in der Kirche der Anima vollzogenen Con- ionen von Bischöfen und die Einsegnungen von Aebten. i hier hingewiesen auf Weihbischöfe von Trier, Pader- Constanz, Augsburg, Lüttich, Osnabrück, Regensburg, ng, Köln Auf den Schultern der Weihbischöfe lastete flicht der Ausübung der Pontifikalien fast ausschließlich, end die Bischöfe als Landesherrn der weltlichen Ver- ng ihre Aufmerksamkeit widmeten — Gott sei es geklagt, nem Maße, welches beim Ausbruch der Glaubens- ng den Uebergang zum Landesepiskopat im prote- ischen Sinne beinahe mit der Macht eines Verhängnisses igeführt hat.

In die hohe Befriedigung, mit welcher der Pilger im t November 1899 das Jubelfest der Anima beging, e sich ein Gefühl des Schmerzes bei der Betrachtung age des heiligen Stuhles. Die Worte des en Vaters: Sub hostili dominatione constituti sumus esitzen heute mehr denn je ihre volle Bedeutung. erachten uns der Aufgabe enthoben, hierorts auf die ption des italienischen Staatswesens näher einzugehen, ssen unheimliche Tiefen der den zuständigen Gerichten

in Palermo soeben entzogene und vor den Assisenhof in Mailand verwiesene Prozeß wegen der durch die sicilianische Geheimgesellschaft Maffia befohlenen Ermordung des Barons Notarbartolo ein erschreckendes Licht geworfen hat. Man sieht: Die nämlichen Mittel, durch welche das politisch geeinte Italien in's Leben gerufen worden, müssen unaufhörlich in Anwendung gebracht werden, um dasselbe zu erhalten. Wenn aber die Träger der öffentlichen Gewalten das Unglück des Papstes, wie es den Anschein hat, noch durch Hohn verschärfen, dann geziemt sich ein Wort ernster Abwehr.

Ein Fall solcher Art hat sich Dienstag den 14. November beim Beginn der Kammersession im Palast Montecitorio ereignet. Die Thronrede, welche König Umberto in allerhöchster Person verlas, enthielt folgende Stelle: „Die bevorstehende Wiederkehr eines Jahres, welches einen Abschnitt in der katholischen Welt bezeichnet, wird für uns eine Gelegenheit sein, um noch einmal zu zeigen, daß wir es verstehen, hochzuachten und Anerkennung zu verschaffen jenen Verpflichtungen, die wir damals übernommen haben, als wir unsere Einheit vollendeten und Rom als die Hauptstadt des Reiches bestimmt haben". Der Wichtigkeit der Sache entsprechend haben Senatoren und Deputirte, zu denen der König sprach, die genannten Stellen auch aufgefaßt. Einstimmig berichtete die Presse, daß beide Häuser die angezogenen Worte über das Jubeljahr, das Garantiegesetz und dessen bisherige gewissenhafte Erfüllung durch die italienische Regierung, über die Errichtung der italienischen Einheit und die Bestellung Roms zur Hauptstadt des Landes mit Applaus aufgenommen. Diese Worte, wie weiter in der Presse hervorgehoben wurde, waren die einzigen in der Thronrede, welche den Beifall der Volksvertretung fanden. Nur über einen Punkt herrschte Zweifel, welchen Worten des Königs die Zustimmung gegolten habe: dem Garantiegesetz und seiner angeblichen Erfüllung, oder der politischen

inheit des Landes, oder der dem Papst widerrechtlich ent-
zogenen und dem italienischen Staatswesen überwiesenen
Stadt Rom?

Indem auch wir unsererseits dieser Stelle der Thronrede
unsere Aufmerksamkeit zuwenden, sei bemerkt, daß die Person
des Monarchen, die auch für uns unantastbar ist, hier
völlig außer Acht gelassen wird. Wir wollen annehmen,
daß König Umberto nach dem Beispiele so vieler unter
seinen Ahnen seiner Religion und ihrem Oberhaupte treu
ergeben ist. Indeß wird zugleich die Behauptung keinen
Widerspruch erfahren, daß die Thronrede mit den persön-
lichen Neigungen des Staatsoberhauptes bitter wenig zu
thun hat, vielmehr als Ausdruck des verantwortungsvollen
Ministeriums zu gelten hat. Nur unter diesem Gesichts-
punkte soll sie einer kurzen Prüfung unterzogen und gezeigt
werden, von welch großartiger Bedeutungslosigkeit Ver-
sicherungen solcher Art für die höchsten Interessen der
Religion, insbesondere aber für die dem Oberhaupt der
Kirche nach göttlichem Rechte zustehende, aber fortwährend ihm
vorenthaltene Freiheit in der Ausübung des Pontifikates sind.

Einen Augenblick wollen wir annehmen, daß dem Ver-
fasser der betreffenden Stelle in der Thronrede der Gedanke
an die Großartigkeit des Papstthums aufleuchtete. Sofort
ist aber diese Auffassung von dem Bestreben verschlungen
worden, die Thatsache des Jubiläums zu einer Verherrlichung
der italienischen Einheitspolitik auszunützen. Wer es versteht,
zwischen den Zeilen zu lesen, entdeckt mühelos in der Thron-
rede zwei Thatsachen: Das Ministerium bekundet seine
Ueberzeugung von dem höchst geringen Maße des Vertrauens,
welches die katholische Welt seinen fortgesetzt behaupteten
Versicherungen von dem Werthe des Garantiegesetzes ent-
gegenbringt. Und zweitens legt es gegen seinen Willen
Zeugniß ab von der abschreckenden Unhaltbarkeit der Lage,
in welche der Papst durch das italienische Staatswesen
gebannt wird. Schon die Hast, mit welcher die italienischen

Staatsmänner das Jubiläum, ehe die Feierlichkeiten noch ihren Anfang genommen hatten, vor der Ankunft fremdländischer Pilger, die man zu schützen vorgibt, ihren Zwecken dienstbar zu machen wünschten, muß verdächtig erscheinen. Offenbar wünschte man das Ausland hinwegzutäuschen über die Lage des Papstes, dem man eben noch gnädig verstattet, im Vatikan am Leben zu bleiben. In seinem Rundschreiben vom 11. Mai 1899 über die Feier des Jubiläums gedenkt Leo XIII. jener glücklichen Zeit, in welcher es ihm vergönnt war, Augenzeuge des erhabenen Eifers zu sein, mit welchem Leo XII. im Jahre 1825 zur Bewunderung der ganzen christlichen Welt an den frommen Uebungen der Andacht und der Buße theilnahm. Dürfte Leo XIII. heute ein Gleiches wagen in einer Stadt, wo der Pöbel nicht einmal die entseelte Hülle Pius' IX. zu achten den sittlichen Muth besaß? Wo die öffentlichen Gewalten die Todten vor Unbilden zu schützen nicht vermochten, wird es ihnen da gelingen, das Feuer der politischen Leidenschaften einzudämmen, wenn es sich um den lebenden Papst handelt, falls er sich in den Straßen Roms zeigen würde?

Und wie ist es mit der Erfüllung der feierlich übernommenen Verpflichtungen des sogenannten Garantiegesetzes bestellt, welche die Minister in der Thronrede mit so starkem Nachdruck zu betonen die Gewogenheit hatten? Hier hätte tiefes Stillschweigen sich eher geziemt. In der Sprache des Ministeriums liegt geradezu eine Aufforderung, die jüngste Geschichte des heiligen Stuhles zu befragen, ob auch nur der Schatten einer Garantie zur Gewähr seiner vollen Unabhängigkeit seitens der italienischen Staatsregierung sei es Pius' IX., sei es Leo XIII., dargeboten worden sei. Zunächst erlauben wir uns auf unsern Artikel in dieser Zeitschrift (Bd. 104, S. 440 ff.) „Aus dem Briefwechsel zwischen Papst Pius IX. und dem König Victor Emmanuel von Sardinien" zu verweisen. Sodann sei erinnert an eine wahre Fluth von Gesetzen und Verordnungen, welche die Kirchengüter nach Milliarden dem Fiskus über-

tworteten und zum Theil verschleuderten, an die Gewaltthat, it welcher einem internationalen Institut, wie der Propaunda, die Verwaltung seiner Güter gewaltsam genommen urde, um diese in italienischer Rente anzulegen. Während e Freiheit in der Ausübung der katholischen Religion in nge Schranken eingedämmt wurde, hat man dem Treiben rchenfeindlicher Mächte freien Lauf gelassen. Die Leiche ius' IX. erfuhr die schlimmsten Profanationen, nur mit ußerster Anstrengung konnte ihr das Schicksal, in den iber geworfen zu werden, erspart bleiben. Ein Tag tiefster chmach für Rom war die Enthüllung des Giordano Brunoenkmals auf dem Campo dei Fiori am Pfingsttage 1889, n welchem man sogar zur Schließung der Kirchen sich geoungen sah. Die Behandlung der französischen Pilger lebt och in aller Andenken. Und geradezu einen Hohn auf lle Gerechtigkeit, um nicht zu sagen Menschlichkeit, bildet as Vorgehen der Kriegsgerichte 1898 gegen die katholische resse, die katholischen Vereine, welche ohne einen Schatten on Beweis mit den schlimmsten Anarchisten und Socialisten uf eine Linie gestellt und demgemäß abgeurtheilt wurden. nd nun die italienische Presse — wie hat sie auf den apst, die Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche ei jedweder Gelegenheit ihr Gift ausgestoßen! Nur den on kindischer Furcht eingegebenen Bemühungen der italienchen Regierung ist die Thatsache zu verdanken, daß der eilige Vater, der Vertreter des göttlichen Friedensfürsten, u der Friedensconferenz im Haag im Monat Mai 1899 egen den Willen des Czaren Nikolaus II., der das Unterehmen ins Dasein gerufen, ausgeschlossen blieb. Und doch at es die göttliche Vorsehung weise eingerichtet, daß das ein gesponnene Gewebe der italienischen Umtriebe in voller onferenz feierlich zerrissen wurde durch die Hand einer ristlichen Monarchin. Auf Befehl der Königin Wilhelmine on Holland gelangte der über die Friedensconferenz mit em Papst von ihr gepflogene Briefwechsel zur Verlesung.

Thatsachen von der weittragenden Bedeutung derjenigen, welche soeben zur Anführung gelangten und die sich noch stark vermehren ließen, sind geeignet, auf die in der Thronrede enthaltene Versicherung der Erfüllung des Garantiegesetzes ein sehr bedenkliches Licht zu werfen. Des weitern belehren sie uns darüber, was man von dem Versprechen, dieses Gesetz in der Gegenwart und der Zukunft zu handhaben, zu halten hat. Glücklicherweise hat Leo XIII. die Ungerechtigkeit der italienischen Kirchenpolitik auf Schritt und Tritt verfolgt und in seinen meisterhaften Lehrschreiben und Briefen ihr den Spiegel der Wahrheit und Gerechtigkeit vorgehalten. Es dürfte kaum einen einzigen Papst in der neuern Zeit geben, dessen Dokumente so bedeutungsvoll und so anregend sind und mit der Tiefe des Inhalts zugleich eine solche Eleganz der Form paaren. Zum Studium derselben kann nicht warm genug eingeladen werden. Wenn nicht alle Merkmale trügen, dann geht das Streben der italienischen Staatsmänner dahin, dem Papst seine internationale Stellung zu nehmen und ihn auf die Stelle eines italienischen Patriarchen herabzudrücken.

Sie hat sich getäuscht. In ihre eigenen Netze ist sie verstrickt worden. Das gerade Gegentheil ihrer Absichten hat sich verwirklicht. Bis zu den Grenzen des Erdballs wird Leo's XIII. Wort mit Ehrfurcht vernommen und mit Pietät erfüllt. Auch die Geschichte bezeugt die Wahrheit des Satzes der Dekretalen: Sedes apostolica non moritur.

XXX.

Der dritte Band der Ketteler-Biographie.[1]

Mit dem dritten Bande liegt nunmehr das verdienstvolle biographische Werk vollständig vor. Derselbe behandelt die beiden wichtigen Perioden in Kettelers Leben, die Zeit des vatikanischen Concils und die des Culturkampfs.

Ketteler's Haltung auf dem Concil ist damals und späterhin Gegenstand vielfacher Mißdeutungen gewesen, und auch die ausführlichen Mittheilungen, die P. Pfülf darüber bringt, werden nicht alle Leser vollkommen befriedigen. Sie versetzen uns in die schwüle Atmosphäre zurück, welche vom Spätjahr 1869 bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Kriegs in manchen katholischen Kreisen herrschte; das Gebahren der liberalen und kirchenfeindlichen Presse und ihrer Hintermänner wird nach Gebühr gekennzeichnet, aber eine vollkommen zutreffende Würdigung von Ketteler's Gedanken und Absichten bringen sie meines Erachtens nicht.

Mit der thatsächlich erfolgten Dogmatisirung sind selbstverständlich für den Katholiken alle Zweifel, wie an dem Inhalt so an der Opportunität derselben beseitigt. Auch gilt, daß, was heute Wahrheit ist, schon vorher Wahrheit gewesen sein muß, und so kann man freilich sagen, daß diese letztere auf Seiten der sogenannten Concils-Mehrheit war. Aber soweit möchte ich doch nicht gehen, zu behaupten, daß darum auch die sämmtlichen einzelnen Mitglieder dieser Majorität die erleuchteteren Theologen und gründlicheren

1) Ueber die beiden ersten Bände s. Histor.-polit. Blätter 124, S. 871.

Gelehrten gewesen seien, und daß umgekehrt, wie auf S. 343 angedeutet wird, Ketteler's Zugehörigkeit zur Minorität ihre Gründe in seiner nicht völlig genügenden theologischen Schulung gehabt habe. Was die Haltung des Bischofs von Mainz bestimmte, war seine innere Wahrhaftigkeit und strenge Gewissenhaftigkeit, seine völlige Hingabe an die Sache, die sich nie durch persönliche Rücksichten und am wenigsten durch Rücksichten auf die eigene Person von der erkannten Pflicht abbringen ließ. Als Bischof sollte er Zeugniß ablegen für die Wahrheit; Lieblingsideen, Schulmeinungen, Partei-erwägungen hatten darum für ihn keine Bedeutung. Er konnte irren, aber er wollte nur das vertreten, was er nach sorgfältiger Prüfung als die stets in der Kirche lebendige Lehre glaubte ansehen zu können. Bekanntlich richteten sich seine Bedenken auch nicht gegen den Kernpunkt des Dogmas, sondern gegen gewisse Modalitäten der Formulirung. In Deutschland galt er als das Haupt und der energische Führer der streng-kirchlichen Richtung, als „Ultramontaner" strikter Observanz. Sich in Rom in einem andern Lager zu finden oder demselben zugerechnet zu werden, war sicherlich für ihn ein Opfer, aber er brachte es, weil sein Gewissen es von ihm forderte, und er erklärte später wiederholt, daß er die auf dem Concil eingenommene Stellung keinen Augenblick bereut habe, vielmehr im gleichen Falle immer wieder so handeln würde, wie er gehandelt habe. Darum ist es auch gar nicht verwunderlich, daß er, wie P. Pfülf besonders hervorhebt, nach der Entscheidung mit den Mitgliedern der Concilsmehrheit, wo er mit ihnen zusammentraf, in rückhaltloser Freundschaft verkehrte. Andrerseits hielt er aber auch nach dem Concil nicht zurück mit der Verurtheilung extremer Anschauungen, wie sie beispielsweise eine Zeit lang kurzsichtiger Eifer in der Genfer Correspondenz zum Besten gab.

Der Culturkampf zeigt den schon bejahrten Kirchenfürsten noch einmal auf der vollen Höhe seiner Thatkraft. In unermüdlicher Schlagfertigkeit ist er jederzeit zur Stelle,

ein Bedürfniß der Abwehr und Richtigstellung, der
ufklärung oder Ermunterung sich zeigt. Wie die Reden
alinckrodt's, so wurden Ketteler's Broschüren von hundert-
usenden begeisterter Leser verschlungen. Aber nur Unkenntniß
nd Vorurtheil hielten ihn für den im vorzüglichen Sinne
streitbaren" Bischof. Näher Stehende wußten schon damals,
as der Biograph nunmehr mit Recht hervorhebt, daß er
m Gegentheile bestrebt war, dem Kampfe, soweit nur immer
öglich, auszuweichen, und daß er ihn nur aufnahm, wo
nd wann die Pflicht der Vertheidigung unveräußerlicher
rchlicher Rechte ihn unvermeidlich machte. Ihm lag vor
llem an der kirchlichen Praxis, an der Bethätigung des
ligiösen Lebens, an der christlichen Tugend. So lange
ierfür nur irgend Raum und Lebensluft vorhanden waren,
onnte man versuchen, durch gesteigerte Opfer und An-
trengungen die Hindernisse zu überwinden, welche eine feind-
lige Gesetzgebung aufzurichten bestrebt war. Was er selbst
 jenen Nothjahren auf der Kanzel und im Beichtstuhle
istete, ist geradezu übermenschlich.

Den Ausgang des Kampfes und die Rückkehr friedlicher
Zustände hat er nicht mehr erlebt. In einem abgelegenen
apuzinerkloster Oberbayerns ist der große Bischof, auf den
ie Augen der Katholiken der alten wie der neuen Welt
richtet waren, am 13. Juli 1877 eines heiligmäßigen
Todes gestorben. Für die Schilderung der letzten Lebens-
ochen konnte sich der Verfasser auf eine ihm congeniale
eder stützen, und hier endlich gewinnt seine Darstellung
ine größere Wärme, welche die Verehrer Kettelers bis dahin
ehr oder weniger vermissen mochten. Den Schluß bildet
in „Charakterbild", eine Mosaikarbeit aus zahlreichen Aus-
prüchen von Freunden und Gegnern, näheren und ent-
rnteren Verwandten. Man muß es beklagen, daß Ketteler
inen Biographen gefunden hat, der auf Grund eigener
enntniß der seltenen Persönlichkeit und in Folge dessen
uch mit verständnißvoller Sympathie für ihre kraftvolle

Eigenart die Schilderung seines Lebens unternommen hat. Da aber dieses, wie es scheint, nicht zu erreichen war, kann man P. Pfülf nur Dank wissen für sein mit größter Gewissenhaftigkeit zusammengestelltes urkundliches Geschichtswerk.

v. H.

XXXI.

Die Ausstellung der Gemälde und Zeichnungen von Ludwig Knaus.

(In der Akademie der Künste zu Berlin.)

Der siebzigste Geburtstag ist ein Markstein im Leben des Menschen, mag dasselbe in stiller Zurückgezogenheit dahingeschwunden sein, oder wie ein breiter Strom gebend und empfangend durch die Jahrzehnte sich ergossen haben, und gleichviel, ob es in engen Kreisen sich bewegte, oder hinaus griff in die Weite — in jedem Fall ist jener Tag eines Rückblickes werth auf das, was hinter ihm liegt.

Einen Rückblick eigener Art ermöglicht die Ausstellung der Gemälde und Zeichnungen von Ludwig Knaus in der Akademie der Künste zu Berlin. Am 5. Oktober vorigen Jahres hat der Künstler sein 70. Wiegenfest gefeiert. Die gelungenste Nachfeier, die man dem Tage geben konnte, ist sicherlich die zu diesem Zwecke veranstaltete Ausstellung. Zwar repräsentirt dieselbe nicht das ganze Lebenswerk des Gefeierten. Manche Bilder fehlen, theils weil ihr Besitzer unbekannt war, theils weil sie aus andern Gründen nicht beschafft werden konnten. Doch wird diese Lücke einigermaßen ausgefüllt durch gute Reproduktionen. Eine ebenso werthvolle Zugabe bedeuten die ausgestellten Handzeichnungen. Wir haben in ihnen eine Art Quellennachweis für das künstlerische Schaffen des Meisters.

Auf den ersten Blick präsentirt sich dasselbe als ziemlich

elseitig. Porträts, Bauern- und Jahrmarktscenen, eine heil. Familie, ein Reigen am Meeresstrand, Schornsteinfeger, Satyrn und russische Bauerntypen figuriren nebeneinander. Der Schwerpunkt jedoch liegt im Genre. Knaus selber fühlte in sich dafür besondere Anlagen und bildete dieselben, angeregt durch Wilhelm Sohn, entgegen dem Wunsche Schadows, des damaligen Direktors in Düsseldorf, sorgfältig aus. Die ersten bedeutenderen Bilder, die er schuf, „Der Leichenzug im Walde“ 1850 und „Die Spieler“ 1851 waren Genrebilder, und das erste Werk, mit dem er vor die Oeffentlichkeit trat, nachdem er die Kunstschätze von Paris studirt, war „Der Morgen nach einem Feste“ (1853). Die zweite goldene Medaille und das Kreuz der Ehrenlegion, welche ihm dasselbe einbrachte, mochten für ihn eine Bestätigung sein, daß er den richtigen Weg eingeschlagen.

Obgleich er nach Wesen und Gesinnung deutsch blieb und (den Sujets nach) deutsch malte, die Feinheit der Beobachtung, die Schärfe der Charakteristik und der Glanz der malerischen Technik machten ihn auch bei den Franzosen allgemein beliebt, und gerne gaben sie ihn als einen der Ihrigen aus. Auf die Dauer jedoch konnten sie ihn nicht an sich fesseln. Im Jahre 1860 kehrte er in die deutsche Heimat zurück, lebte bis 1867 bald in Berlin, bald in seiner engern Heimat Wiesbaden, dann in Düsseldorf und folgte im Jahre 1874 einem ehrenvollen Rufe in die Reichshauptstadt zur Uebernahme eines akademischen Meisterateliers. Außer den vielen Auszeichnungen, die ihm geworden sind, mag ihm insbesondere die freudige Theilnahme an seinem Ehrentag und der zahlreiche Besuch seiner Ausstellung ein Beweis sein, daß man ihn auch im Vaterland zu schätzen weiß.

Er hat es allerdings um die Heimat verdient, daß sie ihn ehrt, denn das Beste, was er gemalt hat, das ist das deutsche Volksleben. Das deutsche Volk, näherhin das Landvolk, wie es leibt und lebt, mit allem was sein Herz bewegt, seine Phantasie beschäftigt, oder auch seinen Unwillen erregt, die Lichtpunkte in seinem Dasein und die Schattenseiten in seinem Charakter, alles das hat er zum Gegenstand eingehender Studien gemacht, und darum weiß er es auch so naturwahr zu schildern und so treffend zu erzählen. Nehmen

wir irgend eines seiner Bilder heraus, etwa „Seine Hoheit auf Reisen.“ Man könnte vielleicht Einwände erheben gegen die Gruppirung. Vom Standpunkt der Naturwahrheit aus ist die gewählte allein berechtigt. Wer nicht officiell hergehört und herkommandirt werden kann, der hält sich, unbeschadet der Liebe zum Landesherrn, in so respektvoller Ferne, daß man alles noch genau sieht und doch nicht in Gefahr kommt, angeredet und zum Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit gemacht zu werden. Die Schuljugend ist da mit dem hochbetagten Lehrer an der Spitze. Sein Anzug hat wohl das 25 jährige Dienstjubiläum längst hinter sich und seine Haltung zeigt, daß er tiefdurchdrungen ist von der Anhänglichkeit an's angestammte Herrscherhaus. Er wird von der Achtung vor der Nähe des Landesvaters beinahe erdrückt. Etwas selbstbewußter stehen die Gemeindeväter da. Sie wissen, was sie im Dorfe zu bedeuten haben, und wenn die natürliche Befangenheit und wohl auch die Nothwendigkeit einer Begrüßungsrede den Schulzen etwas blaß angehaucht haben, so zeigt doch seine Haltung, daß ihn das Bewußtsein der Oberherrlichkeit über seine Umgebung selbst in diesem kritischen Moment nicht verlassen hat. Und wie naturwahr sind erst die Schulkinder geschildert! Man kann ihnen ihre Empfindungen, zum Theil auch ihre Begabung am Gesichte ablesen.

Wie hier, so tritt uns überall in Knaus' Bildern das Leben entgegen, wie es in Wirklichkeit ist. Wie ist im „Dieb auf dem Jahrmarkt“ der Geschäftseifer der jüdischen Händler, der Pflichteifer des verfolgenden Polizisten, die Angst des davoneilenden Diebes so trefflich zum Ausdruck gebracht! Wie behaglich bearbeitet der alte Meister in der „Dorfschmiede“ sein Eisen! Wie spiegelt sich im „Invaliden“ die Erinnerung an eine große, vergangene Zeit, wo er auch mit und dabei gewesen! Wie drastisch ist die überwältigende Wirkung der Lustbarkeit und des Alkohols im „Morgen nach dem Kirchweihfest“ wiedergegeben! Wie beredt ist in den Mienen der Hauensteiner Gemeinderäthe ihre Ansicht über die Verletzung ihrer Rechte ausgedrückt! Man fühlt, wie genau der Künstler sich in diesen Kreisen umgesehen, wie er sie belauscht hat da, wo sie sich gehen lassen, wie er insbesondere die Gestalten scharf

n's Auge gefaßt hat, welche die Phantasie des Volkes beschäftigen. Man vergleiche die verschiedenen Zigeunerbilder, die Schornsteinfeger, die Hausirer und Juden. Aber auch da, wo er den Beschauer in die besseren Kreise führt, verläßt ihn die Naturwahrheit nicht, z. B. beim Bilde „Ein Wiedersehen." Der fröhliche Jugendmuth des Studententhums, die Freude und Wehmuth des Mutterherzens beim Wiedersehn, das Entsetzen der Schwester über die Anzahl von Schmarren im Antlitz des Bruders Studio, das ist vortrefflich zum Ausdruck gebracht!

Ein besonderer Zug in den Werken des Künstlers darf hier wohl noch eigens hervorgehoben werden: die Vorliebe für die Kinder und die scharfe Beobachtung der Eigenheiten des Kindeslebens. Vielleicht mißt ihm der eine oder andere Beschauer keine hervorragende Bedeutung zu. Daß Knaus selber andrer Ansicht ist, das zeigen die vielen Bilder, die sich ausschließlich mit dem Kindesleben beschäftigen. Freilich sind es nicht die Kinder, die in Sammet und Seide aufgewachsen, sondern die Kinder des Volkes. Wohl ist auch die Jugend der besseren Stände vertreten, allein fast immer nur in Porträts. Wo dagegen das Kindesleben als solches zur Darstellung kommt, da haben die Kinder des Volkes Modell gesessen. Man braucht sie nur zu nennen, die beliebten kleinen Scenen, wie „jung Mütterchen", „ein genügsamer Mitbürger", oder die „Holzsammlerin" mit ihrem traumverloren in die Geheimnisse des Waldes blickenden Enkelkind. Selbstverständlich hat der Künstler für die Leiden seiner jungen Lieblinge ein inniges Verständniß und Mitgefühl. Wer sollte auch kein Mitleid haben mit dem armen Kleinen, der umsonst die ganze Kraft seiner Stimmbänder entfaltet, während der Schusterjunge, der ihn auf den Armen trägt, mit stoischer Ruhe einen Apfel zum Munde führt, oder mit dem andern, dessen Klagelaute ungehört verhallen, da sein pflichtvergessener Hüter — wieder ein böser Schusterbube — durch das Kartenspiel vollauf in Anspruch genommen ist.

Mit demselben Verständniß und derselben Sorgfalt behandelt Knaus die jungen Leutchen auch da, wo sie nur Nebenfiguren sind oder in großer Anzahl auftreten. Man versuche einmal, auf den Gesichtern der Kinder beim „Leichenzug im Walde" oder beim „Begräbniß in einem hessischen

Dorf" zu lesen, oder man verfolge, wie sich die Lebensfreude und Lebensenergie äußert beim „Kinderfest". Der eine von den kleinen Festgenossen führt die Speisen mit beiden Händen zum Munde, zwei streiten um einen Teller, einer füttert eine Katze, einer wird zudringlich, einer hat sich zu feierlicher Rede erhoben, ein Mädchen gibt dem Schwesterchen zu essen und läßt sich nicht beirren durch den großen Hund, der seine breite Schnauze gierig zwischen die zwei hineinzwängt. Und wie ernst ist es den beiden Buben, die bei der „goldenen Hochzeit" die Musikanten nachmachen. „In allen Gliedern regt sich's und nach dem Takt bewegt sich's." Und wie glücklich und zufrieden sitzen die zwei Rangen im Helldunkel der „Dorfschmiede" in der Nische neben der Esse und sehen dem Meister und der Krähe auf seinem Ambos zu. Am liebsten möchte man selber wieder zum Kinde werden und sich zu ihnen setzen. Freilich sind dem Künstler auch die Unarten der Jugend nicht entgangen. Offenbar muß er öfters zugesehen haben, wie die Jungen sich balgen, sonst hätte er den „Zweikampf hinter dem Zaun" nicht so treffend schildern und die Ungezogenheiten der Schwarzwälder Schuljugend gegen die „Dorfhexe" nicht so anschaulich wiedergeben können. Ein ergötzliches Erlebniß bei diesen Entdeckungsreisen in der Kinderwelt ist uns aufbewahrt im „widerspänstigen Modell". Ein ganzes Rudel von Kindern gafft verständnißinnig ins Skizzenbuch eines Malers, nur das Prachtexemplar von einem Jungen, der conterfeit werden soll, will sich nicht fügen und wehrt sich ebenso energisch gegen die älteren Knaben, die ihn festhalten wollen, wie er die vom „Bildermann" dargebotenen Aepfel abgewiesen hat.

Auch für die Thierwelt hat der Meister ein offenes Auge und er hat sie ausgiebig und in heiter anmuthenden Scenen in den Dienst seiner Kunst gestellt.

Wir haben schon erwähnt, daß die Ausstellung fast keine religiösen Bilder aufweist. Man kann es bedauern, daß der Meister auf diesem und manchem andern Gebiete der Kunst sich nicht oder nur wenig bethätigt hat. Ein Tadel trifft ihn deswegen nicht. Anlagen und Neigung wiesen ihn auf diese Erde und an ihm war es, diesem Fingerzeig zu folgen. Er hat es gethan und eben damit seine Größe begründet. Wie

...schaft er zu Werke ging und wie emsig er Umschau ...ten auf dem Felde, das er als das seinige erkannte, dafür ... die ausgestellten Handzeichnungen ein lehrreicher Beleg. ... der ewigen Stadt und aus dem Passeyerthal, im Salz-...gut und im Schwarzwald hat er sich seine Typen geholt. ...s Mädchen aus Rom und der Altbürgermeister von Hornberg, ...Jagdgehilfe von Lenggries und der Korbmacher von St. Martin, ...gene Turkos und Vertreter der Aristokratie sind zu einem ...e vereinigt, und so knapp und doch so klar sind diese ...gen, daß sie unmittelbar zum Copiren reizen und der ...hauer meint, in wenigen Minuten müßten sie sich ...duciren lassen.

Otto Lessing hat den Künstler mit dem Skizzenbuch ...dem Zeichenstift in der Hand, scharf Umschau haltend in ... Umgebung dargestellt. Der Bildhauer hat sicherlich eine ... Umgebung in seinem Bilde sich gedacht, als die Be-...er in Cylinder und Pelz oder Uniform und die Beschauerinen ...stbarer Robe, wie sie sich verehrend um die Gipsbüste in ...Akademie oder um das Marmorbild in der Nationalgalerie ...ammeln. Die Natur, das deutsche Dorf, den deutschen ..., das deutsche Volksleben müssen wir uns hinzudenken und ... können wir sagen: so und nicht anders mußte er dar-...lt werden. Möge es dem greisen Künstler noch recht ... verstattet sein, klaren Blicks in dieser Welt sich umzusehen ...das Geschaute mit sicherer Hand wiederzugeben und den ... für das Schöne in der Natur wie für die Poesie im ... des Volkes in seinen Schülern und in seinen Beschauern ...ecken.

Berlin. Dr. J. R.

XXXII.

Cardinal Pazmany's Gesammelte Werke.[1)]

Vierter Band.

Von dem großartigen Unternehmen der theologischen ...tät der Universität Budapest, die sämmtlichen Werke des

---

...Petri Cardinalis Pazmany, Archiepiscopi Strigonensis et Primatis Regni Hungariae Theologia Scholastica, seu Commentarii et disputationes quae supersunt in secundam theologiae S. Thomae Aquinatis Summae et tertiam partem: recensuit et praefatus est Adalbertus Breznay. Budapestini typis regiae scientiarum Universitatis 1899.

Cardinals Pazmany durch den Druck zu veröffentlichen, h
wir wiederholt Gelegenheit gehabt zu sprechen.[1] Vor
liegt die von dem Dekan der Fakultät und Professor der M
Msgre. Adalbert Breznay in Budapest besorgte Ausgabe
Vorlesungen, welche Pazmany zwischen den Jahren 1603—
an der Universität Graz gehalten hat.

In einem prächtigen Quartband von 808 Seiten sind
vorwiegend dem Gebiete der Moraltheologie angehören
Themate: Vom letzten Ziele des Menschen, von den menschli
Handlungen, von der Erbsünde, von den theologischen Tuge
untergebracht. In der Vorrede, welcher ein Facsimile
Originale beigegeben ist, erfahren wir von dem geleh
Herausgeber das Nähere über den Bestand der Original
der außerordentlichen Mühe einen kritischen Text herzustel
Der Herausgeber, welcher eine hervorragende Rolle bei
Edition der Werke des Cardinals Pazmany spielt, hat über
Bedeutung Pazmany's sich schon in einer früheren Schrift
Jahre 1885: Anecdotorum Petri Card. Pazmany specim
duo geäußert. Wie viel Mühe und Sorge die vorlieg
Edition verursacht, erfahren wir aus den Andeutungen
Vorrede, in welcher u. A. in geistreicher Weise erörtert w
wiefern Cardinal Pazmany zu den Thomisten zu zählen
wie er als Schüler eines Bellarmin und Vasquez seine S
ständigkeit zu wahren verstanden hat.

Für jene, welche die Werke Pazmany's zu erwe
gedenken, sei bemerkt, daß bei unmittelbarem Bezug durch
Dekanat der theologischen Fakultät der Universität Buda
sämmtliche Bände zu je fünf Gulden ö. W. zu beziehen
während sie durch den Buchhandel fast das Doppelte ko

---

1) Vgl. Bd. 114, S. 711, Bd. 117, S. 387 und Bd. 121, S.

XXXIII.

Gutenberg und seine Erfindung.

(Zum 500jährigen Geburtstags-Jubiläum.)

Das 15. Jahrhundert, namentlich dessen zweite Hälfte, ist eines der gedankenreichsten und fruchtbarsten der Geschichte. Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe fanden eine blüthenreiche Entwickelung. Wie in Italien die Renaissance Triumphe errang, so feierte im Norden die gothische Kunst in Architektur, Skulptur, Malerei und Gewerbe ihren zweiten Palmenstand. Pflegte man eifrig die klassischen Studien, und wirkten die Werke der Griechen und Römer fördernd auf die Form, so wurden auch die übrigen Zweige der Wissenschaft nicht vernachlässigt. Insbesondere nahmen die Naturwissenschaften, vor allen die mathematisch-physikalischen Forschungen, den größten Aufschwung. Bereits lehrte der Cardinal Nikolaus Krebs von Kues die Achsendrehung und die fortschreitende Bewegung der Erde und verfaßte eine sachkundige Schrift zur Verbesserung des julianischen Kalenders. Unter seinem Einflusse wurden Georg von Peuerbach und Johann Müller von Königsberg die Väter der rechnenden und beobachtenden Astronomie und die Begründer der heutigen mathematischen Geographie. Die kühnen Entdeckungsfahrten der Portugiesen und Spanier erweiterten nicht nur die Kenntnisse in Länder- und Völkerkunde, in Zoologie und Botanik, sondern wiesen auch dem Handel neue Bahnen; zugleich stellten sie alle späteren Entdeckungsreisen in den

Schatten. Die erfolgreichste Errungenschaft auf gewerbli
Gebiete ist aber die Erfindung der Buchdruckerkunst.
wir demnächst den 500jährigen Geburtstag des Erfin
Johann Gutenberg begehen, so ist es nicht unzeitgemäß,
und seine Kunst etwas näher in's Auge zu fassen.

I.

Wie bei so manchem anderen Wohlthäter der Mensch
ist auch bei Gutenberg, einem der größten Lichtverbr
aller Zeiten und Völker, der eigene Lebensgang noch viel
in Dunkel gehüllt. Nicht einmal das Geburtsjahr läßt
mit Sicherheit bestimmen; man kann nur das Ende
14. Jahrhunderts (1397?) als Geburtszeit annehmen.
die Festsetzung des Geburtstages auf den 24. Juni entb
der wissenschaftlichen Begründung, weil dazu nur der
name Johannes die Veranlassung bot.

Doch steht fest,[1]) daß Johann Gutenberg ein Mainzer
Er entstammte dem Patriziergeschlechte der Gensfleisch,
der angesehensten im Kurfürstenthum Mainz, das s
Namen von einem im Familienbesitz befindlichen Hofe i
Stadt führte. Dieses Geschlecht der Gensfleisch, welche
zum Jahre 1294 sich zurückverfolgen läßt, stand wäh
der fast endlosen Streitigkeiten zwischen den Patri
und Zünften wie zwischen dem Erzbischof und der S
wiederholt an der Spitze des Adels. Sein Vater
Friele (Frielo), welcher Else, die letzte des Ma
Geschlechtes derer zum Gutenberg, zur Frau hatte.
Name der Mutter ging auf Johann, zuerst als Bein
später als Hauptname, über. Uebrigens lautet sein T
name in damaligen Urkunden nach einer der üblichen
formen entweder Henne oder Hennle oder Henchin.
Gutenberg ist nur noch ein älterer Bruder desselben,
gleich dem Vater Friele hieß und im Jahre 1434 in El

---

1) Vgl. K. Dziatzko, Beiträge zur Theorie und Praxis des
und Bibliothekwesens. Leipzig 1894.

ei Mainz sich aufhielt, nachweisbar. Der Vater Gutenbergs wird seit dem Jahre 1414 in Mainz urkundlich nicht mehr genannt, wodurch die Vermuthung berechtigt ist, daß er, als Opfer der Bürgerfehde vom Jahre 1420, mit anderen Patrizierfamilien zur Auswanderung gezwungen ward und dabei den jüngeren Sohn Johann mit in die Fremde nahm, während er den älteren, Friele, entweder bei der Mutter in Mainz oder bei Verwandten in Eltville zurückließ. Denn im Jahre 1425 verkaufte die Mutter ein Haus und einen Garten in Mainz, ohne daß sie als Wittwe bezeichnet oder daß ihres Mannes erwähnt wurde, welcher also damals wahrscheinlich noch in der Verbannung lebte. Durch den Vertrag, welchen Erzbischof Konrad III. im Jahre 1430 zwischen Adel und Gemeinen zu Stande brachte, erhielten auch mehrere vertriebene Patrizier die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterstadt. Unter den Zurückgerufenen wird „Henchin zu Gudenberg", also der Erfinder, genannt. Da hier der Name seines Vaters fehlt und zum letztenmale im Jahre 1429 in einer Straßburger Urkunde ein Friele Gensfleisch von Mainz vorkommt, scheint derselbe am Ende des Jahres 1429 oder zu Anfang 1430 gestorben zu sein.

Vor dieser Zeit, die Gutenberg größtentheils außerhalb Mainz verlebt haben muß, fehlt jede Nachricht von ihm; weder von seiner Kindheit und Jugend, noch von seinem Bildungsgange und seinen Zukunftsplänen findet sich irgend eine Spur. Und doch, wie wünschenswerth wäre gerade hier ein Aufschluß, um zu erfahren, wie der stolze, unter Standesvorurtheilen aufgewachsene Junker dazu kam, sich mit dem Betriebe technischer Gewerbe zu befassen! Was veranlaßte ihn zu dieser, für einen Patrizier ungewohnten Beschäftigung, welcher er nicht etwa als einem Sporte nebenbei, sondern mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte und dem Opfer seines Vermögens und seiner Ruhe sich hingab? Zwang ihn dazu die Noth der Verbannung und ließ ihn dabei ein Zufall das Wesen seiner neuen Kunst

entdecken, oder erreichte sein grübelnder Geist erst allmählich das vorgesteckte Ziel? Vom Jahre 1430 an fällt etwas Licht in Gutenbergs Leben. Aber trotz erhaltener Erlaubniß kehrte er um diese Zeit nicht nach Mainz zurück, sondern blieb auch fernerhin in Straßburg und versuchte sogar im Jahre 1434, von hier aus seine Vaterstadt zur Zahlung einer Schuld zu zwingen. Da nämlich Mainz sich weigerte, gewisse, ihm oder seinem Vater während der Verbannung vorenthaltene Zinsen auch nach der Aussöhnung vom Jahre 1430 zu zahlen, nahm Gutenberg, kurz entschlossen, den Mainzer Stadtschreiber Nikolaus, als dieser zufällig in Straßburg verweilte, zum Faustpfand, d. h. er brachte denselben in Schuldhaft und erklärte, ihn eher nicht frei zu geben, bis die fällige Summe — 310 rheinische Gulden[1]) — entrichtet sei. Erst nachdem der Rath von Straßburg sich eingemischt, und der Stadtschreiber die Zahlung beschworen hatte, gab Gutenberg letzteren frei, ja schließlich sprach er ihn sogar der Schuld ledig „zu ehren und zu liebe den Meistern und dem Rathe der Stadt Straßburg". Daß Gutenberg hiermit auf eine damals so bedeutende Summe verzichten konnte, läßt bei ihm auf eine vorübergehend günstige, vielleicht durch den zuvor erhaltenen väterlichen Erbtheil entstandene Vermögenslage schließen. Bald jedoch gerieth er wieder in finanzielle Schwierigkeiten; denn in allen bezüglichen Urkunden der Folgezeit handelt es sich darum, ihm durch Bürgschaft, Verpfändung oder auf andere Art baares Geld zu verschaffen. Nur im Jahre 1437 findet sich Gutenberg in eine weniger prosaische Angelegenheit verwickelt. Anna (Annele) zur Isernen Thüre, eine adelige Straßburgerin, klagt gegen Gutenberg anscheinend wegen versprochener Ehe. Ob die Klägerin ihren Zweck erreicht,

1) Ungefähr 2500 heutige Mark. Vgl. A. Weber, Dill Riemenschneider, Würzburg 1888, Seite 73. Aber die Kaufkraft des Geldes war im 15. Jahrhundert viermal so hoch als an der Wende des 19. Jahrhunderts.

[un]d ob Gutenberg überhaupt je geheirathet hat, ist unauf[ge]klärt.

Wichtiger als diese Vorkommnisse bleibt die Kenntniß [d]es Prozesses, welchen im Jahre 1439 ein Jürgen Dritzehn [g]egen Gutenberg anstrengte, und welcher zum erstenmale [d]ie technische Arbeit des Erfinders und somit das Geheimniß [s]einer Kunst berührt. Gutenberg hatte sich nämlich Ende [1]437 oder Anfang 1438 mit Hans Riffe, Richter von [L]ichtenau, zum Zwecke der Herstellung technischer Arbeiten [a]ls Verkaufsartikel bei der bevorstehenden Aachener Heilig[t]humsfahrt verbunden. Andreas Dritzehn, der früher schon [m]it Gutenberg gearbeitet hatte, sowie Andreas Heilmann [w]ollten nun gleichfalls an dieser Vereinigung theilnehmen [u]nd wurden auch gegen ein Eintrittsgeld von je 80 fl. in [d]en Bund aufgenommen. Als es dann aber sich heraus[st]ellte, daß die Aachener Wallfahrt nicht im Jahre 1439, [w]ie erwartet, sondern erst 1440 bevorstand und der von ihr [er]hoffte Gewinn sich verzögerte, bemerkten die beiden Letzt[ge]nannten bei einem Besuche in Gutenbergs Wohnung, daß [d]erselbe noch andere, vor ihnen verheimlichte Künste betreibe. [S]ie drangen darauf in ihn, „alle sine Kunst, die er kunde, [n]it vor jnen zu verbergen“, sie vielmehr alles zu lehren, [w]o er fürbesser oder in ander Wege mehr erkunde oder [wü]st.“ Jetzt kam ein neuer Vertrag zustande, nach welchem [je]der der beiden weitere 125 fl. an Gutenberg zu zahlen [un]d die Kosten und Arbeiten des Unternehmens für seinen [T]heil zu tragen hatte. Der Vertrag galt auf 6 Jahre mit [de]r Bestimmung, daß, wenn einer der Genossen vorher stürbe, [de]ssen Erben 100 fl. auszuzahlen seien, die Geräthschaften [un]d hergestellten Arbeiten aber, zur Wahrung des Geheimnisses, [de]r Genossenschaft verbleiben sollten. Doch schon Ende 1438 [sta]rb Andreas Dritzehn, nachdem er für das geheimnißvolle [W]erk sein ganzes, wenn auch kleines Vermögen geopfert hatte, [un]d sein Bruder Jürgen verlangte nun an Stelle des Ver[sto]rbenen in den Bund einzutreten. Gutenberg wies ihn ab,

und darüber kam es im Jahre 1439 zum Prozeß. Durch 14 Zeugen suchte der Kläger nachzuweisen, daß sein Bruder alles an das Unternehmen gehängt und noch nichts vom Gewinn erhalten habe, während Gutenberg durch 4 Zeugen die Vertragsbedingungen nachwies und durch einen Eid erhärtete, daß Andreas Dritzehn ihm von dem Aufnahme-Kapital noch 85 fl. schulde. Das Urtheil vom 12. Dezember 1438 lautete demnach auf Abweisung des Klägers, dem Gutenberg nur 15 fl. auszuzahlen hatte. Obgleich der Verklagte sich bei den Verhandlnngen nicht über das Wesen seiner Kunst zu äußern brauchte, und die Zeugen entweder kein Verständniß dafür oder ein Interesse an der Geheimhaltung hatten, ergibt sich doch aus ihren Aussagen, daß Gutenberg neben anderen mechanischen Arbeiten, wie Steinpolieren und Spiegelschleifen, noch ein sehr verborgen gehaltenes Werk betrieb, nämlich das Drucken mit beweglichen Lettern. Mehreremale wird hier von einer Presse in der Wohnung des Andreas Dritzehn gesprochen, und vier unter ihr befindliche Stücke werden bezeichnet, die nach dessen Ableben Gutenberg sogleich auseinander zu nehmen befiehlt, „uff daz man nit gewissen kunne, was es sy;“ zwei Wirbel an der Presse sollen aufgethan werden, damit die Stücke auseinander fielen. Auch werden Metalle, die zum Guß gehören, wiederholt erwähnt. Deßhalb ist es unzweifelhaft, daß die Genossenschaft dem Typendrucke galt, und daß Gutenberg die Seele des Unternehmens war. Ihm zahlten die anderen eine Art Eintrittsprämie, und von ihm empfingen sie die Anleitung und besorgten das Handwerksmäßige, während dem Meister die Oberleitung und die Herstellung der Geräthe blieb.

Daß Gutenberg dabei nicht nur ein erfinderisches Genie, sondern auch ein spekulatives Talent an den Tag legte, erhellt aus seinen Handlungen: der klugen Abfassung seiner Verträge und der beabsichtigten Ausnützung der Aachener Heilthumsfahrt. Mit Recht meint daher K. Dziatzko, daß

nicht kaufmännischer Unerfahrenheit später in Mainz zum pfer fiel, sondern daß sein vorwärtsdrängender, auf die rprobung neuer Ideen gerichteter Sinn ihn gar manche chwierigkeit übersehen ließ.

Während seines Straßburger Aufenthaltes wohnte utenberg im Kloster St. Arbogast. Dort führte er ein rückgezogenes Leben. Nur ein Adeliger, Friedel von Sickingen, and ihm persönlich näher. In der Stadt schloß Gutenberg ch keiner bürgerlichen Zunft an, sondern hielt zur patrizischen enossenschaft der Konstofler (unzünftige Gewerbetreibende). rst Anfang 1440 erscheint er urkundlich als „Zudiener der oldschmiede“, wohl durch seine gewerbliche Thätigkeit dazu zwungen. Aber trotz seiner vornehmen Zurückhaltung efand sich Gutenberg nicht in glänzenden Verhältnissen, enn aus den Registern über die Weinzölle geht hervor, aß er vom Juli 1439 bis Juni 1440 zwölf Schilling Zoll huldig blieb.

Im Jahre 1444 wurde das Elsaß durch die Einfälle indlicher Banden heimgesucht und das Kloster St. Arbogast plündert. Gutenberg, der zu den Kosten für die Abwehr ngeschätzt und in seiner friedlichen Arbeit gestört war, verß wahrscheinlich um diese Zeit Straßburg. Wohin er ng, ist unbekannt, und wieder fehlt von ihm jede Spur ährend der nächsten Jahre. Erst im Jahre 1448 taucht in Mainz auf, arm an Mitteln, aber reich an Muth und offnung. Jedenfalls war seine Erfindung damals schon eit vorgeschritten.

Denn zwei Jahre später, 1450, entschloß sich Johann ust, ein ebenso vorsichtiger wie wohlhabender Mainzer ürger, ihn zum Betrieb seiner neuen Kunst mit größeren apitalien zu unterstützen. Er lieh ihm zu diesem Zwecke 00 fl., wofür Gutenberg die Anfertigung des Gerathes bernahm und es Fust verpfändete. Letzterer behielt sich ußerdem schriftlich 6 Prozent Zinsen vor, während er ündlich versprach, davon abzusehen. Um aber später seine

Zinsen auf alle Fälle eintreiben zu können, gab er die Gelder nicht aus seinem eigenen Vermögen, sondern entlieh dieselben gegen Zinsen von dritter Seite. So nur konnte er sie nach damaligem Rechte wieder erlangen. Ferner hatte Fust jährlich noch 300 fl. baar einzuschießen, sowie die Auslagen für Gesindelohn, Hauszins, Schwärze, Pergament und Papier zu bestreiten. Demnach mußte er sich von der neuen Erfindung einen unausbleiblichen Erfolg versprechen. Wie ungeduldig mag damals Gutenberg die Vollendung seines Lebenswerkes ersehnt haben, um ohne weiteres auf alle Bedingungen des geriebenen Fust einzugehen! Aber er hatte sich getäuscht; so schnell, wie er gehofft hatte, gelang es nicht. Dagegen wuchsen die Auslagen von Tag zu Tag. Fust wurde ungeduldig und drängte. Als ein versuchter Vergleich mit demselben sich zerschlug, forderte dieser sein erstes Darlehen von 800 fl. nebst 250 fl. Zinsen und weitere 800 fl. nebst 140 fl. Zinsen, endlich 36 fl. Zinseszinsen, mithin 2026 fl. von Gutenberg zurück. Natürlich konnte der Erfinder nicht zahlen, und so kam es zur Klage. Nach dem Richterspruch sollte Gutenberg über alle von Fust erhaltenen Gelder Rechnung ablegen, Fust bezüglich der Zinsforderung durch Eid oder Zeugen beweisen, daß er die Gelder selbst gegen Zinsen entliehen habe, was derselbe auch am 6. November 1455 vor dem Notar Ulrich Helmasperger beschwor.

Da Gutenberg die Vorschüsse nicht erstatten konnte, verfiel das verpfändete Druckgeräth dem Gläubiger, der nun das Geheimniß mit dem Schönschreiber Peter Schöffer sehr geschickt auszubeuten verstand.

Durch den Verkauf der 42zeiligen Bibel und in Folge des langsamen Gerichtsverfahrens vermochte zwar Gutenberg seinen finanziellen Zusammenbruch noch bis zum Jahre 1458 hinauszuschieben, dann aber gerieth er in die äußerste Bedrängniß, er konnte sogar nicht mehr die Zinsen einer kleinen Straßburger Schuld von 80 fl. aufbringen. Auch der Apparat zur 36zeiligen Bibel ging jetzt in den Besitz eines anderen

Druckgenossen, Hermann Pfister, über und wanderte mit diesem nach Bamberg.

Aber trotz der nun drohenden Concurrenz und seiner eigenen verzweifelten Lage fand Gutenberg nochmals einen Helfer. Es war der Mainzer Theolog und Jurist Dr. Konrad Homery, welcher ihm die Mittel gab zum Drucke eines neuen großen Werkes, des 1460 vollendeten „Catholicon" des Johannes de Janua.

In dem Kampfe zwischen dem vom Papste Pius II. abgesetzten Erzbischof Diether von Isenburg und dem Grafen Adolf von Nassau hatten die Bürger der bisher freien Reichsstadt Partei für den ersteren genommen; allein Adolf II. überwand seine Gegner, eroberte Mainz und unterwarf die Stadt der weltlichen Hoheit der Erzbischöfe (1462). Bei der Eroberung wurde ein Theil der Stadt, darunter die Druckereien, zerstört, was die Zerstreuung der Schüler Gutenbergs in alle Welt zur Folge hatte. Der Erfinder selber aber, welcher in dem Kurstreite auf Seiten der Adelspartei und des neuen Erzbischofs gestanden hatte, erhielt von Adolf am 18. Januar 1465 eine Hofpfründe in Anerkennung der „annemigen und willigen Dienst, die ihm und seinem Stift der liebe getreue Gudenberg gethan." So war er wenigstens im Alter vor des Lebens äußerer Noth geschützt. Er siedelte nun an den kurfürstlichen Hof über, der damals in Eltville sich aufhielt. Hier lehrte Gutenberg seine Kunst noch den Brüdern Heinrich und Nikolaus Bechtermünze und Wigand Spieß, welche in den Jahren 1466 und 1467 das lateinisch-deutsche Vocabularium „Ex quo" mit den Typen des „Catholicon" herstellten. Aber bald nachher, am Ende des Jahres 1467 oder am Anfange des Jahres 1468, rief den genialen Erfinder der Tod ab. Nach einer glaubwürdigen Nachricht wurde er in der Franziskanerkirche zu Mainz beigesetzt. Das in seinem Nachlaß vorgefundene Druckgeräth gehörte nicht einmal ihm, sondern dem Rathsherrn Homery. Es ward diesem vom Erzbischofe, in dessen Hofbezirk Gutenberg

verschieden war, unter der Bedingung ausgeliefert, daß es nur in Mainz verwendet werde, oder daß einem Mainzer das Vorkaufsrecht gewahrt bleibe.

Hatte Gutenberg in seinem Leben keine Rosen gepflückt, so sollte ihm auch nach seinem Tode der Ruhm der gewaltigsten culturhistorischen Erfindung streitig gemacht werden. Mit bescheidener Entsagung hatte er es vermieden, seinen Namen auf die von ihm gedruckten Bücher zu setzen;[1]) nur aus Zeugnissen seiner Zeitgenossen konnte entnommen werden, daß Johann Gutenberg der Erfinder der Buchdruckerkunst war.[2]) Aber diese Zeugnisse geriethen in Vergessenheit, und das wurde von mehreren Seiten benützt, um den Ehrenkranz um die Stirne anderer zu winden.

So beanspruchte die Stadt Feltre in Italien für Pamfilo Castaldi die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst, und man ging soweit, daß man auf Grund dieser lächerlichen Behauptung demselben im Jahre 1868 sogar ein Denkmal errichtete.

Die Stadt Haarlem nahm Lorenz Jansen, genannt Koster, als Erfinder an. Nachdem aber der Holländer Ant. van der Linde durch sein Buch: „De Haarlemsche Costerlegende" (2. uitg. 's Gravenhage 1870) die Ansprüche so gründlich zurückgewiesen, ist dieser Gegenstand für die Wissenschaft zur Ruhe gebracht, obwohl in neuerer Zeit der in England

1) K. Dziatzko, Beiträge zur Theorie und Praxis des Buch- und Bibliothekwesens. Leipzig 1894. S. 2.

2) In allen Culturländern gilt im 15. Jahrhundert Gutenberg für den Erfinder der Typographie und Mainz als die Stadt der Erfindung; auch alle niederländischen Chronikenschreiber vor dem Jahre 1560 geben, so oft sie die Erfindung erwähnen, Mainz die Ehre. Erst im Jahre 1561 wird angeblich von einem Haarlemer als Erfinder gesprochen, ohne daß zunächst ein bestimmter Name genannt wird. Ausführlich und romanhaft beschreibt dann Hadrian Junius in seiner 1588 erschienenen Geschichte von Holland die angeblichen ersten Buchdrucke des Laurens Jansen Coster im Jahre 1440.

lebende Niederländer J. H. Hessels in einer Schrift unter dem Titel: „Harlem, the birth-place of printing not Mentz, London 1887“ es noch einmal versucht hat, die Ehre der Erfindung für Holland zu retten.

Und die Ergebnisse der in neuester Zeit gemachten Untersuchungen sprechen alle zu Gunsten Gutenbergs.

Wie wir wissen, hatte sich Gutenberg zur Ausbeute seiner Erfindung in Mainz mit Johann Fust verbunden, welcher ihm ein nicht unbedeutendes Kapital vorstreckte. Im Jahre 1455 forderte Fust von Gutenberg gerichtlich die Zahlung der Schuld. Hierdurch entstand ein Prozeß, der durch die Eidesleistung von Seiten des Fust beendigt ward. Ueber diesen gerichtlichen Akt wurde durch den Bamberger Kleriker Helmasperger am 6. November 1455 eine Urkunde aufgenommen, welche, obwohl in mehreren Exemplaren ausgefertigt, als verschollen galt. Dieser vermeintliche Mangel in der äußeren Beglaubigung der Urkunde hat trotz ihrer mehrseitigen unanfechtbaren Ueberlieferung auch in neuester Zeit zu Bedenken hinsichtlich der Echtheit des Dokumentes geführt.[1]) Noch im Jahre 1882 konnte daher J. H. Hessels, der gerüstetste und zäheste Gegner Gutenbergs, in seinem Buche: „Gutenberg: was he the inventor of printing?“ (London) mit einem gewissen Rechte am Schlusse desselben zum Ergebniß kommen: „War Gutenberg der Erfinder der Buchdruckerkunst? Ich muß die Frage zu meinem Bedauern unbeantwortet lassen.“ Doch jetzt würde der Londoner Gelehrte diese Frage nicht mehr stellen können, da dieselbe durch die Wiederauffindung eines Originals des erwähnten notariellen Instrumentes hinfällig geworden. Der Entdecker dieses Originals ist K. Dziatzko, welcher in der Göttinger Universitätsbibliothek dasselbe, wohl verwahrt in einem eigens

1) Mit voller Entschiedenheit suchte zuletzt C. Castellani in der Rivista d. bibliot. 1888, S. 70, Anm. 2 die Echtheit des Instrumentes zu widerlegen.

dazu hergestellten Blechkästchen, fand, worin es seit dem Jahre 1741 bis zur Entdeckung im Jahre 1886 lag. Dziatzko hat darüber eine Schrift verfaßt,[1] in welcher er die Ergebnisse seiner Untersuchung in folgender Weise zusammenfaßt: „Erstens: Die geschäftliche Verbindung zwischen Gutenberg und Fust, welche 1455 gelöst wurde, galt der Herstellung gedruckter Bücher. Zweitens: Gutenberg war dabei allein die leitende Person. Drittens: Seine geschäftliche Verbindung mit Fust zur Herstellung gedruckter Bücher reicht etwa in den Anfang des Jahres 1450 zurück. Viertens: Schon bei Beginn dieser Vereinigung stand für Gutenberg Wesen und Ziel der Typographie nebst den zu ihrer Durchführung erforderlichen Einrichtungen im wesentlichen fest.“ Hätte doch sonst Fust schwerlich zu so bedeutenden Leistungen sich verpflichtet, wie er es schriftlich gethan hat, wenn Gutenberg ihm nicht Proben der neuen Erfindung geben und das Nutzbringende derselben einleuchtend und klar vorlegen konnte.

Ein ausdrückliches, der Zeit Gutenbergs sehr nahestehendes Zeugniß ist der Brief Wilhelm Fichet's, (seit 1469) Rektors der Pariser Universität, an Robert Gaguin, General des Trinitarierordens, vom 1. Januar 1472, welchen Ludwig Sieber in der Baseler Universitätsbibliothek in einem Exemplare des Pariser Druckes: „Gasparini Pergam. orthographiae liber“ vorgedruckt fand und im Jahre 1887 in einer kleinen Festschrift zuerst vollständig abdrucken ließ. Darin äußert sich Fichet über die Anfänge der Druckkunst folgendermaßen: „Wie man sagt, ist dort . . . ein gewisser Johann, mit dem Beinamen Gutenberg, gewesen, welcher ehedem zuerst die Druckkunst ausgedacht habe, in Folge dessen man mit metallenen Buchstaben Bücher hergestellt. . . In der That verdient es dieser Mann, daß alle Musen, alle Künste und alle Zungen jener, welche der Bücher sich

1) Beiträge zur Gutenbergfrage, Berlin 1889, vgl. Gutenbergs früheste Druckerpraxis, Berlin 1890.

erfreuen, ihn mit göttlichem Lobe verherrlichen. . . . Dieser Gutenberg hat weit Angenehmeres und Göttlicheres erfunden als Ceres . . . denn er hat derartige Buchstaben geschnitten, daß damit alles, was man denken und schreiben kann, möglichst schnell geschrieben und dem Gedächtniß der Nachwelt überliefert werden kann."

Woher schöpfte nun Fichet seine Kenntniß? Jedenfalls von den „drei deutschen Brüdern", Ulrich Gering, Michael Freiburger und Martin Krantz, welche er mit Johann Heynlin, Prior der Sorbonne, zur Ausübung der jungen Kunst, Bücher zu drucken, nach Paris berufen hatte. Die Presse selbst stand in den Räumen der Sorbonne. Fichet, vom Papste zum Kammerherrn und Pönitentiar (1472) ernannt, kam nach Rom und wird hier auch dem päpstlichen Leibarzte und späteren berühmten Druckherrn Philipp de Lignamine über Gutenberg berichtet haben, denn eben dieser Philipp weiß in seiner Chronik der Päpste und Kaiser zum Jahre 1474 zu berichten, ein Jakob mit dem Zunamen Gutenberg, von Straßburg, und ein anderer, namens Fust, waren im Drucken mit Metalllettern auf Pergament so erfahren, daß jeder im Tag dreißig Bogen zu Stande brachte.

Noch etwas älter und auch wichtiger ist ein Gedicht hinter der Unterschrift der „Institutiones Justiniani cum glossa", welche Peter Schöffer zu Mainz im Jahre 1468 erscheinen ließ. Da dasselbe in der Ausgabe des gleichen Werkes von 1472 sowie in der „Nova compilatio decretalium Gregorii IX" von 1473 wiederholt ist, so darf man überzeugt sein, daß Schöffer den Inhalt der 12 Distichen kannte und guthieß. In ihnen wird von zwei Johannes gesprochen, welche in der Kunst des Buchdruckes zuerst den Lauf unternahmen; zu ihnen gesellte sich später Petrus, welcher, beide überholend, in das Innere der Kunst eindrang. Beide Johannes, heißt es dort, die ausgezeichneten ersten Drucker von Büchern, hat Mainz geboren. Auf der sicheren Grundlage der Helmasperger'schen Urkunde kann natürlich

an andere als Johann Gutenberg und Johann Fust nicht gedacht werden. Die Wichtigkeit des in diesen Versen über die Erfindung der Buchdruckerkunst gegebenen Aufschlusses ist nicht hoch genug anzuschlagen. Dziatzko hält die Stelle, obschon von zwei Johannes die Rede ist, und Beide ohne Zunamen angeführt werden, für entscheidender selbst als Fichets Brief, der, in Paris geschrieben, sich nur auf Nachrichten anderer stützen konnte, mögen wir diese für noch so gut unterrichtet halten. Peter Schöffer dagegen war schon in der Zeit der Verbindung Gutenbergs mit Fust aller Wahrscheinlichkeit nach in der Werkstätte jener thätig gewesen. Fust selbst, der in die Anfänge der Buchdruckerkunst noch besser eingeweiht sein konnte als Schöffer, hatte sicher keinen Grund, seine Kenntniß seinem Schwiegersohne Schöffer zu verheimlichen, wenn ihm irgend ein früherer Drucker als Gutenberg, sei es ein holländischer oder ein anderer, bekannt war; dadurch wäre vielmehr das Verdienst Gutenbergs um die neue Kunst, welches man ihm gerade nach dem Prozesse zu Mainz allgemein zuschreiben mochte, wesentlich geschmälert worden. Deßhalb war Peter Schöffer, wenn irgend einer, in der Lage, über die ersten Anfänge der Mainzer Buchdruckerkunst, Auskunft zu geben. Auch brauchte er nach dem Tode des Fust (1466) und des Gutenberg höchstens noch auf die Familie des ersteren Rücksicht zu nehmen. Er spricht allerdings von zwei Johannes: er bezieht sich dabei auf die mehrjährige Verbindung der beiden zur Ausübung der Buchdruckerkunst und geht als Schwiegersohn über die Frage, welchem Johannes ein Vorrecht einzuräumen sei, stillschweigend hinweg. Uns jedoch ist nach jener notariellen Urkunde nicht zweifelhaft, wer von beiden die Erfindung gemacht hat.

Viel älter jedoch als der Fichet'sche Brief und P. Schöffers Zeugniß, nur nicht unmittelbar überliefert ist die Ordonnanz König Karls VII. von Frankreich vom 4. Oktober 1458, in Folge deren Nikolaus Jenson nach Mainz zur Erkennung der neuen Kunst gesendet wurde. In der Ordonnanz selber

ist der Junker Johann Gutenberg zu Mainz als derjenige bezeichnet, welcher die Kunst mit Stempeln zu drucken erfunden habe.

Ivo Wittig, Professor der Geschichte an der Mainzer Universität, setzte dem Erfinder bereits im Jahre 1504 im Gutenberger Hofe einen Denkstein mit der Inschrift: „Zu Ehren Johann Gutenbergs von Mainz, welcher zuerst die metallenen Typen zum Drucken erfunden und sich durch diese Kunst um die ganze Welt verdient gemacht hat.“ (Janssen-Pastor S. 1, 10.) Hervorzuheben ist ferner die Erklärung Johann Schöffers, des ältesten Sohnes Peter Schöffers, in der Widmung des von ihm 1505 gedruckten Livius an Kaiser Maximilian I.

Schließlich will ich noch eine Stelle eines israelitischen Schriftstellers erwähnen, welche Delitzsch im „Orient, Leipzig 1848, Kol. 413“ aus David Gans, der 1592 in Prag schrieb, anführt, die Zeugniß gibt über die Erfindung der Buchdruckerkunst durch einen Christen, Namens Johannes Gutenberg aus Straßburg, und zwar im ersten Regierungsjahr des frommen Kaisers Friedrich im Jahre 5200 d. i. 1440 nach christlicher Zeitrechnung. „Gelobt sei der, welcher die Menschen mit Erkenntniß begnadet und die Sterblichen Klugheit lehrt! Gelobt sei der, der uns seine Gnade kund thut durch eine Kunst, wie diese, zum Nutzen aller Erdenbewohner, durch eine Kunst, die unter allen Wissenschaften und Künsten seit Erschaffung der Welt nicht ihresgleichen gehabt hat. Nicht allein die Theologie, die Philosophie und die übrigen sieben Künste, sondern auch alle andern für dieses Leben berechneten Fertigkeiten gewannen durch den Buchdruck innere Vervollkommnung und äußerliche Ausbreitung, indem für die Genossen aller Gewerke Bücher ohne Zahl gedruckt werden.“

Daher wird wohl niemand mehr die Kühnheit haben, die Schatten, welche man an des wahren Erfinders Stelle zu setzen suchte, wieder hervorzuholen.

II.

Von dem Erfinder wenden wir uns zu der für das geistige Leben wichtigsten Erfindung.

Die Druckkunst d. h. das Verfahren, Gestalten, Bilder, Schriftzeichen, durch Drucken auf andere Körper zu übertragen, ist keineswegs eine Erfindung des 15. Jahrhunderts. Schon lange vor der christlichen Zeitrechnung wurden in Ninive die Züge der Keilschrift mit einem Griffel in den weichen Thon eingedrückt; die Babylonier schnitten die Keilschrift in Holzstücke erhaben aus und drückten sie mit diesen Stempeln in das noch nasse Lehmstück ein. Unter den Trümmern Babylons sind derartige Stempel aufgefunden worden. Die Kunst des Buchdruckes aber ist eine Erfindung der Chinesen, und das älteste bekannte Druckwerk gehört dem zehnten Jahrhundert nach Christus an. Dieser Tafeldruck d. h. die Xylographie, der Holzschnitt, verbreitete sich um das Jahr 1400 über Deutschland in selbständiger Weise. Denn seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts finden sich Bildschneider, Formschneider, Briefdrucker — d. i. Drucker eines Einzelblattes, das lateinisch Breve,[1]) deutsch Brief genannt wurde, — in großer Zahl und bildeten in manchen Städten eine eigene Zunft, z. B. in Nördlingen 1428, in Ulm 1441.

Die Druckkunst ist also nicht von Johann Gutenberg erfunden worden; allein was dieser erfand, war etwas unendlich Höheres, nämlich die Typographie, die Bildung gegossener Lettern vermittels Mutter- und Gußform. Das Wesen der neuen Erfindung lag nicht in der Beweglichkeit der Elemente der Lettern. Denn bewegliche Buchstaben waren schon im Alterthum bekannt. M. Fabius Quintilianus, Lehrer der Beredtsamkeit um die Wende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt, und der heilige Hieronymus berichten von Buchstaben aus Elfenbein, Buchsbaum- oder Zedernholz, die

1) scil. scriptum.

man zu ihrer Zeit den Kindern zum Spielen oder zur Erlernung des Alphabetes gab, und in den römischen Katakomben hat man solche Buchstaben gefunden. Bei Gutenberg's Erfindung kam es also nicht auf die Beweglichkeit der Buchstaben an, sondern auf den typographischen Herstellungsprozeß, auf die richtige Art der Typenbildung. Mit der angeblichen Xylotypographie d. h. dem Druck mit beweglichen Holzlettern hatte Gutenberg nichts zu thun. Schneiden und Gießen von Metalltypen und der Druck von Einzelblättern und Büchern mittelst dieser Kunst bilden die ursprüngliche Typographie. Die Buchstaben wurden zunächst als Stempel (Letterform, Patrize, Punze) erhaben geschnitten, dann als Mutterform (Matrize) vertieft eingeschlagen und endlich als Typen (Drucklettern) in die Matrize gegossen. Das erste große Werk dieser gewaltigen culturhistorischen Erfindung war die Mainzer 42zeilige lateinische Bibel.

Die neue Kunst ging jetzt ihren Riesengang.[1]) Bald nach ihrer Erfindung brachte sie Erzeugnisse hervor, die auf der Höhe der Vollendung durch die Einheit des Styles stehen. Das herrlichste Denkmal dieser Zeit, das die Bewunderung aller Kenner erregt, ist das Psalterium[2]) vom Jahre 1457; an Genauigkeit, Schönheit und Pracht ist dieses Mainzer Werk von nur sehr wenigen typographischen Schöpfungen übertroffen worden, die bis zu diesem Augenblicke erschienen sind. Zugleich enthält dieser Psalter durch die Namhaftmachung des Druckers und Druckortes, durch die Bezeichnung des Jahres und Tages seines Erscheinens nicht nur eine vollständige Datirung, sondern auch die frühesten eingedruckten Initialen. Selbst der Kreis der Formen

1) Vgl. A. Weber, Vorträge, Regensburg 1895, S. 12 ff.

2) Ein Exemplar dieses von Fust und Schöffer gedruckten Werkes wurde im Jahre 1884 von B. Quaritsch mit 4950 Pfund Sterling, d. i. 99,000 Mark bezahlt und später für 5256 Pfund Sterling, d. i. 105,120 Mark weiter verkauft, wohl der höchste Preis, der jemals für ein Buch erlegt wurde.

ward schnell erweitert. Bereits im Jahre 1471 fing K
Schweynheim an, Landkarten in Metallplatten zu dr
Erhard Ratdolt machte im Jahre 1482 den Versuch,
matische und architektonische Figuren durch die Pr
vervielfältigen; ein Würzburger, namens Jörg Reuß,
den ersten Notendruck in einem Missale Herbipolense

Wie die junge Kunst rasch den Berg der Volle
hinanstieg, so dehnte sie auch bald ihre Wirksamkeit
Ferne aus. Nachdem nämlich „das wunderbare Gehe
seit der Eroberung von Mainz durch den Erzbischof
von Nassau im Jahre 1462 in alle Lande ausgeg
erfolgte eine so überraschende Verbreitung, daß sich bi
Jahre 1500 noch jetzt die Namen von mehr als t
Buchdruckern, größtentheils deutschen Ursprungs, nach
lassen.[2]) „Wie ehemals die Sendboten des Christen
hinauszogen," sagt der Humanist Wimpheling, „so
jetzt die Jünger der heiligen Kunst aus Deutschland i
Lande aus." Doch wurden in kurzer Zeit die Deutsch
Eifer für Anstalten des Buchdruckes weit von den Ital
übertroffen; denn im Jahre 1480 hatte Italien sch
40 Orten Pressen, Deutschland nur an 23. Auch w
erste Druckerei Italiens, das Kloster Subiaco, um
Jahr 1462 die Erfinderin der Antiqua, einer theil
Nachbildung der alten römischen Schrift, welche bald in
Europa bis auf Deutschland und Skandinavien die go
Schrift verdrängte. Unzählig viele Druckwerke aus
15. Jahrhundert, Inkunabeln genannt, sind theils i
späteren religiösen Kämpfen und in den Bürgerkriege
loren gegangen, theils bis in das gegenwärtige Jahrh

1) Das in Würzburg wiederholt (1481, 1484, 1491, 149
1503) aufgelegte Meßbuch hat zugleich den kunstgeschic
Werth, daß es in Deutschland vielleicht das erste Buch ist,
mit Kupferstichen ausgestattet wurde.

2) Vgl. den 1. Band von Janssen-Pastor, Geschichte des d
Volkes (Freiburg 1897).

rein unbeachtet gelassen und verschleudert worden. Dennoch nn man die Zahl der noch jetzt vorhandenen Wiegen-usgaben auf mehr als dreißigtausend ansetzen, darunter hr viele drei oder vier und noch mehr Foliobände stark, nd hieraus einen Rückschluß machen auf die geistige Arbeit nd Thatkraft jener Zeit.

Hauptförderer unserer Kunst waren Weltgeistliche nd Mönche. Klosterdruckereien entstanden allerwärts. Der lerus betheiligte sich aber nicht allein durch eigene Mit-wirkung an der neuen Kunst, sondern verschaffte ihr auch ie nothwendige Unterstützung durch Ankauf ihrer Erzeugnisse. Fast der gesammte großartige Bücherverlag des fünfzehnten Jahrhunderts hatte die Befriedigung der literarischen Be-dürfnisse der Geistlichkeit zum Zwecke, und nur durch deren rege Betheiligung wurde eine allseitige und gleichzeitige Ein-wirkung des Buchhandels auf das ganze Volk ermöglicht.

Denn die „göttliche Kunst“ sollte nicht sowohl als ein Geschäft zur Erzielung materiellen Gewinns betrachtet werden, sondern vor allem ein neues Mittel christlicher Missions-thätigkeit sein, die dem Glauben, der Kirche und damit zugleich aller Wissenschaft und Bildung zu gute komme. Darum nannten die „Brüder vom gemeinsamen Leben“ in Rostock in einem ihrer ersten Drucke vom Jahre 1476 die Buchdruckerkunst „die Lehrerin aller Künste zum Besten der Kirche“; sich selbst bezeichneten sie wegen ihrer Thätigkeit im Drucken als „Priester, die nicht durch das Wort predigen, sondern durch die Schrift“. Ja zu Gunsten dieser Erfindung wurden von seiten mancher Bischöfe, wie des Rudolf von Scherenberg[1]) und des Lorenz von Bibra von Würzburg,

1) Schon im Jahre 1479 hatte Bischof Rudolf, die Vortheile der neuen Erfindung für kirchliche Zwecke rasch erfassend, eine eigene Buchdruckerei in Würzburg einrichten lassen, welche u. a. für alle Stifts-, Pfarr- und Klosterkirchen gleichlautende Agenden, Meß- und Chorbücher herstellen sollte, weil die geschriebenen älteren Bücher im Inhalte von einander abwichen und die in

ihren Förderern, welche die Verordnungen der Kirche erfüllt hatten, Ablässe ertheilt.

Unter den Erzeugnissen der „schwarzen Kunst" stand das heiligste aller Druckwerke, die Bibel, obenan; sie beschäftigte mehr als irgend ein anderes Werk ein Jahrhundert lang die Pressen des Abendlandes; bis zum Jahre 1500 ward die Vulgata beinahe hundertmal aufgelegt. Dazu kamen zahlreiche Ausgaben in den Landessprachen. So war das erste künstlerisch reich ausgestattete Werk aus der Presse Koberger's in Nürnberg die herrliche deutsche Bibel vom Jahre 1483, welche Michael Wolgemut mit mehr als hundert Holzschnitten versehen hatte. Nächst den Bibeln, Missalien und Brevieren ließen sich die bedeutenderen Verlagshändler, die damals zu einem großen Theil selbst wissenschaftlich gebildete Männer waren — man denke nur an Johann Froben aus Hammelburg, „den Fürsten der Buchhändler", — und persönlich an der Spitze großer literarischer Unternehmungen standen, eine würdige Herausgabe der Kirchenväter und der alten Scholastiker sowie von Werken zeitgenössischer Theologen und Philosophen angelegen sein und verwendeten dabei die größte Sorgfalt auf fehlerfreien Druck, schöne Schrift und gutes Papier. Nächst der kirchlichen Wissenschaft und Literatur widmete die neue Kunst auch den alten Klassikern ihre Dienste. Für das Volk erschienen, meist von Geistlichen angefertigt, Gebet- und Predigtbücher, Katechismen, Beichtspiegel, Handpostillen, Erbauungsschriften, Sammlungen von geistlichen und weltlichen Liedern, Volksbücher, Kalender, auch Werke natur- und arzneiwissenschaftlichen Inhalts in großer Zahl.

Mit Recht sagte daher der Pädagog Wimpheling: „Auf keine Erfindung oder Geistesfrucht können wir Deutsche so stolz sein als auf die des Bücherdruckes, die uns zu neuen

der Kirche erforderliche Einheit störten. Vgl. W. v. Bibra, Beiträge zur Familiengeschichte der Reichsfreiherren von Bibra, München 1882, 2, 308.

geistigen Trägern der Lehren des Christenthums, aller göttlichen und irdischen Wissenschaft und dadurch zu Wohlthätern der ganzen Menschheit erhoben hat. Welch ein anderes Leben regt sich jetzt in allen Klassen des Volkes, und wer wollte nicht dankbar der ersten Begründer und Förderer dieser Kunst gedenken, auch wenn er sie nicht, wie dieses bei uns und unseren Lehrern der Fall ist, persönlich gekannt und mit ihnen verkehrt hat!"

Wenn aber Wimpheling, der „Erzieher Deutschlands", im Jahre 1507 rühmen konnte: „Wir Deutsche beherrschen fast den ganzen geistigen Markt des gebildeten Europa, und was wir auf den Büchermarkt bringen, das sind meist edle Erzeugnisse, die nur der Ehre Gottes dienen, dem Heile der Seelen, der Bildung des Volkes," so verlor seit dem Ausbruche der religiösen Wirren des 16. Jahrhunderts der deutsche Buchhandel seinen großartigen Charakter; die Typographie selbst wurde in unberechenbar vielen Erzeugnissen der Leidenschaft dienstbar gemacht, als „wirksamste Angriffswaffe" gegen alte, theuere Ueberlieferungen mißbraucht.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zeichneten sich nur noch wenige Firmen durch Genauigkeit des Textes und gediegene Ausstattung ihrer Erzeugnisse aus. Im allgemeinen galt, was Georg Klee im Jahre 1589 schrieb: „Die Buchdruckerei ist anfänglich so eine löbliche Kunst gewesen, deren keine zu vergleichen steht, jetzo ist ein gemein Handwerk und Gewerb daraus gemacht" worden. Geschmack und Gediegenheit in der Ausstattung der Bücher geriethen in immer tieferen Verfall. Und in diesen Niedergang wurde der ganze Norden hinabgezogen.

Im 17. Jahrhundert hat Deutschland große Sterne am Himmel der Buchdruckerkunst nicht aufzuweisen. Es gab wohl keine Druckerei, die nicht Antiqua und Cursiv, Fraktur und Schwabacher und griechische Lettern besaß, aber die trüben Zeitverhältnisse ließen keinen Unternehmungsgeist

entstehen. Und so bietet Deutschlands Typographie das Bild eines schlichten bürgerlichen Strebens, soweit nicht der dreißigjährige Krieg, in dem fremde Völker, Dänen, Schweden und Franzosen, unser Vaterland verwüsteten, jede Thätigkeit erstickte. Dieser langjährige Kampf warf aber auch seine dunklen Schatten auf das ganze Abendland. Für die Durchschnittsleistungen ging der Geschmack in Ausstattung der Bücher in eine förmliche Verwilderung über.

Wenig unterschieden sich die Druckwerke des 18. Jahrhunderts von ihren Vorgängern. Eine in unserer beweglichen Zeit fast unbegreifliche Gleichmäßigkeit durchzieht die Produkte des damaligen Büchermarktes, der Erfindungsgeist schien eingeschlafen zu sein, und wollte man von den Büchern auf die Leser schließen, so müßte man sich dieselben in einer fast bäuerlichen Einfachheit denken. Keine Spur von dem Luxus, der sich nicht bloß in der Tracht und selbst im Haarputz zeigte, bietet das Gewand der Kinder des Geistes; mit Ausnahme der Titel, welche schwarz und roth oder roth und schwarz sind, und die nur in ihren Titelversalien noch etwas Aehnlichkeit mit der Allongeperücke zeigen, enthalten die Bücher ein eintöniges Einerlei von Fraktur und Schwabacher, von Antiqua und Cursiv, und selbst bei diesen vermißt man die Sauberkeit, welche die Tracht der Vornehmen zeigt, deren Bilder aus dieser Zeit erhalten sind. Wir haben es in der That mit einem Mangel an Schönheitssinn zu thun, der erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunders durch die Bemühungen der französischen Akademie zu weichen begann.

Im 19. Jahrhundert kam aber rasch die Typographie überall zu erfolgreicher Blüthe und nahm einen riesigen Aufschwung. Seit dem Jahre 1815 drängte die gewaltige Entwickelung des Zeitungswesens zur Beschleunigung des Druckverfahrens, wofür Friedrich König, zuerst in England, den Dampf anwandte und die Schnellpresse erfand.

In neuester Zeit hat die Druckkunst auch neue Verfahren in ihren Kreis gezogen — ich erinnere nur an Stein- und Lichtdruck — und auf allen Gebieten gediegene und schöne Erzeugnisse geliefert. Prachtwerke, illustrirte Zeitschriften und herrliche Farbendrucke erfreuen Geist und Auge. Zugleich hat die bewunderungswürdige Kunst, welche den Menschen statt mit Eisen mit Wissen bepanzert und die Feder in der Hand des Schwachen und der Gerechtigkeit zu einer Waffe macht, an welcher der stärkste Streitkolben der Ungerechtigkeit und Gewalt zersplittert, ihren siegreichen Rundgang bei allen Völkern der Erde vollendet.

Aber die Kunst soll frei sein vom Dienste des Irrthums, der Lüge und der Leidenschaft; sie soll vielmehr preisen gleich dem Sänger: „Das Höchste, das Beste, was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt" und einstimmen in den Sang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind."

Schauen wir nun alle auf in unbegrenzter Dankbarkeit zu dem großen Erfinder, dem verdienstvollsten aller Deutschen, und bewundern die sinnreiche und mühevolle Erfindung des Mittelalters, die edelste Industrie, an deren Lorbeeren kein Blut klebt. Möge die herrliche Kunst wachsen und gedeihen, echte Belehrung und Bildung fördern und immer höher steigen auf der Bahn des Erfolges und des Ruhmes!

Regensburg. A. Weber.

XXXIV.

Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie.

IV. Unsere periodische Literatur.

1.

Das heilige römische Reich deutscher Nation ist nun einmal „in verba magistri“ vereidigt und hört eine Wahrheit nur dann mit Vergnügen, wenn es weiß, daß sie sich irgendwo einmal durch eine Druckerpresse hindurchgewunden; so dürfte es denn ganz in der Ordnung sein, unsere heutige Plauderei (essay nennt man das heutzutage) mit einer Citation zu bevorworten, die nicht ohne Geist in ein paar Worten den Kampf für eine gute Sache zusammenfaßt, und somit auch einen Prospekt über die Geschichte unserer Zeitschriftenliteratur liefert. Das „Buch der goldenen Lehren“, in welchem ja leider so viele Deutsche nicht nur Poesie, sondern auch die Normen ihres Lebens suchen, sagt mit jener bezaubernden Sprache, wie sie bloß am Fuße des Himalaya klingt: „Denke, daß du für die Erlösung der Menschheit kämpfest. Jedes Mißlingen ist ein Erfolg, jeder ernste Versuch wird mit der Zeit seine Belohnung erlangen. Die heiligen Samenkörner, welche in der Seele des Schülers unsichtbar keimen und wachsen, werden zu Pflanzen, deren Stengel bei jedem neuen Versuche größere Stärke erlangen, sie biegen sich wie Binsen, aber sie brechen nicht und können nicht verderben. Aber wenn die Stunde gekommen ist, so blühen sie.“ Das ist in globo die Lebens-, Leidens- und Lenzgeschichte unserer periodischen Belletristik.

Im Verlaufe von 62 langen und segensvollen Wirkungsjahren haben die Historisch-politischen Blätter, deren Gründung den Markstein einer neuen Zeit an die Grenze einer schwächlichen Epoche stellte, ihrer Aufgabe gemäß oft und nachdrücklich genug die Großmacht der Presse vor die Schranken ihrer unbestechlichen Kritik gefordert, so daß wir hier wohl auf eine eingehende Erörterung der Frage nach Zweck und Wichtigkeit einer katholischen Zeitschriftstellerei verzichten können; wir wollen nur, ohne irgendwie auf autoritative Vollständigkeit Anspruch zu erheben, unsern Familientisch einem kleinen Appell unterwerfen. Wir befinden uns, so glauben wir wenigstens, im Besitze, denn das verflossene Jahr hat uns neue Früchte gezeitigt und das gegenwärtige wird allem Anscheine nach nicht minder ertragreich sein. Wenn eben der Garten vom Vater gut gehegt und gepflegt worden ist, dann fallen dem Sohne die Aepfel lange Zeit ohne große Mühe in den Schoß. Die Arbeit und der heiße Tag liegen hinter uns. Die Früchte wiegen sich auf den Halmen, morgen werden sie eingefahren. Gott sei Dank, wir befinden uns — bis zu einem gewissen Grade — im sicheren Besitze; das hat ein untrügliches Zeichen bewiesen: unsere unterhaltenden Wochen- und Monatsblätter haben zu wiederholten Malen Spießruthen laufen müssen, und bekanntlich ist die destruktive Kritik die erste Folge und das erste Symptom des Stillstandes. Das Ringen um die Existenz absorbirt und einigt die Kräfte, da es nur aufbauende Geistesthätigkeit in dem Bereiche seines Sturmes und Dranges dulden kann.

Der Anblick eines im Sonnenuntergang wogenden Kornfeldes mag sehr poetisch sein, der Bauernschweiß, dem es sein Dasein verdankt, ist jedoch sehr prosaisch, und an ihn denkt man gewöhnlich zuletzt; das ist aber keine hervorragende Dankbarkeit. Wir wollen daher unsere Umschau mit einer kleinen Rückschau auf die vergangenen 50 Jahre beginnen, in welchen, getragen vom Geiste des wiederauflebenden religiösen Bewußtseins, die katholische Literatur

den Kampf bis aufs Messer ausfocht und in unaufhörlichem Geplänkel einen Fußbreit Landes nach dem andern zurückeroberte, ohne Verluste und Wunden zu scheuen und einzig erfüllt von der alles überwindenden, großherzigen Idee, der Kirche und dem Vaterlande die rechte Stellung zu verschaffen. Das war kein Kampf um Lorbeer und Ordenszeichen, es war der heilige Krieg um die geistigen Interessen eines unterdrückten Volkes. „Wehe dem Volke, das zu viel liest!" rief der „Katholik" im Jahre 1861 aus; aber dreimal wehe dem Volke, welches so rührigen Geistes ist wie das deutsche, und seinen Wissensdurst löschen muß an vergifteten Quellen! Und wie lagen nun die Dinge in der Mitte unseres hochgepriesenen neunzehnten Säkulums?

Am 1. Januar 1853 wanderte die „Gartenlaube" zum ersten Male in die deutschen Gaue hinaus. Ihr Begründer, der Buchhändler Ernst Keil († 1878) hatte nach Unterdrückung seines 1846 ins Leben getretenen Monatsblattes „Der Leuchtthurm" durch die Staatsgewalt im Jahre 1851 hinter Schloß und Riegel Gelegenheit, seinen Plan reiflich zu überlegen und sich über seine Tendenzen Klarheit zu verschaffen; sie waren laut Meyers Conversationslexicon „volksthümlich und gesund." Es hieße Eulen nach Athen tragen, diese „volksthümliche Gesundheit" in einer weitschichtigen Untersuchung zu beleuchten; P. Fugger S. J. übersetzt die Phrase kurz und bündig mit „lauterer Naturdienst ohne jeden idealen Hintergrund" (Stimmen aus Maria-Laach 1875), und wir alle haben es erlebt, welchen unsäglichen Schaden dieses frivole „Familienblatt" in unserem Vaterlande angerichtet: fast jede Seite war ein Attentat auf Glaube und Sitte; zehn Jahre nach seiner Gründung zählte es 165000 Abonnenten, eine Zahl, die sich später verdoppelte. Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd", die ein Jahr vorher aufgetaucht waren (1864 wieder eingegangen), hatten als Organ „aufgeklärten Glaubens und gesunder Sinnlichkeit" schon recht gut vorgearbeitet. Somit

hatte die „Gartenlaube" das Monopol auf die Tyrannisirung der Masseninteligenz in Händen, denn Hackländers „Ueber Land und Meer" (1859 von Hallberger gegründet) zählte im Jahre 1868 nur 55000 Abonnenten, während Keils Zeitschrift zu eben dieser Zeit in 260000 Exemplaren verbreitet war. Was bedeuteten gegen eine solche Lesermasse die 15 000 Abnehmer des conservativ-protestantischen Concurrenzblattes „Daheim", das 1864 seinen Kampf mit dem Materialismus begann, und die 10000 der „Westermann'schen Monatshefte" (gegründet 1857)? Es erhoben sich Stimmen genug gegen das Giftblatt aus allen Lagern der Gutgesinnten, allein es war und blieb vorläufig das Ideal für alle nach ihm aus dem Boden schießenden Monats- und Halbmonatsschriften wie für die schon vor ihm aufgetauchten illustrirten Familienjournale; der Protestantismus hatte auch hier nicht die Kraft in sich, dem Darwinismus erfolgreich die Stirne zu bieten. Nun dauerte es nicht mehr lange, da begann ein förmlicher Gründungswettstreit auf dem Gebiete der periodischen Belletristik, und heutzutage weiß der patentirte Kaffeehaus-Bildungsphilister mit dem besten Willen nicht, wie er durch diese Fluth von Revuen, Monatsheften, Wochenschriften, Familienblätter und was immer für einen Untertitel alle diese Zeitschriften mit und ohne Illustrationen tragen mögen, auf die angenehmste und profitabelste Art sich durchschlängeln könne.

Daß die Katholiken in einer solchen Bewegung kurz nach dem Sturmjahre 1848 so schnell keine Erfolge verzeichnen konnten, ist ohne weiteres klar, wenn man bedenkt, daß wir vor dieser Zeit überhaupt keine Presse aufzuweisen hatten. Erst in der Mitte unseres Jahrhunderts machte die politische Journalistik Versuche zur Erstellung eines Centralorganes, die aber nur allzubald wieder scheiterten; die „Volkshalle" in Köln (seit 1848) wurde schon im Jahre 1855 von der preußischen Regierung widerrechtlich unterdrückt, und das in Frankfurt an ihre Stelle tretende Tagblatt „Deutschland"

(seit 1856) ließ eigene Mißwirthschaft nur zwei Jahre am Leben. Heute ist freilich unsere Presse organisirt wie keine zweite, aber wir dürfen uns die doch etwas beschämende Thatsache nicht verhehlen, daß wir unsere Größe den Feinden verdanken. Handelte es sich also um die politische Stellung und die religiöse Freiheit, dann war vorläufig nach dem alten Sätzlein „primum vivere, deinde philosophari“ an die Belletristik nicht zu denken. In der Veremundusfrage ist dieser Punkt noch vor Kurzem des weiteren erörtert worden. Die schönwissenschaftliche Inferiorität im 19. Jahrhundert ist für die Katholiken keine Schande. Den Einfluß der periodischen Unterhaltungsliteratur auf die öffentliche Meinung kannten die Vorkämpfer unserer guten Sache so gut wie wir, und daher fehlte es nie an Anstrengungen voller Opfer und edler Selbsthingabe, allein auch Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.

Im Jahre 1856 tauchte ganz still und schüchtern eine „Illustrirte katholische Zeitung“ auf, um nach ein paar Wochen eben so still und schüchtern wieder zu verschwinden. Was lag daran! Wichtiger als Religion und Weltanschauung ist die Mode, wenigstens zählte die 1855 entstandene und bald in 7 Sprachen erscheinende Damenzeitung „Der Bazar“ schon rund zehn Jahre, nachdem sie das Licht der Welt erblickt, 250000 Abonnenten. Man begreift den tiefen Schmerz, der sich edler Gemüther beim Anblicke solcher Zahlen bemächtigte. So war denn die Leselust der Ultramontanen wieder auf ein einziges belletristisches Organ, auf das von Dr. Lang in Regensburg 1854 ins Leben gerufene „Hausbuch für christliche Unterhaltung“ beschränkt. Die besten Kräfte hatten diesem Unternehmen ihre Feder zur Verfügung gestellt, wie: Sebastian Brunner, Moriz Brühl, Hyacinth Holland, Pflanz, Pape, Isabella Braun, Overhage, Grimme, Pius und Ignaz Zingerle nebst vielen anderen bedeutenden Publicisten. Das Programm war ein vorzügliches; wir wollen es, wie es die „Civiltà cattolica“ (deutsche Ausgabe;

hatte die „Gartenlaube“ das Monopol auf die Tyrannisirung der Massenintelligenz in Händen, denn Hackländers „Ueber Land und Meer“ (1859 von Hallberger gegründet) zählte im Jahre 1868 nur 55000 Abonnenten, während Keils Zeitschrift zu eben dieser Zeit in 260000 Exemplaren verbreitet war. Was bedeuteten gegen eine solche Lesermasse die 15000 Abnehmer des conservativ-protestantischen Concurrenzblattes „Daheim“, das 1864 seinen Kampf mit dem Materialismus begann, und die 10000 der „Westermann'schen Monatshefte“ (gegründet 1857)? Es erhoben sich Stimmen genug gegen das Giftblatt aus allen Lagern der Gutgesinnten, allein es war und blieb vorläufig das Ideal für alle nach ihm aus dem Boden schießenden Monats- und Halbmonatsschriften wie für die schon vor ihm aufgetauchten illustrirten Familienjournale; der Protestantismus hatte auch hier nicht die Kraft in sich, dem Darwinismus erfolgreich die Stirne zu bieten. Nun dauerte es nicht mehr lange, da begann ein förmlicher Gründungswettstreit auf dem Gebiete der periodischen Belletristik, und heutzutage weiß der patentirte Kaffeehaus-Bildungsphilister mit dem besten Willen nicht, wie er durch diese Fluth von Revuen, Monatsheften, Wochenschriften, Familienblätter und was immer für einen Untertitel alle diese Zeitschriften mit und ohne Illustrationen tragen mögen, auf die angenehmste und profitabelste Art sich durchschlängeln könne.

Daß die Katholiken in einer solchen Bewegung kurz nach dem Sturmjahre 1848 so schnell keine Erfolge verzeichnen konnten, ist ohne weiteres klar, wenn man bedenkt, daß wir vor dieser Zeit überhaupt keine Presse aufzuweisen hatten. Erst in der Mitte unseres Jahrhunderts machte die politische Journalistik Versuche zur Erstellung eines Centralorganes, die aber nur allzubald wieder scheiterten; die „Volkshalle“ in Köln (seit 1848) wurde schon im Jahre 1855 von der preußischen Regierung widerrechtlich unterdrückt, und das in Frankfurt an ihre Stelle tretende Tagblatt „Deutschland“

sondern für die höhere Unterhaltung ihres Publikums zu sorgen hat, sowie daß sie ferner entschieden zu brechen hat mit den bisherigen, noch vielfach bezüglich unserer Unterhaltungsliteratur herrschenden Ansichten und Vorurtheilen, die den Standpunkt für diese Literatur zum großen Schaden derselben total verrückten. Wer heutzutage für die gebildeten katholischen Kreise d. h. nicht für die Jugend, nicht für das sogenannte Volk und nicht für die Gelehrten von Fach schreiben will, der darf nicht vergessen, daß das katholische Element in der Sache, nicht immer in der Fassung und im Worte zu liegen hat, sonst ‚merkt man Absicht, und man wird verstimmt'."

Das Hausbuch suchte diesen Anforderungen immer gerechter zu werden und zeitigte bis 1858 acht, dann als „Neues Hausbuch" bis 1863 zwölf Bände. —

Vor allem mußte man unter den obwaltenden Umständen der Jugend eine gute Lektüre in die Hand geben und so brachte die rührige Isabella Braun im Jahre 1855 ihre herrlichen „Jugendblätter für christliche Unterhaltung und Belehrung" in Umlauf. Die Freunde des Hausbuches waren auch ihre Mitarbeiter, denen sich noch F. Binder, F. Bodenstedt, Ch. Boner, F. Bonn, Em. Geibel, Th. Messerer, F. Pocci, O. v. Redwitz, J. Schrott, J. B. Vogl und eine stattliche Reihe anderer anschlossen.

Die Kritik besorgten in der Mitte der 50er Jahre die 1854 durch F. v. Hurter gegründete Wiener „Katholische Literaturzeitung" und die „Katholischen Literatur-Blätter" der „Sion", welche als „eine Stimme in der Kirche für unsere Zeit" 1832 eröffnet in den seltsamsten Schicksalen zum Provincialblatt herabsank und 1875 einging. Allein mit der Leistung dieser zwei Wächter über die künstlerischen Leistungen des Katholicismus war es ziemlich armselig bestellt, denn der erste nickte schon unter seinem zweiten Herrn in sanftem Schlummer auf seinem Luginsland, bis er endlich nach einigen wachen Augenblicken ohne Todeskampf entschlief, und der zweite hatte laut „Lit. Handweiser" 1862 „allen Grund, sich nicht zu nennen." Vorzügliche Artikel lieferten allerdings

die „Historisch-politischen Blätter“, später die belletristischen Beilagen der 1860 gegründeten „Kölnischen Blätter“, der „Augsburger Postzeitung“ und anderer Journale, allein das reichte lange nicht aus. Dabei fehlte immer noch eine eigentliche belletristische Zeitschrift. Um diesem Elende nun abzuhelfen, faßten zu gleicher Zeit ein paar ideal angelegte junge Männer den Plan zur Erstellung einer großen, Produktion wie Recension umfassenden Revue; das waren auf der einen Seite die Westfalen Joseph Pape, dessen Lorbeern vom Sange der deutschen Reichsidee her noch in frischem Grüne prangten, Fr. W. Grimme, damals Debütant der Lyrik, der verdienstvolle Jos. Wormstall, jetzt Professor in Münster, und der Historiker und Reimspieldichter Dr. Stumpf, auf der anderen Seite der um diese Zeit schon vielgenannte gewandte Erzähler und Germanist J. V. Zingerle (später zum Edlen von Summersfeld erhoben), der schon 1850—53 den „Phönix, Zeitschrift für Literatur, Kunst und Vaterlandskunde“ geleitet hatte, und der mit seinem Freundeskreise an dem großen Aufschwung der tirolischen Poesie keinen kleinen Antheil hat. Mit Beginn des Jahres 1856 traten sich die strebekräftigen Literaten im Verfolge ihres Gedankens brieflich näher. Die „Katholischen Blätter für schönwissenschaftliche Literatur und Kunst“, so wurde das Zukunftskind getauft, sollten in ihrer Anschauung auf der Dichtung des Mittelalters fußend sich nicht auf Tageserscheinungen beschränken, sondern weit in die vergangenen Bildungsepochen zurückgreifen, um überall jene Muster zu suchen, an deren Hand sich ein klares und scharfabgegrenztes Bild vom Wesen der wahren Kunst, der deutschen Kunst im engsten Sinne entwerfen ließe, das beleuchtet und aufgefrischt durch allgemein ästhetische Streiflichter die bisherige landläufige Auffassung verdrängen und unter besonderer Betonung des nationalen Elementes nicht nur in Stoff, sondern auch in Form gegenüber den welschen Kunstarten zwischen Klassizismus und Romantik die goldene Mitte herstellen sollte, wobei mehr

sondern für die höhere Unterhaltung ihres Publikums zu sorgen hat, sowie daß sie ferner entschieden zu brechen hat mit den bisherigen, noch vielfach bezüglich unserer Unterhaltungsliteratur herrschenden Ansichten und Vorurtheilen, die den Standpunkt für diese Literatur zum großen Schaden derselben total verrückten. Wer heutzutage für die gebildeten katholischen Kreise d. h. nicht für die Jugend, nicht für das sogenannte Volk und nicht für die Gelehrten von Fach schreiben will, der darf nicht vergessen, daß das katholische Element in der Sache, nicht immer in der Fassung und im Worte zu liegen hat, sonst ‚merkt man Absicht, und man wird verstimmt‘."

Das Hausbuch suchte diesen Anforderungen immer gerechter zu werden und zeitigte bis 1858 acht, dann als „Neues Hausbuch" bis 1863 zwölf Bände. —

Vor allem mußte man unter den obwaltenden Umständen der Jugend eine gute Lektüre in die Hand geben und so brachte die rührige Isabella Braun im Jahre 1855 ihre herrlichen „Jugendblätter für christliche Unterhaltung und Belehrung" in Umlauf. Die Freunde des Hausbuches waren auch ihre Mitarbeiter, denen sich noch F. Binder, F. Bodenstedt, Ch. Boner, F. Bonn, Em. Geibel, Th. Messerer, F. Pocci, O. v. Redwitz, J. Schrott, J. B. Vogl und eine stattliche Reihe anderer anschlossen.

Die Kritik besorgten in der Mitte der 50er Jahre die 1854 durch F. v. Hurter gegründete Wiener „Katholische Literaturzeitung" und die „Katholischen Literatur-Blätter" der „Sion", welche als „eine Stimme in der Kirche für unsere Zeit" 1832 eröffnet in den seltsamsten Schicksalen zum Provincialblatt herabsank und 1875 einging. Allein mit der Leistung dieser zwei Wächter über die künstlerischen Leistungen des Katholicismus war es ziemlich armselig bestellt, denn der erste nickte schon unter seinem zweiten Herrn in sanftem Schlummer auf seinem Luginsland, bis er endlich nach einigen wachen Augenblicken ohne Todeskampf entschlief, und der zweite hatte laut „Lit. Handweiser" 1862 „allen Grund, sich nicht zu nennen." Vorzügliche Artikel lieferten allerdings

die „Historisch-politischen Blätter“, später die belletristischen Beilagen der 1860 gegründeten „Kölnischen Blätter“, der „Augsburger Postzeitung“ und anderer Journale, allein das reichte lange nicht aus. Dabei fehlte immer noch eine eigentliche belletristische Zeitschrift. Um diesem Elende nun abzuhelfen, faßten zu gleicher Zeit ein paar ideal angelegte junge Männer den Plan zur Erstellung einer großen, Produktion wie Recension umfassenden Revue; das waren auf der einen Seite die Westfalen Joseph Pape, dessen Lorbeern vom Sange der deutschen Reichsidee her noch in frischem Grüne prangten, Fr. W. Grimme, damals Debütant der Lyrik, der verdienstvolle Jos. Wormstall, jetzt Professor in Münster, und der Historiker und Reimspieldichter Dr. Stumpf, auf der anderen Seite der um diese Zeit schon vielgenannte gewandte Erzähler und Germanist J. V. Zingerle (später zum Edlen von Summersfeld erhoben), der schon 1850—53 den „Phönix, Zeitschrift für Literatur, Kunst und Vaterlandskunde“ geleitet hatte, und der mit seinem Freundeskreise an dem großen Aufschwung der tirolischen Poesie keinen kleinen Antheil hat. Mit Beginn des Jahres 1856 traten sich die strebekräftigen Literaten im Verfolge ihres Gedankens brieflich näher. Die „Katholischen Blätter für schönwissenschaftliche Literatur und Kunst“, so wurde das Zukunftskind getauft, sollten in ihrer Anschauung auf der Dichtung des Mittelalters fußend sich nicht auf Tageserscheinungen beschränken, sondern weit in die vergangenen Bildungsepochen zurückgreifen, um überall jene Muster zu suchen, an deren Hand sich ein klares und scharfabgegrenztes Bild vom Wesen der wahren Kunst, der deutschen Kunst im engsten Sinne entwerfen ließe, das beleuchtet und aufgefrischt durch allgemein ästhetische Streiflichter die bisherige landläufige Auffassung verdrängen und unter besonderer Betonung des nationalen Elementes nicht nur in Stoff, sondern auch in Form gegenüber den welschen Kunstarten zwischen Klassizismus und Romantik die goldene Mitte herstellen sollte, wobei mehr

Gewicht auf symbolische Vertiefung als auf psychologische Analyse gelegt war. Was die fortlaufende Tageskritik betrifft, sollte gegen die Bevormundung der katholischen Poesie durch unfähige Leute energisch Front gemacht werden, noch mehr aber gegen die alle Leistungen des „Clericalismus" mit eiskaltem Schweigen beantwortende gegnerische Presse. Die Westfalen, denen noch Storck und der blinde Professor Schlüter, die beiden gewandten Uebersetzer, beigetreten waren, arbeiteten mit aller Energie an der Entwicklung und Propaganda des großen Gedankens, während Zingerle seine Freunde in München gewann, wo nicht minder lebhaftes Interesse herrschte.

Im September 1856 machte der Innsbrucker Professor, dem inzwischen die philosophische Fakultät von Tübingen für seine Oswaldbroschüre das Doktordiplom überreicht hatte, bei Gelegenheit seiner Rheinreise einen Abstecher, um mit seinen Gesinnungsgenossen im Lande der rothen Erde den Plan zu besprechen, der immer plastischere Gestalt annahm; man konnte sich bereits nach einem Verleger umsehen. Cazin in Münster und Schöningh in Paderborn kamen zunächst in Betracht. Beide aber wagten nicht, ein solches Risiko auf sich zu nehmen; die Hin- und Herverhandlungen verschleppten die Sache zwei volle Jahre. Da brachte endlich mit Beginn des Jahres 1858 der Dichter des „treuen Eckart" die schwebende Frage der Lösung nahe: er reichte seinem der Poesie so gewogenen Gönner Bischof Conrad Martin von Paderborn[1]) eine Denkschrift ein, die dieser mit großer Freude aufnahm. Grimme schreibt am 28. April 1858: „Das Projekt einer katholischen Zeitschrift . . . . interessirt ihn

1) Bischof Conrad Martin, der uns mehr aus seinen Kämpfen für die Freiheit der Kirche als aus seinem Privatleben bekannt ist, war ein großer Freund der Musik und der Poesie. Sein Lieblingsdichter war Brentano, und Goethe seine tägliche Lektüre. Einige an Pape gerichtete Briefe werden wir seiner Zeit veröffentlichen.

[...]eht und Deine Denkschrift hat ihm ausgezeichnet gefallen. [W]ie jene ins Leben zu rufen sei, das will er persönlich mit [D]ir überlegen, wenn er zur Firmung nach Arnsberg resp. [W]ellefeld kommt." Conrad Martin versprach auch, sich in [F]ulda mit den deutschen Kirchenfürsten ins Benehmen zu [...]en. Nun wurden für das projektirte Monatsblatt, welches [...]t einzig die Poesie für seinen Bereich erklärte, natürlich [...]e Hebel bewegt. Heute gründet man Zeitschriften im [Ha]ndumdrehen; sollte man nicht meinen, unter einem solchen [Pr]otektorate hätten so anerkannte Publicisten, die auf die [gesa]mmte katholische Gelehrten- und Schriftstellerwelt rechnen [konn]ten, in demselben Handumdrehen einen Verleger gefunden? [Zun]ächst wandte sich Joseph Pape an Kirchheim in Mainz [und] erhielt die Antwort: „Auch stelle ich der neuen Zeit[schri]ft ‚Monatsschrift für schöne katholische Literatur' kein [gute]s Prognosticon. Höchstens 150 Abnehmer prophezeie [ich] derselben. Wer soll solche halten? Geistliche im All[geme]inen gewiß nicht — Laien haben wir nicht viele, welche [kat]holische Zeitschriften der Art halten." In ähnlicher [Weis]e motivirte am 8. Oktober 1858 Hurter in Schaffhausen [seine] abschlägige Antwort und das Endresultat war: das [mit] so vieler Mühe und Anstrengung, mit so vielen geistigen [und] materiellen Opfern jahrelang betriebene Unternehmen [li]ef im Sande.

Allein „jedes Mißlingen ist ein Erfolg", weil es das [Beg]innen der Kraftentfaltung voraussetzt und somit wenigstens [eine]n moralischen Sieg bedeutet. Der Sauerteig hatte nur [noch] nicht die ganze Masse durchdrungen. Aber schon im [Jahr]e 1862 brachten Franz Hülskamp und Hermann Rump [mit] ihrem „Literarischen Handweiser", der das ganze [Schr]iftwesen der Wissenschaft, Kunst und Cultur in den [Ber]eich seiner wohlthuenden Beeinflussung zog, eine wahre [Erlö]sung. Man athmete erleichtert auf, und die große, ja [kühn]e Hoffnung, die man dem neuen kritischen Organe [entg]egenbrachte, wurde nicht getäuscht. Seinen Einfluß auf

die dichterische Produktion kann man förmlich zahlenmäßig nachweisen und daher empfinden wir es sehr schmerzlich, daß Nachgeborene seine Verdienste schmälern wollen. Mit consequentem Zielbewußtsein begann der Handweiser sofort in die Behandlung der Zeitschriftenfrage einzutreten. Vorläufig mußte er noch „Ueber Land und Meer" als verhältnißmäßig bestes Journal allen denen empfehlen, welchen die Sonntags- und Kirchenblätter, zumal das 1860 von Dr. Lang zu München ins Leben gerufene, nicht genügten.

Da endlich erschien am Horizonte, in dessen unbestimmtem Dämmern nur hie und da ein schwaches Wetterleuchten auf die stereotype Frage „quid de nocte?" eine ausweichende Antwort gegeben, endlich, endlich der erste Vorbote des gar so lange hinter den Bergen säumenden Morgenrothes; am 1. Oktober 1863 betrat ein neues „Haus- und Volksblatt mit Bildern" unter dem Namen „Heimgarten" den Plan und wurde mit stürmischem Applaus begrüßt, obwohl es nicht specifisch katholisch, sondern nur katholikenfreundlich sein sollte. Doch die Freude war wieder einmal verfrüht; die Sonne hatte nur tief unten herauf in ein Wölklein geschienen, ein kleiner Reflex, erst immer heller, dann plötzlich wieder dunkler — und schließlich lag der Horizont wieder im alten zweifelhaften Lichtschein. Der erste Redakteur nämlich, Dr. Hermann Schmid, der sich bekanntlich 1848 der deutschkatholischen Bewegung angeschlossen hatte, machte bald alle Hoffnungen zu nichte, da Hyacinth Holland nicht, wie anfangs bestimmt verlautete, zur Leitungstheilnahme zugezogen wurde. Nach vielen vergeblichen Opfern mußte der Verleger, Fr. Pustet, das Blatt wieder eingehen lassen. Einen kleinen Ersatz bot jedoch die von J. A. Pflanz bei Herder in Freiburg seit 1863 herausgegebene illustrirte „Sonntagsfreude für die christliche Jugend", in welcher sich die tüchtigsten Kräfte die Hand reichten und in der That etwas leisteten, was stets das Vorbild für alle derartigen Jugendschriften sein wird. Dr. Barack, Dr. Franz Binder, Professor Ed.

diese sechste Schwalbe den Sommer bringen?" wohl be-
greifen; aber man hofft so gerne, und so hofften denn die
Gutgesinnten „gegen die Hoffnung". Aber siehe! trotz un-
glücklicher Auspicien, trotz allerlei unangenehmer Scherereien
faßte die „Alte und Neue Welt" immer festeren Fuß
und konnte sich schon nach 8 Jahren auf die stattliche Zahl
von 80,000 Abnehmern berufen. Und als nun gar das deutsche
Reich in seiner alten Einheit auf dem lodernd erwachten
Volksbewußtsein erstanden war und der Frühlingssturm des
Culturkampfes vollends das starre Eis gebrochen hatte, da
kam, wie für unsre Gegner, so auch für uns eine frische
Lenzenblüthe auf allen Gebieten und brachte uns unter
anderem 1873 die „Katholischen Missionen" und 1874 den
aus einem Jahrbuche für Gebildete im Verlage Pustets
(Regensburg) erwachsenen „Deutschen Hausschatz in
Wort und Bild", welcher noch im Jahre seiner Gründung
30,000 Abonnenten zählte, trotzdem zur gleichen Zeit in
Paderborn die „Feierstunden im häuslichen Kreise" mit ihrer
kerngesunden Hausmannskost die katholischen Familien zu er-
freuen begannen.

Allmählich hatte sich auch das Bedürfniß einer zweiten
kritischen Zeitschrift fühlbar gemacht, — das 1865 gegründete
Bonner „Theologische Literaturblatt" fiel mit seinen Patronen
zum Altkatholicismus ab, — und fand seine Befriedigung
in der Herausgabe der „Literarischen Rundschau"
(1875). Nun war der Boden geebnet. In den nächsten
drei Decennien traten verschiedene belletristische wie kritische
Journale, wissenschaftliche Organe und Revuen aller Art
ans Tageslicht; allein es zeigte sich jetzt auch, daß wir
Katholiken, die wir eines Herzens und eines Sinnes sind,
nicht einer so unübersehbaren Menge von Lesestoff bedürfen
wie unsere in tausend Gegensätzen hin- und hergeworfenen
Gegner, und so konnten sich denn auch Dr. Helle's „Katho-
lischen Familienblätter" (gegründet 1877) nur zwei, Brugiers
und Muths „Deutsche Heimat" nur zweieinhalb (1886—1888)

Benzigers Jugendschrift „Unsere Zeitung" nur drei (1884 bis 1887) und die gewiß vorzüglich bediente „Katholische Warte" (Pustet, Salzburg) nur zwölf Jahre (1885—1896) halten.

Das ist so in großen Zügen die Geschichte der katholischen periodischen Belletristik im vorigen Jahrhundert, die Geschichte eines kleinen Truppentheiles im Kampfe für die gute Sache. Wir haben sie an unserm Auge vorübergehen lassen, um an den Opfern, auf denen sie sich aufbaut, die Schätzung des Besitzes zu lernen. Wir Katholiken stehen unter dem Zeichen des Kampfes in allen Ländern und zu allen Zeiten; wie jedes Atom mit ungezählten Beziehungen ins Ganze des Kosmos eingegliedert ist, so steht all unser Fühlen und Denken, all unser Weben und Leben, ob es scheinbar noch so indifferent, scheinbar der Religionspflicht noch so ferne, unter der Wirkungsmacht des Kreuzes, denn der Katholicismus trägt in sich die unerbittliche Consequenz seines Stifters. Darum hat aber auch diese Handvoll Kämpfer, die in lebhafter Fühlung mit der Hauptmacht alles Leid und Weh treulich getheilt, von den vollen Segnungen des Friedens nicht ausgeschlossen bleiben können; das werden wir im nächsten Aufsatze sehen und damit die Wahrheit des oben citirten Wortes erproben: „Die heiligen Samenkörner, welche in der Seele des Schülers unsichtbar keimen und wachsen, werden zu Pflanzen, deren Stengel bei jedem neuen Versuche größere Stärke erlangen, sie biegen sich wie Binsen, aber sie brechen nicht und können nicht verderben. Aber wenn die Stunde gekommen ist, so blühen sie."

Ansgar Pöllmann O. S. B.

XXXV.

Die neueste Literatur über Savonarola.

II.

Mit hoher Erwartung blickten wir der neuen Auflage des 3. Bandes der Papstgeschichte L. Pastor's entgegen. Hatten wir auch gegen die unserer Ueberzeugung nach allzu düstere Darstellung, wie sie der Wirksamkeit Savonarola's in der ersten Auflage gewidmet war, entschiedene Verwahrung einlegen zu müssen geglaubt, so zweifelten wir doch nicht, der mannigfache Widerspruch, der gegen ihn laut geworden war, werde ihn zu einer reiflichen Nachprüfung der schwierigen Frage, zu einer sorgfältigen Durchforschung der Quellen und in Folge dessen zu einer umfassenden Revision seines früheren allzu schroffen Urtheils veranlaßt haben. Leider sehen wir uns in dieser Erwartung getäuscht. Auch in der neuen Auflage hat der Geschichtsschreiber der Päpste für den berühmten Prior von S. Marco nicht jenes Maß ruhiger, vorurtheilsloser Objektivität, das man von einem Historiker seines Rufes verlangen muß. Von der Annahme beherrscht, die zu Gunsten des Mönches lautenden zeitgenössischen Berichte verdienten als Auswüchse der „Dominikanerlegende" keinen Glauben, lehnt er sie als befangen ab, nimmt dagegen keinen Anstand, sich wiederholt auf das Zeugniß der erbittertsten Feinde Girolamo's, wie Baglioni, Somenzi u. a., zu berufen. Nun ist ja ohne weiteres ein-

zuräumen, daß die Mittheilungen der Piagnonen, besonders soweit sie ihren Meister verherrlichen, mit Vorsicht zu gebrauchen sind; aber sind die gegnerischen Berichte zuverlässiger? Macht doch nicht bloß die Liebe blind, sondern auch der Haß, die Liebe gegen die Fehler, der Haß gegen die Vorzüge des Nächsten. Es wird ja gewiß niemanden Wunder nehmen, daß ein Mann wie Savonarola, der so tief in die mannigfachsten Lebensverhältnisse seiner Mitmenschen eingriff, als Ordensmann mit der Eifersucht der übrigen Ordensfamilien, als Reformator mit dem Unwillen der Lauen, als Sittenprediger mit dem Grimme der Verstockten, als Volksberather mit dem Hasse der politischen Gegner zu kämpfen hatte, der Gegenstand heftigster Verfolgungen, Anfeindungen und Verdächtigungen wurde, wie ja der Parteifanatismus von jeher vor den verwerflichsten Mitteln nicht zurückschreckte, wo es galt, einen gefährlichen Gegner unschädlich zu machen; wohl aber muß es billig überraschen, daß Nachrichten, die aus so trüber Quelle flossen, von einem Geschichtsschreiber wie Pastor unbeanstandet aufgenommen und mit einer gewissen Vorliebe verwerthet, die dem Prior günstigen aber höchstens soweit sie gegen ihn Dienste leisteten, berücksichtigt, sonst aber beharrlich außer acht gelassen wurden. Bei einem Manne, der Jahre lang im Mittelpunkte eines mit der größten Erbitterung geführten kirchenpolitischen Streites stand, von tausend Sorgen gequält, von riesiger Arbeitslast erdrückt, von der überwallenden Gluth eines feurigen Temperaments verzehrt, vom Eifer für Gottes Ehre, für das Seelenheil des Nächsten, das materielle und geistige Wohl der heißgeliebten Arnostadt entflammt, von allen Seiten in Anspruch genommen, bestürmt und bedrängt, wird man nicht jedes Wort auf die Goldwage legen und es nicht auffallend finden, wenn man auch einmal auf eine unüberlegte Aeußerung, eine übereilte Maßregel stößt; und doch wird der unbefangene Historiker nicht die eine oder andere über Gebühr aufgebauschte Verfehlung oder Schwäche, wohl aber die Groß-

artigkeit des Charakters, die Lauterkeit des Strebens, die Uneigennützigkeit echt christlicher Opferliebe seiner Beurtheilung zu Grunde legen. Wäre das Bild richtig, wie es Pastor von Savonarola entwirft als einem Menschen voll krankhafter Selbstüberhebung, maßloser Leidenschaftlichkeit, engherziger Unduldsamkeit, wüthender Verfolgungssucht, einem Prediger, der auf der Kanzel „in einer an Wahnsinn grenzenden Weise tobt", einem rachgierigen Priester, der nach dem Blute seiner Feinde lechzt, einem unbotmäßigen Mönche, der den berechtigtsten Anforderungen seiner Oberen starrsinnigen Trotz entgegensetzt, — so wäre es geradezu unbegreiflich, wie die Zeitgenossen, und zwar nicht etwa einfältige, weltabgeschiedene Landleute, sondern hochgebildete Menschen von so außerordentlich scharfer Beobachtungsgabe, wie die Florentiner, in dem Prior eine große, verehrungswürdige, ja heilige Persönlichkeit erblicken konnten; einen Menschen wie den Savonarola Pastor's hätte man kaum mehr ernst genommen. Und doch sprechen nicht bloß seine Freunde und Anhänger, wozu Männer der vornehmsten Gesellschaftsschichten und feinsten Bildung, berühmte Gelehrte, gefeierte Künstler, kluge Staatsmänner gehörten, in Ausdrücken aufrichtiger Verehrung, ja Bewunderung von ihm, sondern auch durch die Vorwürfe der Gegner klingt wiederholt die unwillkürliche Anerkennung der seltenen Eigenschaften des eigenartigen Mannes durch; und auch fremde Beobachter, wie der Grieche Maximus,[1]) der welterfahrene, menschenkundige französische Minister Commynes, geben von dem mächtigen Eindruck Zeugniß, den sie vom Prior empfangen haben. Es hilft nichts, daß Pastor schließlich in sein düsteres Gemälde noch einige erhellende Lichtstreifen bringen will, indem er dem Mönche das Prädikat „durchaus sittenrein" zubilligt; wer sich, wie Savonarola nach Pastor's

1) Seinen leider viel zu wenig beachteten Bericht über Savonarola siehe bei Villari, Storia di Gir. Savonarola II² CCXCV sqq.

Darstellung, für einen gottgesandten Propheten ausgibt und alle Zweifel gewaltsam ausredet, Wunder verspricht und die Feuerprobe feige vereitelt, der höchsten kirchlichen Gewalt den schuldigen Gehorsam hartnäckig verweigert und sich von stinkendem Hochmuth völlig verblenden läßt, der hat auf die Achtung eines sittenreinen Mannes keinen Anspruch mehr. Damit aber schlägt man aller geschichtlichen Ueberlieferung in's Gesicht. Pastor's Savonarolabild ist nun einmal bis zur Unkenntlichket verzeichnet; viel naturgetreuer würde es ausgefallen sein, hätte der Meister seinen Pinsel weniger tief in die dunkeln Tinten der Arrabbiaten getaucht und die lichteren Töne der Piagnonen nicht ganz verschmäht.

Wie die primären, so brandmarkt Pastor auch die sekundären Piagnonenquellen als parteiisch, während er geneigt ist, den gegnerischen Erzeugnissen das Lob der Zuverlässigkeit zu ertheilen. Zwar will er die „großen Verdienste", die sich Villari mit seinem bekannten Werke über Savonarola erworben, nicht schmälern, macht ihm aber zum Vorwurfe, er habe „bei seiner nicht vollständigen Kenntniß der katholischen Theologie und Philosophie Widersprüche und Irrthümer nicht vermieden". Aber die Männer, auf die Pastor baut, der Calviner Perrens, der es dem Prior nicht verzeihen kann, daß er nicht völlig mit der Kirche gebrochen habe, und in seiner Geschichte von Florenz den Standpunkt der wüthendsten Arrabbiaten vertritt,[1]) der Zwinglianer Böhringer legen sie tiefere Kenntnisse der katholischen Theologie und Philosophie an den Tag? Wirft Pastor „große Unkenntniß auf dem Gebiet der katholischen Theologie" nicht auch Ranke vor, dessen Studie über Savonarola er doch verdientermaßen loben muß? Verstrickt er sich da nicht in den klaffendsten

1) Der dazu noch mitunter recht leichtfertig gearbeitet hat, wie ihm Gherardi, Nuovi Documenti p. 287—89 nachweist. „Perrens cade spesso in errore" sagt Cosci, Arch. stor. Ital. ser. IV t. IV p. 451.

Widerspruch? Zum Beweise für Villari's Parteilichkeit führt Pastor die Zeugnisse von Historikern wie Armstrong, Gaspary, Gothein an. Ohne den wissenschaftlichen Leistungen dieser Gelehrten nur im Geringsten zu nahe treten zu wollen, glauben wir doch sagen zu dürfen, daß sie tiefere und eingehendere Studien über Savonarola nicht gepflogen haben, während Villari nun schon seit Jahrzehnten mit seinem Gegenstande auf's innigste vertraut und in der beneidenswerthen Lage ist, in Florenz, wo die Quellen über die Lebensgeschichte seines Helden so reichlich fließen, zu leben und die Handschriften, Urkunden, Berichte, seltenen Drucke einzusehen, die Anderen nur schwer oder gar nicht erreichbar sind; er darf daher unstreitig in Savonarolasachen eine ungleich höhere Autorität beanspruchen, als Gelehrte, die sich mit dieser Frage nur mehr oder weniger flüchtig abgeben konnten.[1]) Wir können nicht umhin, zu constatiren, daß wir, soweit wir bei wiederholter Anwesenheit in Florenz den Quellen nachzugehen in der Lage waren, durchaus den Eindruck gewonnen haben, daß Villari das ungedruckte wie gedruckte Material sehr gut kennt und viel gründlicher verarbeitet hat, als manche seiner Tadler. Pastor liebt es, sich auf das „Urtheil", „die Aussprüche" Anderer, wie Creighton, Burckhardt, Frantz, Böhringer zu berufen. Es wäre uns ein Leichtes, ihm ebenso viele „Urtheile" und „Aussprüche" hervorragender Gelehrten entgegenzuhalten, die sich zu Gunsten des Priors erklärt haben;[2])

---

1) Auch Fester, Machiavelli S. 33 hebt hervor, daß Gaspary wie Gothein und Burckhardt „nur den culturfeindlichen Charakter der mönchischen Reformation Savonarola's" betonen, der übrigens von ihnen bedeutend übertrieben wird.

2) So hat jüngst Professor Schanz in Tübingen als vorläufiges Ergebniß der jüngsten Controverse die Ueberzeugung bezeichnet, „daß dem heftigen, aber von heiligem Eifer beseelten und sittenstrengen Prediger jedenfalls schweres Unrecht geschehen ist" Theol. Quartalschrift 1899. S. 624.

wer hätte nun Recht? Wir schätzen gewiß Burckhardt's glänzendes Werk über die Cultur der Renaissance in Italien sehr hoch und zollen den gediegenen Arbeiten von Creighton, Böhringer und Frantz gerne unseren Beifall. Diese Männer vertreten aber, wenn sie auch mit dem Mönche keineswegs in Allem einverstanden sind, doch eine viel mildere, gemäßigtere Auffassung über denselben; warum hat sich denn Pastor nur ihre tadelnden, nicht auch ihre anerkennenden „Aussprüche" und „Urtheile" zu eigen gemacht? Seiner Rüge gegenüber, Villari habe Schwab's Aufsatz über Savonarola im Bonner Theol. Literaturblatt 1869 nicht berücksichtigt, halten wir dafür, es sei die größte Versündigung an der Wissenschaft noch lange nicht, den nicht einwandfreien, von Pastor erheblich überschätzten Artikel Schwab's zu übersehen. Ohnehin ist eine absolute Vollständigkeit bei Literaturangaben nicht leicht möglich und auch nicht von Pastor erreicht worden. Zudem ist mit dem Registriren und Citiren einer Unmasse von Schriften und Abhandlungen, wenn dieselben nicht auch von aktuellem Werthe und zugleich verarbeitet sind, wenig gedient; jedenfalls vermag selbst das sorgfältigste, bis zu Zeitungsartikeln herabsteigende Literaturverzeichniß, so verdienstlich und dankenswerth es auch ist, den Mangel einer gewissenhaften und gründlichen Durchforschung der primären Quellen nicht zu ersetzen.

Wir haben behauptet, Pastor's Savonaroladarstellung sei bis zur Unkenntlichkeit verzeichnet. Da sich nun das Gesammtbild aus einer Menge kleiner Einzelzüge zusammensetzt, so werden wir unsere Behauptung am sichersten dadurch erhärten, daß wir die letzteren als verfehlt erweisen; und zwar wollen wir uns hiebei nicht auf anfechtbare Piagnonenquellen, sondern auf Berichte stützen, deren Glaubwürdigkeit auch Pastor nicht bestreiten wird. Da erfüllt es uns denn mit aufrichtiger Genugthuung, daß er nunmehr versichert, es liege ihm vollständig ferne, Savonarola um seines

Prophetenthumes willen für einen Betrüger zu erklären; und doch gebraucht er auch in der neuen Auflage Wendungen, wie: „Der Mönch habe sich unter dem Einfluß seiner aufgeregten Phantasie als göttlichen Propheten ausgegeben", sich „alle Zweifel gewaltsam ausgeredet", Ausdrücke, die mit der Annahme einer bona fides kaum mehr vereinbar sind. Ueber des Reformators angebliche Aengstlichkeit und Uebertriebenheit im religiösen Leben und über seinen tertullianischen Rigorismus hätte sich Pastor viel gründlicher denn aus Perrens, Böhringer und Burckhardt bei diesem selbst Raths erholen können; er hätte z. B. aus dem im November 1496 erschienenen „Libro della Vita Viduale"[1]) ersehen können, daß der Prediger keineswegs übertriebene Fasten anempfohlen und ebenso wenig einer allgemeinen Weltflucht das Wort geredet, wohl aber im Sinne eines hl. Franz die Abkehr von den Eitelkeiten und Gefahren der Welt und die Rückkehr zur Einfachheit der apostolischen Zeit gepriesen hat.[2]) Wenn die übertriebenen Fasten[3]) und die drakonische, selbst ganz erlaubte weltliche Vergnügungen untersagende Sittenpolizei Savonarola's lästig und drückend war, — wie kommt es, daß nicht einmal seine politischen Gegner, die zeitgenössischen florentinischen Geschichtsschreiber Parenti und

1) Composto da frate Hieronymo da Ferrara dell' ordine de frati predicatori ad instantia et contemplatione di molte divote vedove et vedovi. Impresso in Firenze per Ser Lorenzo Morgiani ad instantia di Ser Piero Pacini Anno MCCCCLXXXXVI adi XXVI del mese di Novembre.

2) Besonders in dem schönen, oft gedruckten Buche De Simplicitate Christianae vitae.

3) Ueber diesen Gegenstand verbreitet sich der Mönch in derselben milden und besonnenen Weise, wie im Buche vom Wittwenstand, in seinem Schreiben an Lodovico Pittorio bei Cappelli, Atti e memorie delle RR. deputazioni di stor. patr. per le prov. Mod. e Parm. vol. IV p. 381.

Baglienti hierüber eine Beschwerde führen?[1]) Im Gegentheile hebt gerade Parenti hervor, die vom Mönche angeordneten Fasten und guten Werke hätten dem Volke Verzeihung seiner Sünden bewirkt.[2]) Allerdings höhnten die in- und auswärtigen Gegner über die Bußübungen der Florentiner; hätten sich diese deßhalb davon abbringen lassen sollen?

Dem mantuanischen Gesandtschaftsberichte vom 17. November 1494 gegenüber, die Mädchen und zum Theil die verheiratheten Frauen seien in Folge der Predigten Savonarola's in die Klöster geflohen, so daß man in Florenz nur noch Burschen, Männer und alte Weiber sehe, bemerkten wir schon früher, auf eine so handgreifliche Uebertreibung sollte man doch nichts geben. Pastor hält gleichwohl auch jetzt noch daran fest, obgleich er dem Tagebuche Landucci's hätte entnehmen können, daß die Mädchen und junge Frauen allerdings in die Klöster flohen, aber nicht in Folge der Bußpredigten Savonarola's, wie Pastor meint, sondern aus Furcht vor den anrückenden französischen Soldaten.[3]) Daß unter dem Eindrucke der Noth der Zeit wie der erschütternden Worte und bestrickenden Persönlichkeit des Priors der Zudrang zum Klosterleben sich außerordentlich steigerte, ist allerdings richtig; aber unter den Eingetretenen befanden sich, wie Pastor selbst zugibt, Männer von reiferem Alter und großem Ruf in der Literatur, die doch nicht als Opfer mönchischer Ueberredungskunst zu

1) Das Zeugniß Gianotti's, auf das sich Pastor beruft, beweist nicht viel, da dieser, 1492 geboren, nicht auf Grund eigener Erfahrung berichtet; viel beredter ist das Schweigen der Zeitgenossen, wie Nardi, Landucci, Cerretani, Parenti, Baglienti, die alle von einer tertullianischen Sittenstrenge nichts wissen.

2) „E veramente e digiuni e le buone opere factesi fare da frate Jeronimo dal nostro popolo, si puo credere, che venia impetrassero apresso di Idio de nostri excessivi falli." 1494, Nov., Firenze, Bibl. Naz.

3) Landucci p. 72.

betrachten sind. Die übertreibende Angabe Baglienti's, infinitissimi figliuoli d'uomini da bene hätten ihre Eltern verlassen, ja sogar verheirathete Bürger ihre Frauen und Kinder und sich in's Kloster geflüchtet,[1]) stellt Parenti richtig mit den schlichten Worten: „Alquanti Fiorentini separotosi della loro compagnia, l'una parte e l'altra l'abito di religione presono.“[2]) Wohl wurde der Prior von seinen erbitterten Gegnern,[3]) wie Pastor selbst gesteht, dafür verantwortlich gemacht, daß im Schooße der Familien Zwiespalt ausbrach; aber man sollte doch nicht vergessen, daß Klagen der Art mit allen religiösen Bewegungen tiefgreifender Natur unzertrennlich verknüpft sind. Wenn dann der Prediger „die Spionage der Dienerschaft gegen den Hausherrn“, „die ärgsten Zwangsmittel, Spionage und Denunciation“ zur Durchführung seiner Sittenverbesserung aufgeboten haben sollte, so wäre er, das geben wir Pastor gerne zu, entschieden zu weit gegangen und man möchte erwarten, daß ein Schrei der Entrüstung durch die zeitgenössischen Berichte hindurch hallte; und doch halten sich weder Parenti noch der gehässige Baglienti darüber auf, es kann daher so arg, wie Pastor es ausmalt, unmöglich gewesen sein.

Und nun gar die Kinderpolizei! Wir sind wahrlich die letzten, die einer derartigen verkehrten unpädagogischen Maßregel das Wort reden möchten und gestehen offen, daß sich der Mönch eines argen Mißgriffes schuldig gemacht hätte, falls er wirklich den Kindern so weitgehende Machtbefugnisse eingeräumt und sie gleichsam zu den Tyrannen der Straße gemacht hätte. Thatsächlich haben aber die Kinder längst vor Savonarola eine uns ganz

1) Rivista delle Biblioteche vol. III p. 55. 61.

2) Wie Pastor aus Ranke, Hist.-biogr. Studien S. 256 entnehmen konnte.

3) Wie der Franziskaner P. Pulinari, der Rathsherr Schiattesi, Savonarola's ehemaliger Freund Verino.

unbegreifliche Rolle gespielt. So gruben sie im Jahre 1478 den Leichnam Jakab de Pazzi's aus, schleiften ihn an einem Stricke durch die ganze Stadt und warfen ihn in den Arno.[1]) Im März 1487 erhoben sie sich auf die gegen die Juden gerichteten Predigten des seligen Bernhardin von Feltre hin und machten Miene, den Wucherer Manullino zu ermorden und sein Haus zu plündern [2]) Einen Marranen, er die Madonnenbilder beschädigte und einem Jesuskinde ie Augen auskratzte, verfolgten sie unter Mithilfe Erwachsener n August 1493, warfen ihn mit Steinen todt und schleppten n Leichnam durch die Straßen.[3]) Savonarola hat also diglich Verhältnisse, die er bereits vorfand und cht abzuschaffen vermochte, für seine Zwecke rwendet und in den Dienst der öffentlichen ittlichkeit gestellt. Wie sie sich früher als Werkzeuge der lden Ausbrüche entfesselter Volkswuth hatten mißbrauchen sen, so liehen die Kinder nunmehr wenigstens großen eils ihre Unterstützung der Aufrechterhaltung der Sitten-orm, indem sie die öffentlichen Spieler, schlechten Weiber, amlosen Wüstlinge aus den Straßen verjagten und die igen Frauen und Mädchen zu ehrbarer Kleidung anhielten; he dem, der sich ihnen widersetzte, er lief Gefahr, getödtet werden.[4]) Wer sich hierüber wundern sollte, der möge

1) Landucci, Diario p. 21.

2) Ibid. p. 53.

3) Ib. p. 66. Die Ausgelassenheit der Florentiner Jugend deutet schon der sienesische Geschichtsschreiber Sigismund Tizio mit den Worten an „pueri quoque mira Florentiae utentes licentia.“ Von der ganz unglaublichen Gefühlsrohheit eines Theiles der Kinder kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man liest, daß sie bei der Hinrichtung des Priors und seiner Genossen solange auf die am Galgen hangenden, halbverbrannten Leichen mit Steinen warfen, bis Glied für Glied zur Erde fiel. Und das sahen die Alten ruhig mit an!

4) Landucci p. 127. Wenn sich Pastor (S. 155 A. 1) darüber wundert, daß wir dieses Zeugniß Landucci's in unserer früheren

bedenken, daß nicht einmal die Kinder auf der Straße vor den unsittlichen Anträgen ausgeschämter Wüstlinge sicher waren.[1]) Waren die Kinder daher auch bei den schlechten Elementen verhaßt und mitunter Mißhandlungen ausgesetzt, so wurde doch ihr Auftreten vom besseren Theile der Bürgerschaft nicht als Plackerei, sondern geradezu als eine Wohlthat empfunden, wie Landucci[2]) und Guicciardini[3]) betheuern.

Untersuchung nicht angeführt haben, so erwidern wir, daß es unserer Meinung nach bei der Beurtheilung der Kinderpolizei nicht so sehr darauf ankommt, ob sie uns, sondern vielmehr, ob sie den florentinischen Zeitgenossen vexatorisch erscheint; in dieser Hinsicht ist aber gerade die von uns ausgewählte (s. die zweitnächste Anm.!), von Pastor übergangene Aeußerung Landucci's sehr bezeichnend, da sie zeigt, daß der bessere Theil der Bürgerschaft mit dem Vorgehen der Kinder zufrieden war.

Freilich ließen es die Gegner nicht an beißendem Hohn über die Bürger fehlen, die sich von einem Mönche und Kindern gängeln ließen; vgl. Becchi's Bericht vom 26. März 1496 b. Gherardi p. 140 sq. Es galt eben die Fratesken lächerlich zu machen und in der öffentlichen Meinung zu diskreditiren. Bildet doch die Kinderpolizei noch heutzutage ein beliebtes Mittel, um Savonarola's Sittenreform zu verunglimpfen. F. X. Kraus (Literar. Rundschau 1898 Sp. 68) nennt dieselbe „geradezu verrückt", was nicht wundern kann, da er sein absprechendes Urtheil auf Pastor's übertreibende Darstellung aufbaut.

1) Dies bezeugt Parenti 1496 Febr.: „Frate Domenico da Pescia seguitando il predicare animo mettere a fanciulli comincio di levare baie alle donne che veliere in capo portassino, et a soddomiti, se di tale peccato li richiedessino." Auch Landucci p. 124 berichtet, aus Furcht vor den Kindern „ognuno si guardava delle cose disoneste e massimamente del vizio inominabile." Damit stimmt überein Burlamachi ed. Lucca 1764 p. 108.

2) p. 263 sq.: „Erano venuti in tanta reverenzia e fanciugli."

3) Storia fiorentina, op. ined. t. III p. 179. Guicciardini's Zeugniß ist aber in diesem Punkte umso höher zu werthen, als er, 1483 geboren, jenen Kinderschaaren wenn nicht selbst angehörte, so doch gewiß nahe stand.

In unseren Worten, es sei sachlich durchaus gerecht-
tigt gewesen, wenn Savonarola die Bürger aufforderte,
gen Hochverräther keine Milde walten zu lassen, sondern
erbarmungslos niederzuhauen, sieht Pastor einen Beweis
für, wie sehr wir uns von unserem „apologetischen Eifer"
reißen ließen und den Predigerberuf mißkannten. Und
ch würde auch er die beanstandete Aeußerung weniger
delnswerth gefunden haben, wenn er Zeit und Umstände,
ter welchen sie fiel, unbefangener gewürdigt hätte. Bestand
e Volksherrschaft einmal zurecht, so mußte sie sich doch
ch gegen feindliche Angriffe von innen oder außen, an
lchen es wahrhaftig nicht fehlte, schützen; je mehr aber
rartige Gefahren drohten, umso unnachsichtiger mußte man
gen die Frevler vorgehen, die, wenn ihr Anschlag gelang,
auch ihrerseits das furchtbarste Blutbad unter ihren
gnern anrichteten. Mit der Volksherrschaft fiel aber
ch die Sittenreform, an der dem Mönche an erster Stelle
legen war; dem heiligen Eifer für sie, nicht, wie Pastor
int, blutgierigem Parteifanatismus entsprangen seine Worte.
brigens darf man nicht vergessen, daß der damaligen
it Mitleid mit dem politischen Gegner als eine unverzeihliche
hwäche galt.

Gegenüber unseren früheren Darlegungen, Savonarola
be sich mit seinen an die abendländischen Herrscher ge-
hteten Concilsmahnungen nicht verfehlt, will Pastor den
rth und die Richtigkeit der von dem Cardinal und be-
nten Canonisten Johann de Turrecremata und dem
Antonin geäußerten Ansichten nicht untersuchen, er
l nur „die Art beleuchten", „wie diese Aussprüche von
hnitzer verwerthet wurden". Habe doch nach der Lehre
rrecremata's der Berufung des Concils durch den Kaiser
er durch weltliche Fürsten der kirchliche Instanzen-
ng vorauszugehen, den Savonarola nicht einhielt. Ebenso
genau sei unsere Angabe hinsichtlich des hl. Antonin, da
ch dieser den kirchlichen Instanzenzug sehr entschieden betone,

was wir nicht genug hervorgehoben haben sollen. „Wo h
fügt Pastor emphatisch bei, die Ordnung in der Kirche
kommen sollen, wenn es jedem freigestanden hätte, sich
Umgehung der kirchlichen Instanzen an die weltliche Ge
zur Absetzung des nach seiner Ansicht häretischen Pap
zu wenden! Die unumstößlichen Beweise, welche Savona
für die Häresie Alexanders VI. zu besitzen vorgab,
niemals zum Vorschein gekommen; es liegt auch kein Be
dafür vor, daß Alexander VI. wirklich häretisch gesinnt w
Es ist richtig, des Priors Beweise für die Häresie Alexan
sind nicht zum Vorschein gekommen, weil er so klug war,
nicht voreilig preiszugeben. Aus seinen Andeutungen in
Fürstenbriefen zu schließen, handelte es sich um mehr,
um die Anklage auf Ketzerei, nämlich um den Vorwurf
Apostasie, da Alexander ein Marrane, d. h.
äußerlich getauft, innerlich aber dem Unglauben erg
sei. Mit dieser Anklage stand aber Savonarola, wie
an anderem Orte zeigen[1]), nicht allein. Auf den e
Papste gegenüber geradezu entsetzlichen Gedanken, er sei
kein Christ, konnte man bei Rodrigo Borja nur zu l
kommen, wenn man sein unchristliches Leben betrachtete.
ein Dominikaner magister sacri palatii und als solche
das geheimste Treiben der päpstlichen Hofhaltung sehr g
eingeweiht war, so konnte Savonarola leicht gar Man
erfahren, was ihm eine kräftige Handhabe bot, um
Anklage des Unglaubens wider Borja zu erheben. Aber
sonst fehlte es nicht an Material, gegen ihn vorzuge
Da war vor Allem die offenkundige Simonie, mit der
seine Wahl durchgesetzt hatte; als Karl VIII. auf sei
berühmten Zuge nach Rom gekommen war, drängen
weniger als 18 Cardinäle in ihn, den unwürdigen Rod
zu entthronen und eine bessere Wahl zu veranlasse

1) Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1900, 1. Heft.
2) Vgl. Commynes, Mémoires l. VII chap. XV, ed. Ch
lauze p. 559; Berichte des ferraresischen Gesandten Man
bei Cappelli l. c. p. 341 sq.

Namentlich erregte die verblüffende, bisher unerhörte Leichtigkeit, womit der Papst das Band der Ehe löste und den getrennten Gatten die Wiederverheirathung gestattete, peinliches Aufsehen,[1]) da man sich nur schwer einzureden vermochte, es habe sich da immer nur um matrimonia rata non consummata gehandelt;[2]) einer Lukretia Borja gegenüber fiel es jedenfalls schwer, dies anzunehmen. Auch Alexanders schimpfliche Beziehungen zum Sultan sind in Anschlag zu bringen. Mag daher mit unserem heutigen Material die Häresie Alexanders nicht streng zu beweisen sein, so lag doch wenigstens der begründete Verdacht einer solchen vor; hervorragende Canonisten lehrten sogar, wie wir dargethan, der Papst könne belangt, bezw. abgesetzt werden „propter notorium crimen enorme", „si notorie scandalizet mundum." Unter diesen Verhältnissen war die Berufung eines Concils doch wahrlich nicht als ein Attentat gegen die Kirche oder das Papstthum zu erachten; was für die Sorbonne,[3]) für die Mehrzahl des hl. Collegiums kein Verbrechen war, sollte man auch für den Mönch nicht zu einem solchen stempeln.

Die Bedenken, die Pastor hiegegen vorbringt, sind nicht stichhaltig. Mochte Karl VIII, den Savonarola für den von Gott berufenen Reformator der Kirche hielt, ein „sittenloser und abenteuerlicher Monarch" sein; die göttliche Vorsehung hat auch durch sittenlose Fürsten schon Großes für seine Kirche gewirkt. Die Gefahr des Schismas, die Pastor mit so schwarzen Farben ausmalt, war lange nicht so bedrohlich, da ja im hl. Collegium ein Mann wie Julian della Rovere saß, dieser „Kraftmensch der italienischen Renaissance", der „terribile", „titanenhafte", und wie Pastor selbst ihn sonst noch nennt. Sodann setzte Savonarola ein Zusammengehen aller abendländischen Herrscher

1) Vgl. Cambi Giovanni, Istorie, Delizie degli eruditi Toscani XXI, 195.

2) Wir gedenken diesem wichtigen Gegenstande später ein Kapitel zu widmen.

3) Vgl. Creighton, A History of the Papacy III vol. p. 236.

gegen Borja voraus; konnten diese zu einem gemeinschaftlichen Einschreiten vermocht werden, so war den Borjas der Boden schon abgegraben, und es war nicht zu erwarten, daß man einem Mann, dessen Wahl man mit Kopfschütteln aufgenommen und kaum für möglich gehalten hatte, allzu zähe Anhänglichkeit erzeigen werde. Doch selbst angenommen, die Berufung eines Concils sei unzulässig und unangebracht gewesen, was berechtigt Pastor zu dem seltsamen Ausrufe: „Wo hätte die Ordnung in der Kirche hinkommen sollen, wenn es jedem freigestanden hätte, sich mit Umgehung der kirchlichen Instanzen an die weltliche Gewalt zur Absetzung des nach seiner Ansicht häretischen Papstes zu wenden!?“ Folgt denn daraus, daß wir unter den damaligen so außerordentlich traurigen Verhältnissen Savonarola das Recht zuerkannten, das Concil in Anregung zu bringen, daß nun der nächste beste Unzufriedene nach einem Concil rufen könne? Pastor unterschiebt uns da eine Aufstellung, gegen die wir uns auf das Entschiedenste verwahren müssen! Mit Gemüthsruhe sehen wir seiner näheren „Untersuchung“ und „Beleuchtung“ unseres Verfahrens mit dem Ausspruche des hl. Antonin entgegen; der ganze, sachlich allerdings schwerstens in's Gewicht fallende Unterschied zwischen dem von Pastor wörtlich angeführten, von uns im deutschen Auszug gegebenen Citate liegt darin, daß es in ersterem heißt: „Potestas congregandi concilium spectat primo ad omnes Cardinales .... Secundo spectat ad patriarchas praecipue ad Constantinopolitanum ... Tertio ad imperatorem. Quarto ad reges. Quinto ad alios principes“, während wir sagten, dieses Recht eigne den Cardinälen, sodann dem rechtgläubigen Patriarchen von Konstantinopel, ferner dem Kaiser, den Königen und anderen Fürsten! Aber selbst wenn wir weder bei Turrecremata, noch beim hl. Antonin den Instanzenzug erwähnt hätten, würden wir uns so wenig verfehlt haben, als Savonarola, der ihn nicht einhielt. Denn er brauchte ihn

gar nicht einzuhalten, da die Kanonisten denselben ja nur für die thatsächliche Berufung des Concils vorschreiben, Savonarola aber das Concil nicht berufen, sondern nur zur Berufung aufgefordert hat, ein Unterschied, der in die Augen springt und Pastor nicht hätte entgehen sollen!

Wiederholt tadelt es Pastor, daß sich Savonarola in seinen Predigten in der rücksichtslosesten Weise über den römischen Stuhl geäußert und einer selbst in damaliger Zeit ungewöhnlichen Heftigkeit der Sprache bedient habe. Er citirt einen Ausspruch „Spektator's", worin auf Geiler von Kaisersberg verwiesen wird, der Bischöfen und Domherrn auch die Wahrheit gesagt, aber solche, alles Maß übersteigenden Reden wie Savonarola nicht gehalten habe, dessen Anklagen in der von ihm beliebten Allgemeinheit gewiß übertrieben seien. „Neben den Schäden gab es auch Lichtseiten; in Rom lebten auch noch gute und edle Elemente, wie ein Egidio von Viterbo. Aber ganz abgesehen davon, kann man unmöglich die Kanzel für den geeigneten Ort erklären, von dem herab solche Strafreden und Anklagen gegen die Curie, die Prälaten, den ganzen Klerus — und das vor dem ungebildeten Volk, vor Frauen und Kindern — gehört werden sollten." Es fällt uns nicht ein, des Predigers Ausdrücke und Wendungen durch Dick und Dünn vertheidigen zu wollen. Aber Spektator und Pastor sollten doch auch in Anschlag bringen, daß in den Adern des Südländers ein feurigeres Blut rollt, als in denen des kühlen Deutschen, und daß daher Savonarola mit dem Maßstabe Geilers um so weniger zu messen ist, als ja auch seine Zuhörer keine Straßburger Spießbürger waren. Daß Savonarola für das noch vorhandene Gute blind war, ist eine Behauptung die durch die unverdrossenste Wiederholung nicht an Wahrheit gewinnt[1], und jedenfalls von denen nicht getheilt wird

1) Der Prior wiederholt, nur den schlechten Klerikern gelte sein Tadel, die guten nehme er aus (z. B Pred. in Exod. Venet,

die seine Predigten und Schriften genauer kennen zu lernen sich die Mühe nahmen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ein feuriger Bußprediger, dem es um eine ernstliche und gründliche Sittenbesserung zu thun war, auf's Angelegentlichste wider die Laster, Mißbräuche, Verirrungen donnerte, die er abstellen wollte, und keinen Lobeshymnus auf die Guten anstimmte, an die seine Mahnungen nicht gerichtet waren. Wollte er gegen das Verderben der Curie und des Klerus die warnende und strafende Stimme erheben, möglichst zahlreiche Herzen treffen und dem durch die an der Curie herrschenden Laster in seinem sittlichen Gefühle auf's schwerste gekränkten Volksbewußtsein zu seinem Rechte verhelfen, wie hätte er denn dies thun sollen, wenn nicht von der Kanzel aus? Warum hätte er nicht auch vor Frauen und Kindern über die Zuchtlosigkeit des Klerus klagen sollen, die doch auch Frauen und Kindern[1]) nur zu bekannt und anstößig war? Wenn sich in seinen Predigten manches Anstößige findet, welches vielleicht in die Druckausgaben gar nicht aufgenommen wurde, so ist zu bedenken, daß man in Italien in

---

1540 f. 134 b. 141 b. 144. 146) und bekennt, daß es überall viele Diener Gottes gibt (Pred. sop. Ezech., Venet. 1517 f. 116). An Stephan von Codiponte schreibt er: „In coelo boni omnes, in inferno mali omnes, in hoc autem mundo boni et mali inveniuntur, in quo quidem nunquam bonos sine malis fuisse reperire possis" (bei Villari 1² App. p. XXXVIII). Den König Karl VIII. beschwört er, Florenz zu schonen, denn es gebe hier „tanti amici et servi di Dio et tante anime innocenti", wie der hier schwerlich anfechtbare Burlamacchi berichtet, l. c. p. 64. Bei Aeußerungen, wie sie Pastor S. 417 A. 1 im Auge hat, muß man doch auch den rhetorischen, zu gewissen Uebertreibungen neigenden Stil des Kanzelredners in Rechnung ziehen!

1) „O preti, o prelati della chiesa di Christo", ruft er z. B. in der Predigt vom 1. November 1494 aus (ed. Venet. 1544 f. 8 b. 9), . . . lasciate dico le vostre concubine et li cinedi che glie tempo dico da far penitentia." Schon Dante klagt ja über die weite Verbreitung des unnatürlichen Lasters, Inf. XV, 106 sqq.

derlei Dingen viel weniger empfindlich ist und sich an Vielem nicht stößt, was bei uns für durchaus unschicklich gilt.[1]) Insbesondere nahm man an scharfen Worten gegen das Papstthum, die römische Curie, den Welt- wie Ordensklerus, wie sie in der Renaissance gerade in Italien an der Tagesordnung waren,[2]) kaum ein Aergerniß;[3]) wurden dem Prior von S. Marco darob Vorwürfe gemacht, so waren politische Rücksichten und die Furcht vor Repressalien maßgebend. Ueberhaupt war der Klerus in der öffentlichen Meinung längst tief gesunken. In den Erinnerungen, die der greise Gino Capponi in der letzten Krankheit kurz vor seinem Tode (1420) niederschrieb, mahnt er die Seinigen, sich nicht mit Priestern einzulassen, denn sie seien der Abschaum der Menschheit, noch mit Geld oder Kirchen, außer soweit es die Theilnahme an den hl. Sakramenten und am Gottesdienste erheische.[4]) Endlich darf man nicht wähnen, die skandalösen Vorgänge am Hofe der Borja seien erst durch Savonarola dem Volke bekannt geworden; lag doch Florenz fast vor den Thoren Roms, wo zudem eine Menge von Florentinern dauernd oder vorübergehend sich aufhielten, die mit ihren Angehörigen in lebhaftem Verkehr blieben. Man ärgerte sich nicht, weil der Mönch derlei Dinge geiselte, sondern er geiselte sie, weil man sich allgemein ärgerte.

1) Warum ist Pastor Savonarola gegenüber so ängstlich, da er doch Julius II. ob seiner überaus derben und heftigen Ausdrücke in Schutz nimmt und hervorhebt, unglaubliche Derbheit im Ausdruck sei damals selbst bei den Höchstgestellten allgemein gewesen (S. 568 A. 3)?

2) Vgl. Burckhardt-Geiger, Die Kultur der Renaissance II, 180 ff.

3) So nehmen die Zehn von Florenz den Prior ob seiner angeblichen Schmähpredigt wider den Papst in Schutz und betheuern, er habe ja Niemanden mit Namen genannt, „ma generalmente ripresi e detestati e vitii, como è concesso a predicatori et è loro proprio officio“, 1497, Mai 20, Gherardi p. 164.

4) „Non vi impacciate con preti, che sono la spuma del mondo, ne di pecunia, ne di chiese, se non quanto a sacramenti et offitii divini.“ Firenze, Bibl. Naz., Manoscr. II. I. 106 f. 134b.

Sehr bezeichnender Weise sagt der von Ranke und Pastor als sehr unparteiisch gerühmte gleichzeitige florentinische Chronist Bartholomäus Cerretani: „Biasimava (il frate) e vitii e perseghuitava gli. De manchamentti del papa Alexandro et sui cardinali e seguaci non diceva la meta, tantti erano!" Dr. Schnitzer.

(Fortsetzung folgt.)

XXXVI.
Zeitläufe.

Flottenvorlage und Weltpolitik vor dem Reichstage.

Den 22. Februar 1900.

Am 8. Februar ist die neue Flottenvorlage im Reichstag zur ersten Berathung gekommen. Die verbündeten Regierungen hatten erst in zwölfter Stunde von der überraschenden neuen Forderung Kenntniß bekommen, und innerhalb vier Tagen war in ihrem Rath die ganze Arbeit gethan. Man konnte der Meinung seyn, daß der Bundesrath alle Ursache gehabt hätte, die Vorlage nach allen Seiten hin auf's Ernstlichste zu prüfen, und namentlich auch die verfassungsrechtliche Stellung des Bundesraths geltend zu machen. Indeß hatte ein Socialdemokrat das Vergnügen, im Reichstag eine Aeußerung des angeblich bei Hofe beliebten „Kleinen Journals" anzuführen: „Auf dem hohen Meere herrscht kein Herzog, kein König; auf dem Meere gibt es nur Eine Parole: Ein Reich und ein Kaiser."

Der Bundesrath hatte auch das Toben des unerhörten Flottenrausches überstanden, welcher mit Hülfe des alteingelebten Byzantinismus von den interessirten Schichten der Gesellschaft entzündet war. Letzteren war es dießmal sehr gelegen, daß „der Kaiser nicht nur herrschen, sondern

ieren" wolle, und er „der nationale Wegweiser in
ffentlichen Fragen" sei. Je nach Umständen wird
gweiser freilich auch im Stich gelassen, aber daß
lands Zukunft auf dem Wasser liegt", war dem
smus klar geworden. Gegen die Art dieser Hetze
h selbst im Bund der Landwirthe, soweit er zu den
tiven hinüberschwankt, entrüsteter Widerspruch:

ie bei der letzten Flottenvorlage, so beginnt auch jetzt
as häßliche, widerliche Treiben, daß jeder, der nicht
, hipp, hurra! den Flottentaumel mitmacht, für einen
ischen, vaterlandslosen Gesellen erklärt wird. Das
und das Widerlichste an der ganzen Erscheinung ist
tand, daß diejenigen Blätter, welche im Besitze von
teressenten und bestimmt sind, deren wirthschaftliche
zu vertreten, unter den Schreiern die lautesten sind.
olche Leute sollten sich doch peinlichst zurückhalten. Die
sie in Flottenbegeisterung machen, muß Ekel erregen.
en mit dieser Auffassung durchaus nicht allein. Wir
rzlich eine Unterredung mit einem sehr hochgestellten
nne, der ganz unserer Meinung war, daß die zu-
Mache der jetzigen Flottenagitation die Stimmung
Flottenvermehrung nicht gebessert, sondern wesentlich
ert habe." [1])

Vorlage hatte das Urtheil des großen Centrums-
vollkommen bestätigt: „Die jetzigen Zustände sind
n Fall mehr haltbar. Von ruhigem Arbeiten, von
ordneten Zusammenwirken zwischen beiden Faktoren
zgebung ist keine Rede mehr. Stets werden neue
agen aufgerollt, man steht immer wieder auf dem
, und über beiden Parlamenten schwebt fortwährend
oklesschwert der Auflösung. Es ist wirklich genug
samen Spiels." Mit Recht wird die herrschende
als ein „modernisirter Absolutismus" bezeichnet:

---

der „Deutschen Tageszeitung" s. „Kölnische Volks-
ung" vom 6. Februar d. Js.

„Es ist eine ganz neue Methode der geschäftlichen Behandlung der Dinge, die seit neuerer Zeit beliebt wird. Der modus procedendi ist meist der folgende. Zunächst hält der Kaiser eine Rede, in der ein neues Ziel aufgesteckt wird. Dann werden die Minister mobilisirt, um den Gedanken legislatorisch vorzubereiten, und bevor noch der Bundesrath sein Votum abgegeben hat, beginnen in der ‚nationalgesinnten' Presse die Drängereien des Reichstages, doch zuzustimmen, widrigenfalls der Stab über diese schlechten Menschen gebrochen werden müsse. Wenn sich das immer wiederholt, ist es wünschenswerth, daß endlich einmal das Urtheil der Nation eingeholt werde, ob sie mit einer solchen Geschäftsbehandlung, die in Wirklichkeit die Volksvertretung zur bloß berathenden Körperschaft herabdrückt, einverstanden ist. Die Erfahrung lehrt auch, daß jede neue Nachgiebigkeit der Parlamente mit desto stärkeren Anforderungen beantwortet wird, gerade als ob die öffentliche Meinung an den Gedanken gewöhnt werden soll, daß bei uns die Regierungsgewalt alles und das Parlament nichts bedeutet". [1])

Gegenüber dem Gesetz vom 10. April 1898 [2]) trägt die Vorlage das Gepräge der Ueberhastung an der Stirn. Sie ist halb selbständiger Gesetzentwurf in der äußeren Form, halb Programm in den beigegebenen Denkschriften. Jedenfalls wirft sie das Gesetz von 1898 vollständig über den Haufen, insbesondere enthält sie kein Wort über eine Bindung und Limitirung, und namentlich die Deckungsfrage ist mit keiner Sylbe erwähnt. Die Gesammtkosten für die 16 Jahre sind auf Anleihen im Betrage von 769 Millionen Mark berechnet und auf eine jährliche Steigerung der aus den ordentlichen Einnahmen zu deckenden Ausgaben von 11 Millionen Mark. Aber woher diese Erübrigungen kommen sollen, das ist eben die Frage. Auf einem Meere von Schulden soll die neue deutsche Riesenflotte schwimmen. Der Marineminister hat

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 31. Oktober 1899.

2) „Histor.-polit. Blätter" vom 1. Februar ds. Js. S. 218 ff.: „Noch einmal ein Blick nach Berlin."

[...]ßt eine Aeußerung des Dr. Lieber vom 12. Dezember v. Js. [...]rt: daß wenig Geneigtheit bestehen werde, „heute schon [...]h dafür zu erklären, die sämmtlichen beinahe 800 Millionen [...] und wenn die 16 Jahre herum sind, werden es wohl [...]ehr wie 800 Millionen seyn — mit Anleihen zu decken."

Derselbe Herr Minister hat am 6. Dezember 1899 im [...]eichstag über das damals vorgelegte Gesetz erklärt: „Wenn [...]r eine Flotte haben werden, die dieser Stärke entspricht, [...]nn schaffen Sie Deutschland eine Seemacht, gegen die [...]ffensiv an unseren Küsten vorzugehen, selbst eine Seemacht [...]sten Ranges sich dreimal bedenken würde. Sie schaffen [...]ne Flotte, welche ein erhebliches Gewicht zur Sicherung [...]es Friedens in die Waagschale werfen kann." Diese Stärke [...]er Seemacht hat der Reichstag bewilligt, und zum Danke [...]afür wird ihm jetzt die Verdoppelung der Flottenmacht zu[...]emuthet. Die Seemacht soll der Stärke des Landheeres [...]ie Waage halten. Den „Frieden" für das Reich zu sichern, [...]ätte das Gesetz vom vorigen Jahr vollkommen ausgereicht. [...]etzt soll eine Flottenmacht hergestellt werden, gegen deren [...]osten sogar die Heeresausgaben zurücktreten würden. Wozu? [...]m Handel und Industrie zu bereichern, um der Welt[...]olitik und des Großcapitalismus willen: das ist der neue [...]Friede".

Zur Eröffnung des preußischen Landtags am 9. Januar [...]at die Thronrede gesagt: „Die schwierige Lage, unter der [...]ie Landwirthschaft andauernd leidet, nimmt die ernsteste [...]ufmerksamkeit der Regierung beständig in Anspruch." War [...]ieß auch bei den neuen Flottenplänen der Fall? In der [...]ommission der badischen Kammer wurde vor Kurzem die [...]prüchwörtlich gewordene „Leutenoth" erörtert: „Man kann [...]och vom Landwirth wahrhaftig nicht verlangen, daß, während [...]Industrie und Handel in nie dagewesener Weise blühen und [...]lles noch zu ihrer Erstarkung beiträgt, der Landwirth seinen [...]sichern Ruin über sich hereinbrechen lassen und noch dazu [...]helfen soll, daß die ihn so schwer bedrückende Arbeiternoth

noch vergrößert werde".[1]) Der conservative Sprecher
Arnim sagte im Reichstag am 10. ds. Mts.: von Leut
solle nicht gesprochen werden, da jährlich nur 1687
mehr in die Flotte eingestellt werden. Aber sofort er
der Abg. Richter den Grafen, daß er 1897 im Rei
gesagt habe: „wenn die Herren vom Regierungstisch
nothleidenden Landwirthschaft den Todesstoß geben w
müssen sie das Doppelte von Schlachtschiffen fordern."
das conservative Hauptblatt in Berlin schlägt immer
den Ton dieses Jammers an:

„Es gehört nicht viel Kenntniß der Verhältnisse
um zu wissen, daß unter allen Sorgen, welche die d
Landwirthschaft gegenwärtig drücken, die Leutenoth die n
schwerste ist, diejenige, die überhaupt ihrer Bedeutun
schon deßhalb nicht überschätzt werden kann, weil all
darüber einig ist, daß unsere Nachbarn, Rußland
Oesterreich-Ungarn, die Abwanderung nach Deutschland
verbieten brauchen, um hier völlig unerträgliche Zustä
schaffen. Auch so aber kann man sich diese Zustände
schlimm genug vorstellen. Es gibt weite Gebiete, w
unter den ländlichen Arbeitern alle möglichen fremden Sp
hört, nur kein Deutsch, wo man den alteingesessenen Ar
stamm fast nur noch vom Hörensagen kennt oder genöth
sich mit Krüppeln und Greisen zu behelfen, oder im
Fall mit Leuten, die nicht selten in Berlin zusammen
werden müssen. Selbst freisinnige, weiterblickende Pub
müssen zugeben, daß die ‚Landflucht', das Zusammend
der Massen in den großen Städten, eine der größten
und damit auch politischen Gefahren unserer Tage bede

Sehr bezeichnend ist eine Nachricht, welche vor
aus Berlin, wo man der wüsten Polenhetze der Ha
sonst wohlgefällig zublinzelt, durch die Blätter ging.
habe sich dort endlich überzeugt, daß es in der Land
schaft auf dem bisherigen Wege nicht weiter gehe, un

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 9. Februar d. Js.
Berliner „Kreuzzeitung" vom 16. Januar d. Js.

deßhalb geneigt, 40000 polnische Arbeiter zur dauernden
lassung in das Land herein zu lassen. Also nicht bloß
f monatliche Arbeitszeit. Aber das wäre noch lange nicht
ung. „Vierzigtausend Arbeiter fehlen allein den schlesischen
ndwirthen; man kann sich aus dieser Ziffer ein Bild
chen, wie groß die Noth in Preußen und im Reiche ist."[1])

Zwei Monate vorher hat Professor Schmoller in Berlin
n großen Feldzug der Professoren für die verdoppelte
otte eröffnet. Gegenüber dem Jammer über die Leutenoth
st es sich sonderbar, wenn er sagte: „Deutschland müsse
20. Jahrhundert 30 bis 50 Millionen seiner Söhne in
enen Colonien oder in selbständigen deutschen Tochter-
aaten, die mit dem Reiche verbündet seien, unterbringen,
as ohne die wachsende Seegeltung nicht möglich sei. Das
nne Deutschland nur mit einer Kriegsflotte von 50 Linien-
iffen, welche Deutschland davor schütze, zu einem stagnirenden
ittel- oder Continentalstaat herabgedrückt zu werden".[2])
iesem Zukunftsbild wird aus einem Lande der preußischen
eutenoth ein Gegenwartsbild gegenübergestellt:

„Niemand bedroht uns zur See, und unsere Colonien
den so minderwerthige Objekte, daß ein Angriff auf sie sich
cht der Mühe verlohnt, und da sie jährlich über dreißig
Millionen Zuschüsse erfordern, so ist die Schaffung einer Flotte
ahezu ersten Ranges, wie die geplante, zu ihrem Schutz unseres
Dafürhaltens nur erst dann rationell, wenn die Colonien sichere
nd reiche Erträge abwerfen oder dieselben doch in sicherer
Aussicht stehen. Beides ist aber heute und auf absehbare
Zeit nicht im mindesten der Fall".[3])

Bekanntermaßen ist die gegenwärtige Colonialpolitik
nirgends unbeliebter als bei der bestunterrichteten Ham-
burger Kaufmannschaft. Sie fürchtet aber auch, daß Deutsch-
land darüber hinaus auf dem ganzen Erdball durch Ver-
mehrung des Colonialbesitzes aller Orten und Enden sich

---

1) Aus der „Neisser Zeitung" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 4. Februar d. Js.

2) Aus Berlin s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 2. Dez. 1899.

3) Aus der „Schlesischen Volkszeitung" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 2. Februar d. Js.

politisch engagire.[1]) Das ist es auch, was Dr. Schmoller mit seinen „deutschen Tochterstaaten" meinte. Ohne Zweifel dachte er nach Asien. „Hat der mehrfach ausgesprochene Hinweis auf eine Weltmachts-Politik irgend einen Sinn, verfolgen wir mit der zu bauenden großen Flotte Pläne, die im Bereiche der Wirklichkeit und nicht in dem unendlichen Luftgebiete der Phantasie liegen, so können wir unsere Aspirationen nur auf Ostasien richten. In China ist noch etwas zu holen".[1])

Am Schluß seiner Rede im Reichstag vom 9. Februar hat der Abgeordnete Richter das Haus daran erinnert, daß Kaiser Friedrich ausdrücklich vor dem Imperialismus gewarnt habe, vor dem Chauvinismus, „der undeutsch sei, und für den Deutschland sogar den Namen vom Ausland entlehnen müsse". Nun ist der Sprung vom Vater auf den Sohn überraschend schnell Thatsache geworden. Es ist ein Sprung ins Dunkle. Er trifft augenblicklich gerade in die Lage, wo für Handel und Industrie sogar die Räder der Eisenbahnen zum Stillstand zu bringen versucht sind.

XXXVII.

Die katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands.

Ein böses Wort über die Geschichte lautet, sie sei dazu da, um nichts aus ihr zu lernen. Es wäre ein Unrecht, zu leugnen, daß das Staatslenkern, Parlamenten und Völkern schon oft recht gut gelungen ist. Aber trotz alledem bleibt das Studium der Geschichte immer lehrreich. Sie zeigt die Errungenschaften und Leistungen der Vergangenheit, aber auch die unerfüllten Forderungen und die nicht gelösten Aufgaben. Sie erhellt die Vergangenheit und weist die Bahn für die Zukunft. Darum heißt der Geschichtsschreiber mit Recht ein Lehrer der

1) Aus Hamburg in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 1. Februar d. Js.

2) Ueber China s. „Kölnische Volkszeitung" v. 2. Febr. d. Js.

Menschheit. Das gilt nicht bloß von dem Universalhistoriker, auch wer irgend ein Gebiet menschlichen Geschehens und Thuns sorgfältig beleuchtet, hat Anspruch auf diesen Titel eines Lehrers. Und wir werden ihm besonders gerne folgen, wenn er uns Bilder werkthätiger Nächstenliebe und gegenseitiger Hilfe ganzer Klassen von Menschen entrollt, kurz wenn er die von der großen Geschichte bis vor kurzem nur spärlich behandelte sociale Thätigkeit der Kirche auf dem Gebiete des christlichen Vereinswesens beleuchtet.

Einen solchen Versuch macht Herr Pfarrer Dr. Joh. Ruppert, der schon mit seiner Arbeit über das sociale System Bazards (1890) das sociale Gebiet betrat, in der eben erschienenen Schrift: „Die katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands in ihrer ersten Entwicklung, dargestellt auf Grund der Verbands-, Vereins- und Specialberichte.“[1]) Man hat ja wohl im Allgemeinen aus Zeitungsnachrichten Kenntniß davon, daß da und dort in süddeutschen Landen ein katholischer Arbeiterverein besteht, man hört von Kranken- und Sterbekassen, von Vereinshäusern, von Gewerkschaften, aber eine Uebersicht über alles, was auf diesem Gebiete bisher geleistet wurde, fehlte bisher. Das war eine empfindliche Lücke. Sie hat der Verfasser nicht ohne Mühe ausgefüllt, indem er nach Jahres- und Rechenschaftsberichten, nach Specialmittheilungen ein übersichtliches Bild der socialen Thätigkeit der katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands und ihres Entstehens und Wachsens zeichnete.

Der erste Abschnitt macht uns mit der Gründung und äußeren Entwicklung der katholischen Arbeitervereine bekannt. Der Verfasser verfolgt hier die Entwicklung dieser Vereine besonders seit der päpstlichen Encyklika vom 15. Mai 1891 und läßt von Jahr zu Jahr das Wachsthum dieser Vereine ersehen. Aufgefallen ist uns bei dieser Uebersicht die verhältnißmäßig kleine Zahl der Ehrenmitglieder der katholischen Arbeitervereine, mit andern Worten das geringe Interesse, das in Nichtarbeiterkreisen den Bestrebungen der Arbeiter entgegen-

1) Ein Beitrag zur Zeitgeschichte der socialen Thätigkeit der Kirche auf dem Gebiete des christlichen Vereinswesens. Würzburg, Göbel 1900. 74 S.

gebracht wird. Zur Milderung der socialen Gegensätze ist nicht bloß die Besserung der materiellen Lage der Arbeiter nothwendig, dazu gehört nicht weniger auch verständnißvolle Theilnahme seitens der besser Situirten und Gebildeten. In einem zweiten Abschnitt führt uns der Verfasser die Wohlthätigkeitseinrichtungen vor, die in diesen Vereinen geschaffen wurden. Wir lernen Kranken- und Sterbekassen, Volksbureaux und Vereinshäuser, ihre Gründung und Einrichtung, ihre Ausbreitung und ihren segensreichen Einfluß kennen. Ein dritter Abschnitt führt uns in die gewerkschaftliche Organisation, in die Fachsektionen und Gewerkschaften ein, deren Bedeutung, Entwicklung und Einrichtung in wohlberechtigter Weise hervorgehoben werden. Im Anhang wird in dankenswerther Weise ein Verzeichniß der katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands gegeben.

Der Verfasser gibt diese Skizze der katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands nicht etwa, um prahlerisch zu zeigen, wie herrlich alles bei uns sei. Weit entfernt! Er spendet zwar diesen Vereinen und ihrer aufs segensreichste in das religiöse, sittliche und berufliche Leben der Arbeiter und der Gesellschaft eingreifenden Wirksamkeit hohes Lob und mit vollem Recht. Aber er übersieht dabei nicht Mängel, und noch weniger ist ihm verborgen, wie viel noch zu thun ist. Recht zeitgemäß mahnt er zu größerer Verbreitung der katholischen Presse. „Der Katholik unterliegt gar zu gerne der Versuchung, vor welcher Bischof von Ketteler so eindringlich warnt: er meint, mit der Betonung der Principien genug gethan zu haben und vergißt, praktisch im rechten Augenblicke den Nagel auf den Kopf zu treffen.“ Angesichts der Thatsache, daß der Textilarbeiterverband nur ca. 2000 Mitglieder zähle, hält Ruppert nicht zurück mit dem Tadel: „diese Zahl könnte freilich viel größer sein, wenn es nicht am Organisationstriebe, am Gemeinsinn und an Selbstzucht fehlte.“ Durchdrungen von der Wichtigkeit der Sammlung der Arbeiter in christlichen Gewerkschaften erinnert er diejenigen, welche zu sehr der vielberufenen Gemüthlichkeit huldigen, an den berechtigten jüngst in der Presse erhobenen Vorwurf: „Die christliche Gewerkschaftsbewegung macht in Deutschland sehr gute Fortschritte. Namentlich am Rheine

man fleißig an der Arbeit. Aber auch der Berliner Verein
rbeiterschutz dehnt sich kräftig aus. Er hat erst neuerdings
ieder zwei Sektionen in Potsdam gegründet. Weniger eifrig
man in Bayern. In München, Regensburg, Bamberg,
ürzburg und einigen anderen Orten wird ja das Möglichste
than. Im übrigen aber schweigen alle Flöten. Man läßt in
t bayerischer Gemüthlichkeit den Dingen ihren Lauf. Man
ht sogar zu, wie die gegnerischen Organisationen die christ-
en Arbeiter in ihre Netze locken und einfangen. In ganz
ederbayern z. B. ist noch nicht eine einzige gewerkschaftliche
ganisation auf christlicher Grundlage vorhanden. Dafür
hen mit um so größerem Eifer die Socialdemokraten für
Sache Propaganda zu machen. Kürzlich sprach ein
nosse' in einer Bauarbeiterversammlung in Passau, wobei
über 20 Mann der socialistischen Maurerorganisation an-
ssen. Ein anderer socialistischer Agitator macht ebenfalls
derbayern unsicher und sucht die Steinarbeiter für seine
anisation einzufangen. Alldem steht man thatenlos gegen-
r. Wie lange noch? Bis es zu spät ist? Hier muß
ich vorgegangen werden. Gewerkschaftliche Organisationen
christlicher Grundlage, Centralorganisationen für ganz
ern und Süddeutschland müssen gebildet werden. Helfe
, der es kann und stehe nach Kräften dazu bei, daß dieses
bald erreicht werde". Man sieht, Ruppert treibt keine
nfärberei. Mit offenem Blick steht er den Dingen gegen-
und bestimmt klar und scharf die Aufgaben der kathol-
n Arbeitervereine für jetzt und später.

Die Schrift Rupperts wird den Leitern von Arbeiter-
inen interessantes Material für Vorträge und zur Belehrung
n, allen, welche die Gründung solcher Vereine anstreben,
guter Führer sein, die Freunde socialen Wesens durch
hier geschilderte mächtige Aufblühen socialer Wohlfahrts-
ichtungen erfreuen, dem Katholiken aber ein neuer Beweis
r sein, daß das Christenthum, immer zeitgemäß, immer
ern, allen berechtigten Forderungen der Zeit entgegenkommt,
ie allein in allseitig befriedigender Weise zu lösen vermag.

Würzburg. Dr. Stölzle.

XXXVIII.

Zur altchristlichen Kirchengeschichte.

(Weis, Broglie, Largent, Allard.)

Ueber die Stellung, die die Christen im römischen Reiche einnahmen, ist man durch die neuere Forschung viel klarer geworden, als man es früher war. Man weiß es jetzt besser als früher, wie sich die Christen dem Reichsorganismus einfügten; man weiß es auch besser, warum sie der Verfolgung ausgesetzt wurden. Früher dachte man viel mehr, daß Tyrannei und Willkür diese Verfolgungen verursachten, man dachte an den Haß der Welt und die Leidenschaft des Bösen. Diese Anschauung ist nun freilich nicht ganz unrichtig, aber sie ist einseitig. Der römische Staat war ein Rechtsstaat, der reine Willkür ausschloß. Die Christenverfolgung nahm zum mindesten rechtliche Formen an, wenn sich auch Leidenschaft und Willkür einmischte.

Die Erkenntniß dieser Thatsache wird nun freilich übertrieben; nach Mommsen u. a. hätte der Staat nur aus Nothwehr gehandelt, er hätte um sein Dasein gerungen gegen die zersetzenden Wirkungen, die das Christenthum ausübte.[1]) Der Staat habe überhaupt das Christenthum nicht als Religion, sondern nur wegen der politischen Nebenwirkungen aus Politik verfolgt, die Wuth der Verfolgung, die Zahl der Martyrer sei durch christliche Schriftsteller übertrieben worden. Diese Auffassung ist aber auch wieder einseitig.

Da ist es nun die Aufgabe der christlichen Geschichtsforscher, die Wahrheit allseitig aufzuklären. In sehr klarer und überzeugender Darstellung that das jüngst Kneller in den Stimmen aus Maria Laach; in besonders eingehender und sehr scharfsinniger Art behandelt die Frage J. E. Weis im zweiten Heft der Veröffentlichungen aus dem kirchenhistorischen

1) Historische Zeitschrift 1890, 64 Bd. S. 416.

eminar München, herausgegeben von Knöpfler, unter dem itel: Christenverfolgung, Geschichte ihrer Ursachen Römerreich (179 S.) Der Verfasser hat die ganze teratur und alle nur denkbaren Quellen und Hilfsmittel beigogen, gibt ein selbständiges Urtheil und eine gründliche weisführung. In dem wesentlichsten Punkte nimmt er gegener von Kneller Aufstellung: um die Schwierigkeiten der Frage lösen, hatte Kneller mit andern angenommen, daß ein Gesetz Christennamen als solche unter Strafe stellte; daraus wurde erklärlich, daß der bloße Christenname zur Verurtheilung nügte und vor Gericht nicht der Nachweis einzelner Verchen geführt werden mußte. Die Annahme hat vieles für und ich meine, trotz aller Gegengründe, sie sei nicht ganz berlegt. Weis nimmt ein bloß polizeiliches Einschreiten, keine entliche Strafjustiz an, ähnlich wie Mommsen, und erklärt raus die Klagen der christlichen Schriftsteller, daß ein rechtßiges kriminelles Prozeßverfahren den Christen entzogen rde. Mag nun diese Lösung auch keine endgültige sein, enfalls ist sie mit sehr großer Gewandtheit und vieler Sachntniß verfochten.[1])

In die friedliche Zeit nach der Verfolgung, in das Jahrndert der hervorragendsten Theologen, in das 4. Jahrhundert rsetzen uns drei herrliche französische Biographien aus Lecoffres mmlung von Heiligenleben,[2]) nämlich das Leben des heil. nbrosius von Broglie, des hl. Basilius von Allard, des heil. eronymus von Largent.

Das bedeutendste darunter ist offenbar das Werkchen von

1) S. 167 fällt ein kleiner Widerspruch auf, es heißt hier, die Regierung der Flavier habe an die unmittelbare Staatsgefährlichkeit der Christen nicht geglaubt, sie habe unter dem Druck der öffentlichen Meinung gehandelt; dagegen S. 165 heißt es, die Flavier seien von einer aggressiven Sicherheitspolizei zu einer das Denunciantenthum ermuthigenden Staatspolizei übergegangen und zwar weil sie wegen Religionsverschiedenheit politische Parteiungen befürchtete. Dies stimmt nicht zu dem obigen Satz, aber auch nicht ganz zu der Ausführung S. 166, wo es gegenüber von Franz Görres heißt, die Flavier haben die Praxis gemildert, nicht verschärft; nach dem eben angeführten Satz hätten sie sie doch verschärft.

2) Les Saints. Paris, Lecoffre 1899.

Allard, einem gründlichen Kenner der damaligen Zeit, schon weil es einen ziemlich unbekannten Stoff vorführt. Wir bekommen hier einen Einblick in eine neue ziemlich unbekannte Welt, in die kleinasiatischen Kirchen des 4. Jahrhunderts.

Sehr bedeutend ist aber auch die Arbeit des Herzogs von Broglie, der ebenfalls ein guter Kenner der damaligen Zeit ist. Die Hauptkunst bestand hier darin, aus dem überreichen Stoff, den seiner Zeit Baunard gemüthlich auseinanderzog, das Charakteristische herauszuheben (203 Seiten). In großen Zügen wird uns der hl. Ambrosius gezeichnet, er erscheint wie ein Riese in einer Welt voll Mittelmäßigkeit und Nichtigkeit. Einigermaßen würdig ist seiner der große Theodosius. Broglie hat sich vor allem zum Ziel gesetzt, die äußeren Beziehungen des Heiligen uns zu schildern, nach den Kapitelüberschriften könnte man glauben, es handle sich nur um die Beziehungen des Heiligen zu den Kaisern und zum Hofe. In der That kommt das innere Leben zu kurz, über Ambrosius als Redner oder Theolog erfahren wir nichts oder nur wenig, wenigstens handelt kein eigenes Kapitel davon. Aber trotzdem kommt diese Seite doch gelegentlich zur Geltung und wirkt deßhalb um so lebhafter und unmittelbarer, weil ihr keine langweilige Detailuntersuchung gewidmet wird.

In den beiden anderen Werken handeln eigene Kapitel über die Lehre der betreffenden Kirchenväter, die freilich den Gegenstand mehr streifen, als erschöpfen. Besonders gilt das von dem, was Largent über Hieronymus sagt. Das äußere Leben des hl. Hieronymus ist an sich sehr dürftig, er war vor allem eine schriftstellerische Natur, aber seine Briefe hätten doch mehr Stoff geboten zur Schilderung des Milieus, als es hier geschieht. Eine Schilderung der Zeitverhältnisse und als Gegenstück eine Schilderung der heiligen Gestalten der ägyptischen und syrischen Wüste, wie sie Hieronymus vorführt, wäre gewiß lohnender gewesen als die Verfolgung der Streitigkeiten mit Rufinus und Augustinus in ihren Einzelheiten. Vortrefflich ist in dieser Hinsicht das Leben des hl. Basilius von Allard; dessen Briefe sind in vollem Maße verwerthet und geben überraschende Aufschlüsse über manche kirchliche Verhältnisse. Besonders zu tadeln ist aber an dem Buch von Largent, daß die deutsche

Forschung nicht berücksichtigt ist. Derselbe Vorwurf gilt freilich auch den beiden anderen Werken. Broglie z. B. kennt offenbar das große Buch von Rauschen über Theodosius nicht, sonst hätte er die bekannte Scene zwischen Ambrosius und Theodosius nach dem Blutbad von Thessalonich nicht in der altherkömmlichen Ausschmückung des Theodoret ohne jeglichen Vorbehalt schildern können.[1])

Wir werden in möglichster Bälde über die weiter erschienenen Biographien der Lecoffre'schen Sammlung berichten,[2]) können aber jetzt schon dieselben aufs wärmste empfehlen. Das Unternehmen ist eines der glücklichsten und fruchtbarsten, das man sich denken kann. Da die Werke alle mit französischer Leichtigkeit und Eleganz geschrieben sind, bietet die Lektüre keine Schwierigkeit sondern Vergnügen, und empfehlen sich die Werkchen auch als Geschenke für Damen. Grupp.

XXXIX.

A. v. Maltzew's liturgische Publikationen.

Die Herausgabe der liturgischen Bücher der russischen orthodoxen Kirche im slavischen Texte mit beigefügter deutscher Uebersetzung, an welcher seit 10 Jahren der gelehrte Propst an der kaiserlich russischen Botschaftskirche in Berlin, Herr Alexios von Maltzew, und sein Mitarbeiter Herr Pfarrer Basilios Goeken mit unermüdlichem Fleiße arbeiten, so daß bis jetzt schon 7 umfangreiche Bände als Resultat ihrer Arbeit vorliegen, ist ein Unternehmen, durch das sich die Herausgeber in ganz hervorragender Weise den Dank eines Jeden verdient

1) Vgl. was Weyman im Histor. Jahrbuch 1899 S. 503 auch über Allard ausstellt.

2) Bis jetzt sind in unsere Hände gelangt die Lebensbeschreibungen vom hl. Stephan, hl. Heinrich, von der hl. Mathilde, vom heil. Ludwig und Ignatius von Lojola.

haben, der sich mit der orientalischen Kirche und ihrem Gottesdienste näher bekannt zu machen wünscht, wie denn auch den früher erschienenen Bänden von den verschiedensten Seiten lebhaftes Interesse entgegengebracht worden ist.

Folgende Theile des ganzen Unternehmens sind bis jetzt erschienen: I. „Die göttlichen Liturgien unserer heiligen Väter Johannes Chrysostomos, Basilios des Großen und Gregorios Dialogos. Deutsch und slawisch unter Berücksichtigung der griechischen Urtexte". Berlin 1890. (Als neue vermehrte Ausgabe der deutschen Texte dieses Bandes ohne die slavischen erschien vier Jahre später: „Die Liturgien der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlands unter Berücksichtigung des bischöflichen Ritus nebst einer vergleichenden Betrachtung der hauptsächlichsten übrigen Liturgien des Orients und Occidents", Berlin 1894.) II. „Die Nachtwache oder Abend- und Morgengottesdienst der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes", Berlin 1892.[1]) III. „Andachtsbuch der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes" (Kanonnik), Berlin 1895. (Daraus auch als Separat-Abdruck: „Der große Buß-Kanon des heiligen Andreas von Kreta", Berlin 1894.) IV. „Bitt-, Dank- und Weihe-Gottesdienste der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes" (Kniga molebnich pjenij), Berlin 1897 (mit einer vergleichenden Einleitung über den Ritus der Sakramentalien, Benediktionen u. s. w. in der orientalischen und abendländischen Kirche). V. „Die Sakramente der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes", Berlin 1898. VI. „Begräbniß-Ritus und einige specielle und alterthümliche Gottesdienste der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes", Berlin 1898.

Diesen früheren Bänden schließt sich nun als VII. Band

---

1) Dieser Band enthält S. XLI—XLV der Einleitung eine „Erklärung kirchlicher Ausdrücke", resp. der Bezeichnungen verschiedener Gebete und kirchlicher Gesänge, auf welches Verzeichniß sich auch der Benützer der folgenden Bände öfter veranlaßt sieht zurückzugreifen. Im Interesse bequemerer Orientirung wäre es jedenfalls sehr dankeswerth, wenn der Herr Verfasser sich entschließen wollte, ein umfassendes Verzeichniß der sämmtlichen in der griechisch-russischen Liturgie vorkommenden technischen Ausdrücke seiner Zeit dem letzten Bande beizugeben. — Ein zur ersten Einführung in die Kenntniß der orientalischen Liturgik sehr nützliches Hilfsmittel ist übrigens das Buch von Sokolow, Darstellung des Gottesdienstes der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes, deutsch von Morosow, Berlin 1893.

das neu erschienene umfangreiche Werk würdig an: „Fasten- und Blumen-Triodion nebst den Sonntagsliedern des Oktoichos der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes. Deutsch und slawisch unter Berücksichtigung der griechischen Urtexte“, Berlin, Karl Siegismund 1899. (CXCVI u. 1217 S. 8.⁰) Dieser Band enthält die Darstellung der beweglichen Feste des orientalischen Kirchenjahres; der 1. Theil (S. 1—663), gibt das Fasten-Triodion (Τριώδιον κατανυκτικόν), das die Fastenzeit und die vorausgehenden Wochen, vom „Sonntag des Zöllners und Pharisäers“ beginnend, enthält; der 2. Theil (S. 664—977) das Blumen-Triodion oder Pentekostarion, von Ostern bis zum 1. Sonntag nach Pfingsten, dem Allerheiligensonntag der orientalischen Kirche. Der Inhalt dieses Bandes wie derjenige der meisten vorausgehenden Bände erscheint hier zum erstenmal in deutscher Uebersetzung die nach dem nebenstehenden slavischen Texte gegeben wird, aber überall, wie in den früheren Bänden, den griechischen Text beizieht, wo der slavische von diesem dem Sinne nach abweicht, oder wo die Vergleichung des Urtextes zur genaueren Fassung des Sinnes beitragen kann. Einen großen Theil des Inhalts nehmen die für die einzelnen Tage bestimmten kirchlichen Gesänge der Hymnographen der griechischen Kirche ein (Johannes von Damaskus, Kosmas von Jerusalem, Andreas von Kreta, Theophanes, Joseph von Thessalonich u. a.), wie sie in die liturgischen Bücher (das Triodion und Pentekostarion) Aufnahme gefunden haben. Im Einzelnen sei z. B. hingewiesen auf den Osterkanon des hl. Johannes von Damaskus (S. 671 ff.; griechisch bei Migne Patrol. gr. T. 96 p. 840—844), den akrostichischen Kanon des Joseph von Thessalonich auf Christi Himmelfahrt (S. 842—855), den akrostichischen Kanon des Kosmas auf Pfingsten (S. 879—888; griechisch bei Migne, Patrol. gr. T. 98, p. 489—491). Als Lesung für den Donnerstag der 5. Woche der Fastenzeit ist das Leben der hl. Maria von Aegypten von Sophronios von Jerusalem (S. 189—251 gegeben.[1]) Dazu möchte ich nur zu einer Stelle Folgendes bemerken: S. 245 f. ist nach dem nebenstehenden slavischen Texte übersetzt: „Er erkannte aber auch, daß, als er ihr die heiligen göttlichen Sakramente am Jordan ertheilte, dies an derselben Stelle geschah, wo sie starb.“ Dies entspricht aber dem Zusammenhange der Erzählung nicht; im

1) Der griechische Text z. B. bei Migne, Patrol. gr. T. 87, 3 p. 3697—3726. Vgl. darüber Bardenhewer, Patrologie, S. 521; Ehrhard in Krumbacher's Geschichte der byzantinischen Literatur, 2. Aufl. S. 189 f.

Griechischen heißt es denn auch: *ἐπέγνω δὲ ὅτι ἅμα τῶν θείων μυστηρίων ἐπὶ τοῦ Ἰορδάνου μετέλαβεν, εὐθὺς ἐν τῷ τόπῳ γέγονεν. ἐν ᾧ τετελείωται.* Er erkannte (aus der neben dem Leichnam aufgefundenen Zeitangabe ihres Todes), daß sie, nachdem sie von ihm am Jordan die hl. Sakramente empfangen hatte, sich (auf wunderbare Weise) sogleich wieder an dem (20 Tagreisen davon entfernten) Orte befand, wo sie alsbald darauf starb. Anhangsweise sind S. 978—1206 die „Sonntagslieder des Oktoichos“ (Ὀκτώηχος) gegeben, d. h. die Lieder zu den Sonntagsgottesdiensten, wie sie im Oktoechos enthalten sind, der in acht Tonarten (daher der Name des Buches) die Loblieder für die einzelnen Wochentage enthält.

Wie den früheren Bänden des Maltzew'schen Werkes ist auch diesem eine werthvolle Einleitung vorangestellt, in welcher neben dem Kirchenjahr der orientalischen orthodoxen Kirche das der von ihr getrennten orientalischen Kirchen, darunter ausführlicher das armenische, und dann besonders das der römisch-katholischen Kirche in einer Uebersicht betrachtet wird. Diese Einleitungen sind besonders dadurch so überaus erfreulich, daß sie, im Gegensatze zu dem Geiste beschränkt-kleinlicher und antiquirter Polemik, von dem sich leider manche Theologen der griechischen Kirche zum Schaden ihrer eigenen Kirche immer noch beherrscht zeigen, besonders den Zweck haben, im Geiste des Friedens und der Versöhnung auf den gemeinsamen Besitz hinzuweisen, den mit der abendländischen katholischen Kirche auch die alten Kirchen des Orients in der Liturgie und im Dogma bewahrt haben, wie der Verfasser dies auch hier in der Vorrede wieder ausspricht (S. X f.): „Diese vergleichende Zusammenstellung des liturgischen Rituals der alten Kirche, welche völlig frei von subjektiver Kritik und polemischer Voreingenommenheit ist, sowie die authentische Wiedergabe der alten Lieder und Gebete, in welchen auch vielfach das dogmatische Gebiet berührt und beleuchtet wird, dürfte geeignet sein, mit beizutragen zur schnelleren und leichteren Erreichung des idealen Zwecks der Wiederherstellung der früheren Einheit der Kirche, mit welchem zu sympathisiren und ihn nach Maßgabe seiner Kräfte zu fördern sich wohl jeder gläubige Christ berufen fühlt.“

Das Vorwort enthält noch die erfreuliche Mittheilung, daß noch zwei weitere Bände, welche das „Menologion“, d. h. die Darstellung der unbeweglichen Feste des Kirchenjahres nach den zwölf Monaten vom September ab geordnet enthalten werden, sich schon im Druck befinden.

München. Dr. F. Lauchert.

XL.

Die „Messe" in der lutherischen Landeskirche Dänemarks.

Die Reformation lief Sturm gegen die hl. Messe als Opferfeier. In Deutschland beseitigte sie mit der Sache auch den Namen. Anders in Dänemark. Hier verwarf sie Wesen und Kern, behielt aber eine Schale und mit dieser das alte katholische Wort Messe und dessen Zusammensetzungen. Bis auf den heutigen Tag „messen" (singen) die Geistlichen der dänischen Landeskirche zu Anfang des sonn- und festtäglichen Gottesdienstes in einem „Messesärk" (Meßhemd), kurzer Albe ohne Cingulum, und rothem „Messehagel" (Meßgewand) am Altare Collekte, Epistel und Evangelium des Tages. Aber nicht alle wollen sich mit diesen kargen Ueberbleibseln der reichen katholischen Liturgie zufrieden geben. England hat seine weitverbreitete und tiefgehende ritualistische Bewegung. In Dänemark zeigen sich Anfänge eines ähnlichen Sehnens und Strebens nach einem reicheren Gottesdienst.

Hauptwortführer dieser ritualistischen Richtung ist gegenwärtig ein Pfarrer der offiziellen Volkskirche, Chr. Barfoed. Nachdem er schon im Jahre 1886 seinen diesbezüglichen Anschauungen und Wünschen in der umfangreicheren Schrift: „Altar und Kanzel, liturgische Schilderungen und Betrachtungen" Ausdruck gegeben, überrascht er jetzt die kirchlich interessirten Kreise des Nordens mit einer neuen Publikation verwandten Inhaltes,[1]) worin er die Entwickelung

1) Vor Höjmesse af Chr. Barfoed. Kjöbenhavn 1899.

oder vielmehr, wie er sich selbst verbessert, den Verfall der „Messe“ in der dänischen Landeskirche seit Einführung der Reformation bis jetzt und die vergeblichen Versuche, der liturgischen Armuth abzuhelfen, in freimüthiger Sprache der Oeffentlichkeit vorlegt.

Barfoed's Aeußerungen über die hier einschlägigen Fragen verdienen doppelte Beachtung. Er ist Fachmann und Nicht-Katholik. In der Liturgik hat er sich praktisch und theoretisch ausgebildet, zunächst durch eine wissenschaftliche Reise, auf welcher er Deutschland, Frankreich, die Schweiz, Italien und Griechenland besuchte und längeren Aufenthalt in Rom nahm, und im Anschluß daran durch Studium der hl. Väter und der alten Liturgien, die, wie er schreibt, „auf die rechte Weise gelesen, in allen wesentlichen Fragen sich in schönsten Einklang mit dem Neuen Testamente bringen lassen.“ In Rom wurde es ihm bei seinen Besuchen in den Katakomben und Basiliken klar, „wie weit die lutherische Kirche sich von dem Glauben, dem Gottesdienste und dem ganzen Leben der apostolischen Kirche und des ganzen kirchlichen Alterthums entfernt hat.“ Würde und Reichthum des katholischen Cultus ziehen ihn an; in der Lehre aber steht er auf protestantischem Boden, auch fürchtet er nicht, was manche nach seiner Meinung aus Unwissenheit annehmen, die Wiedereinführung der rechten Abendmahlsfeier und Messe möchte nach dem Rom der Päpste führen, sie führt, wie er meint, darüber hinaus, nach dem Rom der Katakomben, nach Alexandrien, Athen, Ephesus, Antiochien und Jerusalem. In der folgenden Skizze folgen wir darum nicht bloß Barfoed's kundiger Führung, sondern bedienen uns auch möglichst seiner eigenen Worte.

Die älteste reformatorische Meßordnung im Bereiche des damaligen dänischen Staates rührt von einem Klaus Mortensen, Prediger in Malmö, und findet sich in dessen Handbuch aus dem Jahre 1529. Sie behielt die wesentlichen Theile der Katechumenen-Messe bei, von der missa fidelium

nur Sanctus, die Einsetzungsworte und Agnus dei, alles
änischer Sprache; damit verband sie Luthers Ermahnung
ie Communicirenden, Austheilung des Abendmahles und
n. Die Festtage zeichnete sie durch die alten Präfationen
Noch im selben Jahre 1529 fand diese Liturgie den
über den Sund nach der Hauptstadt des Landes, wo
damals, nach dem Tode des ehrenfesten Bischofes Lage
von Roskilde, die Neuerung sich Eingang verschaffen
te. In der Hauptkirche Kopenhagens, der Stiftskirche
. L. Frau, stellten die Neuerer einen Abendmahlstisch
für ihre Nachmittags-Versammlungen, während die
oliken nach wie vor am Vormittage ihre Meßfeier am
r hielten. Neben dieser Malmö-Liturgie aber kamen
Ausweis der „Handbücher" (Ritualien) aus jener Zeit
hiedene andere Meßordnungen auf.

In Druckschriften wurde für und wider die Messe
tten. Der unerschrockene Vorkämpfer des Katholicismus,
wort- und schriftgewandte Karmeliter Paulus Eliä oder
esen, veröffentlichte 1531 zwei hieher gehörige Schriften,
kurzer Unterricht über die hl. Messe und deren Gebrauch
etliche neue Meßmörder" (jetzt verloren) und „Ein
r und christlicher Unterricht über den stillen Theil der
e, welcher Kanon heißt, nebst einem kleinen Brief an
ermeister und Rath von Randers", welch letztere der
pfgestählte Mönch" beim Gerichte des jüngsten Tages
wört, sich doch nicht von einigen „verlaufenen Buben
schamlosen Hunden" verführen zu lassen; „Luther, der
sche Baal", sei der erste, welcher den Opfercharakter
Messe geleugnet habe.[1]) Man sieht, auch Helgesens
che war derb. Doch meint ein gründlicher Kenner
damaligen Streitliteratur, der protestantische Bischof
Fetoft: Reformantes, ut erant plerumque ex plebe

L. Schmitt S. J., Der Karmeliter P. Heliä. Ergänzungsheft
zu den Stimmen aus Maria-Laach. 60. Freiburg 1893. S. 94—99.

orti, sic urbanam dictionem non curarunt; catholic
quidem major urbanitas fuit.

Der Staatsstreich König Christians III. vom 12. Augu
1536 und der Kopenhagener Reichstag vom 30. Oktober
desselben Jahres begründeten in Dänemark die lutherisch
Staatskirche. Sämmtliche Bischöfe wurden zu ein und der-
selben Stunde gefangen gesetzt, die bischöfliche Jurisdiction
wurde abgeschafft und das Kirchengut der Krone zugesprochen.
Wie die sonstigen kirchlichen Verhältnisse, so wurde nun auch
der Gottesdienst geordnet durch eine königliche Kirchen-
Ordinanz,[1]) die das Datum des 2. September 1537 auf
weist, des Tages, an welchem Bugenhagen die ersten Super-
intendenten ordinirte. Veranlaßt war sie durch ein Gesu
der neugläubigen Prediger, königliche Majestät wolle de
herrschenden Unordnung in Kirche und Liturgie ein End
machen. Entworfen wurde sie nach deutschen Mustern vo
einer gemischten Commission, drei Lehrern an der Malmö
Predigerschule und einer größeren Zahl von Predigern au
dem Königreich (15) und dem Herzogthum Schleswig, dene
nur neun Katholiken, acht Domherrn[2]) und der Dominikaner
Provinzial[3]) beigeordnet waren. Dieser Entwurf wu

1) Ordinantia ecclesiastica regnorum Daniae et Norwegiae
ducatuum Slesvicensis, Holsatiae etc.

2) So Barfoed. Unterzeichnet ist die Ordinanz von zehn Domher
je zweien aus den fünf damals noch bestehenden Capiteln z
Viborg, Aarhus, Ribe, Roskilde und Lund.

3) Ueber diesen Mann, Dr. Hans Nielsen, Joannes Nicolai
Dacia, vgl. L. Schmitt S. J., ‚Die Vertheidigung der kath-
ischen Kirche in Dänemark gegen die Religionsneuerung i
16. Jahrhundert, Paderborn 1899,‘ S. 103, wo verschiede
Thatsachen angeführt werden, welche die Vermuthung nahe leg
können, „dieser zeitweilige Kämpfer für die Sache der Kirche ha
sich unter Christian III. mit der neuen Religionsordnung ve
söhnt.“ Indessen liefert keine derselben einen stringenten Bewei
Mit B. von Wedel-Jarlsberg, ‚Une page de l'histo

uther zur Begutachtung zugestellt, dann nochmals vom Könige, zusammen mit Bugenhagen und dem Dänen Peter Lade (Palladius),[1]) die beide eben von Wittenberg herüber gekommen waren, durchgesehen, dem Reichsrathe vorgelegt und schließlich vom Könige mit Vorwort und Unterschrift versehen. In den Jahren 1539 und 1543 erschien eine von s lade, dem ersten Superintendenten der Insel Seeland, gefertigte und von einem Herrentage in Odense verbesserte Uebersetzung unter dem Titel Den rette Ordinants, som aa Herredagen i Odense bleff offverset oc beseglet vorledis Kirketjenesten skal holdis udi Danmarckis og orgis Riger oc de Hertogdömmer Slesvig, Holsten. Der önig gab diese Ordinanz mit Zustimmung der weltlichen erren, nach Anhörung der lautesten Wortführer der neuen ehre, aber „ohne jegliche Rücksichtnahme auf das Volk“ nd dem Wortlaute der Vorrede nach nur aus eigner Macht-ollkommenheit unter Berufung auf das Schwert, welches ott ihm anvertraut habe, und von dem er Widerspenstigen genüber Gebrauch machen werde.[2]) „Er war thatsächlich umschränkter Herr in der Kirche vom Jahre 1536 an, nge bevor er es im Staate wurde, und so blieb es.“

---

des frères prêcheurs, 'Rome-Tournai 1899' p. 166 dürfen wir noch sagen: En tous cas, on n' a aucune preuve d' une apostasie formelle.

1) Ueber diesen Mann und seine Thätigkeit zur Durchführung der Reformation in Dänemark vgl. diese Blätter 81, 17 ff. (1878).

2) Mandamus igitur omnibus subditis nostris, cujuscunque sint conditionis, ut hasce Dei et nostras ordinationes .... suscipiant, servent, tueantur, quisque pro modo suo ... Reputate vero cum animis vestris, si Dei ordinationi quae est potestas gladii resistentes sibi ipsis judicium et damnationem accipiunt, ut ait Paulus, majore damnatione judicandos, qui Dei ordinationem, Evangelium Domini nostri Jesu Christi, contempserint aut illi restiterint . Neque etiam per nos impune fecerit, quisquis his ordinationibus temere restiterit, id quod faciemus secundum potestatem

Die Ordinanz will die stillen Messen abgeschafft und „nur eine öffentliche", una tantum publica, eine „Hochmesse" beibehalten wissen; denn die Messe sei nichts anderes als der Genuß, usus, des Abendmahles des Herrn, kranke Gewissen zu trösten und den Tod des Herrn zu verkünden. Eine öffentliche Messe also, heißt es, soll jeden Sonntag für die Communikanten[1]) gehalten werden in den hergebrachten Gewändern, mit der hergebrachten Altarbekleidung und den hergebrachten Gefäßen und Lichtern. Kanoniker, welche keine Pfarrkirche zu bedienen haben, mögen auch eine Sonntagsmesse und zwar in lateinischer Sprache halten, vorausgesetzt, daß Communikanten da sind. „Doch ist es unser ernster Wille, daß sie den Kanon auslassen.[2]) Und damit sie den Tod des Herrn verkünden, so ist zu beachten, daß das Paternoster und die Consekrations-Worte in den Domen, wie in den andern Kirchen, in der Volkssprache gesprochen werden, in der Weise, wie es ihnen vorgeschrieben werden wird."

Der celebrirende Altardiener[3]) spricht für sich das Confiteor am Altare knieend. „Er mag beten für den Dienst am Wort, für König und Reich, während das Volk zum Introitus singt, und danach die Messe in gewohnter Weise fortsetzen, wenn er sie nur nicht profanirt durch Worte wie ‚Opfer' oder ‚Werk'[4]) nach Art papistischen Aberglaubens

---

nobis a Deo datam. Die Synoden aus dem Jahre 1546 und 1555 bestimmten, wer nicht zum lutherischen Abendmahle gehe, solle drei Monate lang durch Unterricht und anderer Beispiel belehrt werden. Und weigere er sich auch dann noch, so solle man ihn in den Bann thun, strafen und nöthigen Falls aus dem Reiche verweisen.

1) communicaturi, communicandi, communicantes, alle drei Formen finden sich abwechselnd gebraucht.

2) Canonem volumus ut omnino omittant.

3) minister altaris celebraturus.

4) modo eam non prophanet sacrificii aut operis titulo. Die officielle dänische Uebersetzung hat: „wenn sie nur nicht besudelt wird durch Worte, wie Opfer und Werke," was der Bemerkung

pistischer Lästerung. Bis zum Credo einschließlich katholische Meßordnung im Wesentlichen beibehalten. llen Collekte (für gewöhnlich nur eine), Epistel und ium in der Volkssprache gelesen werden, Epistel und ium zum Volke hin. Nach der Epistel singen Knaben luja mit dem Verse, doch sine cauda; von allen en und Prosen werden nur die an den drei Hoch- blichen beibehalten: Grates nunc omnes für die htszeit bis Purifikatio, Victimae paschali laudes Osterzeit bis Pfingsten und auf Pfingsten Veni Sancte Nach dem Evangelium intonirt der Geistliche zum wandt das Credo in unum Deum, worauf das um auch[1]) in der Landessprache gesungen wird.

odann ist immer die Predigt zu halten.[2]) Sollten Communikanten dasein, si adsint, so bereitet der Brod und Wein, je nach der Zahl der Communi- und diese begeben sich an den Altar, die Männer rechte, die Frauen auf die linke Seite. Der Minister ich zu ihnen hin und liest ihnen eine das Sakrament de Ermahnung vor. Ist diese beendet, so singt er, are gewandt, mit lauter Stimme in der Volkssprache

---

hers entspricht: „Darumb sind die Bepstliche Gottesdienste so damlich, daß sie Gesetze werk und Verdienste draus gemacht, damit den Glauben verdruckt haben." Luthers Schriften, na 1556. Bd. 3. Fol. 296a.

t etiam canatur symbolum in vulgari sermone.

uns erhaltene handschriftliche Entwurf der Ordinanz schiebt ter den Anweisungen für die Predigt die Bemerkung ein: s hieher verständigt man sich; in Betreff dessen aber, was auf Predigt folgt, gehen die Ansichten auseinander. Hier fangen Papisten ihr Opfer an, und in allem Folgenden ist die Rede n Opfer. Wir aber verwerfen das Alles zumal, mitsamt ganzen Kanon." Die erste Unterschrift der Ordinanz, die Viborger Domherrn Schowgordt, enthält denn auch die Clauseln ro jure cujuscunque Deum timentis und donec aliquid ius in laudem et honorem Dei concilium generale defini- t et constituerit.

das Paternoster und die Consekrations-Worte;[1]) diese aber vor allem in der Volkssprache. Und nach diesen Worten mag der Minister, falls es ihm gut dünkt, in geziemender Weise eleviren[2]) unter dem üblichen Schellen. Denn in diesen Beziehungen ist die christliche Freiheit zu wahren, doch so, daß das Volk hierüber zuvor hinlänglich aufgeklärt wird; und von diesem soll nichts ohne Zustimmung und Auftrag des Superintendenten geändert werden. Denen, welche das Brod und den Kelch empfangen, soll nichts[3]) gesagt werden,

1) verba consecrationis. Das Dänische hat „die Worte des Testamentes."

2) was? Brod und Wein? oder den Leib und das Blut Christi unter den Gestalten von Brod und Wein? Das unentbehrliche Objekt fehlt: Decenti elevatione, si ita visum fuerit ministro, elevet sonantibus interim cymbalis juxta consuetum. Nam in his servanda est libertas christiana, ita tamen ut de hac (worauf zu beziehen?) populus ante satis praemoneatur. Auch Luther wollte 1526 in „Deudsche Messe und Ordnung Gottesdiensts" die Elevation beibehalten wissen. Er schreibt: „Das auffheben wollen wir nicht abthun, sondern behalten, darum das es fein mit dem Deudschen Sanctus stimmet, und bedeut, das Christus befolhen hat, sein zu gedenken. Denn gleichwie das Sacrament wird leiblich auffgehaben, und doch drunter Christus Leib und blut nicht wird gesehen, Also wird durch das Wort der predigt seiner gedacht und erhaben, dazu mit empfahung des Sacraments bekand und hoch geehret, und doch alles im Glauben begrieffen und nicht gesehen wird, wie Christus sein Leib und Blut für uns gegeben und noch teglich für uns bey Gott, uns gnade zuerlangen, zeiget und opffert." Damals nahm Luther noch die wirkliche Gegenwart Christi gleich nach der Consekration an, wie dies aus Obigem hervorgeht und der Ansprache, welche der Prediger an die Communicirenden richten soll: „Zum andern vermane ich euch . ., das jr . . eusserlich das Brod und wein, das ist seinen Leib und Blut, zur sicherung und pfand zu euch nemet." Luthers Werke, Jena 1556, Band 3, Fol. 302. Barfoed meint, Luthers „Mangel an dogmatischer Stringenz" komme gerade in seiner Abendmahlslehre zum Vorschein.

3) Aber schon 1540 schrieb eine Synode die Formel vor: „Nimm an den Leib Jesu Christi."

weil [was?] allen insgesammt vorher bei der Consekration[1]) mit Christi Worten gesagt ist. Die Minister sollen genau die Zahl der Communikanden, communicandorum, kennen, damit sie sich nicht genöthigt sehen, zweimal zu consekriren. Der Schullehrer stimme ein Lied an, mit dem man aber sogleich nach Beendigung der Communion wieder aufhören soll. Es folgen dann noch eine Collekte mit zweimaligem Dominus vobiscum und die Segnung der Gemeinde nach 4 Mos. 6: Benedicat te Deus. Der Schullehrer stimmt ein kurzes Lied an, während dessen der Geistliche die Meßkleidung ablegt und alles in Ordnung bringt, um zu gutem Schluß knieend am Altare ein stilles Dankgebet zu verrichten.

„Für den Fall, daß keine Communikanten da sind," so heißt es weiter, „soll nicht consekrirt werden, damit wir nicht in den Mißbrauch des Sakramentes verfallen, indem wir es entgegen der Weisung Gottes gebrauchen. Doch soll der Presbyter in bloßer Albe, ohne Meßgewand, die Messe fortsetzen an einem Pulte, nicht am Altare, d. h. mit Auslassung der Abendmahlsfeier.[2]) Nach ein oder zwei Gesängen bete er eine oder zwei Collekten und segne zum Schlusse das Volk in gewohnter Weise."

„An den Hauptfesten des Herrn, wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Trinitatis, singe man in den Städten den lateinischen Introitus, Gloria, Halleluja mit den reinen Sequenzen, cum sequentiis puris; ferner auf Latein die Präfationen, die beginnen mit Dominus vobiscum, Sursum corda; nachher Sanctus, dann das Gebet des Herrn mit den Consekrations-Worten; dieses aber [haec, wohl auf beides, Paternoster und die Consekrations-Worte zu beziehen] immer in der Volkssprache; zuletzt Agnus Dei. Doch dies alles nach Gutbefinden des Ministers."

1) Der dänische Text sagt hier noch unverständlicher: „weil es allen Leuten überlaut gesagt ist, da es gesegnet wurde."

2) prosequatur presbyter sacrum, coram aliquo pulpito, non coram altari, id est intermissa coena.

So die Ordinanz.

Zu den eben angeführten Bestimmungen derselben über die Messe ohne Communikanten bemerkt Barfoed: „Die Ordinanz ist hier in sichtlicher Verlegenheit; eine Hochmesse ohne Abendmahl ist ja ein Unding . . . Engelstoft sagt bezüglich dieser Verlegenheit, man habe sich damals noch nicht zu der vollen protestantischen Auffassung von der Hochmesse als einer vom Altardienst umrahmten Predigt erhoben. Ich [Barfoed] möchte lieber sagen: es war 1537 mit dem Niedergang der Liturgie noch nicht so weit gekommen, daß man sich hiemit hätte zufrieden geben können. Die Hochmesse oder Abendmahlsfeier ist nämlich gewissermaßen als ein großes, reiches Drama mit Prolog zu betrachten. Wir haben bei den meisten [nicht bei allen?] unserer Hochmessen das Drama beseitigt und den Prolog (Lesung, Lied und Predigt) die Hauptsache sein lassen."

Das ist ja nur zu wahr, mehr wahr, als Herr Barfoed selbst einzugestehen geneigt sein möchte. Drama heißt Handlung. Die Meßhandlung ist die Selbstaufopferung des Gottmenschen, wie sie mit der Transsubstantiation in Folge der Consekrations-Worte eines rechtmäßig geweihten Priesters gegeben ist. Aber alles das leugnete und beseitigte die Reformation, zumal in Dänemark. Sie stellte Männer an den Altar, für die man nur mit Unrecht den Namen praest, „Priester", beibehielt, weil ihnen notorisch die priesterliche Weihe, der priesterliche Charakter und alle priesterlichen Vollmachten fehlten und sie auch selbst nichts von all diesem beanspruchten. Schon diese „Hochmesse" von 1537 war darum ein bloßer Prolog ohne Drama; daß der Prolog sich damals etwas weiter spann als in der heute üblichen Liturgie, ändert am Wesen der Sache nichts. Barfoed geht darum auch zu weit, wenn er einen wesentlichen Unterschied zwischen der „Hochmesse" der Ordinanz und den späteren Gestaltungen des Hauptgottesdienstes statuiren und drei Perioden in der Geschichte der Liturgie unterscheiden will. In der ersten bis etwa 1560,

meint er, habe der Gottesdienst sich um den Altar gruppirt, in der zweiten bis 1600 um Altar und Kanzel, in der dritten um die Kanzel; aus der Hochmesse sei allmählich eine Hochpredigt geworden, ein Ausdruck, der sich allerdings im Rituale Christians V. findet. Doch hören wir seine Ausführungen, sie sind gleichwohl nicht ohne Interesse.

„Die reformirte Kirche", schreibt er, „hatte trotz ihres Bruches mit der römischen und der ältesten Kirche gleichwohl ihre eignen Grundsätze. Die Leute wußten, was sie wollten. Aber die Halbheit in so manchen Beziehungen, die der lutherischen Reformation in Deutschland und den nördlichen Ländern anklebte, hatte bald traurige Folgen für die einzelnen Landeskirchen. So bezüglich der Liturgie. Die Ordinanz [v. 1537] und deren lutherische Vorlagen hatten uns keine vollständig restaurirte Hochmesse nach der altkirchlichen Ordnung der römischen Messe geschenkt; indessen war der anfängliche Charakter der lutherischen Hochmesse in Dänemark immerhin eine, wenn auch nur dürftige Abendmahlsfeier. Peter Plade konnte in seinem ‚Visitatsbuch'[1]) schreiben: ‚Es muß dir darum zu tiefer Beschämung vor Gott und all seinen Engeln gereichen, wenn du auf deinem Hofe mehre Dienstboten hast und ein Sonn- oder Festtag vorübergeht, ohne daß jemand von euch zum Sakramente kommt: jetzt du selbst, jetzt deine Frau, dein Knecht, deine Magd, dein Kind, sobald eines sechs oder sieben Jahre alt ist und seinen Katechismus kann. Lasset die Kleinen zu mir kommen.' Damals nämlich hatten Sitte und Brauch späterer Zeiten und eine willkürliche königliche Verordnung von 1736[2]) noch nicht gebrochen mit der Verordnung der römischen und der ältesten Kirche, wonach die Kinder frühzeitig zum Tische des Herrn gehen sollten.

---

1) Es enthält Skizzen zu volksthümlichen Ansprachen, wie sie der erste lutherische Superintendent auf Seeland in den einzelnen Kirchen seines Stiftes zum Zweck der Ein- und Durchführung des Lutherthums zu halten pflegte.

2) welche die sog. Confirmation in späterem Alter einführte.

Vgl. Joh. 6, 53.[1]) Doch das änderte sich bald. Die Predigt, welche die Ordinanz in die Hochmesse eingeschoben hatte, beschränkte sich nicht auf die kurze und festliche Homilie der alten Kirche, sondern begann sich mehr und mehr breit zu machen. Gleichzeitig nahm die Zahl der Communicirenden immer mehr ab; an manchen Sonntagen blieb der Altar leer. Andere Momente kamen hinzu: der Altardienst mußte im Laufe der Zeit auf mehrere Stücke und Formulare verzichten, um den Gemeinde-Gesang emporzuheben. Dabei kommt auch die Größe der Kirchen in Betracht, in welchen der Meßgesang der Geistlichen, Antiphonen und Responsorien unverständlich werden in Folge der Entfernung und der schlechten Weise zu singen. Zu einem rechten liturgischen Gottesdienst gehören sich darum kleinere Kirchen, in welchen die Gemeinde dem Altare nahe genug ist und Auge und Ohr beständig der Person und Stimme des amtirenden Geistlichen folgen kann.

„Aber auch diese Gestaltung des Gottesdienstes hat sich mit der Zeit verloren, wie wir das an den meisten Sonntagen des Jahres in unseren Dorfkirchen sehen können: die Hochmesse ist zu einem reinen Predigt-Gottesdienst geworden, und man hat Grund zu fragen: Wozu da Altar und Altardienst beibehalten? weshalb nicht, wie die Reformirten, den Schritt ganz thun, und jedesmal wenn, und nur wenn Abendmahl sein soll, einen Tisch in der Kirche decken?

„Nach 1600, können wir beobachten, wird die Predigt länger und lehrhafter, gelehrter und streitbarer. Lieder und Gebete nehmen den Predigtton an, statt daß die Lieder Gott lobpreisen, die Gebete Bitten sein sollten. Die Kirchen wurden nach Beendigung des Gottesdienstes zugeschlossen, und es gewann die Anschauung immer mehr Raum, Gottesdienst

1) V. 54 d. Vulg.: „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben."

und Predigt seien ein und dasselbe. Das frühere Andachts- und Gebetsleben, wie es in den katholischen Kirchen den ganzen Tag über gewesen war, verschwand. Viele von diesen waren ja auch in betrübender Weise ausgeplündert und der Gegenstände beraubt worden, welche Herz und Sinn zur Andacht stimmen konnten. Man hatte nicht mehr offenstehende Heiligthümer, sondern verschlossene Hörsäle. Kratzeisen und Tünchquast arbeiteten fleißig, die letzten Ueberbleibsel katholischen Glaubens zu entfernen; und das Ziel war bald erreicht: der nackte, leere Predigtsaal, worin der Altar nur als ein überflüssiges Möbel stehen geblieben war und der Geistliche mit seiner Predigt das Ganze beherrschte. . . Es war die Blüthezeit der Orthodoxie; aber von der Liturgie und Eucharistie, dem Altardienste und der hl. Symbolik der ältesten Kirche hatte jene Zeit sich weit entfernt.

„So haben wir denn um das Jahr 1650 die Hochmesse in einer dritten, ganz verderbten Form, eine ‚Hochpredigt' — eine Abendmahlsfeier, meistens ohne Abendmahl — einen Gottesdienst, herabgesunken zu einem Predigtdienst, der umrahmt ist von einem dürftigen Altardienst, dessen Glieder und Bedeutung mehr und mehr in Vergessenheit gerathen. Und was waren das durchschnittlich für Predigten, die hier den Gemeinden geboten wurden!"

(Schluß folgt.)

XLI.

Die unirten Rumänen und die Katholiken-Autonomie in Ungarn.

Durch den ungarischen Gesetz-Artikel XX vom Jahre 1848 wurde in Ungarn für alle „recipirten" christlichen Confessionen die „volle Gleichheit und Reciprocität" ausgesprochen. In Folge dieser gesetzlichen Bestimmung entledigte sich der ungarische Staat seines bisherigen „katholischen" Charakters und trat in die Reihe der sogenannten „confessionslosen" oder mindestens „interconfessionellen" Staaten. Für die katholische Kirche hatte diese Umgestaltung des Staates die weitere Folge, daß sie ihre bisherige bevorrechtete Stellung als „Staatskirche" verlor und sowohl zum Staat als zu den übrigen christlichen Bekenntnissen im Lande ihre Stellung verändert wurde

Der katholische Episkopat hatte zu jener Zeit bei der Krone und bei dem Reichstage wiederholte Versuche zur Wahrung und Vertheidigung der Rechte und Freiheiten, der Institutionen und Besitzthümer der katholischen Kirche in Ungarn gemacht, ohne jedoch das gewünschte Ziel erreichen zu können Da beriefen die Bischöfe eine Conferenz (8. April 1848), zu welcher auch weltliche Katholiken eingeladen wurden und zahlreich erschienen. In dieser Conferenz wurde ein „Memorandum" beschlossen, worin es unter Anderem heißt:

„Nachdem unsere Kirche dem fürstlichen Patronate entrissen und in die Reihe der ‚recipirten' Confessionen gestellt wurde,

achdem das Volk durch seine Wahlen auch auf die Gesetzgebung
Einfluß gewann, außerdem auch seine Stimme für Wahrheit und
echt erheben kann: muß die Kirche sich unter den Schutz
hrer eigenen Gläubigen begeben, und vor Allem von
nen erwartet sie, daß sie ihre gerechte Bitte unterstützen
erden." . . „Zu diesem Zwecke müssen die Gläubigen den
nteressen der Kirche genähert werden, damit sie
s der Nähe die gegenwärtigen Bedürfnisse des Katholicismus
sehen und den Mangel einer gesetzlichen Garantie derselben
bst empfinden können. Die bei den weltlichen Katho-
ken wahrzunehmende Gleichgiltigkeit gegen die An-
legenheiten unserer Kirche ist nicht so sehr dem Mangel an
eligiosität zuzuschreiben als vielmehr jener Exklusivität, mit
elcher einerseits die Regierung, andererseits der Klerus auch
e äußeren Angelegenheiten der Kirche ausschließlich behandelte.
n Zukunft soll auch den Laien ein Einfluß in die äußeren
irchenangelegenheiten gegeben werden. Was nicht streng religiöse
er geistliche Sache ist, das soll fürderhin in gemischten
irchenräthen, in denen auch das Volk durch seine gewählten
länner repräsentirt ist, verhandelt werden."

Das „Memorandum" deutet auch die Art der Zu-
ammensetzung und den Wirkungskreis dieser
gemischten Kirchenräthe" in den Pfarrgemeinden, den
ekanaten und in den Diöcesen an und spricht den Grund-
tz aus: „Alle diese Repräsentanzen sollen aus doppelt
vielen weltlichen Mitgliedern bestehen, als sie geistliche
litglieder haben."

In diesem „Memorandum" vom Jahre 1848 hat man
n Keim und Anstoß zu jener Bewegung in der kathol-
chen Kirche Ungarns, welche die Gründung der Institution
er Katholiken-Autonomie anstrebt, dieses Ziel jedoch
s zum heutigen Tage noch nicht erreichen konnte. Ernste
läufe und Versuche hiezu wurden schon wiederholt unter-
mmen; außer im Jahre 1848, insbesondere in den Jahren
n 1869 bis 1871 und neuestens wieder durch die Ein-
rufung des „Landes-Katholiken-Congresses", der

die Ausarbeitung des Organisations-Statuts für diese Katholiken-Autonomie zu besorgen hat.

Daß mehr denn fünfzig Jahre verstrichen sind, ohne daß die Idee der Katholiken-Autonomie verwirklicht werden konnte, ist schon an sich ein Beweis dafür, wie ungemein schwierig die entsprechende Lösung dieser Aufgabe sein müsse. Und in der That! Die Erfahrung zeigt es, daß hier ganz außerordentliche Hindernisse zu bewältigen sind, bevor diese Institution in's Leben gerufen werden kann.

Schon in dem obenerwähnten „Memorandum" der Bischöfe vom Jahre 1848 wird auf die Hauptbedeutung der neuzuschaffenden Katholiken-Autonomie hingewiesen. Diese Institution soll einerseits der Kirche Schutz und Schirm bieten gegenüber dem „interconfessionell" gewordenen Staate, der bisher „katholisch" gewesen; andererseits sollen die weltlichen Gläubigen zur geregelten und gesicherten Antheilnahme am äußeren Kirchenregiment herangezogen werden, und endlich soll dadurch auch die Stellung des ungarischen Katholicismus gegenüber den anderen „recipirten" Confessionen gekräftigt und vertheidigt werden.

Auf die Geschichte dieser Bewegung zur Gewinnung einer Katholiken-Autonomie hier des Näheren einzugehen, ist nicht unsere Absicht. Wir haben unsere Aufgabe enger begrenzt und wollen hauptsächlich einen wesentlichen Umstand, der bei Schaffung dieser Katholiken-Autonomie ins Auge gefaßt werden muß, etwas eingehender betrachten. Es ist das Verhältniß des Nationalismus in der katholischen Kirche Ungarns zu der projektirten und angestrebten Katholiken-Autonomie.

Es gibt nämlich Viele, welche die ernste Besorgniß hegen, daß die ungarische Katholiken-Autonomie dem ausschreitenden Nationalismus in der Kirche die Wege ebnen, ja erfolgreichen Vorschub leisten könnte, so daß auf diese Weise ein „Nationalkirchlein" herauszuschneiden wäre. Diese Besorgniß hat unter den in Ungarn vorhandenen

Zuständen ohne Zweifel ihre volle Berechtigung. Es wäre übrigens auch fast ein Wunder zu nennen, wenn in einem Lande, wo die Nationalitäts-Idee nahezu alle öffentlichen und privaten Einrichtungen, Maßregeln, Anschauungen und Verhältnisse beherrscht, nur die Kirche von diesen Einflüssen verschont bleiben sollte. Im Gegentheil! Der Nationalismus sucht in der katholischen Kirche Ungarns schon seit Langem zur Herrschaft zu gelangen und die Idee der „Nationalkirche" spukt bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert in nationalistisch gesinnten Köpfen geistlichen und weltlichen Standes herum.

In der Gegenwart hat dieser Nationalismus an Umfang und Mächtigkeit zugenommen und im Dienste des Magyarismus bereits das Gebiet der Entnationalisirung nichtmagyarischer Katholiken betreten. Die aufdringliche Verbreitung magyarischer Predigten, der magyarischen Kirchengesänge, des magyarischen Religionsunterrichtes rc. in gemischtsprachigen katholischen Gemeinden unter gleichzeitiger Zurückdrängung der nichtmagyarischen Volkssprache ist nachgerade zur bedauerlichen Regel geworden. Welch' furchtbaren Schaden bei solchem unnatürlichen und unkirchlichen Vorgehen die religiöse Erziehung und das Seelenheil der deutschen, kroatischen, wendischen und anderen Katholiken erleiden muß, bekümmert diese Nationalitäts-Fanatiker nicht weiter. Wenn nur der Magyarismus „Eroberungen" macht und der „patriotische" Pfarrer und Lehrer in den gleichgesinnten Blättern öffentlich gelobt und für seine „patriotische" That auch materiell entlohnt wird.

Gleichfalls eine Folge des um sich greifenden extremen Nationalismus ist jene seit einigen Jahren mit gesteigertem Eifer betriebene Agitation zu Gunsten der Einführung der magyarischen Liturgie beim Gottesdienste der griechisch-katholischen Gläubigen magyarischer Nationalität. Es sind dies der Zahl nach ungefähr 60,000 Seelen, welche dem griechisch-katholischen Bisthum Munkács einverleibt sind.

Schon seit Dezennien hat bei diesen griechisch-katholischen Magyaren unter stillschweigender Duldung der kirchlichen Obern die mißbräuchliche Einführung einer magyarischen Liturgie stattgefunden. Dieser Umstand wurde in Rom erst vor etwa drei Jahren bekannt und es erging das Verbot gegen diesen Mißbrauch. Die Folge war zunächst, daß die Agitation lebhafter betrieben wurde, daß die griechisch-katholischen Bischöfe von Munkács und Eperies beim römischen Stuhle die Gestattung der magyarischen Liturgie befürworteten und daß auch die ungarische Regierung sich für diese Gewährung interessirte. Mittlerweile ergriffen die magyarischen Wortführer namentlich in der Presse die Gelegenheit, um zu Gunsten der „nationalen" Liturgie die öffentliche Meinung zu gewinnen, und forderten unter Einem die Errichtung eines magyarisch-nationalen Bisthums in Dorogh, dem Hauptsitze der griechisch-katholischen Magyaren. Schon aus dieser Agitation geht hervor, daß man es hier weniger mit religiös-kirchlichen als mit national-politischen Motiven und Aspirationen zu thun habe. Es gibt Viele, die da meinen, auf diesem Wege das „magyarische Nationalkirchlein" herstellen und allmählich auch die übrigen katholischen Magyaren in dasselbe einführen zu können. Es steckt darin zugleich eine gewisse „Los von Rom"-Bewegung und darum findet diese Agitation auch bei den Akatholiken überhaupt Sympathie und Begünstigung.

Rom verhält sich diesem Treiben gegenüber streng zurückhaltend, da zunächst eine eingehende unparteiische Untersuchung und Prüfung dieser Angelegenheit nothwendig erscheint, um so mehr, als auch in anderer Hinsicht der Nationalismus den Frieden in der katholischen Kirche Ungarns ernstlich bedroht.

Die katholische Kirche Ungarns (und Kroatien-Slavoniens) hat nach der Volkszählung vom Jahre 1891 einen Seelenstand von 10,164,900 Seelen, von denen 8,885,900 dem lateinischen, 1,679,000 Seelen dem griechischen

us angehören. Auch der armenische Ritus hat in ebenbürgen noch einige Pfarrgemeinden; diese katholischen menier sind jedoch an der Zahl nur gering und kommen r nicht weiter in Betracht. Weit bedeutsamer erscheinen Griechisch-Katholischen, bei denen das nationale ment von größter Wichtigkeit ist. Die Katholiken des echischen Ritus sind der Nationalität nach Ruthenen, mänen, Serben und Magyaren. Von den Letzteren r schon oben die Rede.

Die am Fuße der nordöstlichen Karpathen in Ungarn enden Ruthenen, etwa 380,000 an der Zahl, schlossen im Jahre 1649 der katholischen Kirche an. Die Union Rumänen mit der Kirche erfolgte im Jahre 1697. ide Volksstämme waren vordem Bekenner der griechisch-entalischen oder schismatischen Kirche. Die unirten thenen unterstehen in kirchlicher Hinsicht ihren beiden schöfen in Eperies und Munkács; die weit zahlreicheren echisch-katholischen Rumänen (etwa 1¹/₄ Millionen Seelen) ben ein Erzbisthum (Fogaras) mit dem Sitze zu Blasen-rf in Siebenbürgen, dem drei Bisthümer (Szamos-vár, Großwardein und Lugos) unterstehen. Die griechisch-tholischen Serben, die fast nur in Slavonien anzutreffen d, besitzen dort das Bisthum Kreutz.

Die Stellung dieser katholischen Ruthenen und Rumänen r zu schaffenden Katholiken-Autonomie gegenüber r schon von Anbeginn der Bewegung eine eigenthümliche, lche auf dem Katholiken-Congresse des Jahres 1870/71 eingehend abgefaßten Denkschriften, sowie in der Haltung d in den Reden der geistlichen und weltlichen Congreß-eputirten dieser beiden Volksstämme zum Ausdruck gelangte.

Die Ruthenen und Rumänen besorgten nämlich nicht r die Gefährdung ihres Ritus und ihrer Selbständigkeit Bezug auf die kirchliche Disciplin und innere kirchliche rganisation sowie auf die Verwaltung ihrer Fonds und

Stiftungen; sondern sie befürchteten schon damals
nationalisirende Einwirkung der gemein
Katholiken-Autonomie, da bei dieser die Verwaltun
Verhandlungssprache die ungarische sein würd
Ruthenen und Rumänen verlangten für ihre Diöze
besondere kirchliche Autonomie und da ihr B
in dieser Richtung bei dem Landes-Autonomie-Congr
Unterstützung und Befürwortung fand, so verließ ei
der katholischen Ruthenen und Rumänen den Congr
in seinem Statuten-Entwurf für die Katholiken-Au
nichts destoweniger auch die griechisch-katholischen
miteinbezog und demnach die Landes-Katholiken-Au
auch auf die katholischen Ruthenen und Rumänen aus
wissen wollte.

Seitdem sind dreißig Jahre verstrichen, während
Zeit das arme Ruthenen-Volk und sein darbender
den Widerstand gegen die gemeinsame Kirchen-Au
aufgegeben zu haben scheinen; zum Mindesten er
dagegen jetzt kein ernstlicher Einwand von ruthenische
Anders steht es mit den Rumänen. Kaum hatte der C
Fürst-Primas und Erzbischof von Gran mit aller
stimmung im Oktober 1897 den Landes-Katholiken-
einberufen, als die katholischen Rumänen geistlich
weltlichen Standes zu Klausenburg eine Conferenz ab
auf welcher sie im Interesse der Errichtung
besonderen kirchlichen Autonomie für das
politangebiet der griechisch-katholischen Rumänen besc
entsprechende Denkschriften an den Cardinal-Fürst-
und an die königl. ungarische Regierung zu richten
Rumänen blieben demgemäß auch dem neuen Landes-
Congresse fern. Ihr Erzbischof, Dr. Viktor Mi
präcisirt in der Bischofs-Conferenz am 15. Septembe
den Standpunkt, den er und seine rumänischen Amt
in der Autonomiefrage einnehmen, dahin, daß es
Standpunkt sei, welchen die rumänischen Bischöfe sc

Jahre 1870 im ersten Katholikenkongreß vertreten haben.[1]) Denn es dürfe die Autonomie der rumänischen Katholiken des griechischen Ritus durch die Landes-Autonomie nicht beseitigt werden. Der Erzbischof wies dabei hauptsächlich auf die Erregung hin, welche die Abschaffung der gewohnten eigenen autonomen Rechte im Kreise der Gläubigen und der Seelsorger hervorrufen würde. Sollte für die Aufrechterhaltung der Autonomie der griechisch-katholischen Metropolie der Rumänen keine Garantie geboten werden, so würden die rumänischen Delegirten an der Arbeit des Landes-Katholiken-Congresses keinen Antheil nehmen, um auch nicht den Schein der Zustimmung zu erwecken.

Diese Erklärung des Erzbischofs machte in der Bischofsconferenz tiefen Eindruck und erweckte auch außerhalb derselben erhebliches Aufsehen. Die Rumänen begrüßten sie mit großer Freude und Befriedigung und es hat die Bewegung hier Dimensionen angenommen und eine Richtung eingeschlagen, die aus kirchlichen und politischen Gesichtspunkten geradezu bedenklich erscheint.

Die kirchliche Union eines Theiles der in Ungarn und Siebenbürgen lebenden Rumänen besitzt für das Volk der Rumänen, aber auch für Kirche und Staat große Bedeutung. Nebst den religiös-sittlichen Segnungen, welche das rumänische Volk aus diesem Anschlusse an die Mutterkirche empfangen, gewann dasselbe auch in nationaler und cultureller Hinsicht aus dieser Vereinigung große Vortheile.[2]) Es ist

---

1) Allerdings standen im Jahre 1870 nicht alle rumänischen Bischöfe auf diesem Standpunkte; der Bischof von Lugos, Joh. Olteanu, erklärte in öffentlicher Sitzung seine Zustimmung zur Errichtung einer gemeinsamen Katholiken-Autonomie.

2) Ueber die Güter und Vortheile, welche der Anschluß eines Theiles der Rumänen an die katholische Kirche diesem Volke gebracht, haben wir schon in einem früheren Aufsatz gesprochen. Vgl. „Die Rumänen und die katholische Kirche" in den Histor. polit. Blättern, 1894, Bd. 114, S. 56 ff.

eine rumänische Stimme in der Bukurester Zei
„Epoca", welche diese Union „als die Quelle der Wi
geburt des Rumänenthums" bezeichnet. Sofo
dem Abschlusse der Union erhielten die Rumänen die Erl
und auch die Hilfsmittel zur Errichtung von rumä
Volksschulen mit confessionellem Charakter; im Jahre
wurde in Blasendorf (Siebenbürgen) das erste rum
Gymnasium gegründet, das später zu einem Lyceum
und durch einen philosophischen und theologischen Le
erweitert wurde. Die besten rumänischen Schüler
man dann nach Rom, wo sie ihre Studien beendigt
in der Heimat die Begründer und Pfleger der Wissens
in ihrer Volkssprache wurden. Blasendorf bildete de
gangspunkt der höheren geistigen Cultur für das Ru
thum überhaupt; denn von hier aus verbreitete si
geistig-nationale Leben nicht nur unter den ungarisch-
bürgischen Rumänen, sondern das heutige Kö
Rumänien empfing ebenfalls aus der Blasendorfer
seine ersten Lehrer, Schriftsteller, Gelehrten, Politiker

Für die Kirche bietet diese Union der Rumän
hoffnungsvolle Aussicht, daß auf diesem Wege mit
Hilfe und mit kluger Vorsicht es gelingen werde, da
begabte, zukunftsreiche rumänische Volk wieder in den
der Kirche zurückzuführen. Ist es doch an und für
fast unerklärlicher Widerspruch, daß dieses an
Romanismus so leidenschaftlich und stolz festh
rumänische Volk sich von der römischen Kirche f
und in dem ihm fremden, vom Slavismus durcht
griechischen Schisma verharrt. Schon aus natio
Motiven müßten die Rumänen der kirchlichen Union zu
sein und sich derselben anschließen.

Der Staat endlich erkannte in der kirchlichen Un
Ruthenen, der Rumänen und der Südslaven ein willkom
Mittel zur Ablenkung dieser Volksstämme von dem

Zusammenhange mit Rußland und von der Beeinflussung durch diese nordische Macht, welche im Reiche und in der Interessensphäre der Habsburger stets mit Mißtrauen und mit Argwohn betrachtet wurde. Nach den Zeugnissen der Geschichte wie nach den Thatsachen und Vorgängen in der Gegenwart war und ist diese Vorsicht und Behutsamkeit vollauf berechtigt.

Um so bedauerlicher und bedenklicher sind die Erscheinungen, die theils in Folge einer fehlerhaften Nationalitätenpolitik Ungarns, theils durch übereifrige Freunde einer strengcentralisirenden und unificirenden Kirchen-Autonomie unter den katholischen Rumänen zu Tage treten. Bei dem stark ausgeprägten Nationalgefühl, welches das rumänische Volk überhaupt erfüllt, ist das lebhafte Mißtrauen vorhanden, daß auch diese *kirchliche Autonomie zu Zwecken der Entnationalisirung*, d. i. der *Magyarisirung gemißbraucht werden könnte*. Deßhalb waren die Rumänen von Anbeginn der Autonomiebewegung gegenüber zurückhaltend, ja ablehnend verblieben und da die Absicht fortbesteht, auch die katholische Kirche des griechischen Ritus in die *gemeinsame* Katholiken-Autonomie einzubeziehen: so erblicken die unirten Rumänen nicht nur in dieser Autonomie eine *Gefahr für ihr Volksthum* und sind entschlossen, dieser Gefahr ernsthaft entgegen zu treten, sondern es strebt die abwehrende Bewegung bei Vielen noch weit *über dieses Ziel* hinaus.

Wie nämlich überall, so ruft auch hier ein Extrem das andere hervor: der *Ultra-Magyarismus*, der sich auch der Katholiken-Autonomie zu bemächtigen sucht, erzeugte bei den katholischen Rumänen den *Ultra-Romanismus*, dessen Träger und Wortführer heute in der *kirchlichen Union eine Gefahr für das Rumänenthum* erblicken wollen und darum den Gedanken der *Rückkehr zur griechisch-orthodoxen Kirche* aufgegriffen haben. Sie behaupten, daß die geplante allgemeine Katholiken-Autonomie

einerseits die schon vorhandene Autonomie der griechisch-katholischen rumänischen Metropolie bedrohe und bei ihrer Durchführung schädigen würde; andererseits müßte durch diese gemeinsame Landes-Kirchen-Autonomie, in welcher der Magyarismus unter Protektion der Regierung vorherrschen wird, dem nationalen Wesen und Charakter der unirten Rumänen schädlich werden. Es entstand demnach eine eifrig geförderte Agitation unter diesen Rumänen, und zwar zunächst in der Richtung, daß von den Kirchengemeinden hinauf bis zum Metropolitan-Kapitel laute Proteste gegen die Einbeziehung der katholischen Metropolie der Rumänen in die gemeinsame Kirchen-Autonomie erhoben wurde. Daran schlossen sich Audienzen der rumänischen Bischöfe bei Sr. Majestät dem Kaiser und König Franz Josef und die Ueberreichung von Denkschriften an Se. Heiligkeit den Papst zum Schutze der Selbständigkeit der rumänischen Metropolie in ihren inneren Kirchen- und Schul-Angelegenheiten. Daneben wird die Strömung zu Gunsten einer Rückkehr in das Schisma von nationalistischer Seite eifrigst unterstützt und gefördert.

Ohne diesen Bewegungen und Strömungen weiter ins Einzelne zu folgen, beschränken wir uns auf die kurze Darstellung des jetzigen Standes der Dinge. Im November des vorigen Jahres trat zu Blasendorf die Synode der rumänischen Metropolie der katholischen Rumänen zusammen und faßte in ihrer Sitzung vom 24. November mit Einstimmigkeit folgende Beschlüsse:

1) Es solle ein Telegramm an den Kaiser Franz Josef und an den Papst Leo XIII. abgesendet werden, in welchem der rumänische unirte Klerus seine homagiale Huldigung darbringt, gleichzeitig aber Protest erhebt gegen die beabsichtigte Verschmelzung der unirten rumänischen Kirche mit der projektirten Autonomie der katholischen Kirche in Ungarn.

2) Die Synode erklärt weiter, daß sich der gesammte unirte Klerus verpflichtet habe, für die Unabhängigkeit der rumänischen unirten Kirche einzutreten, und ermächtigt den Metropoliten, bei der Regierung, beim Kaiser und beim römischen Papst in diesem Sinne alle nur möglichen Schritte zu thun.

3) Da sich im nächsten Jahre (1900) 200 Jahre seit der Vereinigung mit dem Papste erfüllen, sollen die unirten rumänischen Prälaten eine Pilgerfahrt der unirten Rumänen nach Rom veranstalten, bei welcher Gelegenheit eine Monstre-Kundgebung zu Gunsten der Unabhängigkeit und des nationalen Charakters der rumänischen unirten Kirche beabsichtigt wird.

4) Man solle sowohl bei der ungarischen Regierung als auch bei dem Kaiser Franz Josef die nöthigen Schritte wegen Einberufung eines nationalen Congresses der rumänischen unirten Kirche thun. Dieser Congreß, an dem sich sämmtliche einflußreiche Männer des unirten Bekenntnisses, Geistliche und Laien, betheiligen würden, hätte dann die Entscheidung in der Krise, in welcher sich die rumänische unirte Kirche dermalen befindet, zu treffen.

Der Ernst dieser Beschlüsse und ihre Tragweite ist unverkennbar. Die Synode in Blasendorf hat den Standpunkt in der Autonomiefrage scharf gekennzeichnet und damit zugleich eine der Hauptschwierigkeiten zur Schaffung einer gemeinsamen Landes-Katholiken-Autonomie in Ungarn (und Siebenbürgen) in den Vordergrund gerückt. Der Landes-Katholiken-Congreß war für den 28. Jänner l. Js. nach Budapest wieder einberufen worden. Am Tage vorher trat die Bischofs-Conferenz zusammen. Congreß und Conferenz hatten sich hauptsächlich mit der Berathung des Autonomiestatutes zu befassen, welches die vom Congresse entsendete Siebenundzwanziger-Commission behufs Errichtung dieser katholischen Kirchen-Autonomie ausgearbeitet hat. An der Bischofsconferenz hatte von den unirten rumänischen Bischöfen

bloß einer, der Bischof von Szamos Ujvár, theilgenommen; vom Congresse selbst waren die Rumänen überhaupt, Geistliche und Weltliche, ferngeblieben.

Wie aus obigen Mittheilungen hervorgeht, ist diese Frage über das Verhalten der unirten Rumänen zu der ungarischen Landes-Katholiken-Autonomie eine ebenso heikle als wichtige und erfordert viel Einsicht, Besonnenheit und Unparteilichkeit: Kirche und Staat sind dabei wesentlich interessirt und es wäre ein folgenschwerer Fehler, falls einseitige National-Interessen bei Erledigung dieser Frage den Ausschlag geben würden.

XLII.

Die neueste Literatur über Savonarola.

III.

Man darf Alexander VI. als den Papst bezeichnen, in welchem das Vorwiegen rein weltlicher, politischer Rücksichten über kirchliche Erwägungen und Bedürfnisse den äußersten Grad erreichte. Dieß offenbart sich auch in seinem Verhalten gegenüber Savonarola. Zwar meint Pastor, die päpstlichen Maßregeln seien allerdings durch politische Gründe mitbeeinflußt worden, ausschlaggebend seien aber zuletzt doch die kirchlich disciplinären Motive gewesen. Und doch haben die zeitgenössischen Berichte und auf sie gestützt die hervorragendsten Gelehrten, und zwar keineswegs bloß blinde Verehrer Savonarola's oder kritiklose Nachbeter Villari's, sondern selbständige und besonnene Forscher, wie Gino Capponi[1])

1) Storia della Repubblica di Firenze t. II p. 241.

A. Cosci,[1]) F. C. Pellegrini,[2]) Creighton,[3]) längst gezeigt und jeden Zweifel daran verscheucht, daß nicht kirchliche, sondern politische Beweggründe, dazu noch die unablässigen Umtriebe der Ligamächte, die angelegentlichen Bemühungen der vertriebenen Mediceer, die ruhelosen Intriguen der unzufriedenen Arrabbiaten das Vorgehen des Papstes wider Girolamo bestimmt haben. Es war auch keineswegs, wie Pastor neuerdings tadelt, des Priors Antheilnahme an den Angelegenheiten des Staates, was gegen ihn aufbrachte. Der Mönch konnte der Wahrheit gemäß betheuern, daß er sich in cose di stato nicht habe einmischen wollen und daß ihm bei Gründung der Volksherrschaft kein anderes Ziel vor Augen schwebte als das Heil der Seelen und die Verbesserung der Sitten. Er war der Prophet des Staatswesens, ohne dessen erster Minister sein zu wollen.[4]) Hatte er nach der Vertreibung der Mediceer, die nicht sein Werk war, die Verfolgung ihrer Anhänger verboten, so widersetzte er sich mit unerbittlicher Strenge allen Versuchen, ihre Herrschaft wieder herzustellen, da er die Tyrannis für sittenverderbend und unvereinbar mit der Aufgabe hielt, worin er den Beruf seines Lebens sah. Wenn er dem Volke von der Kanzel herab Vorschläge unterbreitete, die er für das Staatswesen für ersprießlich hielt, so that er dies nicht als fanatischer Tribun, sondern als Herold des Evangeliums,

1) Archiv. stor. Ital. ser. IV t. IV p. 282—306; 429—68.

2) Archiv. della Societ. Rom. di stor. patr. 1888 t. 11 p. 703—722.

3) A History of the Papacy vol. III p. 215 sqq.

4) Capponi p. 237. — Vgl. das Schreiben der Signorie an Becchi v. 16. April 1496, Append. all' Arch. stor. Ital. t. VIII p. 172 not. 2 und Gherardi p. 143 n. 21: „Et non possiamo fare non ci ridiamo di quello scrivete si parla costi, ch'el governo della città dependa da lui (Sav.), che mai lo ha cercho, et da nessuno nostro cittadino li è conferito cosa alcuna benche minima; et quando nel predicare ne ha detto cosa alcuna, nôn è uscito de' termini di religioso buono et studioso dello honore di Dio."

das den ganzen Menschen ergreifen, den ganzen Mann nach all seinen Beziehungen und Bethätigungen durchdringen, den Familienvater, den Gelehrten, den Künstler, den Staatsbürger, den Beamten in seinem privaten wie öffentlichen Leben erfüllen und leiten sollte. Doch begnügte er sich, die allgemeinen Grundsätze für die Ausgestaltung eines christlichen Staatswesens anzugeben, in die Einzelheiten der Verwaltung mischte er sich nicht ein, und es ist eine gewaltige Uebertreibung,[1]) wenn ihm von seinen Gegnern[2]) zum Vorwurfe gemacht wurde und wird, als habe er die ganze Staatsmaschine nach Belieben gelenkt, die Aemter besetzt, Stellen vergeben und dgl.

Hand in Hand mit der inneren, ging aber die äußere Politik Savonarola's, die sich aus seinem Berufe als Prediger, als Reformator von selbst ergab. Betrachtete er die Volksherrschaft als den geeignetsten Boden für die Durchführung der Sittenverbesserung, so konnte er sich nicht an Mächte anschließen, welche die Mediceer begünstigten. Diese hatten aber nach ihrer Vertreibung Aufnahme in Venedig gefunden, sie erfuhren kräftigste Unterstützung in Rom; der Herzog von Mailand unterhielt lebhafte Beziehungen zu den Arrabbiaten, die mit seiner Hilfe die Volksherrschaft zu stürzen und eine aristokratische Ochlokratie zu errichten gedachten. So brauchte sich Savonarola durchaus nicht von „Visionen" beherrschen zu lassen, um zum Bündnisse mit Frankreich zu kommen, das nicht erst von ihm empfohlen wurde, sondern den althergebrachten Traditionen der Mediceerpolitik, besonders des klugen Lorenzo, entsprach.[3]) Die Arnostadt unterhielt mit Frankreich einen einträglichen Handel; florentinische Bankiers

---

1) Wie besonders Pellegrini, Giornale della Letteratura Italiana 1888 t. 12 p. 261 hervorhebt.

2) So vom mailändischen Agenten Somenzi 18. März 1495, Arch. stor. Ital. nuov. ser. t. 18 parte 1 p. J.

3) Vgl. Buser, Die Beziehungen der Mediceer zu Frankreich 1434—1494.

faßen in allen größeren französischen Städten. Karl VIII. schloß die Venetianer, Genuesen und Mailänder aus seinem Reiche aus und räumte den florentinischen Kaufleuten den alleinigen Handel in seinen Landen ein.[1]) Wohl war sein abenteuerlicher Eroberungszug nach Neapel mißglückt; aber allgemein hatte man es wie ein Wunder des Himmels, wie eine offensichtliche göttliche Fügung betrachtet, daß er ganz Italien vom Norden bis zum Süden einem Triumphator gleich hatte durchziehen können, ohne ernstlichen Widerstand zu finden. Wie er nun selbst den Plan einer Rückkehr niemals aufgab, so rechnete man auch in Italien, besonders in Florenz mit ihr. Von ihm erwartete man als dem gottbegnadeten Sproß des alten Kaisers Karl die heißersehnte Erneuerung der Kirchenzucht, an seiner Seite weilte der Cardinal Rovere, der grimme Gegner des sittenlosen Borjapapstes. Niemand konnte ja damals wissen, daß der König so jung und unvermuthet sterben würde. Ob es nun für die Arnostadt unter den damaligen Verhältnissen nicht vielleicht doch besser gewesen wäre, der Liga beizutreten, an deren Spitze der Papst stand, soll hier nicht untersucht werden; jedenfalls ist ihr das Recht nicht zu verkümmern, sich bei Abwägung des Für und Wider von ihrem eigenen Vortheil, nicht von der Rücksicht auf die Interessen einer fremden Macht, etwa der Borja, leiten zu lassen.

Alexander VI. freilich verfolgte durchaus andere politische Ziele. Ihm bangte vor einer Rückkehr Karl's VIII., die ihm die Tiara kosten konnte. Hatte doch schon bei seiner ersten Anwesenheit in Italien wenig gefehlt, daß die Cardinäle in Verbindung mit ihm zu einer Neuwahl schritten. So war denn des Papstes eifrigstes Bemühen dahin gerichtet, die sämmtlichen italienischen Mächte zu einem Bunde gegen

1) Bericht Manfredis an den Herzog von Ferrara, 2. Mai 1496, b. Cappelli l. c. p. 370 n. 101. Vgl. Buser a. a. O. S. 33. 123.

den gemeinsamen Feind zu vereinigen. Nur mehr Florenz fehlte als letztes Glied an der Kette, die den Franzosen den Einbruch in die Halbinsel versperren sollte. Unablässig appellirte er an den Patriotismus der Florentiner, unaufhörlich mahnte er sie, „gute Italiener“ zu sein Nicht als ob ihm an der nationalen Größe und Einheit Italiens soviel gelegen gewesen wäre; er bekämpfte die Franzosen, solange er sich von ihnen eines Nachtheils, er unterstützte sie, sobald er sich eines Gewinnes davon versah.[1]) Karl VIII. fürchtete er nun einmal, und so ließ er nichts unversucht, seine Rückkehr zu hintertreiben. Nur ein Mann war es, der seine Pläne zu durchkreuzen wagte, der armselige Mönch Savonarola. Ihn galt es daher, wenn er nicht gutwillig wich, zu bekämpfen, und zwar nach Art jener Zeit mit allen zu Gebote stehenden Mitteln. Mit materieller Gewalt war ihm gegenüber nichts auszurichten, umso wirksamer waren da die geistigen Waffen. Eben deshalb war den Mächten das Bündniß mit dem Papste besonders werthvoll: er allein konnte dem Mönche beikommen, den auch sie fürchteten und dem sie doch nichts anzuhaben vermochten.

Bald nach dem Abzuge Karls VIII. aus Neapel und dem Abschluß der Liga ordnete Alexander VI. einen Gesandten an die Florentiner ab, Albert von Orvieto, und ließ sie auffordern, der Liga beizutreten. Aufgebracht und drohend verließ dieser, als alle seine Vorstellungen erfolglos geblieben waren, die Stadt. Es könne wohl sein, meldete Manfredi an Ercole I. am 13. Juli 1495, daß Girolamo, der als das Haupt der französischen Partei gelte, nach Rom beschieden werde.[2]) Schon am 21. Juli wurde ein Breve ausgefertigt, das den Prior an die Curie zu kommen einlud, angeblich um über seine Weissagungen Rechenschaft abzulegen.[3])

1) Vgl. Pellegrini, Archiv. della Soc. Rom. t. 11 p. 716.
2) Cappelli l. c. p. 359 sq. u. 81. 82.
3) Daß die offiziellen Schreiben des Papstes letzte Gedanken aussprachen, wird niemand erwarten

Mönch erschien jedoch nicht; er entschuldigte sich mit Hinweise auf seine leidende Gesundheit und auf die stellungen, die er von seinen Feinden zu gewärtigen . Wie sehr er Grund hatte, auf der Hut zu sein, zeigt Umstand, daß nicht lange zuvor der Karmelit P. Adam Genua, der zu Rom über die Simonie des Papstes edigt hatte, eines Tages an 20 Wunden verblutet in m Bette aufgefunden wurde; man urtheilte, der Mord uf Anstiften Alexanders VI. geschehen![1])

Schon am 8. September wurde ein neues Breve an Franziskaner von hl. Kreuz in Florenz erlassen, worin „einem gewissen Hieronymus Savonarola" die Rede über den verschiedene Klagen geäußert und die Zurück-ßung in die lombardische Provinz verfügt wurde. Nach anerkennenden Worten des ersten Breves vom 21. Juli te der Ton des neuen und besonders die harte Anordnung, der Ferrarese neuerdings der lombardischen Provinz rstehen solle, umso mehr überraschen, als seinerseits in urzen Spanne Zeit, die inzwischen verlaufen war, nichts ehen war, was einen so auffallenden Umschwung in der nnung des Papstes erklärlich machte. Aber das Räthsel sich, wenn wir bedenken, daß Piero Medici im bste 1495 einen Anschlag auf Florenz plante,[2]) dem man sich viel leichteres Gelingen versprach, wenn onarola entfernt war; ohnehin war gerade im Sep-ber 1495 eine ihm feindliche Signorie am Ruder, seine Abberufung nicht ungern gesehen hätte![3])

) Malipiero, Annali Veneti, ad a. 1494, Arch. stor. Ital. t. 7 p. 318. Etwas Aehnliches erzählt Parenti zum Jahre 1493, vgl. Histor. Jahrbuch 1900 1. Heft. Beziehen sich beide Berichte auf dasselbe Ereigniß? Vgl. übrigens auch Villari I² p. 394 not. 4 und Burckhardt-Geiger I, 120 f.

) Manfredi an Ercole I., 12. Oktober 1495, bei Cappelli l. c. p. 363 n. 90.

) Parenti bei Ranke a. a. O. S. 248 f.

Auf des Priors dringende Vorstellungen vom 29. Sept. widerrief der Papst in einem dritten Breve vom 16. Okt. dessen Zurückversetzung in die lombardische Provinz, der sprechendste Beweis dafür, daß er sich in dieser Sache durch kirchliche Interessen nicht gebunden wußte; nur gebot er, Girolamo habe sich bis zu seinem persönlichen Eintreffen in Rom aller Vorträge, öffentlicher wie privater, zu enthalten. Aus nicht mehr zu ermittelnden Gründen traf dieses Schriftstück erst in den letzten Oktobertagen in Florenz ein, wo der Mönch inzwischen durch seine feurigen Predigten vom 11., 18. und 25. Oktober das Volk zu mannhaftem Widerstand gegen den Tyrannen entflammt und die drohende Gefahr beschworen hatte. Beunruhigt über das lange Ausbleiben der päpstlichen Entscheidung hatte er dem ferraresischen Gesandten gegenüber die Absicht geäußert, sich an's Herrscherhaus seiner Vaterstadt, das sich der Familie Savonarola stets huldvoll erwiesen, mit der Bitte um hilfreiche Vermittlung beim Papste zu wenden, falls etwa dieser sein Entschuldigungsgesuch abschlägig bescheiden sollte.[1]) Um so größer war des Priors Genugthuung,[2]) als er endlich das Breve vom 16. Oktober erhielt; war doch das Härteste, die Zurückversetzung in die lombardische Provinz, zurückgenommen.

1) Bericht Manfredi's vom 26. Oktober 1495, b. Cappelli l. c. p. 365 n. 92: El me ha dicto che quando pur la cosa fusse ita più avanti contro lui, et che'l Papa fusse continuato in non volere admettere le iustificatione sue come bone et vere, che lo havea designato de recerchare el favore et agliuto della Exc. Vra. come de quella nella quale confida molto che la non li seria manchato de prestrarglielo caldo et bono in le cose honeste come questa sua presso alla Santità del Papa."

2) Wenn Pastor meint, das Breve vom 16. Oktober 1495 habe den „erregten Mann" in größte Verlegenheit gebracht, weil er „eine solche Mäßigung nicht erwartet hatte", so ist zu erinnern, daß der Prior allerdings Grund zu ernster Besorgniß hatte; schreibt doch Ercole I. selbst: „Epso frate Hieronymo se trova in qualche periculo."

Dem Predigtverbote kam er sofort nach; er unterließ die Sonn-, Festtags- und Adventspredigten und blieb der Kanzel mehr als ein Vierteljahr hindurch fern. Man sollte meinen, dieses Verhalten wäre doch nicht illoyal zu nennen. Gleichwohl läßt es Pastor ohne Tadel gegen Savonarola auch jetzt nicht abgehen; er beschuldigt ihn, er habe mit seinen Oktobervorträgen den in seinem Schreiben[1]) an einen römischen Freund vom 15. September „gelobten Gehorsam gegen den Befehl seines höchsten Vorgesetzten" gebrochen. Allein dieser Brief enthält zwar den festen Entschluß Girolamo's, dem ihm jüngst übersandten Breve, wenn es anders ohne Sünde nicht geschehen könne, zu gehorchen, sollte gleich die ganze Welt darüber zu Grunde gehen; von einem Gelöbniß aber ist gar nicht die Rede! Und selbst wenn ein solches ausgesprochen wäre, so würde die trotzdem nachfolgende Predigt doch nur die Ueberzeugung des Verfassers bekunden, daß dieselbe eben ohne Sünde habe geschehen können, nicht aber einen Gelöbnißbruch voraussetzen. Wenn dann auch noch in der neuen Auflage der Papstgeschichte des Priors Vorhaben, die Vermittlung Ercole's bei Alexander VI. anzurufen, als eine Thatsache hingestellt wird, „welche ein sehr bedenkliches Licht auf seinen Charakter wirft", so hat eine derartige Auffassung mit dem klaren Wortlaute der Depesche Manfredi's nichts zu thun.

Die Fratesken wurden zusammengehalten durch ihres Meisters Predigten, deren Verbot daher auf die Länge ihren Ruin herbeiführen, dagegen die Arrabiaten, die Verbündeten des Herzogs von Mailand und des Papstes, die eifrigsten Beförderer des Anschlusses an die Liga, emporbringen und stärken mußte. Eben deshalb, also aus rein politischen Gründen, war es ja verhängt worden; erklärte doch Alexander VI. selbst, als er von der Signorie um

1) Bei Perrens, Jér. Savonarole, I, 468; Uebersetzung von Schröder S. 534—38.

Aufhebung des Predigtverbotes und Gewährung eines Ablasses für den Dom angegangen wurde: die Liga wolle nicht, daß man dem Bruder Jeronimo die Predigt gestatte, noch dieser Stadt irgend eine Gnade erweise; bevor sie nicht der Liga beiträten, bekämen die Florentiner nichts![1])

Immerhin erlangte die Signorie die Ermächtigung des Cardinals Caraffa von Neapel, daß Girolamo wieder predigen dürfe, und befahl daher diesem am 11. Februar 1496, auf die Domkanzel zurückzukehren. „Der Ordensmann, ruft Pastor aus, der unzählige (!) Einwendungen gegen die Anordnungen seines höchsten geistlichen Obern gehabt, entsprach sofort diesem ungehörigen Befehle der weltlichen Gewalt;“ und doch sei eine derartige Erlaubniß niemals weder schriftlich noch mündlich ertheilt worden. Allein so fest, wie Pastor meint, steht die Sache keineswegs. Meldet doch sogar der mailändische Agent Somenzi,[2]) der Mönch gedenke die Fastenpredigten zu halten, „perche dice havere havuto licentia del Sommo Pontefice.“ Desgleichen erzählt Parenti,[3]) keineswegs ein Savonarolaschwärmer, der Papst habe sich mit dem Prior ausgesöhnt und ihm die Predigt erlaubt. Auch der Chronist von Forli theilt mit,[4]) daß die Florentiner die Predigtbewilligung nachgesucht und erhalten haben. Wohl beklagte sich Alexander über die Signorie, daß diese den Mönch seinem Verbote zuwider auf die Kanzel gelassen habe, wagte aber die Aeußerung des Cardinals Caraffa nicht zu bestreiten, wie er auch das Verbot nicht erneuerte noch mit Strafen drohte, falls die Predigten nicht wieder eingestellt würden.[5]) Dies ist aber umso be-

1) Becchi an die Zehn, 3. März 1496, bei Gherardi p. 134. Vgl. Guasti, Arch. stor. Ital. ser. 4 t. 14 p. 235.

2) 16. Februar 1496, Arch. stor. Ital., nuov. ser. t. 18 p. 9.

3) Bei Ranke a. a. O. S. 249.

4) ed. Mazzatinti vol. I part. II p. 57.

5) Vgl. Pellegrini, Arch. della Soc. Rom. t. 11 p. 71?. Creighton l. c. p. 221.

rkenswerther, als gerade die damaligen
edigten Savonarola's über Amos zu den
ärfsten gehörten, die er je zu halten wagte.
raus ergibt sich, daß „die fortgesetzten Schmähpredigten“
nicht waren, die schließlich des Papstes Einschreiten ver-
achten, wie Pastor es darstellt. Bezeichnend ist übrigens,
die Arrabbiaten sich beeilten, die von der Curie ertheilte
aubniß nachher wieder in Abrede zu stellen.[1])

Hätte sich der Papst durch die Predigt Savonarola's
klich in dem Grade gekränkt gefühlt, wie man es nach
Darstellung Pastor's vermuthen möchte, — wie kam es,
er den „unbotmäßigen“, „trotzigen“ Mönch nicht bloß das
ze Frühjahr und den Sommer 1496 über durchaus unbehelligt
, sondern ihm sogar — den Cardinalat anbot?
ß erfahren wir nicht etwa bloß aus der unzuverlässigen
ominikanerlegende“, bezw. aus Burlamacchi, obgleich auch
er eine so überraschende Nachricht nicht frischweg hätte
nden können. Erzählt doch auch ein so unverdächtiger
durchaus glaubwürdiger Gewährsmann, wie Piero
renti,[2]) der Papst habe dem Mönche die höchsten
ürden angetragen, wenn dieser seinen Ein-
ß aufbiete, daß der König von Frankreich
ht wider ihn vorgehe, sondern ihn auf dem
ostolischen Stuhle bewahre! Savonarola selbst
lte auf dieses Angebot an, indem er in seiner Predigt
n 20. August 1496 ausrief: „Jo non voglio cappelli,

1) So Trandhedino, 20. Februar 1496, Arch. stor. Ital. t. 18 p. 9. Auch Parenti knüpfte an seine Mittheilung, der Papst habe die Erlaubniß gewährt, sofort die Bemerkung, es sei nicht wahr, daß die Erlaubniß gegeben wurde. Vgl. Pellegrini l. c. not. 2.

2) Bei Ranke a. a. O. S. 254 A. 2. Parenti theilt dieß Ereigniß mit zum Mai 1496, Savonarola spricht davon im August; es kann daher die Zeit nicht, wie wir früher meinten, als unsicher gelten, mag diese gleich aus Burlamacchi, der die chronologische Ordnung überhaupt nicht genau einhält, nicht zu entnehmen sein.

non mitre grandi ne piccole, non voglio, se non quello, che tu hai dato a li tuoi santi, la morte, uno cappello rosso, uno cappello di sangue, questo desidero." Eine so gut bezeugte Nachricht[1]) sollte man doch nicht anfechten, wie Pastor es thut;[2]) freilich, auch Spektator erklärt ja, die Sache sei nicht über allen Zweifel erhaben, ohne sich jedoch auf Gründe einzulassen. Und doch entbehrt sie nicht der inneren Wahrscheinlichkeit. Jedenfalls wäre die Erhebung Savonarola's die schlimmste Creation nicht gewesen, die Alexander VI. vornahm. Sodann kam es diesem und seinen Freunden, den Arrabbiaten, dem Herzog von Mailand, den Venetianern, ja hauptsächlich darauf an, den Einfluß des Priors auf die Bürgerschaft und dadurch die Obmacht der französischen Politik zu Florenz zu brechen. Hatten die bisherigen Mittel nicht zum Ziele geführt, warum sollte man es nicht auch einmal mit lockenden Versprechungen versuchen? Biß der Prior auf die Lockspeise an, so war er unschädlich gemacht, ohne daß sich die glänzenden Verheißungen zu erfüllen brauchten; man konnte ihn dann als ehrgeizigen Streber an den Pranger stellen. Ging er nicht darauf ein, so blieb immer noch Zeit, zum vernichtenden Streiche gegen ihn auszuholen.

Und er ließ nicht lange auf sich warten. Im Herbste 1496, da die Arnostadt sich in der drückendsten Lage befand, die Arrabbiaten immer zuversichtlicher das Haupt erhoben, die Masse der Bevölkerung aber immer größerer Muthlosigkeit und Verzagtheit anheimfiel und der Mönch trotz

1) Wie sie denn schon Meier annahm (Gir. Savon. S. 111 ff.); desgleichen Perrens l. c. I, 92; Gino Capponi l. c. p. 240; Creighton l. c. p. 225.

2) Weil die Zeit des Angebotes nicht ganz sicher sei, so sei mit dieser Nachricht nichts anzufangen, meint Pastor (S. 404 A. 2); aber wenn er all die Ereignisse, deren Datum nicht genau feststeht, aus der Geschichte tilgen will, so wird er viel zu streichen haben!

er und P. Domeniko's zuversichtlichen Predigten [1]) mehr
mehr an Boden zu verlieren schien, errichtete der Papst,
ch ein vom Herzog von Mailand angeblich aufgefangenes,
älschtes Schreiben Girolamo's an Karl VIII. ohnehin
gebracht, eine neue tuscisch-römische Dominikanerprovinz
befahl den Brüdern von St. Marco unter Strafe des
selbst eintretenden Bannes den Eintritt in dieselbe
November 1496). Die Maßregel war mit außerordentlichem
ffinement so ausgeklügelt,[2]) daß sie ihren Zweck, endgiltige
tfernung des Priors aus Florenz und in Folge dessen
derwerfung der franzosenfreundlichen Piagnonen, in jedem
ll erreichen mußte. Nichts ist unzutreffender als die
hauptung Pastor's, als ob es neben der französischen
litik kirchliche Gründe, „die Nichtachtung des Predigt-
bots, die fortgesetzten Schmähpredigten, endlich die
ophetenrolle, die Savonarola ausübte," gewesen seien, die
Errichtung der neuen Provinz führten. Pastor beruft
[3]) hiefür auf eine Depesche des florentinischen Gesandten
cchi vom 26. März 1496, wornach damals derlei Klagen
Grund der Denuntiation des Mohren und der Arrabbiaten
der Curie allerdings in Umlauf waren.[4]) Diese Klagen

1) Dieser geistigen Atmosphäre, nicht, wie Pastor auch hier wieder annimmt, dem „unerträglichen Terrorismus" des „überspannten" Propheten entstammen die von ihm aus dem Zusammenhange gerissenen und daher leicht mißverständlichen Worte, die er S. 405 anführt.

2) Wie laue Ordensbrüder die erbittertsten Gegner des Priors waren, so war es gerade ein ehemaliger Mönch von S. Marco, der dem Cardinal von Neapel den Plan zur Errichtung der Provinz eingab. Cfr. Burlamacchi ed. Lucca 1764 p. 84; Creighton l. c. p. 226.

3) S. 404.

4) Treffend hebt Pellegrini Arch. della Soc. Rom. t. 11 p. 713 hervor, die Anklagen, die in Rom wider den Ferraresen umliefen, seien eben die gewesen, welche Somenzi und Cardinal Askanio, der Bruder des Mohren, verbreiteten.

haben aber die Verfügung vom 7. November sicher nich
hervorgerufen, da sie schon im Frühjahr beigeleg
waren; denn schon am 23. April war ja der Papst „assa
bene satisfacto circha alle cose di fra Jeronim
che ho facto intendere a sua Beatitudine la sua buon
dispositione, benche molti cerchavano guastar
tutto.“[1])

Wie bekannt, verstand sich Savonarola zum Anschlu
an die neue Provinz nicht. Die leichtfertige Anschauung
wie sie Perrens vorträgt und Pastor wiederholt, der Pri
hätte, wenn er in Wahrheit in seinem öffentlichen Leben d
Demuth besessen hätte, die er zur Schau trug, Florenz ver
lassen und nicht geduldet, daß er noch länger die Ursach
des schrecklichsten Zwiespaltes unter den Bürgern wurde
verräth eine völlige Mißkennung der Sachlage. Es handelt
sich ja doch nicht um Savonarola allein, sondern um de
Bestand der neuen, von ihm und seinen Anhängern geschützte
durch die Arrabbiaten aber bedrohten Verfassung; dahe
kam „der schreckliche Zwiespalt unter den Bürgern!“ Und wa
denn die Arnostadt nicht längst vor Girolamo von wilde
Parteikämpfen erfüllt? „Wäre ich allein, schrieb dies
an seinen römischen Freund, so würde ich lachen üb
all die offenbaren Nachstellungen, noch a
irgendwelche Gegenwehr denken. So aber ist d
Reform der Stadt noch neu, neu die Reform unserer Co
gregation und ich bin sicher und alle bekennen es, dies i
das Urtheil erfahrener und gerechter Männer, daß me
Weggang die Ursache der Zerrüttung der Stadt und unser
Klöster wäre, so daß ich nicht weiß, wie ich mit gute
Gewissen von hier ziehen könnte.“[2]) Die traurigen Be

1) Bei Gherardi p. 143 sq.

2) Noch Ende März 1498 begründete Bonsi die Verweigerung d
vom Papst geforderten Auslieferung Girolamo's mit dem tum
pernizioso, der daraus entstünde. Angesichts dieser Zeugn
die sich leicht vermehren ließen, fällt der Vorwurf, den jüng

nge nach seinem Sturze haben diese Auffassung nur zu hr bestätigt.

Durch seine Weigerung, der neuen Provinz beizutreten, ar Savonarola von selbst dem im Breve vom 7. November 496 angedrohten Banne verfallen, der dann am 13. Mai 1497 ch eigens verhängt wurde. Durchaus verfehlt ist der ermalige Versuch Pastors (S. 411), die Censur mit den lagen in Zusammenhang zu bringen, die im März 1496, so über ein Jahr zuvor, in Rom verbreitet und längst gelegt waren. Dagegen ist Thatsache, daß im März 1497 iero Medici und sein Bruder, der Cardinal, enge Beziehungen m Cardinal Caraffa unterhielten,[2]) der als der Haupt-heber der Exkommunikation betrachtet wurde.[3]) Der ann, schreibt der florentinische Gesandte Becchi,[4]) ist sgesprochen worden, um dem Cardinal Medici nd den Freunden Piero's zu willfahren, die ehr denn je der festen Hoffnung leben, Piero werde in ilde in Florenz einziehen können. Noch im Februar 1498, einer Zeit, da Savonarola bereits seine gewaltigen edigten über den Exodus begonnen hatte, standen die litischen Interessen noch so sehr im Vordergrunde der

---

P. Rösler erhob, als hätten wir „dem großen Sittenprediger die Ueberzeugung von seiner Unentbehrlichkeit“ zugeschrieben, in sich selbst zusammen. Gerade die zähe Beharrlichkeit, womit seine Gegner Jahre lang an seiner Beseitigung arbeiteten, beweist ja schlagend, welche Bedeutung sie dem Prior beimaßen. Zudem ist es Thatsache, daß vor Savonarola große Sittenlosigkeit in Florenz herrschte, durch ihn eine überraschende Besserung bewirkt wurde, nach seinem Sturze aber eine beklagenswerthere Zügellosigkeit eintrat, denn je zuvor; und doch gab es zuvor wie nachher andere Prediger genug. Wie erklärt P. Rösler diese auffallende Erscheinung? Und was hat damit „die Lehre der gesunden katholischen Askese und das Beispiel der anerkannten Heiligen“ zu thun?

1) Gherardi p. 147. 2) Gherardi p. 163.

3) Gherardi l. c.

päpstlichen Erwägungen, daß er die Absolution Savonarola's geradezu an die Aufgabe des französischen Bündnisses knüpfte.[1])

Der Nachweis, daß Alexanders VI. Kampf wider Savonarola politischer, nicht kirchlicher Art war, ist für die Beurtheilung des letzteren von ganz hervorragender Wichtigkeit. Für Rodrigo Borja waren die kirchlichen Maßnahmen wider den Prior lediglich nebensächlicher Natur, nur die willkommenen Mittel, um zum ersehnten politischen Ziele zu gelangen. Umgekehrt war für den Mönch das ideale Moment, die Kirchenreform, die Hauptsache, während die Fragen der Politik eine untergeordnete Rolle spielten, wenngleich sie in Anbetracht ihrer außerordentlichen Bedeutung für die Durchführung der Sittenerneuerung nicht zu umgehen waren. Durch sie gerieth er in Conflikt mit der des Papstes. Doch nicht wider den Priester richtete sich der Unwille Rodrigo's, nicht dem Ordensmann galt sein Grimm, das Oberhaupt des Kirchenstaates und der Berather der Arnostadt rangen auf der politischen Arena als gleichberechtigte Partner mit einander. Wäre hier der Kampf ausgetragen worden, wer weiß, wie er geendet hätte! Der Sitte der Zeit gemäß spielte jedoch Borja den Kampf auf das kirchliche Gebiet hinüber, auf welchem er den Widersacher leicht und sicher zu fassen und zu bewältigen vermochte; da war sein endgiltiger und vollständiger Sieg nur eine Frage der Zeit. Immerhin haftete seinen Maßregeln dem Charakter des Streites entprechend das Gepräge politischer Schachzüge an, die der Gegner zu pariren berechtigt war, soweit ihm das kirchliche Recht eine Handhabe hinzu bot. Nichts

---

1) Vgl. Bonsi's Berichte aus Rom vom 8., 12. und 22. Februar 1498, bei Gherardi p. 176 sqq.; Pellegrini l. c. 721.

Wenn sich der Papst dann über die Predigten des Mönches bitter beschwerte, so geschah auch dies vom politischen Gesichtspunkt aus; er sah in ihnen die offene Absage, die Kriegserklärung der Fratesken wider ihn.

ist unbilliger und unrichtiger, als unter völliger Verkennung der wahren Natur des Kampfes die faktische Opposition Girolamos wider einen Borja zu einer prinzipiellen Auflehnung gegen Papstthum und Kirche aufzubauschen. Gerade hierdurch ist in der Savonarolafrage in unverantwortlicher Weise gefehlt und heillose Verwirrung angestiftet worden. Haben nicht schon die hervorragendsten Kirchenmänner die erbittertsten Fehden mit der römischen Curie geführt, ohne deßhalb sofort als Feinde des hl. Stuhles gebrandmarkt, als ungetreue Söhne der Kirche verdächtigt zu werden? Diesen Gesichtspunkt, so nahe er liegt, hat Pastor völlig außer Acht gelassen, und schon aus diesem Grunde mußte sein Urtheil, von den sonstigen falschen Voraussetzungen, auf die es sich aufbaut, ganz abgesehen, schief und ungerecht werden. Ueberhaupt mißt er mit zweierlei Maß. Fast Blatt für Blatt seiner Papstgeschichte schildert er mit lebendigen Farben und ohne einen Tadel zu äußern das Eingreifen, ja zuweilen völlige Untergehen Welt- wie Ordensgeistlicher aller Grade in Angelegenheiten des Staates, wobei nur in den seltensten Fällen die Rücksicht auf das Heil der Seelen, ungleich häufiger rein irdische Interessen den Antrieb gaben. Für Savonarola aber, dem die Beschäftigung mit derlei Dingen durch die Verhältnisse geradezu aufgedrängt wurde, wird „seine Einmischung in politische Händel" zu einem seiner „größten Fehler"!

Denn noch einen anderen „größten Fehler" hat er nach Pastor, das ist „sein Ungehorsam gegen den hl. Stuhl". Dieser „Ungehorsam" scheint sich nachgerade zu einer Art historischen Axioms auswachsen zu wollen, dem gegenüber gegentheilige Darlegungen als ein bedenkliches, wenn nicht gar unkirchliches Unterfangen gekennzeichnet werden. Glaubte doch jüngst P. Rösler die Befürchtung aussprechen zu müssen,[1]) unsere Bemühungen, eine bestimmte Anordnung

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 125, S. 195.

Alexander's VI. als sündhaft und daher für Savonarola im Gewissen unverbindlich zu erweisen, könnten zu Folgerungen führen, „welche die katholische Auffassung des Gehorsams untergraben". Selbst ein sonst so angesehener Kirchenhistoriker, wie Dr. Ehses, schreibt:[1]) „Für das von Savonarola gepredigte und geübte System subjektiver Deutung und Uebertretung objektiv bindender Befehle und Gesetze kann man freilich nach Zeit und Umständen manche mildernde und erklärende Begründung finden, aber richtig, selbst einem Borjapapste gegenüber, ist es nie und mußte nothwendig, wie ja eben Savonarola zu beweisen im besten Begriffe stand, zur Zersetzung aller Ordnung und Obrigkeit führen. Und der Historiker darf sich nicht auf die Sophismen und angeblichen inneren Offenbarungen einlassen, mit denen sich pathologisch überreizte Naturen über die anderen Menschen gezogenen Schranken hinwegsetzen, sondern muß sein Urtheil nach dem thatsächlichen und rechtlichen Bestande fällen. Darin gerade liegt nach unserer Auffassung der hohe Werth und der außerordentliche Erfolg der Papstgeschichte Pastor's, daß er das Thatsächliche, Wirkliche, und Bewiesene bis in's kleinste hinein zur Grundlage seiner Darstellung macht".

So bestechend diese Ausführungen für den ersten Augenblick erscheinen, so haltlos und unbegründet erweisen sie sich bei genauerem Zusehen. Ohne dem hohen Werthe und Erfolge der Papstgeschichte irgend zu nahe treten zu wollen, müssen wir es wenigstens für die Savonarolapartie auf's entschiedenste bestreiten, daß Pastor „das Thatsächliche, Wirkliche und Bewiesene bis in's kleinste hinein zur Grundlage seiner Darstellung macht". Haben wir ihm doch für eine ganze Reihe nicht unwichtiger Fälle nachgewiesen, daß seine Darstellung den Thatsachen eben nicht entspricht, und zudem hat er sich ja durch parteiische Auswahl der Quellen und Literatur der Geschichte Savonarola's von vorneherein schon die

1) Römische Quartalschrift 13. Jahrgang 1899. S. 379.

Möglichkeit einer zuverlässigen Schilderung abgeschnitten. Sodann ist gerade Pastor der von Ehses aufgestellten Forderung, daß der Historiker sein Urtheil nach dem thatsächlichen und rechtlichen Bestande zu fällen habe, nicht nachgekommen, da er die rechtliche Unterlage des Verhaltens Girolamo's nicht bloß nicht untersucht, sondern einfach die Rechtswidrigkeit desselben voraussetzt, während umgekehrt eben wir bestrebt waren, an die Handlungsweise des Mönches den Maßstab der kanonischen Satzungen anzulegen. Wenn P. Rösler und Ehses etwas geringschätzig von „visionär angelegten", „pathologisch überreizten Naturen" sprechen, die sich mit „Sophismen und angeblichen inneren Offenbarungen" „über die anderen Menschen gezogenen Schranken hinwegsetzen", so ist diese Frage viel zu schwierig, als daß sie mit einigen Zeilen wie im Vorbeigehen abgethan werden könnte, und weder P. Rösler's asketische Belesenheit noch sein Vergleich Savonarola's mit dem Cardinal Dominici, der übrigens nur bei genauerer Kenntniß der beiden zu vergleichenden Männer fruchtbar ausfallen könnte, führt hier an's gewünschte Ziel. Auch irrt sich Ehses gewaltig, wenn er meint, der Historiker, der sein Urtheil nach dem thatsächlichen Bestande zu fällen habe, dürfe sich nicht auf „die Sophismen und angeblichen inneren Offenbarungen" einlassen. Gehören denn diese letzteren nicht auch zu dem thatsächlichen Bestande, den der Historiker zu werthen hat? Ist es nicht seine Pflicht, die einzelnen Momente, die das Handeln des von ihm zu schildernden Helden bestimmten, seine Entschlüsse beeinflußten, seine Verantwortlichkeit milderten oder schärften, gewissenhaft in Betracht zu ziehen? Zudem überschätzen P. Rösler und Ehses die Einwirkung der „visionären Anlage" und „pathologischen Ueberreiztheit" auf die Thätigkeit Savonarola's. Ist es doch eine auch sonst häufig zu beobachtende Thatsache, daß im Sprachgebrauche mittelalterlicher Hagiographie gar Vieles auf übernatürliche Eingebung, unmittelbar göttliche Erleuchtung, dämonische Nachstellung, teuflische Vorspiegelung

zurückgeführt wird, was nur das Ergebniß natürlicher, physisch-psychischer Vorgänge, Entschließungen, Vorstellungen u. s. w. war. In wunderbarem Maße vereinigt sich in Savonarola der apokalyptische Seher mit dem nüchternen Dialektiker, der schwärmerische Troubadour süßester Jesusliebe mit dem harten, scharfblickenden Staatsmann; immer wieder beruft er sich auf seine göttliche Sendung, und doch ist sein Verhalten durchaus klar und verständlich, wenn man auch von seinen prophetischen Visionen gänzlich absieht und nur seinen seltenen Scharfsinn und seine tiefe Menschenkenntniß in Rechnung zieht.

Bedenklicher, aber nicht begründeter ist der von Ehses, Prälat Bellesheim und Rösler erhobene Vorwurf, Savonarola's „System subjektiver Deutung und Uebertretung objektiv bindender Befehle und Gesetze" müsse nothwendig zur Zersetzung aller Ordnung und Obrigkeit führen", verletze „die unerschütterlichen Prinzipien der katholischen Kirchenverfassung", führe zu Folgerungen, „welche die katholische Auffassung des Gehorsams untergraben" u. s. w. Dabei übersieht man nur, daß Savonarola's Gehorsamslehre, der sein thatsächliches Benehmen auf's Genaueste entsprach, in den Zeiten Leo's X. und noch mehr Paul's IV. die Feuerprobe der schärfsten Prüfung durch die römische Inquisition glänzend bestanden hat;[1]) was vor den strengen Augen des

1) Vgl. Fra Paulino Bernardini, Discorso sopra la dottrina et opere del R. P. F. Gir. Savon., fatto in Roma sotto il Pontificato di Papa Paulo IV 1558, bei Quètif II, 561–615; Neri F. Tommaso, Apologia in difesa della dottrina de R. P. F. Gir. Sav. Das ganze Ergebniß der so bedrohlich aussehenden Untersuchung bestand darin, daß auf den eigenen Antrag P. Bernardini's, der die Sache Savonarola's vertrat, von all den vielen Schriften und Predigten des letzteren nur sein Buch von der prophetischen Wahrheit und 15 Predigten auf den Index gesetzt wurden, nicht als häretisch, sondern weil sie Einfältigen zum Anstoß gereichen könnten. Vgl. Quètif II, 631 sqq.

mißtrauischen Caraffapapstes, dem die Wahrung der kirchlichen Ordnung und Obrigkeit doch wohl auch am Herzen lag, nicht als unkirchlich oder gefährlich erfunden wurde, sollte als solches heutzutage nicht mehr verdächtigt werden. Es handelt sich auch keineswegs, wie Ehses anzunehmen scheint, um eine Ausnahmsstellung, die dem florentinischen Reformator eingeräumt werden wollte; die Sätze, auf die er sich berief und auch wir zu seiner Vertheidigung neuerdings hinwiesen, bewegen sich durchaus auf dem schlichten Boden des gemeinen kanonischen Rechts. Hält man dafür, sie seien falsch verstanden oder übel angewendet, so weise man dies nach, wozu in den zwei Jahren, die seit dem Erscheinen unserer früheren Aufsätze verstrichen sind, ein nennenswerther Versuch nicht gemacht wurde; mit vornehmem Absprechen und aprioristischen Behauptungen ist der Sache wenig gedient.

Allein, haben wir uns nicht etwa von unserem „apologetischen Eifer" dadurch zu weit fortreißen lassen, daß wir die Auffassung vertheidigten, Savonarola habe einen von ihm für sündhaft gehaltenen päpstlichen Befehl[1]) außer Acht

---

Wie unberechtigt der von Pastor und seinen Nachbetern beharrlich wiederholte Vorwurf ist, die Savonarolianer hätten praktisch unkirchlichen Tendenzen gehuldigt, beweist der von P. Bernardini und P. Neri überlieferte Umstand, dieselben hätten sich dem Conciliabulum von Pisa gegen Julius II nicht angeschlossen, obgleich dieses versprach, ihren Meister heilig zu sprechen, auch das von Julius II. über Florenz verhängte Interdikt beobachtet, während die übrigen Kleriker und Mönche es übertraten.

1) Es handelt sich hiebei an erster Stelle um die Errichtung der neuen tuscisch-römischen Provinz, nicht um das Predigtverbot, wie P. Rösler und Bellesheim (Katholik 1899, 20. B. S. 469 f.) annehmen. Letzterer stößt übrigens offene Thüren ein, wenn er darlegen zu müssen glaubt, die Lehrgewalt gehe vom hl. Stuhle aus und könne von diesem jedem Kleriker oder Prälaten entzogen werden, was kein Mensch bezweifelt. Und doch ist es unrichtig,

lassen dürfen? Versichert doch Ehses, dieses „System subjektiver Deutung und Uebertretung objektiv bindender Befehle sei **niemals** richtig und führe nothwendig „zur Zersetzung aller Ordnung und Obrigkeit“; und auch P. Rösler meint: „Nimmt man mit Professor Schnitzer das subjektive Dafürhalten Savonarola's als Maßstab für die Verbindlichkeit des päpstlichen Befehles an, dann durchbricht man thatsächlich die gesammte kirchliche Ordnung.“ Und doch ist diese Besorgniß sehr überflüssig. Wir wollen vorderhand die Frage ganz unerörtert lassen, ob Alexanders VI. Befehl wirklich sündhaft war oder nicht; es genügt, vorläufig zu constatiren, daß der Prior ihn ernstlich und aufrichtig für sündhaft hielt.[1]) Steht dies fest, dann **durfte** er nicht bloß, sondern **mußte** ihn unberücksichtigt lassen; denn es ist die einhellige Lehre der Moraltheologen, daß man seinem Gewissen nicht zuwiderhandeln dürfe, und auch **das kanonische Recht selbst trägt der subjektiven Ueberzeugung weitgehende Rechnung**. Lehrt doch kein Geringerer als **Innocenz III.** in dem Falle, daß ein Ehetheil die Fortsetzung der ehelichen Gemeinschaft verweigert, weil er sich eines trennenden, jedoch kirchlich nicht beweisbaren Ehehindernisses sicher bewußt ist, dürfe er der bischöflichen Aufforderung zur Wiederherstellung des ehelichen Lebens **nicht** nachkommen, sondern müsse lieber

---

wenn er behauptet, man dürfe nicht mit Professor **Knöpfler** das dem Mönche ertheilte Predigtverbot ungerecht nennen, vielmehr sei dasselbe im höchsten Grade formell und materiell gerecht gewesen. Man kann die päpstliche Vollgewalt, die Ausübung des Predigtamtes zu überwachen, vollauf anerkennen und doch ein in einem bestimmten Fall erlassenes Verbot als ungerecht erklären. Dies trifft bei Savonarola zu, da das ihm gewordene Verbot nicht kirchlichen, sondern wie der Papst selbst gestand, **politischen** Erwägungen entsprang, wodurch der Befehl, wenn auch nicht ungiltig, so doch ungerecht wurde, was Bellesheim nicht hätte übersehen sollen!

1) Vgl. sein Apologeticum bei Quétif. II, 77 sq.; Pred. sop. Amos, ed. Venet 1528 f. CCXLVI b. CCXLVII.

den Kirchenbann über sich ergehen lassen.[1]) Die Glosse bemerkt hiezu: „Nota quod quis debet potius excommunicationem sustinere quam mortaliter peccare. Item nullus contra conscientiam facere debet, et potius debet sequi conscientiam quam sententiam ecclesiae, cum quis certus est in hoc casu". Noch schlagender spricht sich derselbe große Papst an einer anderen Stelle aus, wo er die ähnlich gelagerte Frage entscheidet, ob eine Frau, die mit ihrem Manne im vierten Grade blutsverwandt zu sein behauptet, zum Zusammenleben mit diesem zu zwingen sei? „Qui consanguinitatis habet notitiam, entscheidet Innocenz[2]) III., nec exigere debitum contra conscientiam, nec solvere (tenetur), quoniam si secus egerit, aedificat ad gehennam ..... omne quod non est ex fide, peccatum est, et quidquid fit contra conscientiam, aedificat ad gehennam, frustra in tali casu adiudicaretur restitutio spoliato, quum illa (mulier) contra Deum non debeat in hoc iudici obedire, sed potius excommunicationem humiliter sustinere."

Hat nun auch Innocenz III. „die katholische Auffassung des Gehorsams" untergraben, „die unerschütterlichen Prinzipien der katholischen Kirchenverfassung" verletzt? Und wenn der Papst es nicht that, indem er diesen Grundsatz aufstellte, that es Savonarola, wenn er ihm folgte, thun wir es, wenn wir ihn in Erinnerung bringen?

Dr. Schnitzer.

---

1) c. 44, X 5, 39. 2) c. 13 X 2, 13.

XLIII.

Denkmäler der Tonkunst in Oesterreich.

I.

In der guten alten Zeit, als noch mehr denn einer jener Musiktheoretiker, welche immerfort durch ihre Gründlichkeit und Schärfe in Darlegung der schwierigsten Probleme in Erstaunen setzen werden, das Wort Musica allen Ernstes a moys, quod egyptiace est aqua abzuleiten pflegte und dieses etymologische Meisterstück mit dem Hinweise begründete, quia apud aquas fuit inventa — leisteten ein paar Zeilen im Proömium eines Traktates für die Geschichte der wassergeborenen Muse Genüge. Jubal, der Vater aller Zither- und Orgel-Spieler, der königliche Sänger David, Pythagoras, der da die Geheimnisse des Rhythmus dem hämmernden Schmiede an der Esse ablauscht, der Mönch Guido, bisweilen auch Ambrosius oder Gregorius: diese Namen präsentiren nicht etwa ebensoviele Perioden und Kapitel, sondern sind nur die wenigen Ringe in der Kette einer Jahrtausende umfassenden Universalgeschichte der Musik von Anbeginn der Welt bis auf die glücklichen Tage des jüngsten Copisten oder Compilators im zwölften, dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert.

Allerdings ein Personen- und Sach-Register ist keine Geschichte. Die Bedeutung, welche der einzelne Künstler im Entwicklungsgange seiner Kunst behauptet, bemißt sich nicht nach Geburts- und Todestag, nicht nach dem Namen des Ortes, der Zeuge seiner ersten Versuche und Erfolge war.

Hier entscheidet der Einfluß, den er, sei es von seinen Vorgängern, sei es von seiner Umgebung empfangen und den er selbst auf seine Mit- und Nachwelt ausgeübt: nur das Verhältniß der geistigen Abhängigkeit oder Selbständigkeit scheidet oder vereinigt Künstler, deren Lebenspfad in Bezug auf äußere Gestaltung von Zeit und Umständen sich nahe oder ferne lag. Was der Einzelne aber empfangen, was er gegeben, verrathen uns natürlich am besten seine Werke, sie sind das Denkmal, auf welchem der Meister die Geschichte seines geistigen Lebens eingetragen, und sagen uns, wo er zur Schule gegangen, wann und wodurch er seiner künstlerischen Eigenart, seiner Aufgabe sich bewußt wurde, was er mit seinem Dichten und Schaffen suchte und fand. Die Compositionen der Meister der verschiedenen Perioden sind also auch die wichtigsten Dokumente für die Musikgeschichte. Sie enthalten für den Musikhistoriker mehr als der Taufschein, mehr als die wortreichste Grabschrift. Das Bild, das wir aus ihnen gewinnen, läßt uns besser als das genaueste Konterfei einen Blick in die Seele des Meisters thun; in ihm treten uns seine Züge in lebendigstem Ausdruck, in den Farben und der Schönheit jugendfrischer Geisteskraft vor Augen. Die Werke eines Meisters sind darum auch die wichtigsten und zuverlässigsten Quellen, welche zuerst zu befragen und zuerst der Vergessenheit zu entreißen sind.

Eine bestimmte, concrete Idee von Stil und Gehalt einer Schule vermögen uns Schilderungen und Berichte nicht zu geben. Die Wandlungen, welche im Aufbau der technischen Struktur, im Gebrauch, in Werthung der Kunstmittel sich vollzogen, die Erweiterung und Klärung der Kunstgesetze kann nur der Vergleich der verschiedenen Compositionen verständlich machen. Ueberdieß soll ja die Geschichte der Musik sich nicht auf eine bloße wissenschaftliche Reconstruktion beschränken; es muß, was der Kunstsinn früherer Geschlechter geschaffen, dem Geistesleben der Gegenwart zugeführt und erhalten werden, und dazu genügen Kataloge und Quellen-

Lexikon nicht. Wie vieles aus dem Erbschatze der A
könnte heute als Novität auf unseren Conzertprogram
eine Lücke füllen!

Es ist für die selbstlose Bewunderung, welche ma
Deutschland der welschen Kunst spendet, ein rühme
Zeugniß, daß die monumentale Gesammtausgabe der W
eines Pierluigi da Palestrina nach opfervollen Mühen i
Abschlusse nahe stand, ehe man den Gedanken zu
ähnlichen Edition deutscher Meister faßte. Eine Ehrens
war es, dem großen Lassus gleiche Huldigung zu erwe
und der deutschen Kunst, welche auf Italien bedeuten
Einfluß geübt und mit den besten Vertretern der romani
Schulen wetteifern darf, durch entsprechende Publikation
hervorragendsten Werke des fünfzehnten bis achtzehnten J
hunderts ein würdiges Denkmal zu setzen, dem deut
Namen zur Ehre, zur hoffnungsvollen, ersprießlichen Förde
der Musik als Wissenschaft und Kunst.

Es galt somit einem dringenden Bedürfnisse abzuhe
als vor etwa sechs Jahren in Wien „die Gesellschaf
Herausgabe der Denkmäler der Tonkunst in Oesterreich"
seit geraumer Zeit bestehenden Musikgesellschaft die
wendige Ergänzung brachte. Diesem literarischen Unterne
verdanken wir neben den einzelnen recht bemerkenswe
Compositionen eines Stadlmayr und Cesti die ersten B
zur Gesammt-Ausgabe der Werke von Joh. Joseph
Joh. Jakob Froberger und der beiden Muffat. Ueber
äußerst interessanten Publikationen berichtete in eingeh
Weise Dr. Haberl's „Kirchenmusikalisches Jahrbuch"
Seitdem folgten je zwei weitere Bände Vokal- und Instrum
musik.

Aus dem reichen Schatze deutscher Bibliotheken w
die Direktion der Gesellschaft zunächst den heutigentag
nur mehr dem Namen nach bekannten Choralis Constan
von Heinrich Isaac, dem Verfasser des gemüthv
anmuthigen „Insbruck, ich muß dich lassen". Isaac

nderfüße" und dabei so „spitzfindige" Symphoneta und
imusicus, welcher Sänger und Zuhörer durch tausend
ste in Spannung zu halten weiß, und doch wieder so
ich und ergreifend zum Herzen zu reden versteht, liebt
ie Melodien des gregorianischen Chorals mit dem reichen
chtgewande seiner Polyphonie zu umkleiden. So bauen
die einzelnen Sätze im Choralis C. über den Wechsel-
ngen des Graduale auf, indem bald die eine, bald die
ere Stimme den cantus firmus führt, oft im engsten
chlusse dem Originale folgend, dann wieder in freier
enzirung, Erweiterung und Kürzung, wie es eben die
hickte Führung der Stimmen erfordert. Die übrigen
tien umspielen den cantus firmus in meist sehr belebter,
echslungsvoller Begleitung. Die melodisch-rhythmische
bständigkeit der begleitenden Theile bewirkt zu der ein-
en, in langgedehnten Noten sich hinziehenden Grundlinie
n wohlthuenden Contrast. Die in den Tonsatz verwobene
oralmelodie ist Hauptträger des musikalischen Gedankens,
verknüpft die Glieder zu einem Ganzen und verleiht
n eine gewisse Einheit der Form, während die motivische
itation selten und nur für kurze Zeit auftritt. Im Ver-
he zu anderen Compositionen Isaacs und seiner Zeit-
ssen zeigt der erste Theil des Choralis C. ein unverkenn-
s Bestreben nach Einfachheit, eine Beschränkung, welche
der Tondichter in der Absicht auflegte, die Choralmelodie
möglichst hörbarer Weise durch das Gefüge der Einzel-
nen hindurchklingen zu lassen. Das polyphone Element,
rhythmisch-melodische Gegensatz in der Verbindung
erer individuell entwickelter Melodien bleibt dabei strenge
hrt, wenn auch die hohlen Quinten und Octaven-
ungen neben anderen harmonischen Mängeln und Härten
in dieser Hinsicht stark verwöhntes Ohr weniger be-
gen. Allerdings ist diese ängstliche Sparsamkeit in allem,
recht satt und voll klingen würde, nicht selten die Folge
Berechnung. Die verschiedenen Stimmen heben sich

dadurch deutlich von einander ab, so daß der Zuhörer die Bewegung der Einzeltheile leichter zu verfolgen im Stande ist, als wenn die Harmonie alles in sich aufnimmt und in einem Tonflusse verwischt. Doch wird man gestehen, daß Palestrina durch ausgedehnteren Gebrauch der Imitation in den Begleitstimmen die formale Einheit der Composition mit dem polyphonen Elemente zu steigern und dennoch zugleich eine harmonisch voll auf befriedigende Klangfülle zu erzielen verstand.

Isaac meint es mit seiner Kunst ehrlich, das sieht man auf jeder Seite seines Choralis Constantinus. Mit geschickter Hand löst er die Stimmen, um sie aber bald wieder einzeln einzuführen, mit einander zu verflechten und in wirksamer Steigerung zu vereinen. Die Verwendung der Choralmelodie geschieht in dem vorliegenden ersten Theile (des Choralis C.) nicht in so sklavischer Weise, wie dies bei manchen seiner Zeitgenossen und auch in anderen Schöpfungen Isaac's, ja selbst in einer wenn auch geringen Zahl von Compositionen eines Palestrina der Fall ist, und doch hemmt auch diese freiere Art den Fluß des musikalischen Gedankens. Nur in seltenen Fällen erhebt sich die Tondichtung zum Schwunge, zu dem freudigen, seelenvollen Ausdrucke, welche in so hohem Grade der ursprünglichen Reinheit und Einfalt des Chorals eigen ist.

Der Choral beherrschte Jahrhunderte hindurch die Entwicklung der abendländischen Musik, an ihm rankt sich die Polyphonie empor, aber gerade er verträgt eine polyphone Bearbeitung am wenigsten und bietet durch seine eigenartigen Formen in Bildung der rhythmischen Glieder, sowie durch seine harmonikale Anlage, welche auf eine mehrstimmige Ausführung durchaus nicht berechnet ist, für die Polyphonie die größten Schwierigkeiten. Vielleicht daß er gerade dadurch Anlaß wurde, in der Beschränkung alle Kunstmittel zu erproben und gewissermaßen zu erschöpfen, bevor die Harmonie mit ihrem unbegrenzten Reichthume sich erschloß. Mit dem

zehnten Jahrhundert aber war doch der Zeitpunkt ge-
men, sich der Gesetze und Anschauung allmählich zu
chlagen, welche zu sehr von historischen Faktoren begründet
en, denen ein absoluter, bleibender Werth nicht zuerkannt
den dürfte. Man empfindet dies bei Isaac. Dieser
stler vermag eigentlich mehr als eine bloße Contra-
ktirung des cantus firmus zu leisten.

Heinrich Isaak gehört nicht durch seine Geburt in den
ren Künstlerkreis des österreichischen Kaiserstaates. Seine
mat ist Flandern; Ugonis de Flandria nennt ihn sein
ament. Um 1480 finden wir ihn am Hofe zu Florenz,
er, einen kurzen Aufenthalt in Florenz abgerechnet, bis
n 1499 verblieb; in diesem oder dem folgenden Jahre
n ihn Kaiser Maximilian I. in seinen Dienst, was ihn
ichst nach Augsburg und dann nach Wien führte. Doch
es ihn bald wieder nach dem sonnigen Italien. Mit
l und Gehalt eines kaiserlichen Hofkomponisten verbrachte
en Abend seines Lebens an den Fürstenhöfen zu Florenz
Ferrara.

Der Choralis C. ist sein letztes größeres Werk. Bei
Ausarbeitung der Sequenz Virginalis turma sexus
de der rastlos thätige Meister vom Tode überrascht.
gen 1516).

Man hegt in weiten Kreisen das Vorurtheil, daß
Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die notenreichen
lismen des alten Chorals den Gegenstand allgemeiner
ge und Reformgelüste gebildet hätten. Der Choralis C.
t, wie unbegründet diese Annahme ist, denn trotzdem
ac, der doch ohne Zweifel einer der tüchtigsten Poly-
misten war, es wagte, die langen Melodien in seinen Com-
sitionen mit doppelzeitiger Verlängerung der Choralnote
r Longa zu verweben; trotzdem er selbst die Licenzen des
ten Chorals in der Art der Textbehandlung ungescheut
chahmte; obwohl diese Freiheiten durch Hinzutritt der
Mensur, der Zeitwerthverdoppelung in der Melodie, und

des Gegengewichtes einer vier-, fünf- und mehrstimmigen Begleitung für die praktische Ausführung und theoretische Erklärung weit erheblichere Schwierigkeiten bereiten als je im Chorale, zog er doch trotz alledem als einer der gefeiertsten Künstler die Bewunderung seiner Zeit auf sich.

Etwas räthselhaft bleibt der Titel des vielgenannten Choralis Constantini. Die Herausgeber entscheiden sich, gestützt auf die Lesart einer Berliner Handschrift, für Constantiensis und glauben, daß Isaac entweder Melodien des Constanzer Graduale für seine Arbeit benutzt, oder letztere auf Bestellung des Constanzer Domkapitels übernommen habe. Von anderer Seite erklärt man Constantinus als gleich bedeutend mit constans im Sinne von firmus, so daß sich der Sinn ergäbe: Choralis firmus.

Beide Erklärungen haben ihre Schwierigkeiten. Constantinus dürfte sich kaum in einem handschriftlichen oder gedruckten liturgischen Werke oder sonstwo für Constantiensis wiederfinden. Von auffallenden Eigenthümlichkeiten des Constanzer Chorals ist nichts bekannt. Etwaige Beziehungen zu demselben ließen sich indeß wohl leichter aus dem Pars Historiarum nachweisen. Beachtung verdient der Beisatz: Constantini ut vulgo vocant und das Vorwort des Herausgebers von 1550, worin als Quelle für den von Isaac benützten cantus firmus angegeben wird: cantus simplex (Choral) quo hactenus universo orbe per integrum annum Ecclesia usa fuit et choralem vocavit. Gegen die Auffassung des constantinus als constans-firmus scheint in etwa zu sprechen, daß zwar in zahllosen Fällen choralis oder firmus, aber doch wohl nie choralis firmus gebräuchlich war, wenn nicht „vulgo“ im Sinne von cantus choralis sive firmus zu nehmen ist. Riemann schreibt chorale. Bei dieser Voraussetzung müßte das Constantini eher als Constantiensis verstanden werden, für welche Erklärung die Berliner Handschrift immerhin stark ins Gewicht fällt. In Beziehungen zu Constanz könnte Isaac leicht von Augsburg aus getreten sein.

Mit der Herausgabe des ersten Bandes dieses großartig angelegten Choralwerkes eröffnet die österreichische Musikgesellschaft eine der interessantesten und wichtigsten Quellen zur Geschichte der Musik in den letzten Stadien der mittelalterlichen Polyphonie und des Chorals. Ueber die Grundsätze, welche bei Uebertragung der Stimmhefte in die Partitur maßgebend waren, wird sich die Redaktion in der Einführung zu den bereits angekündigten Trienter Codices näher erklären.

P. Raphael Molitor O. S. B.

LXIV.

Zur Kunst der Renaissance.

Adolf Philippi hatte seine „Kunstgeschichte in Einzeldarstellungen" mit der Schilderung der italienischen Kunstentwicklung in der Renaissance begonnen. Wir haben über sein Buch, das die Geschichte der Zeit und der Stimmungen festzuhalten sucht, aus denen heraus jene weltbekannten Werke geschaffen, unter denen sie zuerst genossen und beurtheilt worden sind, bereits früher an dieser Stelle berichtet. Dem ersten Theil ist inzwischen der zweite gefolgt, der die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden behandelt.[1]) Auch er verdient schon um deswillen in weiten Kreisen Beachtung, weil er sich in erster Linie nicht an Fachleute wendet, sondern eine Anleitung für gebildete Menschen geben will, die sie befähigt, Kunstwerke deutscher Vergangenheit zu würdigen und zu genießen.

1) Adolf Philippi, Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden. Leipzig (Seemann) 1898, gr. 8° mit 292 Abbildungen. (Geb. Mk. 10.)

Es war eine schwere Aufgabe, die sich der Verfasser in seinem zweiten Buche gestellt hat. Während auf italienischem Boden ein einheitlicher siegender Zug die ganze Entwicklung beherrscht, die einzelnen Kunstgattungen organisch neben- und mit einander gehen, tritt die Renaissance im Norden als Fremdes den einheimischen Ansätzen zur Kunstblüthe hinzu. Nur die niederländische Malerei des 15. Jahrhunderts zeigt von Memling bis Eyck eine stetig wachsende Kraft. Im eigentlichen Deutschland wird die Entfaltung vielfach gehemmt. Das Interesse wendet sich in der Hauptsache wenigen überragenden Künstlern zu, die allein aus dem Gleichmaß der Erscheinungen als markante, sicher nachweisbare Persönlichkeiten hervortreten. Nicht ärmer an Gedanken erscheint im Vergleich mit Italiens Leistungen die nordische Kunst, namentlich was die vervielfältigenden Techniken wie Holzschnitt und Kupferstich anlangt, aber weniger reich und vollendet in der Form, weniger fähig rein und unmittelbar auf den Beschauer zu wirken. Das Formale spricht bei diesen Sachen nur einzelne Vertraute an, die bereits künstlerisch sehen lernten und so des erklärenden Beiwerkes entrathen können. Der Kunsthistoriker muß daher vielfach auf den gedanklichen Inhalt und das Persönliche der erhaltenen Werke eingehen, um sie seinen Lesern näher zu bringen. Gerade in derartigen Erläuterungen, wie in der feingestimmten Schilderung des Milieus, als dessen Produkt sich die einzelnen künstlerischen Erscheinungen erweisen, liegt aber die Stärke von Philippi's Darstellung, und man darf daher behaupten, daß ihm die Lösung seiner Aufgabe diesmal fast noch besser gelungen ist, als es bei seinen ersten Bänden schon der Fall war.

Das neue Buch beginnt mit den Niederlanden im fünfzehnten Jahrhundert. Gleichzeitig mit der italienischen Renaissance, aber zunächst unabhängig von ihr und unter anderen Voraussetzungen entwickelt sich dorten, vielleicht in einer nicht nachweisbaren Anlehnung an spätromanische Bildhauerarbeiten, eine neue künstlerische Strömung. Die Anfänge derselben lassen sich im Einzelnen nicht mehr verfolgen, und auch die beiden hervorragendsten Künstler Hubert und Jan van Eyck treten mit ihrem Hauptwerke, dem „Genter Altar“ fast unvermuthet vor unsere Augen. Sie sehen die Dinge anders als all ihre

Vorgänger und sie geben das Geschaute anders wieder, indem sie in neuer Malweise mit Hilfe des langsam trocknenden Oeles ihre Gemälde naß in naß modelliren. An Stelle der italienischen Fresken entstehen hier die großen Tafelbilder, bei welchen neben dem Großen auch dem Geringen mit gleicher Fürsorge zum Licht und zur Entfaltung seiner Eigenthümlichkeit verholfen wird.

Zur nämlichen Zeit finden wir etwas südlicher, in Köln, der Stadt der Kirchen und Kapellen, Malereien von stiller Andacht und hoher Würde, die nur auf den Boden passen, auf dem sie gewachsen waren, die an den wichtigsten Aufgaben der nächsten Jahrzehnte, der Entdeckung der Landschaft, der Wiedergabe des vertieften Raumes, der realistischen Auffassung der darin handelnden Menschen nicht mitarbeiten. In der glücklichen Ruhe inneren Genießens waren deren Schöpfer mehr zum Empfangen als zum Geben bestimmt. Nur der wenig später auftretende, noch immer räthselhafte „Meister des Todes Mariä" überragt bei weitem die gleichzeitigen, namenlosen Genossen; er versteht es in seinen glänzenden Bildern die Schmuckformen der italienischen Renaissance mit Geschick zu verwerthen.

Außerhalb Kölns hat die Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts im eigentlichen Deutschland etwas Zielloses, Suchendes. Dabei gab es im Norden und Osten unseres Vaterlandes weite Strecken, die für das Neue und Entwickelungsfähige in den damaligen Bestrebungen wenig Antheilnahme zeigten. Nur an einzelnen Orten Oberdeutschlands machen sich wirklich frische Regungen bemerkbar, ein bewußtes Achten auf die Natur und das Streben nach kräftigen Ausdrucksmitteln. Aber es dauerte lange, bis diese Strömungen in ersichtlich größeren Leistungen zusammengefaßt wurden. Es fehlte die Führung einer bahnbrechenden Schule, die gleich mit bedeutenden Leistungen hervorgetreten wäre. Der deutsche Sinn war, wie Philippi richtig bemerkt, mehr auf allerlei nützliche Erfindungen gerichtet, als auf die äußere Erscheinung, die das Ziel eines hohen Kunsttriebes zu sein pflegt. Man hatte eine wahre Freude am Erfinnen, und mit Entwürfen hätte man die halbe Welt versorgen können. Während die Niederländer ihre farbenprächtigen Bilder malten, fing man in Deutschland an Bücher zu drucken, versuchte man sich in den vervielfältigenden Techniken, dem

Holzschnitt und Kupferstich, die zwar weniger glänzend, aber leichter und für einen größeren Kreis von Menschen arbeiteten. Die deutsche Kunst war in der Hauptsache wahre Hauskunst, das Meiste, was geschaffen wurde, gehörte dem besseren Handwerk an. Die vollendete Form, die die Italiener mit Leichtigkeit aus der Natur, zum Theil unter dem Beistand der Antike gewannen, blieb unseren Vorfahren lange versagt. Der erste, der die Hindernisse der Umgebung auf dem langen Weg des Suchens zu durchbrechen wußte, war Martin Schongauer. Gegen ihn sind die andern fast Stümper, die man nur noch dem großen Rivalen zu Liebe betrachtet, während seine Kupferstiche, mit dem eigenen Gedanken, den neuen Formen und dem persönlichen Stile noch bis auf den heutigen Tag künstlerische Anregung zu geben vermögen. Am großartigsten ist er in der Darstellung der Passion. Die Niederländer und Italiener wurden die Meister der vornehmen Repräsentationen aus der heiligen Geschichte; die Deutschen haben die Wiedergabe des Leidens Christi als ihr eigenstes Gebiet gepflegt. Schongauer war einer derjenigen, die zuerst in das tiefere Leben der Passionsscenen einzudringen wußten. Sein Nachfolger und Vollender hierin ist Albrecht Dürer geworden, mit dessen Namen eine große Periode deutscher Kunstentwicklung untrennbar verknüpft ist.

Die Bekanntschaft mit Dürer bereitet wohl jedem anfangs Enttäuschungen. Namentlich jene, die zuerst die italienische Kunst gesehen, finden in seinen Werken seltsame, fremdartige Züge, die sie nicht gleich zu verstehen vermögen. Erst, wenn an die Stelle der Betrachtung einzelner Bilder der zusammenfassende Ueberblick seiner ganzen Thätigkeit tritt, wird die eigenartige Natur Dürers, ihre Größe und ihr Reichthum offenbar. Wer seine großen Holzschnittfolgen, die Kupferstiche und vielen Handzeichnungen eingehend studirt, wird die schier unerschöpfliche Erfindungskraft, die wunderbare Gabe, jedem Gedanken oder Vorgang bei seiner Wiederholung vollkommen neue Seiten abzugewinnen, entdecken, wird die eindringende Charakteristik, die gesteigerte Lebendigkeit seiner Gestalten ganz erfassen. Alle trefflichen Eigenschaften seiner Werke strahlen aber auf ihren Schöpfer zurück. Denn bei keinem Künstler unseres Stammes

tritt die Persönlichkeit so stark in den Vordergrund wie bei Albrecht Dürer. Bei allem selbständigen Reize, bei dem relativ hohen Grade formaler Schönheit gewinnen seine Stiche, Zeichnungen, Gemälde ihre größte Anziehungskraft doch erst dadurch, daß wir in ihnen wie in einem Spiegel lesen, was des Meisters Seele bewegte. Sie geben vorwiegend persönliche Eindrücke, erzählen eindringlich von dem fortwährenden Ringen und Kämpfen, von dem unermüdlichen Vorwärtsschreiten, das sein Leben ausfüllte.

Freilich sind sie nicht nach jeder Richtung einfach zu deuten; vor allem wenn aus ihnen Rückschlüsse auf Dürers kirchliche Anschauungen gezogen werden sollen, machen sich verschiedene Meinungen geltend. Während auf der einen Seite Dürer als überzeugter, altgläubiger Katholik in Anspruch genommen wird, wie dies zuletzt noch von Weber im „Katholik“ (Aprilheft 1899) geschehen ist, behauptet Philippi im Anschluß an Lange und andere, der Meister sei bis zu seinem Lebensende ein aufrichtiger Anhänger der Reformation geblieben. Meines Erachtens ist keine der beiden Ansichten vollkommen richtig. Dürers Blüthe fällt in eine Zeit gährender Ideen, wo die Parteien sich bereits zu spalten anfingen; der Tod erreichte ihn jedoch, noch ehe sich die Anhänger dieser oder jener Richtung endgültig nach Confessionen geschieden hatten. Er hat namentlich zu Anfang der lutherischen Bewegung freundlich gegenübergestanden, hat dann später, als häßliche Auswüchse, der Einfluß der Schwarmgeister und Bilderstürmer mehr in den Vordergrund traten, eine gewisse Zurückhaltung gezeigt und hätte vielleicht, wie sein Freund Pirkheimer, der ganzen Bewegung zeitweise gern Einhalt geboten, ohne daß sich jedoch seine Verehrung für Luther, Melanchthon und andere Häupter der Neuerung inzwischen gemindert hätte. Dürer hat frühzeitig Gedanken gehegt und entwickelt, die in der alten Kirche keinen Ausdruck gefunden hatten, aber er hat kein protestantisches Bekenntniß abgelegt und ist dem Boden des Katholicismus wohl nie ganz entfremdet worden. Die aus solcher Stimmung herausgewachsenen Gemälde und Stiche lassen in ihrer Erklärung um so mehr Zweifel, weil für Dürer die Kunst so hoch stand, daß er sie nie bewußt andern als rein schönheitlichen Zwecken dienstbar

gemacht hätte. Confessionelle Absichten kommen bei ihm durchgängig viel weniger zum Ausdruck als dies bei Cranach oder manchen Sachen des jüngeren Holbein der Fall ist. Philippi irrt, wenn er meint, einzelne seiner Gemälde seien als wirkliche Tendenzbilder aufzufassen. Selbst etwa daraus, daß er die geistlichen Herrn in seiner Apokalypse an die sichtbarsten Stellen des strafenden Weltbrandes stellte, läßt sich nicht gleich Philippi schließen, er habe seine Kunst in den Dienst seiner Zeit gestellt, er habe mitthätig in den Kampf der Geister eingreifen wollen. Mit der Verwerfung unwürdiger Vertreter ist nicht der Stand selbst gerichtet; hat ja sogar Fra Angelico sich nicht gescheut, seinen Verdammten Mönche und Nonnen recht zahlreich zuzutheilen. Gerade in dieser Tendenzlosigkeit liegt ein Hauptvorzug von Dürers Kunstweise. Durch sie wird es möglich, daß der Katholik bei Betrachtung der Apokalypse und des berühmten Apostelbildes in dieselbe weihevolle Stimmung versetzt wird, die auch dem Protestanten angesichts des Marienlebens nicht versagt bleibt. Daher scheint mir die Streitfrage nach des Meisters religiösem Bekenntnisse nicht so wichtig, wie sie öfters gehalten wird. Mag für ihn selbst der Entscheid nach der einen oder andern Seite von noch so großer Tragweite gewesen sein, seine Stellung in der deutschen Kunstgeschichte wird durch denselben nicht berührt. Wir schätzen Dürer, weil er sich in seinen Werken als denkender, ernster Mann offenbart, weil er in ihnen zugleich als Erster den Versuch wagte, das volksthümliche Wesen der Kunst mit den Forderungen eines geläuterten Formensinnes zu verbinden.

Im Anschluß an Dürer schildert Philippi unter dem feingewählten Titel „Wandermaler und Farbenpoeten“ Lucas Cranach, der sich aus seinem fränkischen Heimatstädtchen an einen sächsischen Fürstenhof versetzen ließ, und Matthias Grünewald, den malerisch begabtesten Künstler jener Zeit, um dann mit Hans Baldung Grien und Albrecht Altdorfer das Buch zu schließen. Von Grünewald, der erst in neuerer Zeit durch die Einzelforschungen Janitschels, Scheiblers, Nieffels und anderer lichter aus dem ihn umhüllenden Dunkel hervortritt, wird ohne all zu tiefes Eingehen auf die strittigen Detailfragen eine gute Uebersicht gegeben und ihm der

richtige Platz neben Dürer und Holbein als dritter großer fränkisch-schwäbischer Künstler zugewiesen.

Im letzten Buche behandelt der Verfasser die flandrisch-holländische Malerei von Quentin Massys und Lucas van Leyden bis zu den späteren Romanisten. Die Renaissance entwickelt sich hier ganz ähnlich wie in Deutschland. Die Maler spielen die führende Rolle, Bildhauer und Baumeister folgen erst später nach. Nur die Kleinplastik und Ornamentalarchitektur schließen sich schon frühe der neuen Richtung an. Es ist besonders interessant, die Ursprünge dieser Bewegung zu verfolgen und von den Künstlern diejenigen zu betrachten, die den Romanismus nicht als äußere Sache auffassen, sondern mit Hilfe des italienischen Idioms ihrer heimischen Art neue Seiten abzugewinnen suchen.

In Deutschland war inzwischen Holbein groß geworden, mit dem die Renaissance diesseits der Alpen ihren Höhepunkt erreicht. Zur Erkenntniß seiner Kunstweise empfiehlt es sich zunächst, seine Theilnahme am Kunstgewerbe, seine gefälligen Entwürfe für Buchillustrationen, Glasgemälde und Geräthe ins Auge zu fassen, die von der italienischen Formenwelt beeinflußt, durchaus der herrschend gewordenen Geschmacksrichtung Rechnung tragen. Bei ihnen kommt schon seine volle sichere Beherrschung des Renaissancestiles und staunenswerthe Vielseitigkeit zur Geltung, die ihn denn auch befähigten, als Bildnißmaler seinen Figuren lebendigen, farbenprächtigen Ausdruck zu verleihen. Ja, Holbein zeigt, wie in einem Paradigma, was die deutsche Kunst unter Einfluß der italienischen Renaissance werden konnte und was nicht. Seine Nachfolger stellen schon eine weitere Stufe der Entwickelung dar und wurden sie daher vom Autor mit Recht dem folgenden Bande vorbehalten.

Im Ganzen hat Philippi seine Aufgabe mit Geschick gelöst, es auch in seiner Darstellung an selbständigen Gedanken nicht fehlen lassen. Der originelle kritische Geist, der sich in seiner Autobiographie (vgl. Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Alterthumswissenschaft 1894) offenbarte, macht sich auch in seinen kunstgeschichtlichen Abhandlungen vielfach bemerkbar. So ist zu hoffen, daß der letzte noch ausstehende Theil sich den beiden vorangegangenen ebenbürtig an die Seite stellen werde. Mit dem Text geht die illustrative Ausstattung

Hand in Hand. Auf die Zusammenstimmung von Wort und Bild ist durch den Verfasser und seinen kunstverständigen Verleger die größte Sorgfalt verwendet worden. Nicht weniger darf die Auswahl der wiedergegebenen Kunstwerke als eine glückliche bezeichnet werden, namentlich ist es dankenswerth, daß weniger bekannte Holzschnitte und Kupferstiche unter die Abbildungen aufgenommen wurden.

Freilich können Bücher wie das genannte, bei denen in wechselseitiger Ergänzung von Text und Illustration ein verhältnißmäßig eng umgrenztes Gebiet der kunsthistorischen Entwicklung zur Darstellung kommt, Publikationen nicht entbehrlich machen, die einen Ueberblick über die allgemeine Kunstentfaltung der civilisirten Lande in den verschiedenen Zeiten zu geben versuchen. Eines der ersten Unternehmen dieser Art waren E. A. Seemanns „Kunsthistorische Bilderbogen", die vor Jahren auf dem Markt erschienen und sich bald weitgehendster Verbreitung erfreuten. Sie enthielten in sauber ausgeführten Holzschnitten die charakteristischen Kunstprodukte aller Epochen von dem ornamental gestalteten Flechtwerk der Urzeit bis zu den technisch vollendetsten Leistungen am Ende des 18. Jahrhunderts. Ursprünglich waren sie von einem schmalen aber inhaltsreichen Textbuche Anton Springers begleitet, das in knapper, lichtvoller Darstellung Sinn und Zusammenhang der einzelnen Bilder dem Betrachter erläuterte. Das im Umfang zunächst beschränkte Begleitbuch ist unter Springers Fürsorge im Laufe der Jahre zum gediegenen „Handbuch der Kunstgeschichte" ausgereift. Neuerdings hat es eine durch die Zeit bedingte, willkommene Umgestaltung erlebt; der Text wurde mit den Illustrationen der Bilderbogen und frisch hinzugefügten Abbildungen in mäßigen, bequemen Bänden zusammengenommen. Die jüngste Ausgabe, — die zweite nach des Verfassers Tod, — wurde wiederum durchgesehen und mannigfach verbessert.[1]) Namentlich im ersten Bande, dessen Ueberarbeitung Professor

1) Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. Leipzig (E. A. Seemann) 1898, 1899. 4 Bände. Hochquart mit 1587 Abbildungen und 14 Farbendrucken. 5. Auflage 1898. (geb. M. 25).

ichaelis in Straßburg übernommen hatte, sind auf Grund
Forschungen und Entdeckungen der letzten Jahre, zahlreiche
nderungen nöthig geworden, die die Brauchbarkeit des Buches
sentlich erhöhen. So zeigt sich denn Springers Handbuch
einer Form, bei der der Fachgelehrte, wenn er nicht zufällig
e entlegene Specialität betreibt, nichts Wesentliches vermissen
rd, die dem Kunstfreunde, der einen reinen und möglichst
getrübten ästhetischen Genuß sucht, Alles bietet. Wer aber
h der ersten Anleitung bedarf, dem kann überhaupt keine
ssere Einführung in das Studium der allgemeinen Kunst-
chichte geboten werden. Namentlich die großen Meister
r Zeiten, vornehmlich der italienischen und deutschen
naissance hat Anton Springer in seiner feinen Art eines
r alle Kleinlichkeiten erhabenen Historikers so klassisch
schildert, daß die späteren Geschlechter diese Bilder wohl in
nzelzügen erweitern, aber niemals stürzen werden.

Die Bilderbogen mußten eine vollständige Umgestaltung
ahren. Die neue „Kunstgeschichte in Bildern" unterscheidet
von der älteren Ausgabe durch weitaus schönere Ausstattung,
ößeren Umfang und systematische Ordnung der Tafeln. Für
Abbildungen sind den Fortschritten der Illustrationstechnik
sprechend meist Netzätzungen (Autotypien) gewählt, die in
er weichen Tönung am ehesten eine Vorstellung von den
iginalen geben können. Für Architekturen, namentlich für
iedergabe von Innenräumen, bei denen die photographische
fnahme zu starke perspektivische Verzerrungen ergibt, sind
lfach Feder- und Tuschzeichnungen den Aetzungen zu Grunde
legt. Der Holzschnitt ist nur ausnahmsweise beibehalten
rden. Bis jetzt sind von dem ganzen Unternehmen, das
f fünf Abtheilungen berechnet ist, zwei Theile erschienen, die
de durch Professor G. Dehio bearbeitet wurden.[1]) In

1) Kunstgeschichte in Bildern. Abtheilung III: Die Renaissance in Italien bearbeitet von G. Dehio, Professor an der Universität Straßburg. Leipzig (E. A. Seemann) 1898. 110 Tafeln fol. (broschirt M. 10,50, geb. M. 12,50.) Abtheilung IV: Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts außerhalb Italiens bearbeitet von G. Dehio; ebenda 1899. 84 Tafeln. (broschirt M. 8,50 geb. M. 10).

dem einen werden auf 110 Großfoliotafeln die unübertrefflichen Leistungen „der Renaïssance in Italien“ veranschaulicht. Von den charakteristischen Werken der Architektur, Sculptur und Malerei jener Epochen wird kaum Jemand etwas Wesentliches vermissen. Die Hauptstücke, z. B. Verrocchios Standbild des Feldhauptmanns Colleoni und der Moses Michelangelos sind durch ganzseitige Abbildungen wiedergegeben, in einer Größe und Vollendung, die man bisher in kunsthistorischen Publikationen meist vergeblich suchte. Auf den anderen Blättern sind mehrere Werke in systematischer Anordnung zusammengenommen; so werden auf einzelnen Tafeln „Porträts der Frührenaissance“ und Raphaels Madonnen wirksam nebeneinander gestellt. In der zweiten bisher erschienenen Abtheilung ist „die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts außerhalb Italiens“ bearbeitet, wobei die Epoche der nationalen Stile und diejenige des italienischen Einflusses geschieden werden. Wenn sich auch bei dem einen oder andern Kunstwerk über die Zutheilung zu dieser oder jener Periode vielleicht streiten läßt, so ist doch die Trennung nach diesem großen Gesichtspunkte im Allgemeinen durchaus richtig und fachkundig durchgeführt. Die Anordnung und Auswahl der Abbildungen ist nicht weniger wie bei dem anderen Bande zu loben. Die große Mehrzahl der Autotypien ist ganz vorzüglich gelungen. Besonders rühmenswerth erscheint, daß auch die deutsche Volkskunst, wie sie sich im Holzschnitt und Kupferstich jener Zeit wiederspiegelt, gebührend berücksichtigt ist. Der Gebrauch der Tafeln wird durch die übersichtlichen Register, welche die Kunstwerke nach ihren Meistern und dem Ausstellungsort ordnen, ganz wesentlich erleichtert.

Wenn, wie zu erwarten ist, die anderen Theile, die Antike, Mittelalter, und 17. bis 18. Jahrhundert veranschaulichen sollen, den ausgegebenen gleichwerthig sind, wird die „Kunstgeschichte in Bildern“ die wirksamste Ergänzung zu jeder anderen kunsthistorischen Abhandlung werden. Sie wird auf ihren Blättern die ganze Entwicklung der bildenden Künste entrollen und damit ein Hilfsmittel zur Veranschaulichung der Abwandlungen geben, die die ästhetische Empfindung und technische Formbeherrschung der Völker und Zeiten erfahren hat.

Mainz. Dr. jur. et phil. Chr. Eckert.

XLV.

Aus Frankreich.

Weltausstellungen und Weltpolitik.

Frankreich schließt das Jahrhundert mit einer Weltausstellung ab. Die Veranstaltungen dieser Gattung spielen eine immer wachsende Rolle in der Geschichte Frankreichs während der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Nachdem London 1851 seine erste und letzte Weltausstellung gehabt, begann Paris seine Reihe 1855. Die damalige Weltausstellung hatte besonders auch den Zweck, das herzliche Einverständniß mit England zu besiegeln, damit die beiden Westmächte, „an der Spitze der Gesittung stehend", der Welt Gesetze vorschreiben könnten. Das Einverständniß war nicht sehr wasserdicht, England ließ verschiedene Male Frankreich im Stich, um unbehinderter die eigenen Ziele verfolgen zu können, oftmals in unmittelbarem Gegensatz zu seinem Verbündeten. Die 1855er Weltausstellung war das Fest der englisch-französischen Verbrüderung. Die Königin Viktoria kam mit ihrem Gemahl, dem Prinzen von Wales und der Prinzessin Viktoria (jetzigen Kaiserin Friedrich) nach Paris, wo ihr zu Ehren acht Tage lang die überschwänglichsten Feste und Kundgebungen stattfanden, auch ein Fest in Versailles veranstaltet wurde, wie es seit dem Sonnenkönig kein französischer Herrscher mehr zu unternehmen sich erkühnt hatte.

Die 1867er Weltausstellung vermochte den Mißerfolg nicht zu vermindern, den die Politik Napoleons III. im vorhergehenden Jahre durch den preußisch-österreichischen Krieg erlitten hatte. Man suchte denselben zu verbergen durch Hervorkehrung

der Weltausstellung als eines Festes der Völkerverbrüderung. Der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen, noch andere Herrscher und Fürsten kamen nach Paris und wurden glänzend gefeiert. Aber es half wenig, Frankreich konnte es nicht verwinden, daß das preußische Heer sich als ebenbürtiger Nebenbuhler seines „unbesiegbaren“ Heeres geoffenbart hatte. Schon kurze Zeit darauf, 1870, erklärte Frankreich den Krieg, nachdem es noch verschiedentlich durch Bismarck gereizt worden war. Die furchtbare Niederlage, den Verlust zweier Provinzen, welchen man nicht für möglich gehalten und deßhalb als ein Verbrechen an der Menschheit darstellte, drückten Frankreich in ganz unerträglicher Weise. Das Volk raffte sich freilich schnell auf, machte durch fleißige Arbeit und Sparsamkeit den wirthschaftlichen Verlust wett, Frankreich hatte gerade nach dem Frankfurter Frieden die wirthschaftlich glänzendsten Jahre, die es wohl jemals erlebte. Um den Muth zu heben, das verlorene Vertrauen und Selbstbewußtsein wieder herzustellen, ward 1876 eine Weltausstellung veranstaltet, welche diesen Zweck auch erfüllte, wenigstens theilweise.

Eine besondere Verherrlichung Frankreichs sollte die 1889er Weltausstellung sein, weil sie das Haupt- und Glanzstück der Jahrhundertfeier der französischen Revolution bildete. Diese ist ja die große geschichtliche That, die unbestreitbar größte Wohlthat — nach französischer und republikanischer Auffassung, — welche Frankreich der Menschheit gebracht. Die monarchischen Regierungen blieben fern, aber in allen Ländern, wohl nur Deutschland und Rußland ausgenommen, bildeten sich freie Vereinigungen von Gewerbetreibenden und Künstlern, um die Ausstellung zu beschicken. Die Weltausstellung wurde deßhalb zu einer freiwilligen Verbrüderung der Völker, zu einem Völkerfest ohne die Regierungen, folglich bis zu einem gewissen Grade zu einer Art republikanischer Kundgebung gegen die Monarchen. Sie gestaltete sich großartiger als je eine der früheren Ausstellungen, brachte Frankreich Ruhm und Ehre vor allen Völkern, hob das Selbstbewußtsein des französischen Volkes wie nie zuvor.

Unzweifelhaft ist durch die Weltausstellung von 1889, wenigstens für einige Zeit, die republikanische und socialistische

Bewegung außerhalb Frankreichs gefördert worden. Nicht ohne Grund wurde gesagt, der Sturz des Kaiserreiches in Brasilien sei eine unmittelbare Wirkung der Pariser Weltausstellung gewesen. Hatten doch die amerikanischen Republiken und Republikaner sich ungemein gehoben und ermuthigt gefühlt, durch das was sie in Paris gesehen. Eine Republik, welche eine solche Hauptstadt besitzt, ihren Gästen bieten kann, was Frankreich und Paris geschaffen, solchen Glanz und solchen Reichthum bekundet, kann nur ermuthigend wirken. Bekanntlich ist der Einfluß Frankreichs auf die lateinischen Völker sehr groß, besonders auch in Amerika.

Nicht unzutreffend wurde auch gesagt, die Regierung habe 1889 Boulanger mit dem Eiffelthurm zerquetscht. Der große Erfolg, der Glanz der Ausstellung, die Zahl der ausländischen Besucher, das Geld, das nach Frankreich gebracht wurde, haben unzweifelhaft das Ihrige zu dem durchschlagenden Wahlsieg über den Boulangismus beigetragen. Die Ausstellung hat die Republik, die ja eins ist mit der Herrschaft der Opportunisten, so gefestigt, daß sie selbst die darauf folgenden Panama-Enthüllungen ertragen, Panama frischweg vertuschen konnte, ohne namhaften Schaden zu leiden. Seitdem zehrte die Republik von dem 1889er Glanzerfolg.

Die jetzige Weltausstellung wurde 1894 beschlossen, um Berlin zuvorzukommen, wo die Stadtbehörden 12 Millionen für eine Weltausstellung bewilligt hatten, für deren Zustandekommen Vereinigungen von Gewerbetreibenden, sowohl in Berlin als in den anderen Großstädten des Reiches, thätig waren. In Paris beanspruchte man damals förmlich ein Vorrecht für die Veranstaltung von Weltausstellungen, da Frankreich die Gewohnheit habe, alle elf Jahre mit einer solchen vorzugehen. Viel richtiger wäre es gewesen, zu verkündigen, Weltausstellungen seien Paris, den Franzosen, unentbehrlich geworden, um sie ob des Ausbleibens großer Kriege zu entschädigen. Seit dem Frankfurter Frieden ist Frankreich in die Unmöglichkeit versetzt, die Welt zu erschrecken, indem es jedesmal, wenn es sich unbehaglich fühlt, einen Krieg gegen einen Nachbarn vom Zaune bricht. Nun sind es schon nahezu dreißig Jahre, daß diese Unmöglichkeit vorhanden, während

Frankreich seit der Wegnahme von Metz (1552) niemals auch nur fünfzehn Jahre ohne Krieg geblieben ist. Die Weltausstellungen sind selbstverständlich ein Mittel, auf die Nachbarn und überhaupt die Welt zu wirken, wenn auch in friedlichem Sinne. Sie sind wirklich Friedensfeste, wirken für die Annäherung der Völker, dienen dem Fortschritt in verschiedener Hinsicht, sind ganz besonders eine Befriedigung des Ehrgeizes und der Eitelkeit der Franzosen, die fremden Besucher gehen als Bewunderer Frankreichs nach Hause.

Auch die wirthschaftlichen Erfolge sind bedeutend. 1889 wurden 1,300,000 Besucher aus dem Ausland gezählt, wahrscheinlich waren es noch mehr, dieselben haben mindestens 6—800 Millionen nach Frankreich gebracht, nach andern Schätzungen das doppelte, dreifache. Die Eisenbahnen hatten 80—90 Millionen Mehreinnahmen, ebenso hoch betrug das Mehr der Steuereinnahmen, außer der gewöhnlichen jährlichen Steigerung von 3—4 v. H. Die Stadt Paris hatte 6 Millionen Mehreinnahmen von der Mauth, und ebensoviel durch die Abgaben auf Fuhrwerk, Messen, Miethen u. s. w. Viele Tausende erwarben sich ein Vermögen, eine noch größere Zahl fanden sich in ihrer Lage gebessert. Die Geld- und Grundbesitzverhältnisse wurden gehoben, befestigt, namentlich in Paris. Die Weltausstellung brachte auch viel Anregung, viel Neues für die Modeschöpfer und Kunsthandwerker aller Art, verstärkte daher die Herrschaft der französischen Hauptstadt auf diesem Gebiete.

Der Charakter der Weltausstellungen hat sich sehr verändert. 1855 blieb die Ausstellung auf Erzeugnisse der Kunst und Gewerbe, des Ackerbaues beschränkt. An Unterhaltung, Vergnügen dachte man nicht. Kaum daß einige Wirthshäuser zur nothdürftigen Erquickung der Besucher eingerichtet waren. 1867 wurden auch Alterthümer ausgestellt, besonders aber auch in umfassender Weise für die leibliche Pflege gesorgt. Jedes Land hatte mindestens eine große Wirthschaft eingerichtet, die Franzosen selbst eine ganze Menge. Dann waren überzahlreiche Schauspiele, Vergnügungsanstalten zugelassen, namentlich auch Gaukler, Taschenspieler, Tänzerinen der nordafrikanischen Völkerschaften. Die 1889er Weltausstellung war in jeder

großartig und mannigfaltig, ward dabei ganz zu einem
r. Es wurden etliche fünfzig Theater, Schaubuden
attung zugelassen. Afrika, Indien, Japan, Annam,
ie wilden Stämme der französischen Besitzungen stellten
re Leute, oder Künstler, wie man es nennen will.
es glänzende Feste mit feenhafter Beleuchtung, wobei
unnen hunderte Strahlen in allen Farben leuchtenden
in die Lüfte emporsandten, der 300 Meter hohe Eiffel-
n bengalischen Flammen erglühte.

i der 1867er Weltausstellung ward auch eine Abtheilung
richtungen zur Wohlfahrt der Arbeiter und zur Unter-
der Armen geschaffen. 1878 und 1879 war diese
ng schon viel umfassender. Diesmal ist ein eigener
Platz für sociale Wissenschaften eingerichtet, in dem auch
ezu 300 Congresse stattfinden sollen, die angekündigt
889 hatte man es erst auf 156 Congresse gebracht.
r Belehrung und Wissenschaft verspricht die diesmalige
ung viel mehr als die vorige. Namentlich sollen die
der Elektricität zur Geltung kommen. Ein Riesen-
r mit einer anderthalb Meter im Durchmesser haltenden
oll erlauben, dem Mond bis auf 1600 Kilometer sich
ern, seine Oberfläche besser zu sehen, als es bisher
gewesen. Für Unterhaltung und Vergnügen werden
außerhalb der Ausstellung über 200 Theater, Schauereien,
gungsanstalten der verschiedensten Gattung sorgen. Paris,
ich wird sich dem Ausland von seiner glänzendsten Seite
demselben eine große Meinung von seinem Können,
um und Macht beibringen.

er es wird sich auch in den eigenen Augen zu heben,
igenen innern Schwierigkeiten dabei zu überwinden
1889 galt es, dem Boulangismus beizukommen, diesmal
er Neuboulangismus bewältigt werden. Denn der
lich hervorgerufene Dreyfuskampf hat dieselbe Bewegung
artei-Machenschaft erzeugt, wie 1888—89 das Unter-
des Generals Boulanger und seiner Hintermänner.
aber konnten die Einsichtigen, die mit den hiesigen
nissen Vertrauten, vom ersten Augenblick an nicht in
über Ziel und Zweck der Agitation sein. Boulanger

war das Werkzeug der Monarchisten, welche durch ihn auch die namentlich in der Patriotenliga gesammelten Revancheleute, außerdem auch eine Anzahl Republikaner fortreißen wollten, um sich der Gewalt zu bemächtigen. Natürlich zählten sie darauf, daß das Heer mit dem General gehen werde, dieser der Mann sei, um einen militärischen Staatsstreich zu vollführen. Diesmal sind es genau dieselben Leute, Monarchisten, zünftige Patrioten und Rachemänner, auch eine Anzahl Radikaler und Socialisten, welche mitmachen. Rochefort mit seinem „Intransigeant“ kämpft auch diesmal mit den Neuboulangisten. Boulanger hatte sehr bald weitaus die Mehrheit der Blätter gegen sich. Die Nationalisten, wie sich die Neuboulangisten selbst nennen, haben dagegen diesmal wohl drei Viertel der Presse, besonders was die Leserzahl betrifft, für sich. Sie machen denn auch kein Hehl daraus, sondern verkünden es jeden Tag laut nach allen Winden, daß sie die jetzige Republik mittelst eines militärischen Staatsstreiches stürzen wollen, um eine plebiscitäre, d. h. cäsaristische Republik an ihre Stelle zu setzen.

Sie haben vom ersten Augenblick Loubet bekämpft und führen einen erbitterten persönlichen Krieg gegen ihn und seine Minister, deren Sturz sie jeden Tag verkündigen. Die Regierung suchte diesen Aufwieglern beizukommen, indem sie etliche fünfzig „Verschwörer“ verhaften ließ, von denen jedoch nur 16 vor den als Staatsgerichtshof thätigenden Senat gestellt werden konnten. Dieser verurtheilte nur drei derselben: Buffet, Bevollmächtigter des Herzogs von Orleans, als Haupt der Monarchisten; Deroulède, Haupt der Patriotenliga, der Nationalisten, und Jules Guerin, Haupt der Antisemiten. Die zwei Erstgenannten wurden für zehn Jahre verbannt, Guerin, welcher mit den Waffen in der Hand sich empört hatte, wurde auf zwölf Jahre Gefängniß verurtheilt. Eine Verschwörung der Parteien untereinander konnte nicht bestimmt nachgewiesen werden. Aber es wurde doch schlagend, urkundlich bekräftigt, auch durch die Angeklagten zugestanden, daß sie Kundgebungen, Unruhen hervorzurufen suchten, um ihre Umsturzzwecke zu verfolgen.

Den Nationalisten ist die Weltausstellung sehr unwillkommen, weil sie dieselbe nicht durch Unruhen stören, Frankreich um den erhofften Ruhm und Vortheil bringen dürfen. Deroulède

hat schon angekündigt, nach der Ausstellung nach Frankreich
uen zu wollen, um an der Spitze seiner Getreuen zu thaten,
essen Geschicke einzugreifen.

Am 27. Januar fand die Drittels-Erneuerung des Senats
, bei der die Nationalisten indessen, trotz allen Getöses, keine
nderen Erfolge errangen. Aber die Monarchisten wählten
Loire-Departement) den General Mercier in den Senat,
her, gleich dem General de la Roque und andern Nationalisten,
irt hatte, es handle sich darum, die Staatsstellen in würdigere
de zu bringen. Alle Verständigen sehen in Mercier einen un-
vollen Mann, welcher namentlich als Urheber der Dreyfussache
kreich unsagbar geschädigt hat. Und diesen in jeder Hin-
fragwürdigen Mann wählen die Monarchisten in den
at, um die Ehre und Sache Frankreichs zu vertreten.
An den mißleiteten und deßhalb ganz ohnmächtig ge-
denen Monarchisten wäre schließlich wenig gelegen, da diese
lei seit Jahren immer weniger für die Sache der Kirche
t. Aber wir stehen jetzt vor der Thatsache, daß die Katholiken
die Fehler der Monarchisten büßen müssen, zum Dank
r, daß sie in deren Reihen kämpften. Die Antisemiten,
onalisten und Monarchisten sind bloß große Volkshaufen,
mehr oder weniger ihren Führern folgen. Letztere sind
h den Verschwörerprozeß eigentlich nur ein bischen gerüttelt
den. Diesen Parteien kann man nichts anhaben, sie bilden
Körperschaft, haben keine gemeinschaftlichen Einrichtungen.
l aber die Kirche. Deßhalb trägt sie allein den Schaden,
ihr wird gerächt, was die andern am Staat verbrochen.
erste Schlag wurde gegen die Assumptionisten geführt, der
te gilt den Bischöfen.

Die Assumptionisten wurden 1845 gegründet, hauptsächlich
Missionen im Morgenland, für Volksbelehrung, auch durch
Presse. Sie haben 18 Anstalten im Morgenland, andere
erlassungen in New-York, Chili usw. Ihr Mutterhaus
n sie nach Paris verlegt, wo sie seit 1883 auch eine große
thätigkeit entwickeln. Sie sind es, welche die großartigen
fahrten nach Lourdes, Rom und Jerusalem veranstalten,
dieselben (von 1893—98) 8 Millionen gesammelt, ver-
ahmt und natürlich auch ausgegeben haben. Sie haben

das Maison de la bonne Presse gegründet, welches an 50
Personen beschäftigt, 30 Zeitschriften, eine Menge Volksschrifte
und religiöse Bücher druckt und verbreitet. Mittelst ihr
Blätter haben die Assumptionisten eine große Wirksamkeit ent
faltet, die Gelder für die Wallfahrten, Wahlen, Missionen un
guten Werke gesammelt. Auch politisch wirkten sie natürlich dur
ihre Blätter, obenan das billige tägliche „Croix", welches m
seinen zahlreichen Ablegern in der Provinz wohl 200,000 Abdrü
verbreitet. In Verbindung mit diesem Blatt, für dessen Ve
breitung sie auch wirkten, wurden Vereine, wie Comités de
Croix, Justice, Egalité usw. gegründet, um für die Wa
thätig zu sein, Gelder zu Wahlzwecken zu sammeln. Es wurde i
jeder Weise für die Wahlen gearbeitet und der Grundsatz b
folgt, wenn kein katholisch gesinnter Bewerber aufgestellt u
durchgebracht werden kann, denjenigen Bewerber zu unterstütze
welcher in kirchlicher und rechtlicher Hinsicht die meisten Bür
schaften bietet. Das Croix rechnete nach, daß auf diese We
im Ganzen 30 Abgeordnete durch seine und die Hilfe der g
dachten Vereine (1897) gewählt worden seien. Ein sehr b
scheidenes Ergebniß angesichts der 576 Abgeordnetensitze, ab
jedenfalls ein Anfang, aus welchem mit der Zeit sich etwas hät
entwickeln können. Als die Assumptionisten gerichtlich verfol
wurden, verwahrten sich wohl die Hälfte der namentlich au
geführten Abgeordneten, welche auf solche Weise gewählt word
waren. In der That hatten mehrere derselben in gar kein
Verbindung mit La Croix, Assumptionisten und ihren Verein
gestanden. Unter den 30 befanden sich Abgeordnete, welc
der Regierung nahe standen, was nicht wundern darf, da la Cro
u. s. w. bis zur Wahl Loubets alle Ministerien gestützt hatte
Sie bekämpften nur das Ministerium Brisson und noch me
das jetzige Ministerium, an dessen Spitze Waldeck-Rousseau un
der General Galliffet stehen. Zugleich führen sie auch, glei
den Nationalisten, einen Kampf bis aufs Messer gegen Loub
An la Croix und anderen von den Assumptionisten gegründete
und geleiteten Blättern können sich die Minister nicht rächen od
dem Treiben Einhalt thun. Aber die Assumptionisten sind ei
nicht anerkannter Orden. Deßhalb wurde gegen sie vorgegange
Eines Tages erschien die Polizei und nahm eine Haussuchu

in ihrem Kloster vor, wobei sofort der Presse mitgetheilt wurde, bei dem Schatzmeister desselben seien 1,800,000 Fr. in Gold und Werthpapieren gefunden worden. Gleichzeitig wurden übertriebene Angaben über den liegenden Besitz der Assumptionisten veröffentlicht. Daß eine Anstalt, welche 500 Arbeiter beschäftigt, Geld haben muß, um den Lohn und die übrigen Ausgaben zu decken, ist natürlich. Thatsächlich befanden sich 79,000 Fr. in der Kasse.

Zwölf Assumptionisten wurden am 24. Januar ds. Js. auf Grund des Art. 291 des Strafgesetzes, wegen Bildung einer Genossenschaft von mehr als 20 Personen, zu je 16 Fr. Strafe verurtheilt. Während der mehrtägigen Verhandlungen wurden die Verhältnisse des Klosters, die Thätigkeit seiner Insassen und besonders der von ihnen begründeten Blätter und Vereine sehr breit, natürlich in greller, einseitiger, möglichst ungünstiger, gehässiger Beleuchtung vor Gericht dargelegt, Briefe und vertraute Schriftstücke mitgetheilt und böswillig gedeutet. Der feindlichen Presse wurde dadurch Stoff und Anlaß geboten, die Assumptionisten, ihre sociale und besonders auch politische und Preßthätigkeit in Schwarz auszumalen, gegen die Ordensleute und die Kirche überhaupt auszubeuten.

Der Obere, P. Picard, vertheidigte sich kurz und würdig, nachdem die Anwälte nachgewiesen, daß der Art. 291 niemals auf eine Ordensgemeinschaft angewandt worden sei. Er hob namentlich auch hervor, daß der Staatsanwalt sich auf Schriftstücke, Belege berufe, welche ihm und den andern Angeklagten nicht mitgetheilt worden seien.

Die Assumptionisten sind unzweifelhaft aus politischen Gründen verfolgt worden, ihre religiöse Thätigkeit ist nicht in Frage gekommen. Aber bei der hier herrschenden Verwechslung aller Begriffe wurden sie als Opfer der religiösen Verfolgung hingestellt. Mehrere Bischöfe bezeugten ihnen ihre Theilnahme wegen der Verurtheilung. Die Assumptionisten beeilten sich, die bezüglichen Briefe in La Croix abzudrucken. Darauf wurden sechs Bischöfen, welche sich am schärfsten gegen die Regierung ausgesprochen, von dieser die Bezüge gesperrt. Diese Entziehung des rechtmäßigen, als Entschädigung für die Kirchengüter laut dem Concordat gezahlten Einkommens, ist eine schreiende

Ungesetzlichkeit und unerhörte Ungerechtigkeit. Die Katholiken haben sich stets dagegen erhoben, ohne je etwas zu erreichen. Diesmal will die Regierung weiter gehen, in Rom die Entfernung des Erzbischofs von Aix und des Bischofs von Valence von ihren Sitzen betreiben. Beide Kirchenfürsten haben schon mehrfach mit der Regierung angestoßen, sind wiederholt gemaßregelt worden. Dießmal muß leider zugestanden werden, daß die Briefe derselben, Msgr. Gouthe-Soulard's und Msgr. Cotton's, doch das Maß überschreiten. Diese Briefe sind nicht bloß sehr heftig, sondern enthalten auch gröbliche Beleidigungen der Regierung, wiederum aus Nationalismus, indem die Minister als Beschützer und Genossen des „Verräthers" bezeichnet werden. Die Bischöfe hatten wohl ihre Briefe nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, die Assumptionisten hätten jedenfalls Takt genug besitzen müssen, dieselben nicht zu veröffentlichen. Aber sie wollten offenbar Bischöfe und Geistlichkeit in ihre Sache verwickeln, diese zur Sache der Kirche und aller Katholiken machen. Der Bischof von Orleans, Mgr. Touchet, befand sich in Rom, von wo er telegraphirte — nachdem er vom Papst empfangen — der heilige Vater sei sehr besorgt ob des Falles, tadle die Kundgebungen für die Assumptionisten, wolle Mäßigung und Verständigung mit der Regierung, besonders auch, daß man die Regierung nicht durch unpassendes Vorgehen herausfordere. Der Papst kann mit dem Vorgehen der Assumptionisten und der alle Ehrerbietung gegen die Obrigkeit hintansetzenden Sprache der gedachten Briefe nicht einverstanden sein. Aber wird er deßhalb sich dazu verstehen, die beiden Kirchenfürsten zum Rücktritt zu bewegen? Denn absetzen kann er sie ja nicht. Jedenfalls ist durch den Fall der Assumptionisten und einiger Bischöfe die Lage nicht gebessert, die Bestrebungen des Papstes sind durchkreuzt. Es muß hervorgehoben werden, daß der Papst sich lange gegen die Ernennung Mgr. Gouthe-Soulards gesträubt und nur einwilligte, als die französische Regierung gar nicht mehr abließ, übrigens auch kein streng kanonisches Hinderniß vorlag.

Die Regierung hat auch der Kammer eine Vorlage gemacht, um den Art. 204 des Strafgesetzes dahin abzuändern, daß Bischöfe und Priester wegen ihrer amtlichen (Hirtenbriefe,

Predigten) und sonstigen Kundgebungen mit Gefängniß bis zu zwei Jahren verurtheilt werden können. Jetzt können Bischöfe wegen ihrer Hirtenbriefe u. s. w. nur mit Verbannung bestraft werden. Dies ist eine unpassende, schwere Strafe, daher seit dem ersten Kaiserreich nicht mehr angewandt worden. Ich glaube auch nicht, daß das neue Gesetz von der Kammer genehmigt oder oft angewandt werden wird, wenn es durchgehen sollte. Aber unter den vorhandenen Umständen, angesichts des scharfen Gegensatzes zur Regierung, in welchen sie sich drängen ließen, ist ein Vorgehen gegen die Katholiken erklärlich. Die Regierung glaubt so vorgehen zu müssen, um ihre eigenen Anhänger zu befriedigen.

Es ist nun hier einmal so: es müssen oft Gesetze gemacht werden, weil die Parteien dieselben als Genugthuung verlangen, gleichviel ob sie durchgeführt werden können. Angesichts des Gebahrens der verbündeten Nationalisten, Monarchisten und Antisemiten ist die Regierung gezwungen, für den Fortbestand der jetzigen Republik zu kämpfen. Die Republikaner preisen dieselbe daher als „Ministerium der republikanischen Vertheidigung". Senat und Kammer stehen denn auch treu zu ihr.

Jedenfalls haben die politischen Fehler, in welche die, man kann wohl sagen führerlosen, Katholiken gefallen sind, viel zur Verschlimmerung der Lage der Kirche beigetragen. Es würde unbedingt anders stehen, wenn die Katholiken sich jeglicher grundsätzlichen Feindseligkeit gegen die Regierung enthielten, um nur die Sache der Kirche, der Ordnung, des Gemeinwohles und des Vaterlandes zu vertreten. Das Volk ist ja doch katholisch, wenn auch vielfach lau, durch Vorurtheile und eine nichtsnutzige Presse irregeführt. Würde man suchen, ihm die Augen zu öffnen, ihm beweisen, daß man nur sein Bestes erstrebt, so müßte es doch schließlich anders werden.

Wird die Lage der Kirche gebessert werden durch den Umschwung, an dem die verbündeten Parteien arbeiten? Mit ...hten. Monarchisten und Nationalisten werden denselben ...erst zu ihrem eigenen Vortheil ausnutzen. Dann aber wird der Umschwung jedenfalls die Militärpartei obenauf bringen. ...e Mercier, Boisdeffre, Gonse, Roget, Chanoine, Zurlinden, ...amois u. s. w. werden jeden Tag in der Presse wegen der

mindestens sehr fraglichen Rolle, welche sie in der Dreifussache gespielt, angegriffen und in den Koth gezogen. Sie werden sich rächen, ihre Widersacher zum Schweigen bringen wollen, zu ihnen stehen die Generale und Offiziere, welche wegen Kundgebungen und Beleidigungen gegen die Regierung gemaßregelt wurden. Ueberhaupt dürften fast alle Generäle und Stabsoffiziere mit ihnen sein. Ein militärischer Staatsstreich ist möglich, liegt in der Luft, seitdem die Regierung Mercier nicht verhaften und verurtheilen ließ, als derselbe in Rennes das 1894 begangene doppelte Verbrechen (heimliche Mittheilung falscher Schriftstücke an das Kriegsgericht) eingestehen mußte. Schuldige Generäle suchen sich zu rächen, dies hat Spanien seit dreiviertel Jahrhunderten nur zu oft erfahren. Hier in Frankreich werden die Generäle von den genannten Parteien und ihrer übermächtigen Presse fortwährend zu einem Staatsstreich gedrängt, können daher einmal nachgeben.

Die Nationalisten verwünschen die Weltausstellung, weil dieselbe Frankreich in seiner inneren wie auswärtigen Politik Zwang auferlege, gerade jetzt zu einem Gottesfrieden verurtheile. Die Nationalisten kennen eigentlich nur eine auswärtige Politik: den Rheinkrieg. Die Generale mögen ihre Bedenken haben, aber es kann eine Strömung eintreten, bei dem das Heer die Hauptrolle spielt und eine andere Stellung im Staate einnimmt als bisher. Innere Fragen, Entzweiungen, Kämpfe, werden zu einer Ablenkung nach außen drängen. Seitdem Ludwig XVI. 1792 dem Kaiser den Krieg erklärte, sind alle unsere Kriege stets zur Ablenkung innerer Unruhen und Schwierigkeiten unternommen worden, schrieb dieser Tage der Figaro.

Prophezeiungen! Nein, Folgerungen aus den gegebenen Thatsachen. Dieselben können auch ausbleiben, die Dinge sich anders gestalten, als sich jetzt voraussehen läßt. Politik ist Vorsehen!

XLVI.

Classische Andachtsbilder.[1]

Wem Seelsorger daran gelegen ist, schöne Andachtsbilder kaufen, Bilder also, welche der Andacht dienen und die ezeichnung schön sowohl in Hinsicht der Erfindung als der ünstlerischen und technischen Ausführung mit Recht verdienen, er wird immer in einige Verlegenheit gerathen. Das Gros er Waare kann nach jedem Gesichtspunkte hin nicht genügen; och immer beherrscht französisches Fabrikat mit seinem fraglichen sprit und seiner ungesunden Frömmelei einen Theil des Marktes, und was daneben an deutschen Fabrikaten geboten ird, ist in der Regel noch lange nicht so gut als die Reclame-ildchen irgend einer Cacaofabrik. Es gibt Ausnahmen rühmlicher rt — wer kennt sie nicht? Aber selbst diese Ausnahmen ver-ögen unserm verwöhnten Geschmack nicht vollkommen zu enügen. Denn welcher Luxus wird nur mit den Ansichtskarten etrieben! Um 10 Pfennige ein völliges Aquarell! Das t ein Fortschritt der reproducirenden Künste, den noch vor 0 Jahren niemand voraussehen konnte! Da wirft sich denn ohl von selbst die Frage auf: warum dieser Fortschritt, der n Dienste einer Mode so Bemerkenswerthes leistet, nicht auch nem höhern Zweck dienen kann? Und warum, wenn man ereits auf Ansichtskarten und Etiquetten allerlei hübschen Genre-ildchen und sogar schon classischen Bildern begegnet, warum icht auch der ungeheure Schatz der christlichen Kunst aus-enützt wird zur Hebung der Frömmigkeit und zugleich zur eredelung des ästhetischen Empfindens im Volke?

Die Antwort auf diese Frage kann, wenn sie nur einmal rnstlich erwogen wird, keine andere sein, als diejenige, die sich

---

1) Herausgegeben durch die Oesterreichische Leo-Gesellschaft. Verlag von Jos. Roth, Stuttgart und Wien.

in dem Beschlusse der Oesterreichischen Leo-Gesellschaft ausspricht: classische Andachtsbilder herauszugeben

Nicht ganz so einfach freilich wie die Beschlußfassung ist die Ausführung eines solchen Beschlusses. Was zunächst die Auswahl der Bilder betrifft, so mußte sich die Leo-Gesellschaft von einem doppelten Gesichtspunkte leiten lassen: einmal daß die gewählten Bilder thatsächlich der Frömmigkeit und dem heutigen religiösen Empfinden des Volkes entsprechen. Es gilt von 1000 Andachtsbildern, ja ich behaupte das von der übergroßen Mehrzahl aller geschaffenen religiösen Bilder, daß sie eher den ästhetischen, als den religiösen Sinn befriedigen. Gute Museal-, schlechte Kirchenbilder! Der zweite Gesichtspunkt, der die Herausgeber leiten mußte, betrifft die künstlerische Formgebung: man mußte sich fragen, ob die Formen eines Künstlers auch noch unserm heutigen Formgefühl entsprechen? Nicht eigentlich um den Stil handelt es sich da, denn wo immer sich ein wahrhaft schönes Bild findet, es sei aus dieser oder jener Epoche, es rühre von Fiesole oder Caracci, von Rogier van der Weiden oder von van Dyck her, das konnte willkommen sein; aber ein so frommer, ein so großer und bahnbrechender Künstler wie Giotto wird heute zwar von den Kunsthistorikern, nicht aber vom Volke gewürdigt. Dasselbe gilt von ganz hervorragenden Schöpfungen alter niederländischer und deutscher Meister, theilweise sogar von der Kunst unseres herrlichen Dürer. Man braucht hier nicht zu untersuchen, ob jene Künstler nicht doch im Rechte waren und eben nur unser heutiges Formgefühl durch den Einbruch der Renaissance verwälscht und verdorben ist; wir stehen hier vor einer Thatsache, der Rechnung zu tragen ist. Denn darum handelt es sich in erster Linie: den Bedürfnissen des Volkes entgegenzukommen; das andere, eine Läuterung des künstlerischen Empfindens, wird sich aus dem Unternehmen der Leo-Gesellschaft, wenn es glückt und wenn es Dauer hat, im Laufe der Zeiten wohl von selbst ergeben. Ich möchte bei diesem Punkte noch ein wenig verweilen. Das Werk der Leo-Gesellschaft hat bereits die Gunst und Förderung vieler kunstliebenden Kreise gefunden, und es steht zu hoffen, daß ihm diese Gunst und Förderung erhalten bleiben wird, namentlich nach dem Erscheinen des „Opus

Lucae", welches eine für Kenner und Sammler berechnete sswahl aus den classischen Andachtsbildern bringen soll.[1]) der erst in zweiter Linie ist das Unternehmen ein kunst-torisches, in erster Linie will es ein volksthümliches sein. e Leo-Gesellschaft steht auf dem Standpunkte Tolstoi's, der seinen jüngsten Publikationen („Gegen die moderne Kunst") Gedanken ausspricht und beweist, daß unsere moderne Kunst r den 10 000 Besitzenden dient, daß aber die wahre Kunst emeingut des Volkes sein sollte.

Diese volksfreundliche Absicht der Leo-Gesellschaft muß n sich vor Augen halten, sowohl wenn man die getroffene swahl der Bilder als auch wenn man die Art ihrer Aus-ttung überprüft. Man hielt sich vor allem gebunden an stimmte Größen. Fünf verschiedene Größen sind für Gebet-cher gewöhnlichen Formates vorgesehen. Eine 6 Größe 5 × 215 mm) kann in Quartbüchern Platz finden; nur erst e 7. Größe (235 × 315 mm) ist dazu ausersehen, als scheidener Zimmerschmuck Verwendung zu finden. Auch an m herkömmlichen Formate konnte nicht gut geändert werden. s brauchte Höhenbilder, von breiten Bildern mußte man itweder absehen oder dieselben auf irgend eine Weise in Höhen-ilder umgestalten. Einem gewissen Zwange unterstand man rner hinsichtlich der Farbe. Kein Bild ohne Farbe wieder-ugeben, das war ein oberster Grundsatz, den man aber in ielen Fällen nur in beschränkter Weise befolgen konnte, sowohl m die Wirkung des Originals nicht zu beeinträchtigen, aber uch um die Preise nicht ungebührlich zu erhöhen. Denn ohnehin t viel darauf verwendet worden, die Bilder nur auf bestes Papier zu drucken und für die Reproduktion, mag es Lithographie, Netz- oder Lichtdruck oder eine andere Technik sein, nur die rprobtesten Firmen zu beschäftigen.

---

1) Der bereits vorliegende Prospekt besagt, daß in das Opus S. Lucae von den classischen Andachtsbildern diejenigen Aufnahme finden, „welche entweder bis jetzt unedirt wären oder nicht leicht erreichbar sind, oder endlich wegen ihrer hervorragend schönen Wiedergabe für Liebhaber und Sammler ein Interesse gewähren." — Es sind 60 Blätter auf verschiedenfarbigen Cartons (monatlich 1 Lieferung zu 10 Blättern).

Ueber die Preise noch insbesondere ein Wort. Der v
nehmste Zweck des Unternehmens ist in Frage gestellt, w
die Preise so hohe wären, daß deßhalb die Verbreitung
Bilder auf die kleinen Kreise der Vermögenden beschrä
bliebe. Anderseits ist selbstverständlich bei Schleuderpreisen
Herstellung einer durchaus soliden Waare nicht denkbar,
gerade daran mußte der Leo-Gesellschaft am meisten gele
sein, für eine dem Kunstwerthe der Bilder und der Heilig
ihrer Bestimmung würdige Ausstattung Sorge zu tragen.
Sache hat sich nun ungefähr so gestaltet: daß die Classis
Andachtsbilder mit der gewöhnlichsten Marktwaare w
concurriren wollen noch können, daß aber das Bessere,
man heute bekommen kann, in vorzüglicher Qualität zu unge
gleichen Preisen, und das Vornehmste sogar noch bill
geboten wird.

Die Oesterreichische Leo-Gesellschaft hat bei ihrem n
Unternehmen von allem Anfang an ein seltenes Entgegenkom
gefunden. Die Schätze des Wiener Hofmuseums, der k. k. H
bibliothek, der erzherzoglichen Sammlung Albertina standen
zu Gebote. Auch sonst ist ihr Werk im In- und Ausla
vielfach gefördert worden. Daß trotz alledem die Aufgabe
schwierige war, wird nur derjenige verkennen, dem es
diesem Gebiete an Einsicht und Erfahrung gebricht. Im Ga
und Großen kann das bisher geleistete voll befriedigen und
noch größere Erwartungen erwecken.

Die erste Emission ist im November zur Ausgabe gela
sie umfaßt nicht weniger als 93 Nummern, darunter 7
Formates G. Ueber den Inhalt, den Meister und Preis j
Bildes gibt der Prospekt Auskunft. Den Verlag hat die B
handlung Jos. Roth, Stuttgart und Wien übernommen.
besonderer Bedeutung ist, daß Papst Leo XIII., welchem
1. Emission überreicht wurde und der sie „mit eigenen A
gesehen" (oculis etiam conspeximus), dieselben der besond
Anerkennung würdig fand, das Unternehmen der Leo-Gesellsch
in einem eigenen Breve belobt und vor allem dem katholis
Klerus auf das wärmste anempfiehlt.

XLVII.

Die „Messe“ in der lutherischen Landeskirche Dänemarks.

(Schluß.)

Aus dieser Zeit schreibt sich das Rituale König Christians V. vom Jahre 1685, das aber erst am 6. Januar 1686 Gesetzeskraft erhielt. Barfoed charakterisirt s als „eine dürftige Bearbeitung des Rituales von 1537—39, leichwie letzteres eine dürftige Restauration der alten ömischen Messe war; Schritt für Schritt geht es bergab n liturgischen Verfall“. „Die unerträgliche Tyrannei des dels, welche die Reformation von 1536 dem Lande Däne- ark gebracht hatte, kam endlich 1660 zu Fall. An deren Stelle bekamen wir den Absolutismus. Dessen Spuren achten sich zuerst auf dem liturgischen Gebiete kenntlich. Durch sein Rituale wollte Christian V. zeigen, daß königliche Majestät die gottesdienstliche Frage zu lösen im Stande sei.

„Ausgearbeitet wurde das Rituale auf allerhöchsten Befehl von drei Bischöfen, einem Hofprediger und einem Professor der Theologie. Die übrigen Bischöfe waren nicht aran betheiligt, und auch die Pröpste (Dekane), Pfarrer nd Gemeinden geruhte der souveräne König nicht um Rath u fragen. Die Kunde von dem, was im Werden sei, ohne aß Volk und Predigerschaft in einer so wichtigen Frage ehört wurden, erregte begründete Furcht. Doch der seit em Vorgange von 1684[1]) so demüthige Bischof Hans

1) Entgegen dem Rathe des streng-lutherischen Bischofes Bagger hatte Christian V. vertriebene Hugenotten aufgenommen. Als B. sich in einer Predigt auf dem Schlosse Bemerkungen darüber erlaubte, wurde er zeitweilig suspendirt.

Bagger schlug die Befürchtung mit dem Bemerken niede
‚der göttlichen Majestät allerheiligster Vikarius in dies
Reichen, der fromme König, habe heilige Fürsorge für d
Kirche getragen . . ., das Gerede von einer Abänderun
der Ceremonien sei eine Verleumdung, die Rad und Galg
verdiene, erdacht von einem bösen Herzen und einer so e
habenen Person gegenüber durchaus unwürdig.‘ Es
befremdlich zu sehen,“ bemerkt Barfoed hierzu, „wie d
Bischof den in Vergnügungssucht und Unsittlichkeit tief v
sunkenen Christian V. ‚den frommen König‘ nennt U
während die lutherische Orthodoxie der römischen Kirche ein
Vorwurf daraus macht, daß sie den Papst den Statthal
Christi nennt, nennt Hans Bagger hier den als Persönli
keit unbedeutenden und als summus episcopus nicht geweih
König ‚Gottes allerheiligsten Vikar‘. Doch wir befind
uns ja in den merkwürdigen Tagen des Absolutismus.“

Die hauptsächlichsten Abweichungen der neuen Litur
von der Ordinanz von 1537—39 sind folgende: Der Gemein
Gesang erhält eine ungleich größere Bedeutung. Ders
ersetzt nunmehr Kyrie, Gloria und Graduale. Zwisch
Evangelium und Predigt werden zwei oder gar drei Gesän
verschiedenen Inhaltes eingeschoben: ‚Wir glauben an ein
Gott zumal‘, ein Lied, das dem jeweiligen sonntäglich
Evangelium entspricht, und in den Festzeiten noch ein Festli

Aus den Anweisungen für die Predigt mag folgend
hier Platz finden. Die Predigt soll nicht länger als e
Stunde dauern; sie hat sich mit „der Regierung des Köni
mit Staatssachen, königlichen Ordinanzen und Befeh
u. dgl.“ nur insoweit zu befassen, als sie „die Zuhörer
allerunterthänigstem Gehorsam gegen ihren König und des
Gebote und Befehle anhält.“ Die Prediger „sollen ni
auf diejenigen schimpfen, welche einer fremden Religion u
Lehre anhangen, sondern, wo es noth thut, mit Bescheiden
als treue Wächter auf Sions Mauern die Gemeinde v
denselben warnen und den Irrthum jener aus Gottes W

weisen, damit die Gemeindeglieder nicht Aergerniß nehmen, nicht von solchen Leuten verführen lassen und nicht auf he Weise am Glauben Schiffbruch leiden".

Nach der Predigt sollte Luthers Katechismus vorgelesen den. Sündenbekenntniß und Lossprechung fielen fort. , „wie um die Predigt recht von der Communion los- ißen und den Leuten zu zeigen, die Predigt sei an und sich das abschließende Centrum der Hochmesse, schloß elbe mit dem Segen aus 4 Mos. 6. Dann folgte als iger wichtige Zugabe ein kurzes Lied nebst Taufe und ndmahl, oder, sofern keine Taufe und keine Abendmahls- stattfand, sollte beständig die einförmige Collekte vom rte' gesungen werden. Schließlich nochmalige Segnung, mal vom Altare aus."

Bezüglich der Communion heißt es jetzt, daß die, welche Lossprechung, heimlich oder öffentlich, vom Diener tes erhalten haben, wenn die Communion anfängt, ichtig zum Altare des Herrn hinzutreten sollen. Hat Geistliche die „Einsetzungs-" oder „Testaments-Worte" Brod und Wein gesungen, dann nimmt er ehrerbietig den Teller mit dem „gesegneten Brode" und gibt jedem Communicirenden sein Theil in den Mund und sagt i zu jedem einzelnen: „Dies ist Jesu wahrer Leib." n hält er den Kelch den einzelnen hin, während sie us trinken und sagt zu jedem einzelnen: „Dies ist Jesu res Blut." Beigefügt ist folgende Rubrik: „In den dten und überall da, wo mehrere Geistliche sind, hat der das Brod auszutheilen und der andere den Kelch um- ichen; doch komme der zweite nicht an den Altar, bevor Consekration stattgehabt und die Austheilung ihren ng nehmen soll; und ein Diener Gottes soll gut zu- , daß in den Kelch so eingeschenkt wird, daß er nichts hüttet, wenn er sich damit bewegt." In der Ordinanz 1537 fand sich diese Warnung noch nicht. Ebensowenig darin deutlich gesagt, daß dem Genusse des Abendmahls

eine Absolution vorauszugehen habe. Andrerseits
neuen Rituale nicht mehr die Rede von einer Elevat

Barfoed findet an der neuen Liturgie dreierlei zu
daß sie, den Charakter des Hauptgottesdienstes mißk
die Predigt zur Hauptsache mache, zu nüchtern und ei
sei und einem ungesunden Subjektivismus Vorschub
Er schreibt: „Schon die drei Worte Predigt — T
Abendmahl — zeigen, daß die alte Hochmesse zerstück
[Der derzeitige Superintendent in Kopenhagen] Hans
war ein treuer Schüler des Calovius und wollte im
dienst die lutherische Formel ‚Wort und Sakrament
prägen, die sich in der Dogmatik recht hübsch aus
mag, von der apostolischen Ordnung aber nicht an
wird. Der ‚Dienst am Wort' nämlich war ursp
auf Heiden und Juden berechnet, und später, nach
als ‚Katechumenen-Messe' mit dem Abendmahl in Ver
gebracht war, bildete er doch nur die Einleitung
großen und reichen Abendmahlsfeier. Der Dienst am
vor und nach der Predigt darf darum nicht eine Gew
sein, die sich um den Predigt-Dienst legt, und das Abe
soll nicht ein zufälliges Anhängsel Nr. 2 sein, am w
hinter der Taufe als Nr. 1; vielmehr ist der ganze
dienst, angefangen mit dem ‚Zusammenläuten' und de
Tone des Orgelvorspieles, eine einige, große und un
Abendmahlsfeier und ein Altar-Dienst.

„Weiterhin war der Gottesdienst nach dem Ritu
1685 weit magerer als nach der Ordinanz von 153
Verfasser des ersteren hatten keinen Sinn für den fe
Charakter, den man durch Wahrung von Inhalt und
der römischen Messe dem Gottesdienste hätte geben kö
Es war kaum ein Unterschied zu bemerken zwischen Cha
und Ostern, Weihnachten und der Zeit nach dem Dreifal
sonntag. Bis auf den heutigen Tag leiden wir unte
traurigen Einförmigkeit und Nüchternheit".

„Der Umstand endlich, daß die Kanzel Mittelpu

ttesdienstes wurde, führte zu einer Bewunderung ‚des stlichen Redners‘, die wir noch heute kennen, und hatte Folge, daß zur Zeit des Pietismus und Rationalismus erlei sich auf der Kanzel zusammenfand: da wurden lange bete gesprochen und Lieder gesungen; da wurde aus der bel vorgelesen und Predigt oder Vortrag gehalten; da rden weltliche Sachen bekannt gemacht u. s. w. Die chmesse nach Anweisung des Rituale kann demnach am lichsten bezeichnet werden als eine dürftige Wiedereinführung alten missa infidelium, des Gottesdienstes für die Unubigen. Und diesen Charakter hat die Hochmesse, d. h. Gottesdienst der Gläubigen, bis auf den heutigen Tag den meisten Sonntagen in den Kirchen unseres Landes. s der Vorrede zu Baggers Altarbuch [Meßbuch] ersieht n, daß der Bischof in dem naiven Glauben lebte, der ttesdienst im jüdischen Tempel sei ein Predigt-Dienst vesen, ähnlich wie seine eigene Hochpredigt. Luther sich in seiner Hauspostille in ähnlichem Sinne ausprochen: ‚Solchen Brauch zu predigen hatten, wie es eint, die Patriarchen daheim in ihren Häusern bei ihrem sinde. Wie wir lesen, daß Abraham, Isaak und Jakob äre bauten, um da Gott anzurufen, d. h. daß sie sich mit ihrem Gesinde versammeln wollten, zu predigen, zu en und Gott zu loben‘. — Luther vergißt hier, daß der ttesdienst der alten Völker ein Altardienst war ohne edigt, aber mit Gebet und Opfer“.

„So nahm denn dies Rituale Christians V. seinen g durch Dänemark und Norwegen und lullte nach und h die meisten Gemeinden in den ruhigen Schlaf der thodoxie ein.“

Die Reaktion kam in Gestalt des Pietismus, der seinerts den Rationalismus wachrief. Letzterer konnte sich nicht finden mit dem Rituale von 1685. Bastholm, Hofediger und königlicher Confessionarius, Hauptwortführer r „Aufklärung“ in Dänemark, gest. 1819, „machte 1785

den Vorschlag, den Gottesdienst lebendiger und inter
zu gestalten, demselben Aehnlichkeit mit einem Conc
einer Festlichkeit zu geben. Man solle die „oriente
(biblischen) Ausdrücke aus dem Altarbuche ausmerz
frohe geistliche Lieder mit einem Beigeschmack senti
Rührung zum Vortrage bringen, die Sakrament
übernatürlichen Charakters entkleiden, den Ornat der ,R
lehrer' (Prediger) abschaffen. Kliefoth schildert die k
Zustände um das Jahr 1800 folgendermaßen: ,Si
ein beweinenswerthes, herzzereißendes Kapitel in der G
der lutherischen Kirche. . . . sind ein Bruch mit d
schichtlichen, Destruktion, zerstörender Vandalism
nichts anderes.' Aber das Unglück will, daß wir no
in manchen Beziehungen die Spuren jenes Vand
merken. Es waren das die consequenten Folgen de
gischen Aenderungen, welche die Reformation vorge
hatte. Seit der Ordinanz von 1537 ging es Sch
Schritt mit unserer Hochmesse bergab. Und man da
sagen, daß auch das religiöse Leben draußen in der
der Bevölkerung um die Wende des Jahrhunde
überaus dürftiges war. Das hatte man erreicht mit
und Katechismus. Das achtzehnte Jahrhundert üb
dem neunzehnten eine verkümmerte Hochmesse: Eingan
Eingangslied (oft ein Morgenlied oder Aehnliches),
Epistel, Glaubenslied oder ,Gott im Himmelreich
Evangelium, Hauptlied, Predigt, Lied, Abendm
zufällige Beigabe. Und mit einer so dürftigen Gott
ordnung konnte ein Mann wie Martensen sich
geben!"

Nachdem Barfoed auf eine Reihe katholisch
protestantischer Liturgiker und deren Forschungen hin
glaubt er sich zu folgendem Schlusse berechtigt: „
Arbeiten solcher Männer ergeben sich folgende vier
Thatsachen, vor denen die heutigen Lutheraner und (die
Protestanten sich beugen müssen: 1) unsere jetzige fo

lutherische Hochmesse stimmt weder mit der Ordinanz von 1537, noch mit den andern anfänglichen lutherischen Ordnungen überein; 2) Luthers und mehr noch Zwingli's und Calvins Gottesdienst-Ordnungen stimmten nicht mit der Eucharistie und Abendmahlsfeier des frühesten christlichen Alterthums überein; 3) der gemeinschaftliche Inhalt der alten Liturgien des frühesten christlichen Alterthums muß als ein Erbstück aus der apostolischen Zeit, der jerusalemischen Jakobus-Liturgie (Kap. 35—45) betrachtet werden; 4) die Abendmahlsfeier wurde in der apostolischen Zeit und im christlichen Alterthum zugleich als ein Dankopfer und eine Darstellung des ganzen Werkes Christi aufgefaßt". Das Ergebniß dieser liturgischen Forschungen, meint Barfoed, werde unberechenbare Folgen haben für die Auffassung der nächsten Zeiten von Kirche und Gottesdienst in den protestantischen Ländern.

In Dänemark blieb es bis etwa 1880 „beim Alten: Christus und Luther, und bezüglich des Gottesdienstes ‚das Wort', die Predigt". In den letzten zwei Jahrzehnten aber erschien eine ansehnliche Reihe verschiedenartiger Schriften, die alle von einem Erwachen des liturgischen Sinnes bei ihren Verfassern zeugen und ein allgemeines Interesse für Reform des Gottesdienstes zu wecken geeignet waren. Solche sind:

‚Liturgische Aktenstücke', veröffentlicht 1878 von dem auch in Deutschland bekannten Kopenhagener Kirchengeschichtslehrer Fr. Nielsen;

drei kleinere Schriften aus den Jahren 1881—87 von Stiftspropst Kofoed-Hansen, worin der als Katholik verstorbene greise Verfasser die Frage aufwarf: Sind wir noch Lutheraner? und nachwies, daß dieselbe verneint werden müsse;

‚Etwas über die russische Kirche und deren Gottesdienst', 1885, von Propst A. Ussing;

‚Altar und Kanzel', 1885—86, von demselben Chr. Barfoed, dessen neueste Schrift diesen Aufsatz veranlaßt hat, und der schon damals dieselben Ansichten vertrat, wie gegenwärtig;

‚Das heilige Abendmahl‘, 1837, vom Roskilder Dompropst Gude;

‚Vorschlag in Betreff einer Erweiterung der Abendmahlsliturgie‘, 1888, von Propst Cederfeld de Simonsen;

‚Unser Gottesdienst‘, 1888, von Lic. theol. H. Ussing, der eine Scheidung vorschlägt zwischen Hochmesse oder Abendmahlsfeier für die Gläubigen und Predigt für Ungläubige und Gleichgültige, dabei der gläubigen Gemeinde das Recht gewahrt wissen will, die Hochmesse nach eigenem Bedürfnisse zu ordnen.

‚Die Abendmahlsfeier, ein Vorschlag, ausgearbeitet auf Grund des gemeinsamen Inhaltes der altkirchlichen morgenländischen Liturgien‘, 1890, von Georg B. Hansen, und ‚das Abendmahlsopfer des kirchlichen Alterthums‘, 1895, opus postumum desselben Verfassers. Der erste Theil dieser letzten bedeutenden Schrift, auf welche der als Dichter und Novellist in seinem Vaterlande hochangesehene dänische Convertit Johannes Jörgensen in seinem pietätsvoll geschriebenen Buche ‚Beuron‘ die allgemeine Aufmerksamkeit hinlenken möchte, ist geschichtlichen Inhaltes, ein Ausblick über die Geschichte der Messe, von ihrem Vorbilde, dem jüdischen Passah-Opfer, an bis zur gegenwärtigen Ausgestaltung der römisch-katholischen Messe und verwandter Liturgien. Der zweite Theil skizzirt die dänische Hochmesse, wie der belesene Verfasser sich dieselbe auf Grundlage der ältesten griechisch-orientalischen Liturgien denkt und wünscht. Dieselbe soll bestehen aus Opferung (d. h. die Gemeinde soll Brod und Wein und Liebesgaben auf den Altar legen); Präfation, Dankgebet und Darstellung der Großthaten Gottes, besonders unserer Erlösung durch Christus; Einsetzungsworte; Darbringung von Brod und Wein als Dankopfer; Epiklese oder Bitte, Gott wolle durch seinen Geist das „Abendmahls-Wunder“ wirken; Gebet für Lebende und Abgestorbene; Paternoster; Communionlied; Hosianna und Benedictus mit einer Bitte um rechten Genuß des Abendmahles; Austheilung der Communion; Danklied und Dankgebet; Segen.

Was mag wohl der wohlmeinende Ordner dieser Liturgie, Hansen, und was mag wohl sein ebenso wohlmeinender Lobredner, Barfoed, sich unter „Abendmahls-

Wunder" denken? Die Transsubstantiation anerkennt ja
eder der eine noch der andere; ihre Meßfeier ist nicht die
Opferung des Leibes und Blutes Christi, überhaupt keine
Opferung im eigentlichen Sinne dieses Wortes, sondern nur
n Niederlegen von Gaben auf dem sogenannten Altare
itens der Gemeinde, wenngleich Barfoed andrerseits mit
lem Nachdruck erklärt, Aufgabe eines Priesters sei es, mit
pfer und Gebet an den Altar zu treten; Priester und
pfer seien correlative Begriffe, kein Priester ohne Opfer,
in Opfer ohne Priester. Ein Katholik wird darum nicht
hne Wehmuth und Bedauern das überschwengliche Lob
sen, welches Barfoed dem Hansen'schen Entwurfe spendet,
nd die hochgespannten Erwartungen, die er an eine eventuelle
infühVrung desselben knüpfen zu dürfen glaubt. Barfoed
hreibt: „Er [Hansen] hatte die rechte Geistessalbung. Die
nische Gemeinde weiß gewiß noch nicht, welchen Schatz
in dieser Schrift besitzt. Man kann ruhig sagen: hier
alles geboten, was wir später einmal brauchen, wenn der
tandpunkt von 1537 mit der altkirchlichen Eucharistie ver-
uscht werden wird... Glücklich das Kirchengebäude, welches
h für einen solchen Gottesdienst öffnet! Glücklich die
emeinde, welche denselben halten wird! Würde diese
turgie heute am Tage hier zu Lande eingeführt, sie würde
n kräftiges Mittel, das Volk Gottes zu sammeln, und für
e Gemeinde des Herrn ein starkes Werkzeug, das Reich
ottes zu fördern, seinen Namen zu lobpreisen, Christi in
r rechten Weise zu gedenken, ihm das rechte Abendmahls-
pfer darzubringen, das Band zwischen der himmlischen und
r irdischen Gemeinde fest zu knüpfen, der Zukunft und
n letzten Zeiten vertrauensvoll entgegenzusehen."

Die Erfüllung dieser Hoffnungen erwartet Barfoed
lbst erst von der Zukunft, in einer „Freikirche". Hat
imlich die „Staatskirche" seit Erlaß des Grundgesetzes
n 1849 auch diesen ihren Namen officiell mit „Volks-
che" vertauscht, so hat sie sich doch den Armen des Staates

bis dahin noch nicht zu entwinden vermocht. Der König, welcher dem lutherischen Bekenntnisse angehören muß, ist Summepiskopus, besetzt sämmtliche geistliche Stellen und regiert mit dem Reichstage die Kirche durch den Cultusminister. Cultusminister aber und Reichstagsmitglied kann jeder Däne werden, ganz unabhängig von seinem religiösen Bekenntnisse, mag er sich nun Christ, Jude, Deist, Atheist oder Freidenker nennen. Wie weit das cultusministerielle Hineinregieren in die Interna der Kirche geht, mag ein unsern Gegenstand berührender Vorfall beleuchten. Die Reformation schaffte in Dänemark mit der katholischen Messe nicht auch die Selbstcommunion der Geistlichen ab. Aber man ließ dieselbe mit der Zeit außer Brauch kommen, „um nicht die Erinnerung an die römische Messe wiederaufleben zu lassen.“ Daß ein Prediger sich die Communion von einem Amtsbruder nicht gern will reichen lassen, und wenn er allein steht, auch nicht leicht kann reichen lassen, liegt in der Natur der Sache. Die Folge war denn auch, daß niemand seltener communicirte, als gerade die Prediger. Da erging den 20. September 1886 ein ministerielles Schreiben, das in Ausnahmefällen den Predigern die Selbstcommunion gestattete. „Aber einerseits“, klagt Barfoed, „hielt sich die Erlaubniß in sehr engen Schranken, und andrerseits war die vorgeschriebene Formel weniger glücklich, so daß diese Genehmigung ohne Bedeutung blieb. Was seit den Tagen der Apostel und in der altchristlichen Zeit sich von selbst verstand und sozusagen eine Nothwendigkeit war,[1]) daß der amtirende Geistliche das Abendmahl mit seiner Gemeinde genoß, gilt jetzt als etwas, das man beschränken müsse . . . Eine neue Bestimmung vom 21. Nov. 1898 hat den Zutritt nicht sonderlich erleichtert.“

1) So der Protestant. Vom katholischen Standpunkte aus müßte das letzte Glied etwa so formulirt werden: und was die strengste Pflicht von jeher gebot, weil der Genuß der Opfergaben zur Integrität der Opferhandlung erforderlich ist.

Wohl besteht seit dem Jahre 1883 ein Kirchenrath, der sich zusammensetzt aus den sieben Bischöfen und zwei Universitäts-Professoren, einem Theologen und einem Juristen; allein derselbe kann nur Wünsche aussprechen und Vorschläge machen, aber keine Gesetze oder Verordnungen erlassen. Im Jahre 1886 wandte er sich an das Ministerium mit dem Vorschlage, die Liturgie zu erweitern durch Aufnahme eines Sündenbekenntnisses mit Kyrie, einer Zusicherung des Sünden-Nachlasses und des apostolischen Glaubensbekenntnisses. In der Presse wurde für und gegen den Antrag gestritten. Das Ministerium ließ denselben den geistlichen Conventen zur Begutachtung vorlegen. Aber „da kam die bedauerliche Unwissenheit in der Liturgik und der Mangel echt kirchlichen Sinnes, die in der dänischen Predigerschaft herrschten, zum Vorschein, und man wurde öfter an den Satz erinnert: Senex elementarius res miserrima. Manche äußerten, unser Gottesdienst sei so, wie er sei, recht gut, nur auf ‚den Geist‘ komme es an; andere meinten, es sei übel angebrachte Neuerungssucht, ‚den von den Vätern ererbten Gottesdienst‘ umgestalten zu wollen; andere kannten weder das Rituale von 1685 noch die Ordinanz von 1537—39, geschweige denn die Gliederung der römischen Messe und der altkirchlichen Liturgien; andere anders“. Man ließ die Sache versumpfen. Eine pseudonyme Schrift, ‚der öffentliche Gottesdienst in der dänischen Volkskirche von Paterfamilias‘, richtete an den Kirchenrath die Bitte, dieser möchte der Gemeinde die frühere Hochmesse von 1537 wieder verschaffen und überdies noch, in Uebereinstimmung mit Luthers formula missae, Offertorium, Präfation, Stillgebet, Consekration, Paternoster, Agnus Dei Spendung des Abendmahles, Collekte, Segen, endlich auch den Gebrauch eines weißen Meßgewandes statt des jetzt allein gebräuchlichen rothen. Doch „der Kirchenrath ließ die Sache vorläufig fallen — ohne Zweifel mit gutem Grund“.

Im Jahre 1895 stellte der Kirchenrath drei neue Anträge: das Ministerium wolle einige Freiheit in der Wahl der

sonntäglichen Evangelien gestatten, für den Segen nach der Predigt die Formel 2 Kor. 13,[1]) für den Schlußsegen vom Altare aus die Formel 4 Mos. 6 vorschreiben und das Vaterunser zu Anfange des Gottesdienstes und vor der Predigt fallen lassen. Ein ministerielles Schreiben vom 29. Januar 1897 genehmigte diese Anträge und brachte zugleich das Halten „der vollständigen Messe" in Erinnerung.

Schließlich legt Herr Barfoed dem Leser seine eignen Vorschläge und Zukunfts-Hoffnungen vor. Dieselben im Einzelnen zu prüfen, hat für uns kein Interesse. Wohl aber sind sie uns werth und lieb als testimonium animae naturaliter catholicae. Denn das sind sie voll und ganz. Die lutherischen Kirchen und der Gottesdienst in denselben sind unserm Liturgiker zu nüchtern, schmuck- und herzlos und kalt. Es gilt, die Uebelstände, welche „die Reformation als bittere Früchte in ihrem Schooße trug, das allzu viele Predigen und die Verstümmelung der Abendmahlsfeier", wieder zu beseitigen und dem Altare den ihm gebührenden Ehrenplatz wiederum anzuweisen, von welchem die Kanzel ihn verdrängt hat. „Offenstehende Kirchen mit Kniebänken werden mehr und mehr nothwendig werden. . . Beim Eintreten in eine Kirche muß man sogleich fühlen, daß man in ein Heiligthum eintritt. Dies soll nicht ein bloßer Versammlungssaal mit einer Kanzel sein. Die christliche Kunst, Symbolik und Paramentik haben hier eine bedeutungsvolle Aufgabe. Beim Eintreten in eine Kirche muß man von dem Gefühle durchdrungen werden: Hier ist ein heiliger Ort; hier ist gut sein; hier haben Gebet und Andacht eine Heimstätte. Bischof Peter Plade schrieb denn auch vor, man solle beim Eintreten in die Kirche niederknieen und beten. Es wäre auch zu wünschen, daß die christliche Jugend mehr liturgisch-kirchlich erzogen würde."

---

1) Gratia Domini nostri Jesu Christi et caritas Dei et communicatio sancti Spiritus sit cum omnibus vobis. Amen.

Ganz ansprechend, wahr, schön, recht und gut. Aber dies alles fordert denn doch als nothwendige Voraussetzung die katholischen Dogmen von der wirklichen Gegenwart des Gottmenschen in Folge der Wesensverwandlung und von dem Opfercharakter dieser Wandlung.

XLVIII.

Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie.

V. Unsere periodische Literatur. 2.

„Man mag es sich nun eingestehen oder nicht, das Volk hat schließlich doch nur gerade die Dichter und Künstler, die es sich erzieht und bezahlt.“ Das sind bloß zwei Zeilen aus einem Ziel und Aufgabe der gesammten katholischen Belletristik im Allgemeinen und der periodischen im Besonderen beleuchtenden Aufsatze des P. Kreiten S. J. (Stimmen aus Maria Laach 1876), aber zwei Zeilen, die wie ein Posaunenstoß des letzten Gerichtes in's neue Jahrhundert dröhnen sollten: deutsches Volk, nach den Denkmälern deines künstlerischen Schaffens richtet dich die Weltgeschichte, denn deine Künstler sind, was sie sind, durch dich. Der Schwabe sagt: „Wie man sich bettet, so liegt man“, was jener bekannte Kurfürst von Hessen noch ein wenig drastischer einer Dorfdeputation zu verstehen gab, die um Absetzung ihres unfähigen, aber von der Gemeinde selbstgewählten Schulzen bei hochdero kurfürstlichen Gnaden einkam, indem sothaner weiser Landesvater nämlich selbigen Bauern 25 Wohlgezählte pro Mann appliziren ließ dafür, daß sie einen untauglichen Beamten zu seinem Stellvertreter gemacht hatten, und sie mit dem Bescheid entließ, daß jeder

die Suppe, die er sich brockt, selber ausessen solle. Wir dürften uns eigentlich nie beklagen wegen einer glaubensfeindlichen, sittenlosen und schönheitswidrigen Poesie, denn wir haben ja die Mittel in der Hand, sie abzulehnen; auch die Mittel, eine künstlerisch werthvolle, keusche und unserer Herzensüberzeugung entsprechende an ihre Stelle zu setzen? Ganz gewiß. Friedrich Rückert sagt einmal:

„Der Verstand ist im Menschen zu Haus
Wie der Funken im Stein;
Er schlägt nicht von selbst sich heraus,
Er will herausgeschlagen sein."

Das gilt von der Gemeinschaft so gut wie vom Einzelnen; die Zeit macht den Dichter, und wir machen die Zeit. Vor 50 Jahren, haben wir gesehen, war das freilich schwer, da galt es noch gegen den Strom zu schwimmen, heute brauchen wir uns nur von dem großen Wellengange treiben zu lassen; aber in die Strömung müssen wir hinein. Wer heute am ruhigen Ufer stehen wollte, um mit träumerischen, selbstgenügsamen Blicken in den unaufhörlich vorübereilenden Fluß zu schauen und von der Erhabenheit seiner über dem Gemeinen liegenden Ideenwelt aus sich einen Kerl ganz eigener Façon zu dünken, dem könnte es gar leicht passiren, daß ihm, während er dem in der Ferne rauschenden Elemente nachlauscht, das Wasser des überschwellenden Stromes in die Stiefel steigt. Wir Descendenten können nicht mehr wie unsere Väter in der guten alten Zeit mit altfränkischer Klugheit ausrufen: „Ach, die Romane! die besten taugen nichts." Wir können nicht mehr mit altmodischem Ernste wie weiland anno Domini 1866 das „Bremer Sonntagsblatt" seufzen:

„Ein halb ernstes Wort: denn dem vollen und ganzen Ernste der Betrachtung entzieht sich dieser Gegenstand ohne weiteres seiner eigentlichsten Natur nach. Die illustrirten Zeitungen, die Unterhaltungsblätter mit Illustrationen, ja sogar belehrende Zeitschriften und selbst wissenschaftliche Werke mit bildlichen Darstellungen sind jetzt an der Tagesordnung

d gleichsam zur Mode geworden. Man kann hinzusetzen:
der, aber man ändert damit allein nichts an der Sache,
enſowenig als mit Gründen, die ſich dagegen vorbringen
ſen. Es iſt eben eine Thatſache, die vorliegt; es geht ohne
luſtrationen nicht mehr, und die vorhandene und unvermeid-
he Mode hat den Charakter einer endemiſch und epidemiſch
aſſirenden Krankheit angenommen. Man hat mit Recht
ſagt, daß die Preſſe in unſerer Zeit eine Macht ſei, der
chts widerſtehen könne; aber es iſt traurig, daß ein Theil
r Preſſe, den wir geradezu die illuſtrirte nennen können,
ne Macht ſich anmaßt, zu der dieſe illuſtrirte Preſſe auch
cht das geringſte Recht aufweiſen kann; eine Macht, die nur
e Uſurpation und die Willkür der Mode für ſich hat. . . . .
an kann alſo in der That ſagen, daß die Illuſtrationen die
teratur beherrſchen, und daß die Form mehr gilt, als das
eſen. Niemand wird ſagen, daß das ein geſundes Verhältniß
d ein normaler Zuſtand ſei, und noch weniger wird man
rin ein günſtiges Zeichen für unſere Literatur und für unſere
ltur überhaupt ſehen können. Im Gegentheil. Solche
luſtrationen ſind vielmehr ein trauriges Armuthszeugniß für
ſere Bildung, die in demſelben Grade eine oberflächliche iſt
d ſich verflüchtigt, in welchem überhaupt unſere Zeit auf
wiſſen Gebieten des öffentlichen Lebens dadurch ſich ſelbſt
nzeichnet, daß ſie eine nach Stoff und Formenwechſel lüſterne
d leicht zu befriedigende Zeit iſt."

O, du liebe, gute, alte Zeit! Du hatteſt dir freilich
ch kein äſthetiſches Symbolum conſtruirt, wie es der Herr
rofeſſor Hausrath ſeinem abtrünnigen „Pater Maternus"
on für's 16. Jahrhundert gegenüber der römiſchen Ver-
mpfung in den Mund legt, das da lautet: „die Schönheit
rd uns alle frei machen!" Du wußteſt freilich noch nicht
e Gerhard Hauptmann, Gabriele d' Annunzio und ihre
meinde, daß es den Forderungen der Kunſt gegenüber
ne Gewiſſenspflichten gibt; dir war freilich noch ganz
bekannt, daß die ſo lange ſchon regierende Chriſtusmoral
hts tauge und an ihre Stelle die freie äſthetiſche Welt-
ſchauung treten müſſe, wenn nicht im glimpflichſten Falle

Christenthum und Hellenenthum fein pulverisirt sich
prickelnde Brauselimonade in einem Glase kredenzen li
du konntest dir freilich nicht träumen lassen, als du
deinem Kant gebrütet, daß einmal ein deutscher Phil
(Nietzsche) das Geständniß ablegen würde, an einer Pro
zu arbeiten wie an einer Bildsäule, sei ihm künstle
Pflicht; dir leuchtete freilich der Kunsternst noch nic
seiner ganzen Forderung auf, da du noch ein höheres
streben besaßest, an das du deine Superlative h
konntest; dir schwirrte freilich nicht in jedem Augenblick
Wort „Schönheit" um die Ohren, Schönheit und
wieder Schönheit; du tauchtest freilich deine Feder noc
allerlei altväterliche Gedanken in die Tinte, hegtest eine
hübsche Achtung vor einem ordentlichen Poeten und a
nicht, daß an des Jahrhunderts Wende ein junger
von 20 Jahren, der den Guy de Maupassant oder
nicht gelesen, ebenso Aufsehen und Mitleid erregen w
wie einer, der noch seine Lebensdirektiven dem Katechi
entnähme; dir kam freilich nicht in den Sinn, daß
eines schönen Tages die Kanzel auf dem Kirchenboden
Disposition stellen könnte, weil ja das Theater u
Universallehranstalt in moralischen d. h. ästhetischen D
wäre. Das hast du alles nicht gewußt. Wirklich n
Und es waren doch Goethe und das junge Deutschland
seiner schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts b
getretenen Decadence, die so etwas ähnliches bereits verla
ließen. Doch sei dem, wie ihm wolle; an der That
unserer heutigen ästhetischen Bildung rüttelt weder alte
neue Zeit, wir müssen damit zu rechnen lernen. Und de
lechzenden Schönheitsdurste thun vor allem die comfort
ausgestatteten Zeitschriften Genüge; sie sind ganz besond
das Bett, in welchem sich ohne Ruh und Rast der im
höher steigende Strom der Tagesliteratur dahinwälzt.
also findet jeder einzelne ein Mittel, das öffentliche Le
der Volksphantasie wirksam zu beeinflussen; wir wollen De

Dämme bauen, damit das schmutziggelbe Schneegewässer
t unsere frühlingsfrohen Saatgefilde überschwemme, und
llen uns einen ruhigen, gemächlichen Seitenkanal graben,
die Räder unserer Mühle treibt, und auf dem wir ohne
ensgefahr am Sonntagnachmittag in unserer Gondel
ukeln können. Lassen wir den da drüben wirbeln und
deln, tosen und rauschen, er wird schon wieder sinken
fallen, er wird sich schon wieder glätten und hellen,
dann darfst du, der du nicht mit den Alten in der
evollen Schauung, sondern mit den Jungen im Leben
Ausleben, in der Thätigkeit aller Seelenkräfte, in der
Nerven und Muskeln in den Bereich ihrer Aktivität
beziehenden Bewegung das letzte Schönheitsgesetz gefunden
haben vermeinst, auch drüben wieder einmal einen freieren
llengang wagen, wenn du es nicht vorziehst, vorsichtig
Schleusen zu öffnen, damit du im eigenen Kanale dem
ange deines unruhigen Geblütes, soweit es dir überhaupt
stattet ist, nachgehen könnest.

Wenn wir nun des Näheren auf unsere periodische
lletristik eingehen, wollen wir keineswegs ein vollständiges
esammtbild darbieten, sondern wir greifen nur die be-
utendsten Zeitschriften heraus und nicht eigentlich, um
zu bekritteln, als vielmehr, um sie wieder einmal in
innerung zu bringen.

Zunächst also kommt nach dem Vorrechte der Erstgeburt
Betracht die „Alte und Neue Welt" (Einsiedeln,
enziger; monatlich ein Heft, à 50 Pf.). Sie stellt sich
r im Gewande einer hocheleganten künstlerischen Ausstattung,
e keines der vielen Mittel moderner Technik außer Acht
ßt. Die Bilder, unter welchen in den ersten Heften des
4. Jahrganges die religiösen Schöpfungen des Professors
Martin Feuerstein mit ihrer lieblichen, Idealismus und
ealismus verbindenden Naivetät besonders hervortreten,
thmen wohlthuenden Seelenfrieden und keusche Anmuth.
nd der Text? die beste Garantie für eine vorzügliche

Redaktion bietet uns der Name Dr. Karl Muth.
brauchen nicht im mindesten in Sorgen zu sein. Verem
möchte seine weitgehenden Forderungen auf der e
Domäne zur Geltung bringen: Theorie und Praxis
zwei verschiedene Dinge, und ein Redakteur hat auf
Leserkreis Rücksicht zu nehmen. Wo die Zarthei
Gewissens aufhört und die Prüderie beginnt, ist abe
möglich zu bestimmen, und wir alle tragen nun einm
leidige Erbschaft unserer Stammeltern durchs Menschen
und wissen, daß es sehr unklug ist, diese Hinterlassen
auch nur mit dem Aermel zu streifen.

Den neuen Jahrgang eröffnet M. Herbert mit „Da
Glück", dem „Roman eines Frauenlebens"; es genügt
vorläufig, eine Schriftstellerin zu erwähnen, deren Ar
allein die „Alte und Neue Welt" ohne weiteres empf
auf den ästhetischen Gehalt ihrer Prosadichtung gedenke
in einem folgenden Artikel zurückzukommen. Hier wolle
nur unsere Befriedigung darüber aussprechen, daß sich
Keiter mit ihrem kurz angebundenen Recensenten auf so pr
Art zum Nutzen der Poesie versöhnt hat. — Gegenstücke
eigener Art sind die Erzählungen „Tatarische Gefangen
von H. Sienkiewicz und „Bescholten Volk" von Anton S
zwei Juwelen poetischer Kleinkunst, in welchen Seelen
Naturstimmung mit unwiderstehlicher Lebensplastik in z
haften Einklang gebracht sind. Die Erzählung des poln
Romanciers bietet uns in den „Fragmenten aus der Adels
des Alexis Zvanoborski" die denkbar kürzeste Handlung
Held fällt in einer Schlacht den Mohamedanern in die H
hält gegen alle innere und äußere Drangsal, gegen tat
Grausamkeit wie gegen die Liebe der schwarzäugigen Ill
und wird dann, halbtodt gemartert, von seiner Marsch
gekauft. Aber welch scharfgestrichene, originelle Cha
zeichnung, welch packende und glühende Kampfscenen,
liebliche Reflexionen einer kindlich gläubigen und der Anver
treuen Seele, welch farbensatte Steppenbilder, und vor
welch tiefgehende Schilderung des polnischen Adelsstolzes,
nach dem Blicke auf's Jenseits gemildert durch den kl

or des stillen Gemüthes, das consequenteste Leitmotiv des
Alexis abgibt, jener Stolz, der die Größe und den
der Adelsrepublik bedeutete. — Was die Naturzeichnung
die Harmonie des Seelenlebens schlichter Naturkinder mit
sie beeinflussenden und erziehenden Außenwelt betrifft,
Schott's „Erzählung aus dem Walde" womöglich die
nica des Herrn Zvanoborski noch übertreffen. Die „Wand-
n", eine Novelle von Ad. Jos. Cüppers sind ruhig und
hm 'gehalten und zeigen mehr an der Hand von That-
das Schicksal eines jungen Mädchens auf, das sich dem
nsstande widmen will, aber in der Gesellschaft seine aus
isterung getroffene Berufswahl verbessert und sich mit einem
n Juristen verlobt, jedoch bald darauf in einer Krank-
Gottes Stimme erkennt und mit Einwilligung ihres groß-
gen Bräutigams in ein Kloster eintritt, wo sie dieser nach
Jahren unerwartet wiedersieht als arme Irrsinnige, die
Blumenschmucke Tag für Tag des Verlobten harrt. Nur
Episode in der Fabrik des Commerzienrathes, wenigstens
den Gang der Handlung verschleppende socialpolitische
rhaltung würden wir gerne verschmerzen. Ein weiteres
l ist der in hochkirchlichen Kreisen spielende Roman von
rice H. Hervey mit dem Titel „Dartmoor". Dartmoor
in englisches Staatsgefängniß und der Schauplatz haar-
bender Abenteuer eines jungen Vertreters der Aristokratie,
seine herkulische Gestalt durch systematische Trainage in die
nehme Lage versetzt hat, äußerer Gewalt, welcher er durch
Umtriebe eines gaunerhaften intriganten „self made man's"
imgefallen, seine Körperkraft entgegenzustellen, die ihn
ngs in immer schlimmere Verhältnisse stürzt, aber schließlich
befreit. Das Problem, den Einfluß des Leibes bei Aus-
ung seiner Fähigkeiten auf das Seelen- und Geistesleben
stellen, ist nicht übel gelöst. Der Roman, der zwar nur
llich Unterhaltungslektüre bietet und von alten, verbrauchten,
oder minder wahrscheinlichen Spannungs- und Erlösungs-
en strotzt, ist flott geschrieben. Tadel aber verdient als
ralisch wirkend die Thatsache, daß der Held der Geschichte
wildlodernden Rachsucht nicht auf Grund innerer
nserfahrungen und christlicher Gesinnung entsagt, sondern

nur im ersten Liebesrausche ein Ablassen von der praktischen Rache seiner Braut in Aussicht stellt. Das wäre die Belletristik, doch kommt auch das wirkliche Leben nicht zu kurz in den Beilagen „Für die Frauen und Kinder" und „Rundschau"; über Küchenzettel und Politik aber haben wir kein competentes Urtheil, nur das müssen wir noch hervorheben, daß das „Neue vom Büchertisch" in schönwissenschaftlichen Dingen nicht immer tadelfrei ist.

Wir wenden uns nunmehr zum „Deutschen Hausschatz in Wort und Bild" (Pustet, Regensburg, 26. Jahrgang, jährl. 18 Hefte à 40 Pfg.) Ihn und seinen Redakteur hat Veremundus in der ersten Streitbroschüre ziemlich gründlich zerzaust, und es war eine recht fatale Entdeckung, daß sich unter dem so viel besprochenen Pseudonym niemand anders berge, als der Leiter der „Alten und Neuen Welt"; sein Urtheil dürfte also nicht als unbefangen gelten. Muths Zorn richtete sich vor Allem gegen Karl May mit seinen rein stofflich wirkenden Reiseromanen, deren gedeihliches Wachsthum er als das „zweifelhafte Verdienst" des „Hausschatz" bezeichnet; wir sind weit entfernt, der aufdringlichen Herausstreicherei eigener Vorzüglichkeit das Wort reden zu wollen, aber wir glauben, daß der Abenteurer vulgo Kara Ben Nemsi gar keine Kunstleistungen, sondern einfach spannende Unterhaltungslektüre liefern will, und wer diese einer ästhetisch stichhaltigen epischen Prosadichtung vorzieht, dem wird man die Erzeugnisse seiner vielredigen Feder nicht vorenthalten dürfen. Freilich ist es, wie Goethe sagt, eine falsche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihr Empfindungen erregt, die sie haben will und nicht, die sie haben soll, allein der „Hausschatz" hat im Gegensatze zur „Alten und Neuen Welt" ein breiteres Publikum, das bürgerliche Volk, und darf auch jenen keineswegs unberechtigten Forderungen nachgeben, die lebhafte Handlung in äußerem Thun, Abenteuer und Geschehnisse einer psychologisch fein berechneten Geistes- und Willensentwickelung vorziehen. Es ist geradezu köstlich anzusehen, wie gewisse literarische und literarisch an-

gehauchte Blätter in krampfhaftem Bemühen, einem Vorwurf persönlicher Inferiorität zu entgehen, dem Schriftsteller das Feld der Thätigkeit anweisen. So werden z. B. Ansgar Albings „Moribus paternis“ und „Der Pessimist“ in einem Athemzuge als Tendenzmachwerke heruntergedonnert — natürlich mit allerlei Auslassungen über die echte Kunstform — und zugleich als Muster von „Bekehrungsromanen“ gepriesen, deren Berechtigung doch wieder zugegeben wird. Wenn nun Ansgar Albing aus triftigen Gründen „Conversionsgeschichten“ schreiben will? Der „Hausschatz“ verlor am 30. August 1898 seinen trefflichen Redakteur H. Keiter durch einen frühen Tod, allein der geeignete Nachfolger fand sich bald in dem durch seine Geschichten aus dem Volke bekannten Dr. Otto Denk, der unter dem Decknamen Otto von Schaching als Leiter verschiedener Blätter, besonders aber der Jugendzeitschrift „Epheuranken“ seine Erfahrung und Gewandtheit in Wahl und Zusammenstellung periodischer Literatur bereits bewährt hat. Jahrelanger Aufenthalt in England, Frankreich und Italien unter stetigem Studium der Nationalliteratur und des Volkes verschaffte ihm die seinem Berufe unentbehrliche Universalität und Routine. Ein Blick auf die Mitarbeiterliste der letzten zehn Jahre zeigt uns die besten Namen: Ad. Jos. Cüppers, Franz Eichert, Herm. Jos. Fugger-Glött, Ph. Laikus, Jul. Pohl, Anton Schott, Leo Tepe van Heemstede, Br. Willram, F. v. Brackel, E. M. Hamann, M. Herbert, A. Jüngst, L. v. Neidegg, Cordula Peregrina usw. Mehr kann eine Zeitschrift nicht bieten, als die Arbeit der leistungsfähigsten Kräfte, und daß auch Dr. Denk diese Kräfte sich nutzbar zu machen versteht, hat er bereits bewiesen.

Der 26. Jahrgang des „Hausschatz“ begann mit einem Detectiv-Roman aus dem Norwegischen von Frederik Viller, „der Diamant des alten Frick“, dem nachgesagt wird, er habe in seiner Heimat schon nach 14 Tagen die 2. Auflage erlebt. Wie dem auch sein mag, die Wahl dieser Prosadichtung beweist ein gutes Auge für unsere Zeit, die für die Poesie des Nordens schwärmt, seitdem es sich gezeigt hat, daß sie auch Blüthen

hervorzubringen vermag, welche nicht wie die des revolutionären Skandinaviers (Ibsen) widrigen Krankenhauch ausathmen, sondern milden Duft katholisch conservativer Lebensanschauung verbreiten. Eine durch mehrere Hefte sich hindurchziehende „Erzählung aus dem Walde“ steuerte Anton Schott mit seinen „Geierbuben“ bei; das ist golddechte Volkspoesie, weil aus dem innersten Wesen des Volkes geschöpft und in seinem Geiste mit aller Naturfrische und Offenherzigkeit wiedergegeben, die sich in jener unmittelbaren, auf langes Ueberlegen verzichtenden Kundgebung der Leidenschaft darstellt, wie sie den Kindern des Waldes eigen ist. Lebhaft fließender, schlagender Dialog, reicher Wechsel des Bildes, unaufhaltsamer Gang der Handlung, günstige Mischung der scharfkantig ausgearbeiteten Charaktere und eine kernige, durch und durch deutsche, tief empfundene und den Gedanken mit staunenswerther Genauigkeit und Anschaulichkeit umfassende Sprache, das sind die künstlerischen Vorzüge dieses beliebten Waldnovellisten, der sich durch sein treues Festhalten dialektischer Wort- und Satzbildung auch den Dank der germanistischen Philologie in hohem Maße erworben hat. Inhaltsreiche Aufsätze aus allen Gebieten vervollständigen das Gesammtbild der beliebten Familienzeitschrift.

Im Anschlusse an den „Hausschatz“ machen wir auf die auch ferner unter Schachings Leitung stehenden „Epheuranken“, Illustrirtes Jahrbuch für die katholische Jugend“ (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, jährl. 24 Nummern, Preis Mk. 3,60) aufmerksam. Der Text stammt aus der Feder unserer besten Jugendschriftsteller und bietet eine reiche Fülle größerer und kleinerer, dem jungen Gemüthe entsprechenden Erzählungen, die mit Gedichten und allerlei anregenden und belehrenden Artikeln wechseln. Die schönen Tonbilder sind voll köstlichen, der naiven Welt des Kleinen congenialen Humors. Solch ein Blatt muß der Familie nicht nur in ethischer und religiöser, sondern auch ästhetischer Hinsicht ohne Zweifel edle Früchte tragen; das scheint man heute besser als ehedem einzusehen, denn die Epheuranken erscheinen bereits im zehnten Jahrgange.

heidener an Umfang und Inhalt als die zwei eben
en Monatsschriften, aber doch prächtig ausgestattet
katholische Welt" (12 Hefte à 40 Pfennig),
sammt ihrem vielgereisten und der Redaktions-
kundigen Leiter Leonz Niderberger mit dem zwölften
(Oktober 1899) in den Verlag der Congregation
tiner zu Limburg a. d. Lahn übergegangen ist und
hohe Aufgabe erhalten hat, durch ihren Reinertrag
ianisirung Kameruns zu unterstützen. Es war
er Ordnung, daß die ersten Hefte der neuen Folge
längeren Artikel das jetzige Heim den Lesern vor
hrten, und jedermann wird auch in Zukunft gerne
wann einen Missionsbericht entgegennehmen, aber
rgfältig im Auge zu behalten, — und das hat ja
Verlag versprochen, — daß die „katholische Welt"
d gar ein modernes belletristisches Blatt ist, das
n Zwecke der Erbauung gegründet wurde. Doch
Befürchtungen aussprechen, welche der Name des
s und das bis jetzt Gebotene zu nichte machen.
wir uns den Text ein wenig an.

kommt für uns zunächst in Betracht der Roman
t" von Freifrau G. von Schlippenbach, welcher mit
efte noch nicht abgeschlossen ist, den wir also nur
sweise einer Kritik unterziehen können. Er ist gut
warm erfaßt und frisch erzählt, nur muß oft statt
Pinselstriche ein demonstratives Moment das Bild der
vervollständigen; er ist ein Frauenroman, und darum
eben die leidigen Reflexionen wohl oder übel in den
nen, die subjektiven Bemerkungen über die Männer
er hie und da humoristisch wider Willen. Es ist
unterscheiden zwischen einer Betrachtung, die auf in-
Wege aus Einzelfällen sich herausarbeitet, und einem
n Gedanken, der, in kurzen Worten leichtlich hin-
ie ein Wetterleuchten am Horizont anziehende Gewitter
ndem er eine Urtheilsnorm vorwegnimmt, an deren
Wirkung kommender Ereignisse sich ermessen lassen,

und die in der epischen Prosadichtung die Spannung wohlthuend ausgleicht. Les extrêmes se touchent, das ist die Wahrheit, welche Freifrau von Schlippenbach da zu beleuchten sucht, wo dieser Satz am meisten Gestalt annimmt, am ehelichen Leben. Das stille innerliche „Verbluten“ des Theils, dem die Augen aufgehen, ist in einem farbenreichen Milieu treffend gezeich'net; nur die Frau kann eben die Frau verstehen. Eine gleichfalls noch nicht abgeschlossene, längere „Geschichte aus alter Zeit“, „Kloster Lehnin“, erzählt Redeatis, die zum katholischen Glauben übergetretene Tochter des protestantischen Predigers Petzel in Schollen (Prov. Sachsen), welche sich als Schriftstellerin bereits eines Rufes erfreut. Die belletristische Seite der „Katholischen Welt“ ist fast ganz durch Frauen besetzt, ließe sich das nicht ändern? Unter den belehrenden Aufsätzen heben wir hervor die Studie des Dr. Robert Klimsch über die wegen ihrer frommen Lieder nicht minder als wegen ihrer eigenartigen Conversion beliebte Cordula Wöhler und das Künstlerbild Anton Müller's (Br. Willram), welches den tirolischen Maler Emanuel Walch zum Gegenstande hat.

Das waren also drei größere Familienjournale, die den Gedanken an eine Lücke in unserer belletristisch-periodischen Literatur nicht aufkommen ließen, bis im September vorigen Jahres bei A. Wulff in Dortmund unter dem Titel „Haus und Welt“ (wöchentlich ein Heft; vierteljährlich 2 Mark) eine elegant ausgestattete „illustrirte Zeitschrift für die deutschen Frauen“ unter den Auspizien einer bisher nie dagewesenen Liste der glänzendsten Namen unserer Schriftstellerwelt ins Leben trat. Das Titelblatt kündet unsere zwei bedeutendsten Amazonen des Geistes als Herausgeberinnen an: die federkundige Novellistin M. Herbert und die geistreiche Convertitin E. M. Hamann. Wo sich solche Kräfte zu einem gemeinsamen Werke einigen, hüten wir uns, die Frage nach der Berechtigung und Nothwendigkeit entscheiden zu wollen; die Zukunft, die „bestätigende That“ wird urtheilen. Als Zweck nennt dies „ideal-praktische Unternehmen zu Gunsten der Frau“ die Anleitung „zum rechten Erkennen und

Ausgestalten" der dem Weibe „vorbestimmten Hauptwirkungsstätte" und die Schärfung des Auges „für das klare Unterscheiden der Dinge, Menschen und Geschehnisse ‚draußen';" „es will Herz und Geist der Frau urbar machen zum tiefen Erfassen ihrer hohen und mannigfaltigen Pflichten für die Welt und in der Welt", und die Frau, „wo immer es rathsam und nöthig erscheint, auf die Fortschrittshöhe der Zeit führen", ohne dabei die Alleinstehende, auf eigene Arbeit Angewiesene zu vergessen. Das ist ohne Zweifel ein hohes und heiliges Ziel und sucht hier seine Erreichung durch Poesie, Kunst, Wissenschaft und praktische Behandlung der einschlägigen Fragen auf einem Wege, als dessen berufenste Führerinen die beiden Redaktricen sich schon lange erwiesen haben. Der äußeren Einrichtung nach unterscheidet sich „Haus und Welt" nicht wesentlich von anderen, rein belletristischen Zeitschriften und zwar um so weniger, als diese der Gestalt unserer Zeit entsprechend auf die Frau besondere Rücksicht nehmen. Mit staunenswerther Umsicht und Thatkraft, wie sie nur Auge und Herz einer deutschen Frau aufzuweisen vermögen, wurden die Vorbereitungen getroffen und eine große Menge belletristischer und belehrender Stücke der kunstfertigsten Federn erworben. Der Raum erlaubt uns nicht auf die einzelnen Lieferungen einzugehen, aber zwei Ausstellungen möchten wir nicht verschweigen: Erstens wird Fräulein Hamann gut thun, den Sprudel ihres Geistes der deutschen Frauenwelt in etwas durchsichtigeren und klareren Flaschen zu verzapfen, und zweitens haben wir uns von Damen aristokratischer Kreise sagen lassen, der Abschnitt „Mode und Handarbeit" ruhe nicht in guter Hand, was wir natürlich kritiklos glauben mußten. Was das Bestreben betrifft, den Anschauungskreis so weit und geschmeidig zu halten, daß auch Nichtkatholiken sich in ihm einzuleben vermögen, sind wir der Meinung, daß dies zwar für den Verleger profitabler, für die Sache selbst aber auf die Dauer leicht schädlich sein kann. Warum sollen denn

wir Katholiken stets Concessionen machen? Einer protestantischen Zeitschrift ist es noch nie eingefallen, sich der religiösen Ueberzeugung der Katholiken anzuschmiegen; wir haben es ja noch vor kurzem an dem wirklich geistvoll geleiteten „Türmer“ erleben müssen, den unsere Presse so warm empfohlen, obwohl der pseudonyme Berichterstatter über die „Katholische Kirche“ höchst merkwürdige Dinge sagte, und der trotz alledem sich von Sachen, von welchen er nichts verstand, nämlich vom Index, in einer Weise zu reden erlaubte, die jedem vernünftigen Manne wieder einmal recht klar vor Augen führte, daß es nie möglich sein wird, Bekenner zweier verschiedener Confessionen in einem der Weltanschauung entwachsenden Geistesbestreben zu einen, zweier Confessionen, deren jüngere in der Verneinung der ersteren ihren Ursprung suchen muß, und die nicht mehr ist, was sie sein will, wenn sie diese Provenienz verleugnet. Im Uebrigen hörten wir aus manchen umbarteten Lippen den halb ärgerlichen, halb bewundernden Ausruf: o diese Frauen! Da bleibt uns eben nur noch das Tröstlein Jean Paul's: „Eine Frau kann leichter jede Feder führen, — sogar die epische und kantische — als eine schneiden; und hier muß wie in mehr Fällen das stärkere Geschlecht dem schwachen unter die Arme greifen“.

Zum Theil nur dürfen wir vor unser Forum ziehen die im Oktober vorigen Jahres von der österreichischen Leo-Gesellschaft zum ersten Male unter dem Titel „Die Kultur“ ausgegebene „Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst“ (Wien und Stuttgart, Roth; jährlich 8.50 Mark), welche die gesammte geistige Strömung unserer Zeit widerspiegeln will, aber vorläufig in dem noch engen Rahmen einer nur achtmal — ursprünglich war sogar nur sechsmaliges Erscheinen aufs Programm gesetzt — jährlich herauskommenden und dazu an Umfang nicht gerade beträchtlichen Revue. Die Zahl und Vorzüglichkeit der bis jetzt kundgegebenen Mitarbeiter verspräche Großes, wenn dieser Schaar

von Gelehrten ein entsprechendes Feld zu Gebote stände. Hoffen wir, daß das österreichische Organ in seinem großen Heimatlande bald die gebührende Stellung finde, Redakteure wie Dr. Hans Bohatta und Dr. Franz Schnürer, welchen Männer wie Dr. A. Ehrhard, J. Hirn, Richard von Kralik, F. M. Schindler und O. von Zallinger als Redaktionscommission zur Seite stehen, leisten für die Zukunft ausreichende Gewähr.

Für literarische Kritik hat das begonnene Jahr ebenfalls Neuerscheinungen zu verzeichnen, die wir nur kurz in einem Satze erwähnen wollen; es sind dies die in München (bei R. Abt) mit viel Sturm- und Drangspektakel geborene „Literarische Warte“ (monatlich), der Veremundus Pathe gestanden, und das Quartformat der „Literarischen Beilage“ (wöchentlich) der „Kölnischen Volkszeitung“, welche, in den uns hier berührenden Fragen ausgezeichnet bedient, einen sehr soliden Standpunkt einnimmt.

Unser Rundgang ist zu Ende; wir haben ihn um so lieber ausgedehnt, als der eben erschienene „Abriß“, „die letzten zwanzig Jahre deutscher Literaturgeschichte“ (Leipzig, Fiedler 1900) von Emil Thomas, dem Herausgeber des im Allgemeinen recht praktischen Journalistenkalenders, mit der katholischen Zeitschriftenliteratur kurzen Prozeß macht, wie er auch trotz umfangreicher Aufzählung der Dichter dritten, vierten, ja selbst zehnten Ranges unsere Schriftsteller mit ganz verblüffender Selbstverständlichkeit aus dem Spiele läßt, — mit welchem Rechte, werden unsere folgenden Artikel zeigen. Also, lieber Leser, trag auch du ein mäcenatisches Scherflein zur Förderung der katholischen Poesie bei; wähle, nimm und lies!

Beuron. Ansgar Pöllmann O. S. B.

XLIX.

Die neueste Literatur über Savonarola.

(Schlußartikel.)

IV.

Eines der köstlichsten Kleinodien, das die an entzückenden Kunstschöpfungen so überreiche Arnostadt in ihren Mauern birgt, ist das Kloster S. Marco. Nicht leicht wird jemand diese ehrwürdige Stätte ohne tiefste Ergriffenheit verlassen. Zwar begegnet der Wanderer nicht mehr den frommen Söhnen des hl. Dominikus, welche hier seit den Tagen eines hl. Antonin († 1459) ein Leben strengster Entsagung und doch seligsten Gottfriedens führten. Aber wenngleich unbewohnt, sind diese Räume nicht leer und öd, hat sie doch Fra Angelico's himmlischer Pinsel mit seinen engelhaften, dem Paradiese abgelauschten Gestalten belebt. Wie athmet hier alles Einfachheit und Armuth; wie eng und klein sind diese niedrigen Zellen, wie schmal die Fensterchen, als wollten sie sogar mit dem Lichte der Sonne kargen und die Bewohner mahnen, nicht nach außen in's Getriebe der Welt das verlangende Auge zu richten, sondern den Blick nach innen zu kehren und die Gedanken zu sammeln zu inniger Beschauung der erhabenen Geheimnisse. Denn wie ärmlich jede Kammer sei, sie ist ein Heiligthum: blickt doch, von Fra Angelico's Meisterhand an die Wand gezaubert, vom spärlichen Lichte stimmungsvoll erhellt, das Bildniß des leidenden oder

gekreuzigten Erlösers[1]) auf den Bewohner oder die hehre Gottesmutter mit dem lieblichen Kinde! Meist kniet dabei der hl. Dominikus, in des Heilands Anblick versunken, als wollte er seine geistigen Söhne zur Nachahmung aneifern und mildernsten Antlitzes zu sorgsamer Beobachtung der Regel auffordern. So ist an der Außenwand des Schlafsaals die seligste Jungfrau dargestellt, umgeben von Heiligen, unter ihnen der hl. Dominikus, das geöffnete Regelbuch auf der Brust, das in großen Buchstaben den mit schrecklichem Fluche bedroht, der es wagen sollte, die gelobte Armuth zu verletzen und den Besitz ins Kloster einzuschmuggeln.[2])

Noch heute erfreuen die sinnigen, seelenvollen Bilder mit ihren weichen, zarten Farben das Auge des Besuchers, welchen Zauber mochten sie ausstrahlen, als sie noch in jugendfrischer Schöne prangten, wie mochten sie das empfängliche Gemüth der Brüder, den hohen Sinn Savonarola's, der ohnehin längst auf Rückkehr zur opfermuthigen Strenge der ersten Zeit gerichtet war, mit immer neuer Begeisterung schwellen, vom wahren Geiste des hl. Ordensstifters bis zum Tode nicht abzulassen!

Gerade sie sollte ihm zum Verhängniß werden!

Der entscheidende Wendepunkt in Savonarola's Verhältniß zu Alexander VI. war mit dem unter Strafe des

---

1) Nicht weniger als 17mal kehrt die Kreuzigung in den Zellen in immer neuer Art wieder, ganz abgesehen von den berühmten Bildern gegenüber dem Eingange und im Kapitelsaale und den übrigen sehr zahlreichen Darstellungen aus der Leidensgeschichte. Vgl. P. Beissel S. J., Fra Giovanni Angelico S. 29.

2) Marchese, Scritti vari p. 81: „Caritatem habete, humilitatem servate, paupertatem voluntariam possidete: maledictionem Dei et meam imprecor possessionem inducenti in hoc ordine". Auch in seinen Darstellungen des jüngsten Gerichtes versetzte Fra Angelico Mönche, die das Armuthsgelübde gebrochen hatten und als solche durch den Beutel, den sie krampfhaft in Händen halten, gekennzeichnet sind, unter die Verdammten. Vgl. P. Beissel a. a. O. S. 27, 54.

Bannes eingeschärften Befehle eingetreten, mit seinem Convente der eben errichteten tuscisch-römischen Provinz beizutreten. Er weigerte es, weil er darin einen Bruch seiner Gelübde sah; denn, meinte er, der Anschluß an die neue Provinz würde für ihn und seine Mönche den Uebergang von der strengeren zur laxeren Regelerfüllung, eine deformatio, nicht eine reformatio bedeuten, wozu er seine Hand nicht bieten könne. Pastor findet zwar auch in der neuen Auflage diese Gründe „sehr eigenthümlich"; sehen wir jedoch genauer zu, so überzeugen wir uns, daß sie vollauf zu Recht bestanden, und daß der päpstliche Befehl dem Prior thatsächlich etwas nicht bloß, wie wir in der letzten Untersuchung voraussetzten, subjektiv, sondern auch objektiv Unerlaubtes und Sündhaftes zumuthete.

Wie in anderen Orden, so war auch in dem der Predigerbrüder insbesondere in Folge des großen Sterbens[1]) vom Jahre 1348 sowie des unglückseligen Schismas eine beklagenswerthe Lockerung der Disciplin eingetreten. Freilich hatte es auch niemals ganz an Bestrebungen gefehlt, den alten Ordensgeist wieder aufleben zu lassen. In diesem Sinne war namentlich der selige Johannes Dominici thätig, der Gründer des Klosters S. Domenico zu Fiesole (1405),[2]) das eine Pflanz- und Musterschule des von ihm so eifrig geförderten Reformwerkes bilden sollte. Hier suchten und erhielten jene Männer ihre Aufnahme, die nachmals der Stolz des Ordens geworden sind: der milde hl. Antonin und Fra Giovanni, genannt Angelico, der unvergleichliche Maler. Von Fiesole aus wurde 1436 S. Marco zu Florenz bevölkert, als dieses den entarteten Silvestrinermönchen abgesprochen und den reformirten Dominikanern

1) „Post istam mortalitatem diram et crudelissimam nunquam mores Ordinis et religionis disciplina potuit ad pristina restaurari". Cronaca del convento di S. Caterina in Pisa, Archiv. stor. Ital. t. VI part. 2 Firenze 1845 p. 530.

2) Marchese l. c. p 34; P. Rösler, Kard. Joh. Dominici S. 61.

eingeräumt worden war. Sein erster Prior war Antonin, der ängstlich bemüht war, die Reform, das Lieblingswerk seines verehrten Meisters, aufrecht zu erhalten. Johannes Dominici hatte die Klöster, die sich ihm angeschlossen, von ihrem bisherigen Provinzialverbande gelöst und zu einer neuen, reformirten Congregation vereinigt, die in eine lombardische und toskanische Provinz zerfiel; letzterer gehörte S. Domenico zu Fiesole und S. Marco in Florenz an. Kaum war jedoch der hl. Antonin Erzbischof von Florenz geworden (1446), als unter seinem Nachfolger im Priorat die Zucht zu erschlaffen begann, und auch in den andern Conventen bestand die Reform mehr dem Namen, als der Sache nach. Da im Jahre 1448 die Pest unter den Mönchen von S. Marco zahlreiche Opfer gefordert hatte, so setzten die Ueberlebenden 1451 die Verschmelzung der toskanischen mit der lombardischen Provinz durch und erwirkten 1455 von Calix III. die Ermächtigung zum Güterbesitz. So blieb es mit kurzer Unterbrechung bis zum Priorate Savonarola's.[1]) Ihm schnitt es tief in's Herz, daß gerade diejenigen, die das Salz der Erde hätten bilden sollen, am allermeisten schal geworden, und mit Recht sagte er sich, daß er die von ihm geplante allgemeine Sittenbesserung nur dann mit Aussicht auf Erfolg werde in's Werk setzen können, wenn die Geistlichen und besonders die Ordenspersonen mit gutem Beispiele voranleuchteten. Sehr verständiger Weise fing er nun die Besserung bei sich und seinen Brüdern an, verzichtete auf allen Besitz, führte aber auch den der Klosterzucht vielfach abträglichen Bettel nicht mehr ein, sondern hielt seine Untergebenen an, sich ihren Unterhalt durch Arbeit zu verdienen.[2]) Da aber Maßregeln der Art, so heilsam sie waren, nur von kurzer Dauer sein konnten, so lange S. Marco der lombardischen Provinz unterstand, so drang er

1) Marchese l. c. p. 81 sqq.
2) Ibid. p. 138 sq.

auf Wiederherstellung der toskanischen Provinz, was ihm auch nach Ueberwindung anscheinend unübersteigbarer Hindernisse gelang (1493).[1]) War doch gerade in der Lombardei ein bedauerlicher Verfall der Reform und Disciplin bemerkbar; der zeitgenössische und wohlunterrichtete florentinische Geschichtsschreiber Piero Parenti meldet,[2]) dortselbst sei die Regel gelockert, da verschiedene Brüder Eigenthum besaßen und die Anordnungen des hl. Dominikus übertraten. Dagegen ist es eine von Freund wie Feind einmüthig bezeugte Thatsache, daß die Regel in der unter Leitung Savonarola's stehenden Congregation von S. Marco in musterhafter Weise befolgt wurde; ein Schüler von ihm sagt geradezu, wenn es ein Paradies auf Erden gebe, so sei es in S. Marco zu finden gewesen.[3]) Die entbehrungsreiche Strenge, der hohe sittliche Ernst, der hier waltete, schreckte vom Eintrittte nicht bloß nicht ab, wie manche befürchtet hatten, sondern entsprach so sehr der allgemein lebhaft empfundenen Sehnsucht der Zeitgenossen,[4]) daß die Zahl

1) Die Dokumente s. bei Gherardi p. 41—69.

2) 1493, Mai: „Donde sendo et maxime in Lombardia la regola allargata et tenendo alcuni frati beni proprii et transgrediendo e comandamenti di s. Domenico, lui dal pontefice Alexandro impetro di non essere sotto al consueto loro generale sottoposto“, Firenze. Bibl. Naz. Manoscr. II. IV. 169.

3) Der Verfasser des „Cedrus Libani“ bei Marchese l. c. p. 141. Auch die Cronaca del Convento di S. Caterina in Pisa spricht in Ausdrücken hoher Verehrung von Savonarola und seinem Werke, l. c. p. 609, 622. Aehnlich Parenti, Guicciardini u. a.

4) Vgl. die erwähnte Cronaca l. c. p. 585/6, 587, 592. Der venetianische Geschichtsschreiber Malipiero erzählt zum Jahre 1497, der König von Spanien habe angeordnet, „che tutti i frati Conventuali vada in osservantia“, worauf etwa 1000 Mönche nach Afrika geflohen seien, „per farsi Mori“, darunter 120 Lehrer der Theologie! Arch. stor. Ital. VII, I p. 497.

che rasch von 50 auf 238 stieg und noch höher
sen wäre, wenn der Prior alle aufgenommen hätte,
n baten. Wollten doch die Camaldulenser von den
ln zu Florenz zu ihm übertreten,[1]) selbst aus der
ei, wo man ihm ob seiner Trennung nicht sehr
war und manche Verfolgungen bereitete,[2]) kamen
nossen,[3]) die mit der dortigen Lauheit nicht ein-
n waren und es ernst nahmen mit ihrem Berufe;
Herzog von Mailand, einer der heftigsten Gegner
arolen, sprach den Observanten von S. Marco ob
erkeit und Heiligkeit ihrer Sitten seine unverholene
ung aus und lieh ihnen seinen Schutz.[4]) Die
Breve vom 7. November 1496 verfügte Zutheilung
Marco in die tuscisch-römische Provinz bezweckte
ts Anderes, als eine Versetzung der Mönche von
co in die verschiedenen mittel- und süditalienischen
was einer Vernichtung der Congregation von S.
leichkam.[5]) Denn in diesen Klöstern war die Reform
ß nicht durchgeführt, sondern ein noch ärgerlicherer
der Klosterzucht eingerissen, als sogar unter den
en,[6]) was selbst von Laien bemerkt wurde. Sagt
zeitgenössische florentinische Chronist Nardi, jene
seien in vielen wichtigen Dingen von der
gewichen,[7]) Picus von Mirandula bezeichnet sie

---

rlamacchi l. c. p. 81, der hier als Augenzeuge berichtet
. das Schreiben des Ordensgenerals v. 16. November 1493
Gherardi p. 56 sq.
. das Schreiben der Brüder v. S. Marco vom 21. April 1498,
Perrens-Schröder S. 601.
reiben Ludwig des Mohren and die Signorie von Florenz,
Oktober 1498 bei Marchese l. c. p. 274 sq.
die Cronaca von Pisa, l. c. p. 622 hervorhebt: „Alexander VI. ...
alo (ut putamus) actus daemone, in eius primordio
am nisus est suffocare“.
onarola in seinem Apologeticum bei Quétif II, 88.
rie Florent., ed. Firenze 1584 p. 63.

geradezu als Räuberhöhlen, speluncae latronum.[1]) Diese Angaben finden aber ihre Bestätigung in den Annalen des Dominikanerklosters S. Katharina zu Pisa, worin es heißt:[2]) „Hoc anno (1489) nova in conventu nostro facies, novusque vivendi modus apparuit. Hactenus namque sub cura Romani provincialis fuit, et a multis annis, singulis quod facere magis libuisset licebat, propria possidendo, expendendo, donando, et caetera quae veri domini faciunt pro arbitrio faciendo: caetera taceo quae castas aures offensura, certo certius scio. Nec hoc huic conventui tantum accidisse quis suspicetur: toti fere ordini communis fuit hic morbus, et multis adhuc provinciis et conventibus eo anno quo haec scribo, MDL, hoc malum serpit.“ Das Verderben bestand hauptsächlich in Uebertretung des Armutsgelübdes; so hatte der Prior Ludwig Mancini zu Pisa eine Summe von 1400 Dukaten angehäuft, so daß sich seine eigenen Mönche hierüber aufhielten und nach seinem Tode (um 1460) die Befürchtung äußerten, er sei der Verdammung anheimgefallen.[3]) Aber auch in anderen erheblichen Stücken hatte man sich das Leben leichter gemacht; im Kloster S. Maria Novella zu Florenz, das der Reform bis Mitte des 16. Jahrhunderts widerstand,[4]) genoß man Fleischspeisen, weßhalb der selige Johannes Dominici lieber mehrere Tage in der Woche mit Brot und Wein als Nahrung sich begnügte, als etwas zu essen, was die Regel verbot.[5]) Auch eines feineren Habits bediente man sich;[6]) kurz, die Veränderungen waren so tiefgreifender Natur, daß derlei Mönche den Namen wahrer Söhne des hl. Dominikus überhaupt nicht mehr verdienten.[7])

1) Apologia pro Savon., Quétif II, 33.
2) l. c. p. 604.
3) Cronaca l. c. p. 602.
4) Marchese l. c. p. 447.
5) Vgl. P. Rösler a. a. O. S. 61 A. 1.
6) Marchese l. c. p. 400.
7) Savonarola im Apologeticum, Quétif II, 95.

Das Leben unter so verkommenen Ordensbrüdern kam
allerdings für die Angehörigen der Congregation von
Marco einem Bruche ihrer auf die strenge Beobachtung
alten Dominikanerregel abgelegten Gelübde gleich und
ihnen in dem Maße zum Greuel, daß sie erklärten,
wollten sie aus dem Orden ganz aus- und in einen
geren übertreten, als sich der neuen Provinz anzuschließen.[1])
als Savonarola bereits gestürzt und seine Söhne an
in Folge der ihm unterschobenen „Bekenntnisse" irre
rden waren, flehten sie den Papst inständig an, er möge
doch nicht in andere Convente zerstreuen, sondern ihre
ctissima unio" aufrecht erhalten,[2]) ein Gesuch, das die
norie unterstützte.[3]) Mit einem Worte: der Anschluß an
tuscisch-römische Provinz bedeutete für Savonarola und
Untergebenen nichts Geringeres, als den Abfall
m Observantismus zum Conventualismus, den
ob seines Laxismus auf's äußerste verabscheuten, überzeugt,
von hundert Conventualen kaum einer das
il erlange.[4]) Seine Weigerung darf daher nicht bloß,
es meist geschieht, als eine auf skrupulöser Einbildung
hochmüthiger Halsstarrigkeit beruhende vereinzelte Er-
mung, sondern muß als bedeutsames Glied in der Geschichte
Mendikantenregel, als Ausläufer und neues Auflodern
s gewaltigen Kampfes der Observanten mit den Con-
tualen gewürdigt werden, wie er von den Tagen eines
Franz an die Kirche Jahrhunderte hindurch mächtig er-
ttert hat, ein Moment, das zur Beurtheilung Girolamo's
höchster Wichtigkeit, gleichwohl so gut wie unberücksichtigt
ieben ist.

---

[1]) Savonarola im Apologeticum, l. c. p. 85; Schreiben der Mönche an den Papst, Perrens-Schröder S. 601.

[2]) Ebenda S. 602.

[3]) Marchese p. 268.

[4]) S. den sehr bezeichnenden Bericht Burlamacchi's l. c. p. 52.

Daß aber Savonarola mit seinen Mönchen selbst unter Androhung des Kirchenbannes nicht gezwungen werden konnte, mit Preisgabe der Observanz zum Conventualismus überzutreten, ist unbestreitbar. Zunächst ist sicher, daß eine ganze Communität so wenig wie der Einzelne zur Annahme einer ihr vom hl. Stuhle zugedachten Erleichterung gezwungen werden kann; vielmehr sind die Glieder derselben zur Einsprache, bezw. zum Ausscheiden berechtigt, wenn durch die Milderung jenes der Communität eigenthümliche Gepräge in erheblicher Weise verändert wird, um dessentwillen sie sich zum Eintritt gerade in diese Genossenschaft entschlossen hatten.[1]) Dieser Grundsatz trifft aber in ganz hervorragender Weise bei den Brüdern von S. Marco zu; denn gerade die genaue Beobachtung der alten, unverfälschten Regel war es ja, was sie vor den Conventualen auszeichnete und zum Eintritte in S. Marco bewogen hatte, wie sie denn erklärten, lieber aus dem Orden ganz auszuscheiden, als sich den Nichtreformirten anzuschließen. Zu dieser strengen Befolgung der ursprünglichen Regel hatten sie sich bei der Profeß verpflichtet. Denn wie das Individuum bei der Profeß nicht bloß die allgemeine, gleichsam abstrakte Verbindlichkeit übernimmt, die irgendwie gestaltete Ordensregel zu erfüllen, sondern sich vielmehr verpflichtet, die Gelübde in der regelrechten Weise zu halten, wie sie die Genossenschaft hält, worin es sie ablegt,[2]) so hatten die Söhne von S. Marco gelobt und es war ihnen damit heiliger Ernst, die Dominikanerregel nicht in irgend einer laxen, abgeschwächten Form, sondern in ihrer ersten, dem Geiste des Stifters entsprechenden Strenge, wie sie in S. Marco gehandhabt wurde, zu beobachten. Hiemit war aber der Eintritt in die laxen Conventualenconvente

1) P. Franz Ehrle S. J. im Archiv f. Lit.- und K.-Gesch. d. MA., 3. Bd. S. 569 f.

2) Vgl. v. Scherer, Kirchenrecht II, 730.

vereinbar, konnte daher auch vom Papste nicht so ohne weiteres geboten werden. Bestimmt doch das kanonische Recht, man könne zwar, unter Umständen sogar gegen den Willen des Oberen, von einer leichteren zu einer strengeren Regel übergehen, nicht aber umgekehrt, es sei denn aus einem gerechten Grunde und mit Dispens des Oberen.[1]) Als ein den Uebertritt zu einer leichteren Regel rechtfertigender Grund gilt ausschließlich „infirmitas vel debilitas, per quam religiosus redditur impotens ad arctioris ordinis statuta servanda.“[2]) Ist ein solcher Grund nicht vorhanden, so kann zwar der Papst gleichwohl Dispens gewähren und der Ordensmann kann hievon pro foro externo Gebrauch machen, nicht aber pro foro interno, vielmehr sündigt er, wenn er kraft einer vom Papste ohne genügenden Grund ertheilten Dispens von einer strengeren Regel zu einer leichteren übertritt. Denn die Verbindlichkeit der von ihm auf die strengere Regel abgelegten feierlichen Gelübde beruht auf göttlichem Rechte, wovon selbst der Papst ohne hinreichenden Grund nicht dispensiren kann.[3]) Dies ist die einhellige Lehre der berühmtesten

1) 10. 18 X 3, 31.

2) Prosper Fagnani Comment. in 2. part. primi lib. Decretal. De renunt. cap. Dilecti n. 37, 40, dem sich Cardinal Petra, Comment. ad Constit Apostol. t. IV p. 511 n. 22 anschließt, mit dem Beifügen, daß der hl. Stuhl außer den erwähnten Gründen auch die Apostasie gelten lasse.

3) Ja angesehene mittelalterliche Canonisten und Theologen, wie Robert von Flamesbury, Huguccio, der Lehrer Innocenz III., der hl. Thomas von Aquin lehrten sogar, beim feierlichen Gelübde könne selbst der Papst weder dispensiren, noch commutiren, da es nichts gebe, was demselben gleich oder höher wäre; vgl. Freisen, Geschichte des kanonischen Eherechts S. 712 f.; 756 f.: von Scherer a. a. O. S. 848 A. 44.

Wie gewissenhaft man es in S. Marco mit der Beobachtung der Regel nahm, das beweist ein rührender Zug aus dem Leben Fra Angelicos, den uns Vasari in seiner Vita di

Theologen und Kanonisten. Schon der hl. Bernh
schreibt,[1]) der getreue Hausvater wisse „ibi tantum usur
dispensationem unde bonam possit habere recom
sationem“, und bemerkt, der Befehl des Oberen müsse
innerhalb der Schranken der Profeß halten, dürfe nicht
sie hinausgehen, aber auch nichts verbieten, was sie auser
denn „absque necessitate remissio voti, non dispens
sed praevaricatio est.“ Papst Innocenz IV. sagt:
quo regula est approbata per papam, nulli licet
aliquid contra regulas mandare (ordine) quia etia
papa mandaret eis aliquid, quod esset con
substantiam ordinis vel peccatum, non deber

Fr. Giovanni überliefert hat. Zur Zeit nämlich, da der
Maler unter Nikolaus V. im Vatikan beschäftigt war, e
er eines Morgens den Besuch des Papstes, der ihm zur Stä
eine Fleischspeise reichen lassen wollte. Der Künstler weig
sich jedoch, Fleisch zu essen ohne Erlaubniß se
Priors. Vasari und neuestens P. Beissel S. J. m
zwar, derselbe habe in seiner Herzenseinfalt nur nicht
gedacht, daß das Anerbieten des Papstes die Erlaubni
Priors bereits in sich schließe, eine Erklärung, die un
befriedigt. Weigerte sich doch schon Johannes Dominici wä
seines Aufenthaltes in S. Maria Novella Fleisch zu essen, ob
alle Anderen es thaten. Unzweifelhaft liegt diesem Ver
die im Orden nachwirkende Anschauung des hl. Thoma
der Unzulässigkeit einer Dispens zu Grunde; sagt doch
Savonarola, der sich gerade in der Lehre vom Gelübde
genaueste an die strengere Lehre seines von ihm hochgesc
Meisters Thomas anschließt: Wenn mir der Obere, obglei
gesund bin und es nicht nöthig habe, befehlen würde, F
zu essen, so darf ich nicht gehorchen, denn das wäre
die Satzungen unseres Ordens, Prediche sopra Amos,
Venet. 1528 f. CXXXIV b; cf. Pred. sopra l'exodo
Venet. 1540 f. 149 b.; Confessionale f. 18, 26.

1) Lib. de praecepto et dispensatione cap. 2 und cap. 5,
Mabillon, Paris 1719 col. 507, 510. Auf ihn beru
Savonarola Pred. sop. Amos l. c.

obedire."[1]) Sylvester Prierias, der Haustheolog Leo's X., Zeit- und Ordensgenosse Savonarola's, bemerkt: „Licet (transitus ad latiorem religionem sine causa) de licentia Papae . . . quoad verum est quod ecclesiam et concernentia forum contentiosum, quoad Deum tamen est peccatum."[2]) Im selben Sinne sprechen sich Männer aus wie Prosper Fagnani,[3]) der Cardinal Petra,[4]) Sanchez,[5]) Pirhing[6]) und besonders Franz Suarez, der klassische Schriftsteller[7]) über das Ordensrecht, welcher lehrt,[8]) die vom Papste ohne Grund ertheilte Erlaubniß sei nicht so giltig, daß ein Ordensmann daraufhin mit gutem Gewissen zu einer laxeren Genossenschaft übergehen könnte, vielmehr „transitum ad religionem inferiorem vel aequalem esse materiam voti obedientiae ita prohibitam ex vi illius, ut a nullo etiam superiore praecipi possit." Nun lag aber auf Seiten Savonarola's und seiner Brüder einer, der eine solche Dispens oder Anordnung rechtfertigenden oben angeführten Gründe nicht vor, wie sie selbst darum nicht bloß nicht nachsuchten, sondern sich hingegen auf's entschiedenste verwahrten. Aber auch durch das kirchliche Gemeinwohl war eine derartige Maßregel nicht erheischt, man müßte denn nur behaupten wollen, die kirchlichen Interessen hätten erst die Abzweigung einer toskanischen Provinz unter Johannes Dominici, dann 1451 deren Verschmelzung mit der Lombardei, 1469 ihre Trennung von dieser, bald darauf ihre abermalige Vereinigung mit den Lombarden, 1493 die erneute Loslösung von letzteren, 1495 die Wiedervereinigung mit ihnen, wenige Wochen später die

1) Super V. Decretal. de simonia cap. Ne Dei (c. 43 X 5, 3).
2) Summa s. v. Religio IV n. 2.
3) l. c. n. 21, 22. 4) l. c. n. 20.
5) Op. moral. in praecepta decal. lib. VI cap. 7 n. 67.
6) Ius Canon. l. 3 tit. 31 sect. IV n. CLXVII.
7) Vgl. von Scherer, Kirchenrecht I, 300 A. 2.
8) Opp. ed. Venet. 1743 t. XV p. 199 und p. 483.

Zurücknahme dieser Verfügung, 1496 die Errichtung einer römisch-tuscischen Provinz, 1530 die Vermengung von S. Marco mit den Conventualen und endlich sofort wieder die Trennung von ihnen erfordert.[1]) Doch selbst wenn man annehmen wollte, es hätten wirklich kirchliche Rücksichten die Verweisung von S. Marco in eine andere Congregation geboten, so hätte doch diese Versetzung in einen strengeren oder mindestens gleich strengen Orden geschehen müssen, solange derselbe kirchliche Zweck auch hierdurch erreichbar war.[2]) Daß sich der Ordensgeneral Turriano zur Errichtung der tuscisch-römischen Provinz bereit finden ließ, ist sehr erklärlich, wenn wir lesen, dieser sei von Jugend auf „sempre nutrito nella finissima conventualità di Venezia" gewesen,[3]) wie es leicht begreiflich ist, daß man am üppigen, lasterhaften Hofe Alexanders VI. für Gewissensbedenken der geschilderten Art kein Verständniß hatte und daher Savonarola's Weigerung lediglich als trotzigen Ungehorsam auffassen zu müssen glaubte.

War aber der den Mönchen vom Papste ertheilte Auftrag ohne schwere Sünde nicht vollziehbar, so waren diese nicht bloß berechtigt, sondern sogar verpflichtet, die Erfüllung zu unterlassen, mochte diese Unterlassung gleich mit der excommunicatio latae sententiae bedroht sein. Denn da der päpstliche Befehl für sie nicht verbindlich war, so war es auch die ihn verschärfende Censur nicht, und wenn diese über Savonarola gleichwohl verhängt wurde, so war sie null und nichtig. Niemand kann wegen einer pflichtmäßigen Handlung oder Unterlassung censurirt werden, da die Censur

1) Letzteres geschah von Clemens VII. aus dem Hause Medici, vgl. Cronaca del convento di S. Caterina l. c. 628.

2) Cardinal Petra l. c. n. 22.

3) Dies bezeugt P. Neri, Apologia p. 203. Nach Fineschi sah der General Turriano die strengere Congregation von S. Marco überhaupt nicht gern, bei Marchese l. c. p. 400 n. 1.

auf Seiten des zu Censurirenden nach der einhelligen Lehre aller Kanonisten eine schwere, mit hartnäckiger Widerspenstigkeit gegen die Kirche verbundene Verfehlung voraussetzt. Denselben Gedanken drücken die älteren Kanonisten aus, wenn sie die Censur für ungiltig erklären, „si intolerabilem continet errorem." Hierunter ist aber irgend welche Sünde zu verstehen, so daß, so oft unter Androhung einer Censur etwas Sündhaftes befohlen wird, eine derartige Censur ungiltig ist und keinerlei Verbindlichkeit de facto vel de jure nach sich zieht.[1]) Ebenso äußern sich der Cardinalis Hostiensis,[2]) Panormitanus,[3]) Sylvester Prierias.[4]) Als „regula generalis pro obligatione censurae" stellt Suarez die folgende auf:[5]) „Quotiescunque lex vel propter iniquitatem nulla est, vel propter aliam causam actu non obligat, censura per talem legem lata nulla est, seu de facto non incurritur . . . quia si lex non obligat, nec contumacia, nec inobedientia vel peccatum in ejus transgressione intervenire potest, ablata autem materia censurae, nulla potest esse censura."

1) Vgl. c. 40 X 5, 39 und die Glosse dazu.

2) Super V. Decretal. de sentet. excommunic. cap. Per tuas literas.

3) Super tert. secund. Decretal. de sentent. et re judicat. cap. Inter caeteras n. 10.

4) Summa, s. v. Excommunicatio II n. 8.

5) Opp. t. XX ed. Venet. 1749 p. 63; cf. ibid. p. 250: „Qui excusatur a culpa mortali, ab excommunicatione excusatur". Damit stimmt nun aber die Lehre Savonarola's aufs genaueste überein; so sagt er schon in seinem nach Villari um 1491 verfaßten Confessionale: „Nota quod qui potest facere sibi conscientiam quod non peccavit mortaliter, potest etiam sibi facere conscientiam quod non sit excommunicatus, quia excommunicatio rite lata non fertur nisi pro mortali et gravi, cum sit gravissima penarum, eo quod totaliter separet hominem a corpore Christi et ecclesiae;" cf. Pred. sop. Amos ed. Venet. 1528 f. 39, 56, 133.

Allein wenngleich dem Gesagten zu Folge der über ihn verhängte Bann null und nichtig war, war Savonarola nicht gleichwohl zur Beobachtung desselben verpflichtet? Hat er sich nicht dadurch gröblich verfehlt, daß er dessen ungeachtet zu Weihnachten 1497 öffentliche kirchliche Verrichtungen vorzunehmen begann? Meint doch Spektator, es sei „eine allen gebildeten Katholiken geläufige Binsenwahrheit, daß jeder Befehl irgend eines Obern, eine positive sündhafte Handlung zu leisten, an der Mauer des persönlichen Gewissens scheitert. Aber diese Wahrheit hat gar nichts zu thun mit der unzweifelhaften Verpflichtung des Klerikers, sich in statu excommunicationis jeder kirchlichen Funktion zu enthalten, selbst wenn die Censur nicht zu Recht besteht. Leugnet man dies, so stellt man allerdings das subjektive Befinden über die Autorität und durchbricht die gesammte kirchliche Ordnung. Demnach sind wir der Ansicht, daß Savonarola verpflichtet war, auch eine seiner Ueberzeugung nach ungerechte und illegitime Censur in foro externo zu respektiren und sich so lange jeder priesterlichen Handlung und des Predigens zu enthalten, bis die Excommunikation aufgehoben wurde."[1]) „Diesen Worten, sagt Pastor,[2]) sie wohlgefällig hervorhebend, habe ich nichts beizufügen."

Nicht? wirklich nicht? Nun, gar so selbstverständlich liegt die Sache doch keineswegs Einmal dürften unsere Erörterungen doch nicht so unnöthig gewesen sein, wie Spektator behauptet; waren sie doch durch die frühere Darstellung Pastor's selbst hervorgerufen, der nicht bloß dem Prior den, wie er nunmehr selbst zugeben muß, unberechtigten Vorwurf des Husitismus machte, sondern auch die Sache so hinstellte, als ob Girolamo's faktischer Widerstand gegen den päpstlichen Befehl nur in seinem trotzigen Ungehorsam seinen Grund hätte haben können, so daß eine schlechthinige

---

1) Beilage Nr. 248 zur „Allgem. Zeitung" 1898 S. 2.

2) S. 403 A. 1.

Verbindlichkeit aller obrigkeitlichen Befehle anzunehmen wäre. Sodann ist es völlig unrichtig, daß die gedachte Wahrheit gar nichts zu thun habe mit der „unzweifelhaften“ Verpflichtung des Klerikers, sich in statu excommunicationis jeder kirchlichen Verrichtung zu enthalten. Vielmehr steht dieselbe in der innigsten Beziehung zur Frage nach der Verbindlichkeit des Bannes, und wenn Spektator diesen Zusammenhang nicht erkennt, so beweist er damit nur, daß er den Gang unserer Beweisführung entweder gar nicht oder doch nur oberflächlich verfolgt hat. Wenn dann Spektator aus dem Umstande, daß wir dem Prior unter den damaligen, von uns des näheren geschilderten Verhältnissen das Recht zusprachen, den Bann selbst pro foro externo außeracht zu lassen, folgern zu dürfen glaubt, wir leugneten die Verpflichtung des Klerikers, im Zustande des Bannes kirchliche Verrichtungen zu unterlassen, so ist das nicht bloß ein ganz gewaltiger Fehlschluß, sondern zugleich eine Unterstellung, die wir uns höflichst verbitten möchten. Was berechtigt ihn denn, einen einzelnen, bestimmt gelagerten Fall zu verallgemeinern? uns deshalb, weil wir sagten, unter den und den Voraussetzungen durfte der Bann unberücksichtigt bleiben, die generelle Behauptung zu unterschieben, einen für „ungerecht“, „illegitim“ (was denkt sich Spektator hierunter? ist nicht auch der ungerechte Bann „illegitim“?) gehaltenen Bann brauche man nicht zu beobachten? wenn wir behaupten, unter gewissen Bedingungen dürfe man den Nächsten tödten, vertheidigen wir deßhalb die Erlaubtheit des Mordes? Sollte man, bevor man gegen Andere so schwerwiegende Vorwürfe, wie „Durchbrechung der kirchlichen Ordnung“, „Untergrabung der kirchlichen Autorität“, schleudert und wiederholt, nicht doch vielleicht etwas behutsamer und gewissenhafter zu Werke gehen?

Diese übereifrige Verketzerungssucht, der man sich von einem Manne wie Spektator am allerwenigsten versehen möchte, war aber um so unangebrachter, als die von ihm

behauptete schlechthinige Verbindlichkeit eines Klerikers, selbst den „ungerechten“ Bann zu respektiren, in dieser Allgemeinheit nicht zu Recht besteht. Allerdings wird die Censur in den allermeisten Fällen beobachtet werden müssen, schon aus dem einfachen Grunde, weil es sich in den allermeisten Fällen um eine giltige Censur handelt. Selbst wenn sie ausnahmsweise ungiltig ist, ermangelt sie aller Wirkung wenigstens dann nicht, wenn die Ungiltigkeit nur dem Gebannten selbst oder doch nur wenigen Freunden desselben, nicht aber öffentlich bekannt ist. In diesem Falle ist die Censur pro foro interno wirkungslos, aber äußerlich muß sie, um dem Volke durch eigenmächtige Mißachtung derselben kein Aergerniß zu geben und die richterliche Autorität in seinen Augen nicht herabzuwürdigen, beobachtet werden. Daher ist der mit ihr Behaftete der Gebete der Kirche, ihrer Gnaden und Segnungen, überhaupt aller jener Wohlthaten, die dem Einzelnen geistiger und unsichtbarer Weise zuströmen, so wenig beraubt als jedes andere ihrer Mitglieder. Aber auch die äußeren Handlungen, wie Spendung und Empfang der Sakramente, kann er ungehindert vornehmen, wenn dies im Geheimen geschieht oder vor Personen, welchen die Ungiltigkeit der Censur bekannt ist. Da aber lediglich die Rücksicht auf die Vermeidung eines öffentlichen Aergernisses und auf das Ansehen der kirchlichen Strafgewalt den ungiltig Censurirten verpflichtet, die verhängte Strafe pro foro externo zu beobachten, so fällt für ihn diese Verpflichtung selbstverständlich weg, wenn von einem Aergerniß der Gläubigen und von Verachtung der kirchlichen Strafgewalt nicht die Rede sein kann, ein Fall, der dann zutrifft, wenn die Ungiltigkeit der Censur allgemein bekannt und also die Unschuld des mit ihr Belegten notorisch ist.[1]) Daraus ergibt sich von selbst, was von dem viel

1) Kober, Der Kirchenbann S. 218 f. Vgl. dazu Sylvester Prierias Summa s. v. Excommunicatio II n. 1; Johann

und viel mißbrauchten angeblichen Ausspruche des
gor d. Gr.[1]) zu halten ist: Sententia pastoris, sive
sive injusta fuerit, timenda est, ein Satz,
dieser allgemeinen Fassung entschieden als irrig zu
en ist, wie schon Suarez unter Berufung auf die
es berühmten Theologen Gerson betont.[2]) Man muß
r unterscheiden zwischen einer ungerechten, aber
en, und zwischen einer unrechten und zugleich un-
en Censur; erstere muß jedenfalls beobachtet, und
ztere darf nicht schlechthin, sondern nur insofern außer
elassen werden, als hiemit eine Geringschätzung der
en Schlüsselgewalt und ein öffentliches Aergerniß
erbunden ist.[3])

emnach ist die Behauptung Spektators und Pastors
tig, es sei eine „unzweifelhafte Verpflichtung des
s, sich in statu excommunicationis jeder kirchlichen
n zu enthalten, selbst wenn die Censur nicht zu Recht
, wie man auch keineswegs „das subjektive Befinden
e kirchliche Autorität" stellt oder die gesamte kirchliche
ig" durchbricht, wenn man die unhaltbare Aufstellung
tors-Pastors bestreitet.[4])

utierrez, Canon. Quaest. l. 1 cap. 4 n. 36—42; l. 2
ap. 16 n. 19; Suarez l c. p. 71; Ang. de Clavasio,
umma Angelica s. v. Excommunicatio 3 n. 19.
1 C. XI q. 3; vgl. Kober a. a. O. S. 220.
c. p. 72.
gl Glosse zu c. 1 C. XI p. 3; Kober a. a. O.
ellesheim und P. Michael glaubten hervorheben zu müssen,
sogar" der Spektator habe unsere früheren einschlägigen Aus-
ührungen „vielfach richtig gestellt". Was es mit dieser „Richtig-
ellung" für eine Bewandtniß hat, dürfte aus unserer obigen
arlegung genugsam hervorgehen. Daß eine solche „Richtig-
ellung" „sogar" Spektator unternahm, konnte nicht allzusehr
berraschen Nachdem Professor Kraus in Nr. 3 der „Lit.
undschau" 1898 dem Pastor'schen Schriftchen „Zur Beurtheilung
avonarola's eine zu dessen wissenschaftlichem Ertrag im um-

Folglich kommt es bei Beurtheilung Savonarola's ganz darauf an, ob die Ungiltigkeit der über ihn verhängten Censur öffentlich bekannt war oder nicht. Wir glauben nun allerdings, daß, wenn je, eine Notorietät der Ungiltigkeit des Bannes bei ihm vorhanden war. Eine solche Notorietät bestand jedenfalls auf Seiten seiner Anhänger, welche die weitaus überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bildeten. Nach wie vor hielten sie unentwegt zu ihm. Noch immer sahen sie seine Prophezeiungen erfüllt;[1]) die Kinder erschienen, jedenfalls nicht ohne Vorwissen ihrer Eltern, vor der Signorie mit der Bitte, ihm die Predigt wieder zu gestatten.[2]) Oeffentlich wurde in S. Maria del Carmine die Reinheit seiner Lehre, die Heiligkeit seines Wandels vertheidigt.[3]) Angesehene Männer, wie der Graf Johann Franz Pico von Mirandula,[4]) der ob seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit allgemein gefeierte Dominikus Benivieni,[5])

---

gekehrten Verhältniß stehende Besprechung gewidmet hatte, mußte doch auch Spektator für die Pastor'sche Darstellung eine Lanze brechen. Wenn er sich hiebei zur Behauptung einer schlechthinigen Verbindlichkeit selbst der ungiltigen Censur verstieg, so nahm uns dies so wenig Wunder, wie daß Pastor ihm folgte. Daß dies aber gar Theologen wie P. Michael, P. Rösler, Bellesheim thun konnten, muß billig in Erstaunen setzen.

1) Landucci, Diario p. 155. 2) Ebenda p. 157.

3) Ebenda.

4) Apologia R. P. F. H. Savon., bei Quétif II, 3—50; Defensio H. Savon., O. Pr., adv. Sam. Cassinensem ad Hieron. Torniellum, ord. fratr. Min. Generalis vicarium. A. 1615 excusa illa in Metropoli qua Francia mixta Suevis.

5) Er verfaßte drei Schriften zu Gunsten Savonarola's: Tractato di — — in defensione et probatione della doctrina et prophetie predicate da frate Hieronymo da Ferrara nella città di Firenze. Impresso in Firenze per ser Francesco Bonaccorsi adi XXVIII di Maggio 1497. — Dialogo di — —, della verita della doctrina predicata da fr. H. da Ferr., 12 Blätter. Epistola di — — a uno amico. 8 Blätter. Die beiden letzteren Schriften ohne Angabe des Druckortes und -Jahres.

der Arzt Cinozi[1]) traten in eigenen Schriften für ihn ein. Sogar im Kreise der Franziskaner, die stets als seine heftigsten Widersacher aufgetreten waren, erstanden ihm warme Freunde und Sachwalter, wie Paul von Fucecchio, dessen lateinisch geschriebene Entgegnung[2]) auf eine Schmähschrift des Augustiners P. Leonhard[3]) der Notar Philipp Cioni ins Italienische übersetzte.[4])

Unverkennbar machten aber die von Savonarola selbst und seinen Freunden zum Erweise der Ungiltigkeit des Bannes vorgebrachten Gründe großen Eindruck auf die Gemüther.[5]) Nachdem er seinen Meister bereits verleugnet hatte, gestand P. Rubert Ubaldini, wie er selbst früher mit seiner Anschauung nach sehr triftigen und starken Gründen die Ungiltigkeit der Exkommunikation bewiesen habe.[6]) Simon del Nero schrieb im Frühjahr 1498, der Papst habe den Prior unter dem Vorwande des Ungehorsams gebannt, damit dieser nicht mehr predigen könne; da aber die Bosheit und die Niederträchtigkeit dieser Censur nur zu offenkundig sei, so kümmere man sich nicht darum.[7]) Deßgleichen theilte Dominikus Mazzinghi dem florentinischen Gesandten

1) Epistola di Hieron. Cinozi fisicho al venerando P. Abbate et generale di Valembrosa contro all' abbate anachorita. Florenz, August 1497, 4 Blätter.

2) Gedruckt bei Quétif II, 51—69.

3) Vgl. über ihn Neri im Arch. stor. Ital. 1880 ser. IV t. 5 p. 478 sqq.

4) Vgl. Quétif II, 51 sq.

5) Noch im März 1498 versichern die Zehn von Florenz, der Mönch glaube sich nicht in irgend welche Censur verstrikt zu haben und „secondo il iudicio nostro et di molti che ne sono bene informati, iustificha benissimo et con potenti ragioni li casi sua“, bei Gherardi p. 189. Aehnlich äußern sich Nardi und Cerretani.

6) Bei Villari II App. p. CCLIX.

7) Ebenda p. LXVIII.

in Frankreich mit, der Papst habe den Vater Hieronymus wegen angeblichen Ungehorsams gebannt; aber alle Guten und Freunde der Wahrheit und Volksherrschaft erkennen gar wohl, daß es nur auf das Verderben der Stadt und den Untergang des christlichen Lebens abgesehen sei, und machen sich daher nichts aus der Censur.[1]) Aehnliche Stimmen verlauteten im florentinischen Rathe;[2]) sogar am Hofe des mailändischen Herzogs wagten viele wohlgesinnte Männer diesem ins Gesicht die Ungiltigkeit des Bannes zu vertheidigen, wofür doch sehr gute und heilige Gründe (bonissime e sante rasone) sprächen.[3]) Zur Zeit der Pest, im Sommer 1497, wetteiferten die vornehmsten Familien, die Brüder von S. Marco, von denen sie doch die Ansteckung mit der geistigen Pest des Kirchenbannes hätten befürchten müssen, in ihre Landhäuser aufzunehmen.[4]) Nach wie vor verkehrten mit dem Prior, als wäre vom Banne nie die Rede gewesen, Menschen aller Gesellschaftsklassen. Der ferraresische Gesandte besprach sich noch immer mit ihm;[5]) der Arzt Pittorio frug ihn in Gewissensanliegen um Rath;[6]) der Theologieprofessor Marc Anton Ficinense bemühte sich um seine Freundschaft.[7]) Die Signorie selbst kam am Feste der hl. Dreikönige 1498 und küßte ihm die Hand.[8]) Man drängte ihn, sein lang entbehrtes Wort wieder vernehmen zu lassen, und kaum zeigte er sich wieder auf der Domkanzel, da stellte sich der alte Zulauf wieder ein.[9]) der

1) Ebenda p. LXIX sq.

2) Lupi, Arch. stor. Ital. ser. III t. 3 p. 31, 43, 47, 51.

3) Bei Villari II App. p. XLI.

4) Savonarola's Schreiben vom 13. und 14. August 1497, Arch. stor. Ital. App. t. 8 p. 129 sqq.

5) Vgl. Cappelli l. c. p. 380 sqq.

6) Bei Cappelli p. 381 sq.

7) Ebenda p. 388.

8) Landucci p. 161.

9) Bericht Manfredi's bei Cappelli l. c. p. 399.

heil der Bürgerschaft betheiligte sich an der von
stalteten Prozession,[1]) Mann und Weib, Alt wie
bereit, zum Beweise der Ungiltigkeit des Bannes
robe zu bestehen.[2]) Dieses Verhalten der Anhänger
las kann aber um so weniger befremden, wenn
igt, wie es selbst den weitesten Volkskreisen nicht
geblieben war, daß man die Errichtung der tuscisch-
Provinz nur betrieben hatte, um einen Vorwand
n, den Prior zu bannen, hiedurch seines Einflusses
en und den Sturz der Volksherrschaft, den Anschluß
iga, die Rückkehr der Mediceer herbeizuführen.[3])
an doch, daß Alexander VI. in der Wahl seiner
ht wählerisch war, er, der selbst ein Bündniß mit
feinde der Christenheit nicht verschmähte; kannte
Beispiele, daß auch früher schon kirchliche Censuren
schen Rücksichten verhängt worden waren. So sehr
Kirchenbann alles sittlichen Leichtsinnes ungeachtet
ch als das schwerste Unglück fürchtete, so verhehlte
doch nicht, daß dieser furchtbarsten Strafe eine
nde Verfehlung vorausgehen müsse, wie man sie
arola, dessen erbauenden Wandel, dessen glänzende
um das geistige und materielle Wohl der Bürger-
und wie Feind anerkannte, nicht zu entdecken ver-
War doch gerade die Thatsache, auf welcher seine
g des Beitrittes zur neuen Provinz und damit der
bst beruhte, nämlich der Verfall der Ordenszucht
löstern der Dominikanerkonventualen und daher die
Unausführbarkeit des päpstlichen Befehles öffentlich
gemein bekannt und sogar von Laien, und zwar

ht Somenzi's bei Villari II App. p. LI.
eiben Girolamo Benivieni's bei Gherardi p. 216.
Nardi bezeugt, Istorie della città di Firenze l. c. p. 63, 68.
die rühmenden Aeußerungen der Rathsprotokolle bei Lupi
p. 30 sqq.

nicht bloß von Freunden, sondern auch von Feinden des Mönches constatirt; gerade in Florenz sprang der Unterschied zwischen dem Laxismus der Conventualen und der Strenge der Observanten so recht auffallend in die Augen, da die einen in S. Maria Novella, die anderen in S. Marco vertreten waren und ihr beiderseitiger Wandel der ganzen Stadt offen zu Tage lag.

So wenig es nun einem Zweifel unterliegen kann, daß die Ungiltigkeit der Censur für die Anhänger des Mönches feststand, so selbstverständlich erscheint es, daß die Gegner die Verbindlichkeit derselben behaupteten. Es wäre denn doch zu ärgerlich gewesen, wenn die Maßregel, die sie mit saurer Mühe durchgesetzt hatten, nun am Ende gar nicht gegolten hätte! Und doch wagten die Ungerechtigkeit des Bannes nicht einmal sie zu bestreiten[1]) und wie sehr sie auch für seine Giltigkeit eintraten, so ließ sich gerade ihnen gegenüber von einer Notorietät der Ungiltigkeit fast noch füglicher reden, als gegenüber den Fratesken, da gerade sie am allerbesten wußten, mit welch verwerflichen Mitteln sie ihn betrieben hatten! Gestanden sie doch selbst, daß sie den Prediger, dessen sie sich anders nicht zu entledigen wußten, am sichersten per via di Roma[2]) zu verderben hofften. Offen sprach man es in ihrer Gegenwart aus und ohne den geringsten Widerspruch zu finden, nicht von Rom, von Florenz selbst sei der Bann ausgegangen, der Herzog von Mailand, nicht die Predigt des Priors habe (im März 1498) den Umschwung

1) Es ist nur immer der angebliche Spruch des hl. Gregor des Gr., den sie im Munde führen: mag des Hirten Spruch ungerecht sein, man muß ihn fürchten; ihr Wortführer Vespucci meint, man solle doch auch den ungerechten Bann halten, denn es sei vor Gott verdienstlich und sicherer als das Gegenteil. Lupi l. c. p. 39, 40.

2) So die Arrabiaten, Somenzi (Arch. stor. Ital. nuov. ser. 18 p. 25) und Parenti 1497 Mai; desgleichen Nardi p. 65.

in der Gesinnung des Papstes bewirkt.[1]) Hatten sie es doch von Anfang an nicht bloß auf die Exkommunikation über Savonarola, sondern auf das Interdikt über die ganze Stadt abgesehen,[2]) das Johann Camerino, der Ueberbringer des Bannbreves, schon im Juni 1497 bei sich trug und ausgesprochen hätte, wenn er nach Florenz hätte kommen dürfen.[3])

Ist aber dem Allen zufolge eine Notorietät der Ungiltigkeit des Bannes nicht in Abrede zu stellen, dann durfte derselbe auch öffentlich unberücksichtigt bleiben, ohne daß von Erregung eines öffentlichen Aergernisses die Rede sein konnte. Mit der ihn auszeichnenden umsichtigen Klugheit ließ sich Savonarola in seinem Verhalten durch die Aussprüche der hervorragendsten theologischen Celebritäten seiner Zeit, eines Gerson, des doctor christianissimus, der das ganze 15. Jahrhundert hindurch als einer der ersten Lehrer der abendländischen Christenheit gefeiert wurde,[4]) sowie der besonders in S. Marco in hoher Verehrung stehenden Dominikaner Petrus de Palude und des hl. Antonin,[5]) leiten.[6]) Sie alle kommen darin überein, daß, wenn die Ungiltigkeit des Bannes zwar den Gelehrten bekannt sei, dem gewöhnlichen Volke aber nicht, der Gebannte ihn zwar insgeheim nicht zu beachten brauche, wohl aber öffentlich, bis er das Aergerniß

1) Bei Lupi l. c. p. 32, 47, 51; cf. Villari II App. p. LXVIII p.
2) Vgl. Somenzi a a. O.
3) Wie Parenti berichtet, 1497 Juni.
4) Vgl. Schwab in seiner vorzüglichen Monographie „Johannes Gerson" S. 777 ff.
5) Unter Fra Angelico's herrlicher Kreuzigung im Kapitelsaale von S. Marco sind in siebzehn Kreisen das Brustbild des heil. Dominikus und zu dessen Rechten und Linken je acht seiner heiligsten Söhne gemalt, unter ihnen Peter de Palude und der hl. Antonin! Vgl. P Beissel S. J., Fra Giovanni Angelico da Fiesole S. 28.
6) Er führt die Aussprüche jener Gelehrten wörtlich an in seinem Schreiben bei Quétif II, 191—96.

beseitigt habe. Sei daher jemand öffentlich ungiltig gebannt worden, so müsse der Gebannte den Grund der Ungiltigkeit öffentlich bekannt machen, und wenn dies geschehen, dann sei ein gleichwohl noch vorhandenes Aergerniß kein gegebenes, sondern ein genommenes, pharisäisches, und daher zu verachten. Im Einklange damit lehrte schon der hl. Thomas,[1]) man müsse zwar um des Aergernisses der Kleinen willen, das aus Schwachheit oder Unwissenheit hervorgehe, geistige Güter, so lange Gefahr nicht auf Verzug sei, verheimlichen oder verschieben, bis man sich gerechtfertigt und hiemit das Aergerniß behoben habe. Dauere dieses aber trotz geschehener Rechtfertigung fort, so stamme dieses offenbar aus Bosheit, und um solch eines pharisäischen Aergernisses willen dürfe man geistige Güter nicht preisgeben.

Diesen Weisungen gemäß unterließ Savonarola nach Publikation des Bannes die öffentlichen geistlichen Verrichtungen und feierte nur innerhalb seines Klosters, wo ein Aergerniß nicht zu befürchten stand, die hl. Messe.[2]) Er versäumte aber auch keineswegs, in mehreren Flugschriften[3]) die Gründe darzulegen, aus welchen der über ihn verhängte Bann der Giltigkeit entbehre; und erst jetzt, nachdem er die Voraussetzungen, unter welchen der Lehre der Kanonisten zufolge die Notorietät der Ungiltigkeit gegeben und ein an

---

1) S. Theol. II. II q. XLIII art. VII. Hiemit stimmt überein die Lehre Savonarola's im Confessionale f. 32.

2) Vgl. Bracci's Schreiben vom 27. Juni 1497 bei Gherardi p. 172; Pred. in Exod., Venet. 1540 f. 28 b.

3) Epistola contra excommunicationem subreptitiam, Quétif II, 185—90; Contra sententiam excommunicationis, Quétif II, 191—96. Schon in seinen Predigten über Amos 1496 hatte er sich hierüber und besonders über die Tragweite des Gregorspruches verbreitet und so seine Zuhörer schon im Voraus gewappnet, cf. Pred. sop. Amos ed. Venet. 1528 f. 146 b, 147. Savonarola's Schreiben erregten freilich den bitteren Unmuth des römischen Hofes, s. Gherardi p. 172.

der öffentlichen Nichtbeachtung des Bannes gleichwohl genommenes Aergerniß als ein pharisäisches zu erachten war, erschöpft hatte, nahm er zu Weihnachten 1497 die öffentlichen kirchlichen Verrichtungen wieder auf und kehrte im Februar 1498, dem Drängen seiner Freunde nachgebend, auf die Domkanzel zurück. Allein hat er nicht eben hiedurch öffentliches Aergerniß erregt? Berichten nicht Männer, die ihm sonst gewogen waren, wie Landucci,[1]) Nardi,[2]) Guicciardini,[3]) die öffentliche Weihnachtsfeier und später die Predigt habe allgemein große Verwunderung und nicht geringes Mißfallen selbst unter den Fratesken hervorgerufen, so daß viele, die ihm bisher folgten, nunmehr untreu wurden und seinen Vorträgen fern blieben, mit Berufung auf den Spruch des hl. Gregor d. Gr.: des Hirten Urtheil, es sei gerecht oder ungerecht, muß man fürchten?

So richtig dies ist, so muß man sich doch vor übereilten Schlußfolgerungen hüten. Ist es schon an sich unwahrscheinlich, daß die Fratesken, die ihren Meister zur Wiederaufnahme der Predigt selbst bewogen hatten, hieran Anstoß sollten genommen haben, so melden uns dieselben Schriftsteller, daß sie im Gegentheil große Freude und Genugthuung an den Tag legten[4]) und Verehrung für ihn hegten.[5]) Zu verwundern wäre es freilich nicht gewesen, wenn man an dem Mönche Aergerniß genommen hätte; wurde dieses doch geradezu künstlich gezüchtet. Prediger, die im Solde der Mediceer standen, wie der haßerfüllte P. Mariano,[6]) oder des Mohren, wie der Lombarde P. Leonhard,[7]) oder des Papstes,[8]) wurden nicht müde, die Gläubigen unter Strafe des Bannes wie des Ausschlusses

1) Diario p. 161 sq. 2) Istoire p. 69. 3) Opp. ined. III, 167.
4) Nardi l. c. 5) Landucci p. 163.
6) Vgl. Landucci p. 160.
7) Vgl. Neri im Arch. stor. IV t. 5 p. 480 sq.
8) Villari II App. p. LI; Parenti bei Ranke a. a. O. S. 294 A. 2.

von den hl. Sakramenten und dem christlichen Begräbnisse aufzufordern, allen Verkehr mit dem Gebannten und seinen Brüdern sorgsam zu meiden; hiedurch gerieth das Volk naturgemäß in große Verwirrung.[1]) Scheute man sich doch nicht,[2]) die Mönche von S. Marco als Sodomiten zu verleumden! Aber auch sonst erlaubten sich die Gegner mancherlei Gewaltthätigkeiten; die Schwestern vom 3. Orden des hl. Franz, die jeden Morgen die Predigten Savonarola's zu besuchen pflegten, wurden von den Franziskanern, die das nicht leiden wollten, in einer Weise belästigt, daß sich die Kanoniker von S. Lorenz in's Mittel legten.[3]) Da war es leicht begreiflich, daß sich viele von dem Gebannten zurückzuziehen und fernzuhalten begannen, um allen Plackereien zu entgehen, besonders Geschäftsleute, die es mit den reichen Familien der Bigi, Arrabbiati und Compagnacci, wie mit den Franziskanern, Augustinern, Serviten und Weltgeistlichen doch auch nicht ganz verderben durften. Daß sich durch Rücksichten materieller Art kleinere Leute beeinflussen ließen, kann um so weniger überraschen, wenn wir sehen, wie sogar der Herzog von Ferrara, der noch im August 1497, also nach Verhängung des Bannes, dem Prior sein Vertrauen schenkte,[4]) im März 1498 auf die Nachricht hin, der Papst nehme es übel, daß er sich vom Grafen von Mirandula die Apologie zu Gunsten Savonarola's habe widmen lassen, den Verfasser kurzer Hand desavouirte und betheuerte, die Widmung in keiner Weise veranlaßt zu haben;[5]) und doch sind seine beiden Schreiben so allgemein gehalten, daß aus ihnen auch nicht mit einem Worte ein Schluß auf eine

1) Parenti a. a. O.
2) Vgl. Landucci p. 155.
3) Burlamacchi p. 174.
4) Cappelli p. 382 sq. n. 120.
5) Ebenda p. 399 sq. n. 145, 146.

Preisgabe oder Verdammung Girolamo's zu ziehen ist, für den sich Ercole im Gegentheile auch fürder auf's lebhafteste interessirte.[1]) Wie zu den Vorträgen des Priors Leute kamen, die nichts weniger als Piagnonen waren,[2]) so konnte es unter den letzteren solche geben, die wegblieben, ohne deßhalb ihre Gesinnung zu verändern; ja selbst offener Tadel, den sie etwa gegen die eine oder andere Maßregel aussprachen, bewies noch keineswegs eine Unzufriedenheit mit seinem kirchlichen Verhalten. Auch unter den Piagnonen gab es verschiedene politische Schattirungen; nicht wenige von ihnen waren einem Beitritte zur Liga, einem Bunde mit dem Papste nicht ganz abgeneigt, wollten zum mindesten angesichts der finanziellen Erschöpfung der Stadt und ihrer politischen Ohnmacht einen offenen Bruch mit Alexander VI., von dem noch am ehesten Hilfe zu erwarten war, vermieden wissen, ein Bruch, wie er in der Weihnachtsfeier, in den kühnen Fastenpredigten unwiderruflich vollzogen schien. Wie, wenn nun der Papst Repressalien übte? Nicht bloß politisch, auch finanziell waren ja die Florentiner vom hl. Stuhle abhängig; sie waren ja seine Bankiers und zogen aus seinen über das ganze Abendland verzweigten Geldgeschäften reichen Gewinn. Um so mehr mußte man schonende Rücksicht auf ihn nehmen und sich hüten, ihn durch offene Mißachtung seiner Censuren unnöthig zu reizen und zu verbittern. Derlei politische und materielle Rücksichten waren es, nicht kirchliche oder Gewissensbedenken, die vielfach eine Mißbilligung der Predigt und Nichtbeachtung der Censur durch Savonarola hervorriefen. Es kam vielen sonderbar vor, berichtet Parenti,[3]) daß man den Papst, dessen man bedürfe, erzürne und seine Befehle mißachte. Es ist eine

1) Ebenda p. 400 sq. n. 147.
2) So Machiavelli, vgl. Fester S. 40 f.
3) 1498 Februar, bei Ranke a. a. O. S. 291.

bedenkliche Sache, so wurde in den Rathsverhandlungen im März 1498 bemerkt,[1]) dem Interdikte zu verfallen, denn dann kann jeder uns plündern und wie Geächtete behandeln. Der Papst, äußerte ein Anderer,[2]) ist stark, wir sind schwach; sein Arm erstreckt sich über die ganze christliche Welt und kann daher überall unsere Kaufleute treffen und unsern Handel schädigen, von dem wir leben. In ähnlichem Sinne sprachen sich verschiedene Andere aus;[3]) der angesehene Rechtsgelehrte Vespucci erinnerte daran,[4]) wie viel das Interdikt unter Lorenzo Medici die Stadt gekostet habe, und wie die römischen Prälaten, die keine Gelegenheit verstreichen ließen, um Geld zu machen, sie um so weniger jetzt versäumen würden.

Faßt man nun all die geschilderten Verhältnisse ins Auge, dann kann von einem öffentlichen Aergernisse, das Savonarola mit seinem Auftreten dem religiösen Sinne der Florentiner gegeben hätte, keine Rede sein; aber auch einer Mißachtung der Schlüsselgewalt hat er sich nicht schuldig gemacht. Daß ihm eine solche bei seiner Nichtanerkennung des Bannes vollständig ferne liege, bekundete er durch mehrere Schreiben[5]) an den Papst, die auch dem Volke nicht unbekannt blieben;[6]) besonders aber zeigt dies sein herrlicher Brief[7]) vom 13. Oktober 1497, der Pastor ganz entgangen zu sein scheint. Hier heißt es: „Wie ein Kind trauert, wenn sein Vater ihm zürnt, und weder Mittel noch Weg

1) Bei Lupi l. c. p. 34.

2) ib. p. 35.

3) ib. p. 36, 37, 43, 44, 46, 50.

4) ib. p. 29.

5) Quétif II, 125—127 vom 22. Mai 1497; Perrens-Schröder S. 547—49 VII Kal. Jul. 1497.

6) Pred. in Exod. ed. Venet. 1540 f. 28 b.

7) Zuerst veröffentlicht von P. Ferretti O. Pr. im „Quarto Centenario della morte di fra Gir. Sav." Num. 6 p. 83.

verschmäht, um ihn zu besänftigen, auch durch eine abschlägige Antwort das Vertrauen auf seine gewohnte Güte sich nicht rauben läßt, da geschrieben steht: ‚Bittet, und ihr werdet empfangen, klopfet an, und es wird euch aufgethan', so bekümmert mich die Entziehung der Gnade Ew. Heiligkeit mehr denn irgend ein anderer Verlust, weßhalb ich unablässig zu ihren Füßen fliehe, flehend, es möge endlich mein Rufen Gehör in ihrem Antlitz finden und ihr Schooß mir nicht länger verschlossen bleiben. An wen sollte ich mich, gleichsam sein Schaf, sonst wenden, denn an den Hirten, dessen segnende Stimme ich sehnsüchtig zu hören verlange, in dessen heilbringende Gegenwart es mich zieht? Hätte ich mich ihm doch längst zu Füßen geworfen, wenn ich sicher vor den ungerechten Verfolgungen Gottloser hätte reisen können. Ich habe mir fest vorgenommen und wünsche von ganzem Herzen, dies, sobald es ohne Verdacht geschehen kann, zu thun, um mich endlich von jeder Verleumdung reinigen zu können. Inzwischen unterwerfe ich mich in Allem, wie schon bisher stets, in tiefster Demuth seiner Majestät und bitte inständig um Verzeihung, falls etwa aus Unverstand oder Unachtsamkeit gefehlt worden sein sollte; denn an bösem Willen wird niemals auch nur ein Schatten in mir zu entdecken sein."

Das Gesagte dürfte unseres Erachtens vollauf genügen, um den Beweis zu liefern, daß es sich bei Savonarola wirklich um eine notorisch ungiltige Censur gehandelt hat und ihm weder die Erregung eines öffentlichen Aergernisses noch Mißachtung der kirchlichen Schlüsselgewalt zur Last gelegt werden kann. Doch selbst angenommen, Savonarola habe sich hierin getäuscht und auch wir uns einem Irrthum hingegeben, so beträfe dieser Irrthum doch nur die Thatsache der Notorietät, keineswegs aber könnte daraus auf starrsinnigen Ungehorsam gegen den hl. Stuhl, Durch-

brechung der kirchlichen Ordnung u. dergl. geschlossen werden. Jedenfalls mußte doch auch Savonarolas feste Ueberzeugung von der Notorietät der Unverbindlichkeit der Censur bei seiner Beurtheilung in Anschlag gebracht werden; erscheint aber dann sein Verhalten nicht in wesentlich anderem Lichte? und ist dann noch die Darstellung Pastors haltbar, der sich vor Entsetzen über die „sakrilegischen" Handlungen des „unglücklichen", „stolzen" Dominikaners kaum mehr zu fassen vermag?

Gerne hätten wir uns noch eingehender mit den angeblich „fürchterlichen Schmähungen", die sich der Prior im Frühjahr 1498 wider Papst und Curie erlaubt haben soll, die aber dazu in Wahrheit erst durch fürchterliche Uebertreibungen gestempelt wurden, sodann mit der Feuerprobe und dem Processe beschäftigt, hätten wir das Gastrecht, das uns die „Hist. pol. Blätter" in liebenswürdiger Weise gewährten, nicht schon über Gebühr in Anspruch genommen. Immerhin dürften die vorliegenden Ausführungen hinreichend darthun, daß Pastors Darstellung Savonarolas, so zuversichtlich sie sich gibt, von großer Einseitigkeit nicht freizusprechen und daher als zuverlässig nicht zu bezeichnen ist. Zu weiteren Auseinandersetzungen wird sich anläßlich der quellenkritischen Studien, die wir dem Ferraresen zu widmen und in die wir auch die einschlägigen Aeußerungen der florentinischen Geschichtsschreiber Parenti und Cerretani einzubeziehen gedenken, ergiebige Gelegenheit bieten.

Schließlich bedauern wir, noch in einer persönlichen Angelegenheit das Wort ergreifen zu müssen. Pastor behauptet in seiner neuen Auflage, wir hätten uns in unseren Savonarola-Artikeln „in die ärgsten Widersprüche" verwickelt; „diese Widersprüche, sagt er, finden sich in einem und demselben Aufsatze; sie betreffen nicht Nebendinge, sondern die wichtigsten Punkte der Controverse", worauf er, um diese Widersprüche recht in die Augen springen zu lassen, ver-

schiedenen Stellen aus dem ersten, am 1. April 1898 erschienenen Artikel solche aus dem am 1. Juni veröffentlichten letzten Aufsatze an die Seite reiht. Demgegenüber meinen wir, daß Pastor am allerwenigsten Ursache hat, Anderen Widersprüche vorzuwerfen, er, der sich solche in seiner Darstellung Savonarolas selbst zu Schulden kommen ließ, und zwar nicht bloß in Nebensachen, sondern in wesentlichen Punkten der Streitfrage. Unsere verschiedenen Auslassungen rühren nicht, wie Pastor anzunehmen scheint, davon her, daß wir unsere Abhandlung bruchstückweise nach und nach der Redaktion der „Hist. pol. Blätter" eingesandt und etwa im späteren Artikel nicht mehr gewußt hätten, was wir im früheren geschrieben; sie finden vielmehr darin ihre, wie uns bedünken will, sehr natürliche und naheliegende Erklärung, daß wir uns im ersten Artikel auf den Boden des von uns dort eingehend besprochenen Buches Luottos stellten und von ihm aus gegen letzteren Schwierigkeiten erhoben, die uns in seinem Werke nicht befriedigend gelöst schienen. Wir wollten hervorheben, daß mit den von Luotto vorgebrachten Gründen eine Rechtfertigung Savonarolas nicht zu erzielen sei. Hatte z. B. Luotto bezüglich des dem Prior vom Papste gebotenen Beitrittes zur neuerrichteten römisch-toskanischen Congregation die Behauptung aufgestellt, Alexander VI. sei zwar vollauf berechtigt gewesen, eine solche Provinz zu errichten und den Beitritt von S. Marco zu verfügen, Savonarola habe aber, weil im Breve nicht ausdrücklich genannt, den Gehorsam verweigern dürfen, so wollten wir dagegen im ersten Artikel darthun, daß Girolamo, hätte er nur den von Luotto angeführten Grund gehabt, den Gehorsam nicht verweigern durfte, während wir im letzten Artikel zu erweisen suchten, daß er dies allerdings durfte, aber aus einem ganz anderen als dem von Luotto beigebrachten Grund; worin da ein Widerspruch liegen soll, ist uns un-

erfindlich. Ganz ähnlich verhält es sich mit Luotto's Versuchen, die Nichtigkeit des Bannes zu beweisen. Gerade aus der Nebeneinanderstellung unserer früheren und späteren Darlegungen ergibt sich ja, was Pastor bei aufmerksamerer Lektüre nicht entgangen wäre, daß wir in den letzteren die Bedenken, die man nach dem immerhin nicht unverdienstlichen Buche Luotto's noch haben könnte, entkräften wollten; daß im ersten Artikel keineswegs unsere eigene persönliche Auffassung zum Ausdrucke kam, erhellt ja schon aus dem Umstande daß wir eine hier vorgetragene Anschauung im letzten als „oberflächlich" bezeichnet haben. Aber selbst den Fall angenommen, wir hätten im Verlaufe der Arbeit unsere Ansicht geändert und den Standpunkt des ersten Artikels verlassen, glaubt Pastor wirklich, daß hiemit die Darlegungen der übrigen Artikel hinfällig geworden wären? Hat er nicht selbst an verschiedenen Stellen der neuen Auflage seine Darstellung gerade mit Rücksicht auf unsere Untersuchung, freilich ohne es immer der Mühe werth zu finden, dies anzumerken, modificirt? Ja selbst Spektator scheint die Artikel trotz der angeblichen „Widersprüche", die Pastor darin entdeckte, der Benutzung nicht für so ganz unwerth gehalten zu haben; wenigstens glauben wir wiederholt Spuren einer solchen in seinen Savonarolabriefen begegnet zu sein.

Unsere Ausführungen über die Savonarolafrage sind niemanden zu Lieb, niemanden zu Leid geschrieben. Wir wissen uns frei von kleinlicher Nörgelsucht und eitler Rechthaberei. Wir sind die letzten, die thatsächlichen Verdienste der „Geschichte der Päpste" irgendwie verkennen oder schmälern zu wollen. Aber je größer die Verbreitung, je höher die Werthschätzung ist, deren sich dieselbe in weitesten katholischen Kreisen erfreut, um so dringender hielten wir es für geboten, die unserer Ueberzeugung nach unhaltbare Darstellung, wie sie Pastor dem florentinischen Reformator widmet, zu bekämpfen, damit sie sich nicht etwa, wenn sie unwidersprochen

bliebe, als die allein berechtigte, am Ende gar allein kirchliche, einniste und die Herrschaft an sich reiße. Wir sind an die Geschichte Girolamo's ohne alle Voreingenommenheit nach irgend welcher Seite hin herangetreten und würden, falls wir gefunden hätten, daß Pastor den Mönch im Widerspruch mit den Quellen ungebührlich lobte, keinen Anstand genommen haben, ebenso unsere Verwahrung einzulegen. Glaubten wir nun aber im Gegentheil eine Lanze für denselben einlegen zu sollen, so ließen wir uns hiebei von keiner anderen Rücksicht leiten, als von dem einen Verlangen, in dem wir uns trotz aller Verschiedenheit in der Auffassung und Beurtheilung eins glauben mit dem Verfasser der Papstgeschichte: im aufrichtigen Streben nach geschichtlicher Wahrheit und Gerechtigkeit.

Dr. Schnitzer.

L.

Kirche und Staat seit 300 Jahren.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, der man mit Wahrheitsliebe und Freimuth endlich auf den Grund kommen muß, daß es in den der Mehrzahl nach katholischen Staaten des Erdrundes vielfach schlimm bestellt ist. Und es ist dort überall so gekommen, nicht von heute auf morgen, sondern nach einer Jahrzehnte und Jahrhunderte langen Entwicklung der Dinge. Man kann also nicht von einem bösen Zufalle reden; sondern man muß klar und bestimmt in's Auge fassen, wieso es denn eigentlich gekommen ist, daß so viele Staatswesen mit vorwiegend oder ausschließlich katholischen Angehörigen auf solche Abwege geriethen?

Katholikenfeinde werden mit dem Erklärungsgrunde schnell fertig sein. Ihnen ist das Zurückbleiben oder der Verfall katholischer Staatswesen nur eine Bestätigung ihrer Vorurtheile gegen alles katholische Wesen überhaupt. Sie zeigen mit schlecht verhehlter Schadenfreude auf die wirklichen oder oft auch nur angeblichen unguten Thatsachen der Gegenwart, und auf die dieselben vorbereitenden Irrthümer und Verbrechen der Vergangenheit, um daraus einen Scheinbeweis für ihre, sei es katholiken-, sei es überhaupt christenthumsfeindlichen Anschauungen aufzubauen. Nach diesen Anschauungen sieht es in jenen katholischen Staaten so traurig aus, weil sie katholisch sind. Unsere Ueberzeugung ist es selbstverständlich, daß solche Uebelstände dort vorkommen, obwohl sie katholisch sind. Aber ein so oberflächlicher Trost und ein allgemeiner Hinweis auf die menschliche Gebrechlichkeit wäre allzu bequem; und er würde keinen Andersgläubigen oder Ungläubigen überzeugen, keinen Zweifler wiedergewinnen. Es ist vielmehr eine gründliche Untersuchung dieser geschichtlichen Thatsachen in ihrem ursächlichen Zusammenhange, eine Art historisch-politischer Gewissenserforschung nöthig über unsere eigenen Fehler; denn diese sind wenn auch nicht immer die alleinige Ursache jener traurigen Thatsachen selbst, so doch die Ursache der Schwäche in der Verhütung oder Abwehr derselben.

Italien und Frankreich wetteifern derzeit in culturkämpferischer Verfolgung der Kirche, und zeigten in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in Krieg und Frieden eine Minderwerthigkeit, einen Verfall der öffentlichen Moral, welche tief beschämend sind. — Wie es dahin kam, welche Uebelstände in vielen italienischen Gemeinwesen der früheren Jahrhunderte herrschten, wie z. B. der äußere Glanz Venedigs und die verführerische Pracht der Kleinstaaten bereits im Zeitalter der sogenannten Renaissance die Anfänge jener inneren Fäulniß bedeckten, welche auch das heutige

mit Ach und Krach geeinigte Italien durchzieht, daran braucht man nur im Allgemeinen zu erinnern. — Und ebenso bekannt ist es, wie schon das Sonnenkönigthum Frankreichs mit Türken und Protestanten sich verbündete gegen katholische Staaten und in der inneren Politik durch Mißachtung des Rechtes und durch Sittenverderbniß die Revolution vorbereitete. Mit Staunen sieht die christliche Mitwelt die immer noch neuen, für unglaublich gehaltenen Steigerungsstufen methodischen Wahnsinnes im Hasse gegen das Christenthum, und dies Alles in demselben Frankreich, das andererseits so viele heroische Tugendakte, so viele Wunder der christlichen Liebe und frommen Glaubens hervorgebracht hat und noch immer hervorbringt. — Aehnlich ist es in Belgien, wo neben den Orgien teuflischer Bosheit eine Fülle der rührendsten Herzensgüte und opferwilligsten Glaubenseifers zu Tage tritt. — Spanien hat, nachdem es während des eben abgelaufenen Jahrhunderts der Schauplatz der unsinnigsten Revolutionen und Gegenrevolutionen bald von oben, bald von unten war, am Ende desselben die letzten Reste seiner einstigen Weltmacht eingebüßt. Und es geschah dies unter Begleiterscheinungen, welche erst recht aller Welt zeigten, wie schon längst bis in die einzelnen Zweige der Militär- und Civil-Verwaltung hinein so vieles faul war in diesem Staate und seinen Colonien. Daß Spanien der Uebermacht des habsüchtigen Streberthums der Vereinigten Staaten schließlich erliegen mußte, war ja vorherzusehen; aber wie wenig ruhmvoll war dieser Vernichtungskampf für beide Theile! Wie ganz anders haben die kleinen Burenrepubliken gegen den Angriff der englischen Uebermacht sich gerüstet, mit welcher Mannhaftigkeit und Ueberlegung sich zur Wehre gesetzt! Selbst wenn sie schließlich der Weltmacht unterliegen sollten, so wird ihr Andenken groß dastehen in der Weltgeschichte. — Portugal ist ein Vasallenstaat von Englands und der Freimaurer Gnaden. — Oesterreich und

die katholischen Schweizer Cantone zeigen gleichfalls bedenkliche Erscheinungen. — Die südamerikanischen Republiken haben, ähnlich wie Mexico und Brasilien, von Revolution zu Revolution sich fortgefristet; und wenn das spanische Amerika noch nicht von der Landkarte verschwunden ist, so hat es dieß nur dem Umstande zu danken, daß es nicht so mächtige unmittelbare Nachbarn hat, wie seinerzeit das innerlich ebenso zerrüttete, unglückliche Polen sie hatte.

Fort mit aller Selbsttäuschung und mit entschuldigenden Vergleichen! Freilich hat das protestantische England fürchterlich gegen die Irländer gewüthet. Aber auch schon vor Heinrich dem Blaubart und seiner jungfräulich genannten Tochter Elisabeth war England der unersättliche Würgengel Grün Erins. Freilich war die spanische Inquisition ein Staatsinstitut und ist wohl zu unterscheiden von der gleichnamigen kirchlichen Instanz. Aber eine Institution des katholischen Staates Spanien war sie doch. Wenn auch die oberste kirchliche Autorität mit derselben nichts zu thun hat, so ist doch diese Politik, d. i. also die Politik eines unbestreitbar katholischen Staates dafür verantwortlich. Es ist eine sittliche Pflicht des katholischen Politikers, sich dieser Verantwortung voll bewußt zu werden. Ausflüchte und Selbsttäuschungen sind hier ebenso verderblich wie auf dem Gebiete der Privatmoral.

Haus Habsburg war gewiß seit Rudolf bis zu Maria Theresia und dem heutigen hochherzigen Dulder auf Oesterreichs Throne eine katholische Macht. Aber wer hat sie mit allen auch den unerlaubtesten Mitteln bekämpft? Das Haus Bourbon, die unheiligen Söhne Ludwig des Heiligen. Wer that dasselbe in diesem Jahrhundert? Das Haus Savoyen, in dessen Wappen das Kreuz steht, dasselbe Kreuz, das Kreuz gebracht hat auch über Pius IX. Freilich hat auch die protestantische Vormacht Deutschlands, hat Preußen damals sehr wesentlich mitgeholfen zur Untergrabung

des Habsburger Thrones. Freilich schlugen dunkle Mächte seit jeher und schlagen sie noch heute unermüdlich mit ihren Hämmern an dessen Thron. Aber all die äußeren Angriffe von katholikenfeindlicher Seite hätten schwerlich vermocht, das katholische Oesterreich so zu gefährden, ohne jene Eifersucht der katholischen Staaten und ohne die eigene innere Schwäche, welche nicht immer unverschuldet gewesen ist.

Es gibt typische Fehler in der inneren und äußeren Politik katholischer Staaten; seit der kirchlichen Trennung ist besonders das Staatskirchenthum ein solcher und eine Quelle unglaublich vieler Folgeübel. Dieses Staatskirchenthum ist nicht etwa erst eine Folge des westfälischen Friedensgrundsatzes cujus regio, ejus et religio. Sondern schon vorher hatte die neuerliche Verherrlichung altheidnischer Rechts- und Staatsbegriffe an den Universitäten die Geister der Gebildeten, also der Regierenden, für den Einheitsstaat vorbereitet, welcher keine selbständige Rechtssphäre innerhalb seiner Grenzen duldet. Die Kirche vor Allem paßte in diesen Einheitsstaat nur dann hinein, wenn sie eine der weltlichen Obrigkeit untergeordnete Stellung einnahm, wenn die Bischöfe und Priester sich als eine Gattung Beamter nach Art der Haruspices oder als Censoren betrachteten, welche die Gewissen der Unterthanen zum vertrauenden Gehorsam gegen die Obrigkeit stimmten. Im Kirchenstaate und den geistlichen Fürstenthümern, wo die geistliche und weltliche Obrigkeit in den gleichen Händen war, fiel das nicht so sehr auf; dies umso weniger, als unter dem nach außen meist friedlichen Krummstabe sprichwörtlich gut zu leben war, und keine Competenzconflikte die Lösung innerer Schwierigkeiten noch mehr erschwerten. In weltlichen Königreichen und Fürstenthümern mußte es jedoch oft anders kommen. Wo die Centralgewalt stark genug war, wie in Frankreich, England, Spanien, schuf dieser Zug der Zeit Großstaaten; in Italien dagegen und namentlich in Deutsch-

die katholischen Schweizer Cantone zeigen gleichfalls bedenkliche Erscheinungen. — Die südamerikanischen Republiken haben, ähnlich wie Mexico und Brasilien, von Revolution zu Revolution sich fortgefristet; und wenn das spanische Amerika noch nicht von der Landkarte verschwunden ist, so hat es dieß nur dem Umstande zu danken, daß es nicht so mächtige unmittelbare Nachbarn hat, wie seinerzeit das innerlich ebenso zerrüttete, unglückliche Polen sie hatte.

Fort mit aller Selbsttäuschung und mit entschuldigenden Vergleichen! Freilich hat das protestantische England fürchterlich gegen die Irländer gewüthet. Aber auch schon vor Heinrich dem Blaubart und seiner jungfräulich genannten Tochter Elisabeth war England der unersättliche Würgengel Grün Erins. Freilich war die spanische Inquisition ein Staatsinstitut und ist wohl zu unterscheiden von der gleichnamigen kirchlichen Instanz. Aber eine Institution des katholischen Staates Spanien war sie doch. Wenn auch die oberste kirchliche Autorität mit derselben nichts zu thun hat, so ist doch diese Politik, d. i. also die Politik eines unbestreitbar katholischen Staates dafür verantwortlich. Es ist eine sittliche Pflicht des katholischen Politikers, sich dieser Verantwortung voll bewußt zu werden. Ausflüchte und Selbsttäuschungen sind hier ebenso verderblich wie auf dem Gebiete der Privatmoral.

Haus Habsburg war gewiß seit Rudolf bis zu Maria Theresia und dem heutigen hochherzigen Dulder auf Oesterreichs Throne eine katholische Macht. Aber wer hat sie mit allen auch den unerlaubtesten Mitteln bekämpft? Das Haus Bourbon, die unheiligen Söhne Ludwig des Heiligen. Wer that dasselbe in diesem Jahrhundert? Das Haus Savoyen, in dessen Wappen das Kreuz steht, dasselbe Kreuz, das Kreuz gebracht hat auch über Pius IX. Freilich hat auch die protestantische Vormacht Deutschlands, hat Preußen damals sehr wesentlich mitgeholfen zur Untergrabung

es Habsburger Thrones. Freilich schlugen dunkle Mächte
it jeher und schlagen sie noch heute unermüdlich mit ihren
ämmern an dessen Thron. Aber all die äußeren Angriffe
on katholikenfeindlicher Seite hätten schwerlich vermocht,
as katholische Oesterreich so zu gefährden, ohne jene Eifer-
ucht der katholischen Staaten und ohne die eigene innere
Schwäche, welche nicht immer unverschuldet gewesen ist.

Es gibt typische Fehler in der inneren und äußeren
Politik katholischer Staaten; seit der kirchlichen Trennung
t besonders das Staatskirchenthum ein solcher und
ine Quelle unglaublich vieler Folgeübel. Dieses Staats-
irchenthum ist nicht etwa erst eine Folge des westfälischen
Friedensgrundsatzes cujus regio, ejus et religio. Sondern
chon vorher hatte die neuerliche Verherrlichung altheidnischer
Rechts- und Staatsbegriffe an den Universitäten die Geister
r Gebildeten, also der Regierenden, für den Einheitsstaat
orbereitet, welcher keine selbständige Rechtssphäre innerhalb
iner Grenzen duldet. Die Kirche vor Allem paßte in
esen Einheitsstaat nur dann hinein, wenn sie eine der
eltlichen Obrigkeit untergeordnete Stellung einnahm, wenn
Bischöfe und Priester sich als eine Gattung Beamter
ch Art der Haruspices oder als Censoren betrachteten,
lche die Gewissen der Unterthanen zum vertrauenden
ehorsam gegen die Obrigkeit stimmten. Im Kirchenstaate
d den geistlichen Fürstenthümern, wo die geistliche und
eltliche Obrigkeit in den gleichen Händen war, fiel das
cht so sehr auf; dies umso weniger, als unter dem nach
ßen meist friedlichen Krummstabe sprichwörtlich gut zu
en war, und keine Competenzconflikte die Lösung innerer
chwierigkeiten noch mehr erschwerten. In weltlichen König-
chen und Fürstenthümern mußte es jedoch oft anders
mmen. Wo die Centralgewalt stark genug war, wie in
ankreich, England, Spanien, schuf dieser Zug der Zeit
oßstaaten; in Italien dagegen und namentlich in Deutsch-

blieben freilich auch die herrschenden Kreise viel länger, als in protestantischen, äußerlich religiös. Viele dieser Herren legten sich aber eine humanistische Weltanschauung zurecht, welche von der protestantischen sich nicht sehr unterschied: sie überließen das innerlich fromm und gläubig sein dem armen Volke, den unteren Ständen, und die Geistlichkeit hatte für sie nur die Bedeutung einer schwarzen Polizei. Daß diese Anschauung vieler Hochmögenden durch und durch unkatholisch war, ist selbstverständlich. Gleichwohl aber übte sie einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Regierungsweise in den katholischen Staaten, diesseits wie jenseits des Rheins, diesseits wie jenseits der Alpen.

* * *

Cesare Borgia, Machiavell träumten im Sinne dieser Weltanschauung ein einiges Italien mit dem Papste an der Spitze. Und als dieser ebenso, wie einst der göttliche Meister, sich dem Volke entzog, da es ihn zum König machen wollte, da wurden die Cavours seine grimmigsten Feinde bis in die neuere und neueste Zeit. Die politischen und religiösen, beziehungsweise antireligiösen Wirren Italiens sind im Grunde genommen nichts Anderes, als die Folgeübel der heidnisch-römischen Rechts- und Weltanschauung, welche lange vor der Kirchenspaltung in den dortigen Rechtsakademien wieder aufgelebt war. Hier ist der alte Schlüssel zur Erklärung der sonst unbegreiflichen politischen Zustände in dem für das Privatleben gut katholisch verbliebenen Italien.

Auf dem Boden Frankreichs entkeimte derselben Ursache eine Abart des Uebels. Auch Frankreich hatte seine cäsaristische Idee. Und es gibt heute noch Franzosen, welche Deutschland, Italien und Spanien als abgefallene Provinzen Frankreichs betrachten, das Karl der Große begründet habe und die daher wiedererobert werden müßten. Die Bourbons hatten im Dienste dieses Gedankens zunächst auf dem Einheits-

staat in Frankreich selbst hingearbeitet, das reiche innere Leben ihrer kleinen Provinzen, der Corporationen und Zünfte, des Adels wie der Geistlichkeit theils unterdrückt, theils in's Joch der Staatsomnipotenz gebeugt, und es bereits dahin gebracht, daß man Paris Frankreich nennen konnte. Nirgends wurde so consequent centralisirt wie in Frankreich. Wie dieser Centralismus nach der politischen und socialen Seite durch Ertödtung freiheitlichen Eigenlebens und Verderbniß der Sitten die französische Revolution vorbereitet hat, ist ebenso bekannt, wie das seitherige nicht zur Ruhe kommen; denn so oft eine solche einigermaßen restaurirt scheint, kommen immer wieder die Leute, die nichts gelernt und nichts vergessen haben, und treiben Frankreich in die alten Irrthümer zurück, welche alle Religiosität der Privatleute ohne Einfluß lassen auf das öffentliche Leben im Staate.

Wie oft haben die Verfassungen Frankreichs gewechselt! Aber das Bleibende im Wechsel des alten wie des restaurirten und des Julikönigthums, des ersten und zweiten Kaiserreiches und des halben Dutzends republikanischer Verfassungen — blieben die organischen Artikel. Durch diese war und blieb unter allen Umständen das Concordat in solcher Weise verkehrt und gefälscht, daß der Klerus in eine falsche Stellung kam und in ihr blieb. Alle Hingebung des Klerus bleibt wirkungslos, wenn das Vertrauen fehlt; wenn es den Anschein hat, daß er nur darum den Armen das Evangelium predige, damit die Reichen und Vornehmen desto ungestörter ausbeuten und genießen können; selbst die Heldenthaten der christlichen Charitas, an welchen Frankreich so überaus fruchtbar ist, erscheinen dann nur als heuchlerische Beschwichtigungsmittel und Lockspeisen zur Hinwegtäuschung über vorenthaltenen Liedlohn. Das Staatskirchenthum ist so die Ursache der Einflußlosigkeit der Kirche und kirchlich gesinnten Laien auf das politische Leben Frankreichs, selbst unter nicht gerade kirchenfeindlichen Regierungen. Und sie gibt solchen in jedem beliebigen Augenblicke die

blieben freilich auch die herrschenden Kreise viel länger
in protestantischen, äußerlich religiös. Viele dieser H
legten sich aber eine humanistische Weltanschauung zu
welche von der protestantischen sich nicht sehr unters
sie überließen das innerlich fromm und gläubig sein
armen Volke, den unteren Ständen, und die Geistl
hatte für sie nur die Bedeutung einer schwarzen P
Daß diese Anschauung vieler Hochmögenden durch und
unkatholisch war, ist selbstverständlich. Gleichwohl aber
sie einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Regierunge
in den katholischen Staaten, diesseits wie jenseits des Rh
diesseits wie jenseits der Alpen.

* * *

Cesare Borgia, Machiavell träumten im Sinne
Weltanschauung ein einiges Italien mit dem Papst
der Spitze. Und als dieser ebenso, wie einst der gö
Meister, sich dem Volke entzog, da es ihn zum König m
wollte, da wurden die Cavours seine grimmigsten F
bis in die neuere und neueste Zeit. Die politischen
religiösen, beziehungsweise antireligiösen Wirren It
sind im Grunde genommen nichts Anderes, als die F
übel der heidnisch-römischen Rechts- und Weltanscha
welche lange vor der Kirchenspaltung in den dortigen R
akademien wieder aufgelebt war. Hier ist der alte Sc
zur Erklärung der sonst unbegreiflichen politischen Zu
zu dem für das Privatleben gut katholisch verbliebenen It

Auf dem Boden Frankreichs entkeimte der
Ursache eine Abart des Uebels. Auch Frankreich hatte
cäsaristische Idee. Und es gibt heute noch Franzosen,
Deutschland, Italien und Spanien als abgefallene Prov
Frankreichs betrachten, das Karl der Große begründet
und die daher wiedererobert werden müßten. Die Bou
hatten im Dienste dieses Gedankens zunächst auf dem Ein

aat in Frankreich selbst hingearbeitet, das reiche innere
eben ihrer kleinen Provinzen, der Corporationen und Zünfte,
es Adels wie der Geistlichkeit theils unterdrückt, theils in's
och der Staatsomnipotenz gebeugt, und es bereits dahin
bracht, daß man Paris Frankreich nennen konnte. Nirgends
urde so consequent centralisirt wie in Frankreich. Wie
eser Centralismus nach der politischen und socialen Seite
urch Ertödtung freiheitlichen Eigenlebens und Verderbniß
er Sitten die französische Revolution vorbereitet hat, ist
benso bekannt, wie das seitherige nicht zur Ruhe kommen;
enn so oft eine solche einigermaßen restaurirt scheint, kommen
mmer wieder die Leute, die nichts gelernt und nichts ver-
essen haben, und treiben Frankreich in die alten Irrthümer
urück, welche alle Religiosität der Privatleute ohne Einfluß
assen auf das öffentliche Leben im Staate.

Wie oft haben die Verfassungen Frankreichs gewechselt!
lber das Bleibende im Wechsel des alten wie des restaurirten
nd des Julikönigthums, des ersten und zweiten Kaiserreiches und
es halben Dutzends republikanischer Verfassungen — blieben
ie organischen Artikel. Durch diese war und blieb unter allen
Umständen das Concordat in solcher Weise verkehrt und gefälscht,
aß der Klerus in eine falsche Stellung kam und in ihr blieb. Alle
Hingebung des Klerus bleibt wirkungslos, wenn das Ver-
rauen fehlt; wenn es den Anschein hat, daß er nur darum
en Armen das Evangelium predige, damit die Reichen und
Vornehmen desto ungestörter ausbeuten und genießen können;
elbst die Heldenthaten der christlichen Charitas, an welchen
Frankreich so überaus fruchtbar ist, erscheinen dann nur als
eucherische Beschwichtigungsmittel und Lockspeisen zur Hin-
wegtäuschung über vorenthaltenen Liedlohn. Das Staats-
irchenthum ist so die Ursache der Einflußlosigkeit der Kirche
nd kirchlich gesinnten Laien auf das politische Leben Frank-
eichs, selbst unter nicht gerade kirchenfeindlichen Regierungen.
Und sie gibt solchen in jedem beliebigen Augenblicke die

Mittel in die Hand, nach Art Julian des Apostaten die Kirche zu verfolgen.

In Spanien war das Uebel des Staatskirchenthums auch; aber es trat weniger auffallend zu Tage, es war mehr ein schleichendes. Der Hof und die vornehmen Kreise gaben nicht so viel öffentliche Aergernisse wie in Frankreich, und die Religiosität des Volkes blieb von den politischen Umwälzungen ziemlich ungestört, selbst bis in die neuere und neueste Zeit; das spanische Volk kümmert sich überhaupt wenig um die politischen Angelegenheiten und überläßt die Ordnung derselben seit jeher neidlos den oberen Zehntausend. Von diesen war unter Führung Habsburgs die Weltherrschaftsidee im Reiche Karl V., in welchem die Sonne nicht unterging, bereits vor der Glaubensspaltung verwirklicht, aber die klassische Selbstkritik, welche Karl V. an seiner centralistischen Regierungsweise im Kloster zu St. Just angesichts der immer ungleich gehenden Uhren übte, belehrte seine Nachfolger in Spanien durchaus nicht. Mit eigensinniger Verblendung trieben sie vielmehr das Regieren vom grünen Tisch aus auf die Spitze und erlebten eben darum Niederlage auf Niederlage in der inneren wie äußeren Politik. Diese entbehrte nicht der Initiative, aber letztere war fast immer schlecht vorbereitet. Die dadurch verschuldete Wehrlosigkeit gegen innere und äußere Feinde zeigte sich in dem unaufhaltsamen Abbröckelungsprocesse, der den Inhalt der Geschichte Spaniens besonders seit dem Abfall der Niederlande bildet. Nicht der Sturm, wie auch die beschönigende Denkmünze „afflavit Deus et dissipavit" glauben machen will, hat z. B. die Zerstörung der Armada bewirkt. Sondern diese war verschuldet durch die unsagbar schlechte Ausrüstung und geradezu widersinnige Wahl der Führer der Flotte. In allen Provinzen und auf allen überseeischen Besitzungen findet man die Alles wissen wollende Administration, mittels welcher dann auch, immer nur auf dem weiten Umwege über

französische Revolution kennzeichnen. Es traten aber auch hier die nothwendigen Folgen der Vielregiererei und Vielschreiberei auf den Gebieten der obersten Militär- wie Civilverwaltung, der Justiz, der unzähligen Rechnungs- und Polizeiämter, nur in der Schwerfälligkeit der Staatsmaschinerie zu Tage. Dies umso mehr, da die österreichische Gemüthlichkeit ein so strammes Regiment wie in Preußen und Norddeutschland überhaupt nicht aufkommen ließ. Fast alle Uebelstände, die einrissen, verdankt Oesterreich dem verstaubten bureaukratischen Zopf, welcher freilich mit der Macht der Gewohnheit noch zusammenhielt, als anderwärts schon die Staatsmaschinen in allen Fugen krachten. Auf die angeblich unerschöpflichen Hilfsquellen der österreichischen Kronländer bauend, schleppte man sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, bis das Uhrwerk ob der inneren Reibungswiderstände stehen zu bleiben drohte. Und wenn es nach einigem Ausstauben zeitweilig wieder weiterging, so war man getröstet, und glaubte in der besten aller Welten zu sein. Es gibt nur ein Oesterreich, es gibt nur ein Wien, sangen die guten Leute noch am 12. März 1848. Doch wir dürfen den Ereignissen nicht vorgreifen, wenn wir in der historisch-politischen Gewissenserforschung zur richtigen Erkenntniß der Fehler in den katholischen Staaten kommen wollen.

Werfen wir daher nach bloß andeutendem Hinweise auf die katholischen Mittelstaaten Europas einen überschauenden Blick auf die außereuropäischen Länder, das spanische Amerika und die katholischen Missionsländer.

Von Mexico, Brasilien, Centralamerika, Chile, Bolivia, Argentinien nimmt das gebildete Europa nur Notiz, wenn eine Staatsumwälzung, eine der unzähligen Revolutionen, Attentate oder große Schwindeleien und Diebstähle, Auswandererelend oder Mädchenhandel zur Sprache kommen. Im Uebrigen geben die zahlreichen Romane, in welchen von

Ranchos, Lassos, Mustangs und anderen exotischen Dingen und allerlei Personen zweifelhafter Qualität und verschiedenster Farbe die Rede ist, einen ungefähren Begriff von dem dortigen Leben und Treiben. Aber einen wirklichen ernsten Einblick in die politischen Verhältnisse und ihren ursächlichen Zusammenhang gewinnt man selten. Im Allgemeinen bleibt der Eindruck, daß dort fast nur Abenteurer ein Leben voll Unruhe und Gewaltthaten führen. Und der Schlußsatz ist in allen Zeitungsartikeln und Räubergeschichten der Hinweis auf die spanische Rasse und ihren unheilbaren Verfall. Das ist nun jedenfalls nicht ganz so; und es wird wohl auch edle Züge und erfreuliche Dinge in jenen Ländern geben, wenn auch nicht an der Oberfläche des öffentlichen Lebens. Das Privatleben, die Reinheit der Sitten, das gute Familienleben, werden selbst in Schriften, die sonst sehr abfällig urtheilen, gelobt. Aber jedenfalls ist das Erbübel des Staatskirchenthums aus Spanien und Portugal herübergekommen; und wirkt auch in den Freistaaten noch, welche sich nach der mehr oder minder gewaltsamen Abtrennung vom Mutterlande hier gebildet haben. Je mehr dabei gleichzeitig der Kirche ihre von staatlicher Bischofsernennung freie, durch Aufblühen der theologischen Lehranstalten beförderte Entfaltung einer segensreichen Thätigkeit gegönnt wurde, desto mehr mag ihr Einfluß sich auf das öffentliche Leben ausbreiten.

Wie segensreich in einer von weltlichen Rücksichten freien Christengemeinde die Kirche das Familien- und sociale Leben beeinflußt, das zeigt sich besonders in den katholischen Missionen. Allgemein ist die Anerkennung gerade von wahrheitsliebender protestantischer Seite, über den von allen Nebenrücksichten freien Ernst in der Wirksamkeit der katholischen Missionäre und neuerer Zeit auch der frommen Schwestern, welche allenthalben durch intensive Einflußnahme und Belehrung der weiblichen Jugend als Culturträgerinen

anzösische Revolution kennzeichnen. Es traten aber auch er die nothwendigen Folgen der Vielregiererei und Vielreiberei auf den Gebieten der obersten Militär- wie ivilverwaltung, der Justiz, der unzähligen Rechnungs- und olizeiämter, nur in der Schwerfälligkeit der Staatsaschinerie zu Tage. Dies umso mehr, da die österreichische emüthlichkeit ein so strammes Regiment wie in Preußen d Norddeutschland überhaupt nicht aufkommen ließ. Fast e Uebelstände, die einrissen, verdankt Oesterreich dem rstaubten bureaukratischen Zopf, welcher freilich mit der acht der Gewohnheit noch zusammenhielt, als anderwärts on die Staatsmaschinen in allen Fugen krachten. Auf e angeblich unerschöpflichen Hilfsquellen der österreichischen ronländer bauend, schleppte man sich von Jahrzehnt zu ahrzehnt, bis das Uhrwerk ob der inneren Reibungsiderstände stehen zu bleiben drohte. Und wenn es nach nigem Ausstauben zeitweilig wieder weiterging, so war an getröstet, und glaubte in der besten aller Welten zu in. Es gibt nur ein Oesterreich, es gibt nur ein Wien, ngen die guten Leute noch am 12. März 1848. Doch ir dürfen den Ereignissen nicht vorgreifen, wenn wir in r historisch-politischen Gewissenserforschung zur richtigen rkenntniß der Fehler in den katholischen Staaten kommen ollen.

Werfen wir daher nach bloß andeutendem Hinweise auf e katholischen Mittelstaaten Europas einen überschauenden lick auf die außereuropäischen Länder, das spanische merika und die katholischen Missionsländer.

Von Mexico, Brasilien, Centralamerika, Chile, Bolivia, rgentinien nimmt das gebildete Europa nur Notiz, wenn ne Staatsumwälzung, eine der unzähligen Revolutionen, ttentate oder große Schwindeleien und Diebstähle, Ausanderelend oder Mädchenhandel zur Sprache kommen. n Uebrigen geben die zahlreichen Romane, in welchen von

Ranchos, Lassos, Mustangs und anderen exotischen Dingen und allerlei Personen zweifelhafter Qualität und verschiedenster Farbe die Rede ist, einen ungefähren Begriff von dem dortigen Leben und Treiben. Aber einen wirklichen ernsten Einblick in die politischen Verhältnisse und ihren ursächlichen Zusammenhang gewinnt man selten. Im Allgemeinen bleibt der Eindruck, daß dort fast nur Abenteurer ein Leben voll Unruhe und Gewaltthaten führen. Und der Schlußsatz ist in allen Zeitungsartikeln und Räubergeschichten der Hinweis auf die spanische Rasse und ihren unheilbaren Verfall. Das ist nun jedenfalls nicht ganz so; und es wird wohl auch edle Züge und erfreuliche Dinge in jenen Ländern geben, wenn auch nicht an der Oberfläche des öffentlichen Lebens. Das Privatleben, die Reinheit der Sitten, das gute Familienleben, werden selbst in Schriften, die sonst sehr abfällig urtheilen, gelobt. Aber jedenfalls ist das Erbübel des Staatskirchenthums aus Spanien und Portugal herübergekommen; und wirkt auch in den Freistaaten noch, welche sich nach der mehr oder minder gewaltsamen Abtrennung vom Mutterlande hier gebildet haben. Je mehr dabei gleichzeitig der Kirche ihre von staatlicher Bischofsernennung freie, durch Aufblühen der theologischen Lehranstalten beförderte Entfaltung einer segensreichen Thätigkeit gegönnt wurde, desto mehr mag ihr Einfluß sich auf das öffentliche Leben ausbreiten.

Wie segensreich in einer von weltlichen Rücksichten freien Christengemeinde die Kirche das Familien- und sociale Leben beeinflußt, das zeigt sich besonders in den katholischen Missionen. Allgemein ist die Anerkennung gerade von wahrheitsliebender protestantischer Seite, über den von allen Nebenrücksichten freien Ernst in der Wirksamkeit der katholischen Missionäre und neuerer Zeit auch der frommen Schwestern, welche allenthalben durch intensive Einflußnahme und Belehrung der weiblichen Jugend als Culturträgerinnen

ersten Ranges sich bethätigen. Es zeigt sich hier besonders die pastorale Weisheit in der Institution des Cölibates der klösterlichen Einrichtungen. Sie nur verbürgt die Unabhängigkeit der Missionäre und ihrer frommen lfinen von allen verwandtschaftlichen, geschäftlichen und ischen Nebenabsichten, welche sich bei dem protestant- Missionswerk allenthalben sofort bemerklich machen; protestantische Missionär und seine Familie mögen sich noch so tadellos und selbst eifrig sein, und in reller und wissenschaftlicher Hinsicht Anerkennenswerthes n; es verhält sich ihr Thun und Machen zu dem lischen Missionswerk wie das Handwerk zur freien Kunst; hlt der höhere Schwung; die Menschenfurcht, die Rück- auf Gunst und Protektion für die Gegenwart und e so wie der Kinder Zukunft bestimmt ihr Verhalten. immer also den katholischen Missionären eine ungestörte tigkeit, wenigstens neben den protestantischen Stationen nnt ist, dort ist ihre Concurrenz eine siegreiche, — und vermöge ihrer inneren sittlichen Kraft, nicht vermöge obrigkeitlicher Begünstigung. Wenn nur die Colonial- gkeit den gewöhnlichen Rechtsschutz gewährt, die Sicherheit Lebens und Eigenthums verbürgt, so besorgen sich die olischen Missionäre das Uebrige schon selbst; sie thun dies uch sogar dort, wo diese Vorbedingungen fehlen; denn ind jeden Augenblick bereit, das Leben in die Schanze chlagen und suchen keine Reichthümer für sich.

Es kann also gerade in diesen Missionsgebieten am lichsten erkannt werden, wie wenig die Kirche des Staates rf, wie wenig sie es nöthig hat, sich Bedingungen vor- iben zu lassen, unter welchen ihr gegönnt sein soll, Gutes iften. Möchten doch alle, die mit katholischer Politik hun haben, sich so recht erfüllen lassen von der Hin- gkeit und dem geringen Werthe der Menschengunst, ja ihrer Verderblichkeit, sobald sie sich anmaßt, für die

allergnädigste Erlaubniß, das Wort Gottes predigen, die Sacramente spenden, die Armen und Kranken pflegen, die Kinder belehren, die Sitten mildern und die Menschen für alles Hohe und Heilige begeistern zu dürfen, — auch noch eine Gegenleistung zu verlangen!

Die Kirche ist's, die Gnaden spendet und vermittelt, nicht der Staat. Das Vergessen dieser Grundwahrheit christkatholischer Politik ist der verhängnisvolle Urquell der meisten Uebel, welche über die katholischen Staaten hereingebrochen sind. N. v. M.

(Ein Schlußartikel folgt.)

LI.

Die ehemalige Benediktinerabtei Maursmünster im Elsaß.[1]

Trotzig und wetterfest erhebt sich über dem freundlichen, im Westen von Straßburg und nahe bei Zabern gelegenen Städtchen Maursmünster ein mehrthürmiger gewaltiger Bau von seltsamer Form, der schon von weitem die Blicke des Wanderers auf sich zieht. Es ist die altehrwürdige Abteikirche, eines der kunstgeschichtlich merkwürdigsten Denkmäler des südwestlichen Deutschland.[2]) Der monumentale Bau, dem die

1) L'abbaye de Marmoutier. Histoire des institutions de l' ordre de Saint Benoit du diocèse de Strasbourg. Par F. Sigrist, curé de Bitschhofen. Tome I. Strasbourg, le Roux. 1899. VIII, 348 p. 8°. (Mk. 3,20).

2) Der Berliner Architekt F. Wolff hat jüngst dieser Kirche eine eigene Monographie gewidmet: Die Abteikirche von Maursmünster im Unter-Elsaß. Berlin 1898.

Geist verschiedener Jahrhunderte sein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat, so daß wir in ihm die drei Hauptstilarten vertreten finden, würde allein schon genügen, um die Geschichte derer, die ein solches Werk geschaffen haben, der Aufzeichnung werth erscheinen zu lassen. Aber wie manche andere kirchen- und culturgeschichtliche Erinnerungen knüpfen sich für den Freund elsässischer Vergangenheit an den Namen von Maursmünster! Was St. Gallen für einen Theil der Schweiz, was Reichenau für Südschwaben, das war Maursmünster für einen großen Theil des Unterelsasses: eine Herdstätte religiösen Lebens, ein geistiger Brennpunkt, aus dem der christliche Glaube seine wärmenden Strahlen reichlich ausgoß über ein Land, dessen religiös-sittliches Leben schwer darniederlag an den tiefen Wunden, die ihm in den Stürmen der Völkerwanderung geschlagen worden. Nach alter Tradition von dem hl. Leobard, einem Gefährten des irischen Klostergründers Columban um das Jahr 589 gegründet, blühte es unter dem Schutze der Merovingerfürsten, die ja in dem nahen Kirchenheim ein Residenzschloß besaßen, mächtig empor, so daß es eine der hervorragendsten Abteien des klosterreichen Unterelsasses wurde. Es ist deßhalb mit Freuden zu begrüßen, daß ein Mitglied des Elsässer Klerus, unter dem seit Grandidier die Pflege der heimatlichen Geschichtskunde stets eifrige Vertreter fand und noch findet, sich der Aufgabe unterzogen hat, der Geschichte des Klosters Maursmünster eine ausführliche Monographie zu widmen. Nur der Fachmann weiß, wie mühevoll es ist, die Vergangenheit alter Klöster wieder neu aufleben zu lassen. Speziell im Elsaß ist eine solche Arbeit doppelt schwierig, da die große Revolution in ihrem blinden Haß gegen alles, was an die alte Zeit erinnerte, die Kostbarkeiten der Klosterarchive achtlos zerstreute oder der Vernichtung preisgab. Auch bei Maursmünster ist dies der Fall. Um so größer sind die Verdienste des unverdrossenen Forschers, der die Mühe nicht

scheut, mit Hilfe der spärlichen Ueberreste ein möglichst treues Bild der Vergangenheit zu zeichnen.

Der vorliegende erste Band bietet uns auf Grund gedruckter und archivalischer Quellen die Geschichte der Abtei bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts. Die Gründung durch den hl. Leobard, über den sonst nichts Näheres bekannt ist, wird als historisch sicher angenommen. Uns scheint dies freilich weniger sicher. Die Erwähnung eines Abtes Linberat im Reichenauer Verbrüderungsverzeichniß vom Jahre 826 bietet immerhin einen gewissen, wenn auch sehr schwachen Anhalts-punkt. Bereits im Jahre 717 fiel die aufblühende Abtei einer Feuersbrunst zum Opfer. Das schwere Mißgeschick wäre wohl für die Zukunft des Klosters von nicht weniger verhängniß-vollen Folgen gewesen, wie zwei Jahrhunderte später der bekannte Klosterbrand für St. Gallen, wenn nicht in dem Abt Maurus ein thatkräftiger Vorsteher erstanden wäre (um 724), der mit Energie und Vorsicht das Kloster wieder herstellte. Ihn ehrte darum die Folgezeit als den zweiten Gründer und benannte die Stiftung nach seinem Namen: Maurimonasterium.

Anfänglich war Columbans Klosterregel in Uebung gewesen. Durch den Einfluß des hl. Pirminus, dessen Schüler Heddo den Abtsstuhl von Reichenau mit dem Straßburger Bischofs-sitze vertauscht hatte, wurde dann die Regel des hl. Benedikt eingeführt. Benedikt von Aniane, der Reformator des Benediktiner-ordens und vertraute Rathgeber Ludwigs des Frommen, be-festigte während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Maurs-münster (816) das Werk Pirmins. Durch ihn wandte auch Kaiser Ludwig der Abtei seine Aufmerksamkeit zu. Als um 824 ein neuer Brand alle Gebäude einäscherte, ließ der Kaiser auf Bitten des tüchtigen Abtes Celsus Kloster und Kirche wieder aufbauen, nicht ahnend, daß er wenige Jahre später, von den Seinen treulos verlassen, des Klosters Gastfreundschaft in Anspruch nehmen würde.

Zu Beginn des 12. Jahrhunderts, als sich allenthalben s klösterliche Leben zu erneuern begann, nahm Maursmünster Reform des seligen Wilhelm von Hirschau an. Das . Jahrhundert bedeutet die Glanzperiode der Abtei. Gleich Anfange desselben nahm Abt Adelo den Bau eines neuen otteshauses in Angriff, dessen großartige romanische Fassade ch heute von dem Glanze und der Macht damaliger Zeit ugniß ablegt. Fürsten und Cardinäle weilten in den gast- hen Klostermauern zu Besuch. Von besonderem Interesse d die Nachrichten über Cardinal Theodewin. Er war selbst nst Mönch zu Maursmünster gewesen, und versäumte es nicht, s er in hohen Würden stand, während seiner diplomatischen eisen dem alten Heim einen Besuch abzustatten und demselben rschiedene Privilegien und kostbare Reliquien zuzuwenden.

Im Besitze einer fast unumschränkten und unbestrittenen achtfülle über ein sehr bedeutendes Territorium, die sogenannte ark von Maursmünster, auch Mark von Aquileja genannt, ichen die Aebte kleinen Fürsten. Doch mißbrauchten sie ihre tellung nicht. Die erhaltenen mittelalterlichen Markverfassungen, e seit ihrer Veröffentlichung das Interesse deutscher und anzösischer Forscher stets in hohem Grade wachriefen, legen eugniß ab von weiser Umsicht und kluger Verwaltung. Das nfangreiche Kapitel, welches der Darstellung der damaligen irthschaftlichen Verhältnisse gewidmet ist, verdient besondere eachtung. Das Meiste von dem, was uns hier geboten ird, ist zwar nicht mehr neu. Tüchtige Vorarbeiten anderer, sbesondere des hochverdienten Hagenauer Stadtbibliothekars, anonikus A. Hanauer, dessen gediegene nationalökonomische tudien über das mittelalterliche Elsaß in Deutschland nicht enugsam bekannt sind,[1]) haben dem Verfasser treffliche Dienste eleistet.

---

1) Für Maursmünster kommt besonders folgende wichtige Arbeit Hanauers in Betracht: Les constitutions des campagnes

Im zweiten Bande wird die Geschichte der Abtei fort geführt werden bis zur französischen Revolution, der sie zum Opfer fiel. Alles in allem haben wir in dem ersten Band eine recht fleißige Arbeit vor uns, die der Bedeutung der Abt vollauf entspricht. Der Fachgelehrte mag verschiedenes au zusetzen haben, z. B. daß die Quellenverweise ziemlich mange haft sind, oder daß die neuere Literatur nicht genügend berü sichtigt wird. Allein wenn die Schwierigkeiten gewürdi werden, mit denen für einen von jedem wissenschaftlichen Centru abseits wohnenden Landpfarrer historische Forschungen nach de heutigen Anforderungen verbunden sind, dann wird der Ein sichtsvolle das Messer der Kritik nicht allzu tief einsetzen; e wird vielmehr, was ihm geboten wird, dankbar annehmen.

Dr. R. Paulus.

---

de l' Alsace au moyen âge. Colmar 1865. Erwähnt sei auch die treffliche Studie von August Herzog: Rechts- und Wirt schaftsverfassung des Abteigebietes Maursmünster während des Mittelalters. Straßburg 1888.

LII.

„Vater der Mystik“ im Lichte des Neuplatonismus.

Bekanntlich waren die großen Theologen und Mystiker Mittelalters in dem Glauben befangen, daß der sogen. nysius Areopagita vom heil. Paulus in den erhabensten verborgensten Wahrheiten unterrichtet worden sei, die Apostel in seiner Entzückung (2 Cor. 12) geschaut hätte.[1]) wenig man sich hiebei auf eine Tradition der ersten tlichen Jahrhunderte stützen konnte, erhellt, um von ern Stellen zu schweigen, aus der zweiten theologischen e Gregors von Nazianz (or. 28 M. s. gr. 36, 52 C), der große Kappadocier sich ein ehrfurchtsvolles Schweigen r die göttlichen Dinge auferlegt, über welche auch der in den dritten Himmel entrückte Apostel nicht reden fte.[2]) Während Gregor von Nazianz die Worte des

[1]) Wie diese zuerst bei Maximus Confessor, dem Commentator des Dionysius, auftauchende Meinung ganz in das Bewußtsein der griechischen Kirche überging, habe ich früher schon angedeutet (vgl. Byz. Zeitschrift VIII [1899] S. 278—281). Daß man im Abendlande ganz gleicher Ansicht war, ist oft hervorgehoben worden. Nähere genetische Nachweise gedenke ich später in den „Forschungen zur christlichen Litteratur- und Dogmengeschichte“ zu bringen.

[2]) *Παύλῳ δέ, εἰ μὲν ἔκφορα ἦν ἅπερ ἔσχεν ὁ τρίτος οὐρανός... τάχα ἄν τι περὶ Θεοῦ πλέον ἔγνωμεν . . . ἐπεὶ δὲ ἄῤῥητα ἦν, καὶ ἡμῖν σιωπῇ τιμάσθω.* Ueber den auch von den Kirchenvätern recipirten Terminus der Mysteriensprache *ἐκφέρειν, ἔκφορος* vgl. Lobeck, Aglaoph S. 55.

heiligen Textes (arcana verba, quae non licet
loqui 2 Cor. 12, 4) unbefangen nach dem nächstli
Sinne würdigte, griff man im Mittelalter, da m
Schwierigkeit immerhin fühlte, zu einer kühnen Dist
So bemerkt z. B. der gelehrte und scharfsinnige
Grosseteste (Greathead), Bischof von Lincoln, zu
§ 1 der „himmlischen Hierarchie:" Verisimile est
verba esse de arcanis verbis, quae Paulus in
audivit, vidit et didicit, huic tamen sancto (sc. Di
tanquam specialissimo discipulo . . . quasi cael
concivi ea communicare decrevit (bei Dionysiu
thusianus, Commentar zu den Areop. Schriften S.
der Kölner Ausgabe 1556). Den Gegensatz zum
bürger der Himmelsbewohner" bildet der Mensch au
dem jene Geheimnisse eben nicht anvertraut werden
So belehrt uns deutlich unser liebenswürdiger, hochge
Landsmann Otto Bischof von Freising. Auch ihm
Areopagite „tamquam divinus philosophus — hu
funditus mortuus — super hominem". Er verste
dem cael. hierarch. 6, 2 erwähnten „berühmten
des Dionysius (κλεινὸς καθηγεμών) den heiligen
und fährt fort: Quod quia nusquam in Paulo leg
eo familiari colloquio tamquam divinus philosophus d
innuitur. Wie ist aber das möglich, da doch der
darüber sagt: non licet homini loqui? Antwort:
der Lehrer wie der Schüler war supra homine
das Chronicon, 8. Buch M. G. H. XX S. 295—2

War aber einmal diese irrthümliche Auffassu
unantastbaren Palladium geworden, dann mußte i
wendiger Folge allem, was Dionysius sagte, insb
auch seinen Aussprüchen über die „mystische Th
eine unbedingte Verehrung entgegengebracht werde
dunkler der Sinn dieser Schriften erschien, desto
steigerte sich die Ehrfurcht gegen sie, desto mehr b
frommen und gelehrten Meister ihre Spekulation und

tniß auf, um die tiefen Gedanken des hochbegnadigten
ostelschülers zu deuten. Mochte die Sprache noch so
ndartig klingen und Verwandtschaft mit neuplatonischen
menten verrathen, mochte manche Fügung noch so abrupt
räthselhaft erscheinen, man wußte immer Rath und
fe zu schaffen. Die neuplatonischen Philosophen lebten
ter (nach der irrigen Voraussetzung), also hatten sie aus
Areopagiten entlehnt. In der heiligen Schrift fand
anklingende Wendungen genug, um ein ausreichendes
bstrat für die Theologie des Dionysius zu schaffen.
ebenheiten in der Darstellung, die noch durch schlechte
inische Uebersetzungen zu Sinnlosigkeiten gesteigert wurden,
ihren durch geistreich eingeschobene Zwischengedanken eine
tte Vermittlung und wohlthuende Aufhellung.

Der tausendjährigen Tradition gegenüber konnte es nun
lich nur befremdend wirken, ja in den Augen vieler als
Art Frevel erscheinen, wenn die wissenschaftliche Kritik
nur die Echtheit der Dionysischen Werke bestritt, sondern
als eine Hauptquelle derselben die neuplatonische
ratur und zumal die Schriften des Proclus bezeichnete.
Hinweis auf Proclus ist keineswegs neueren Datums,
r er entbehrte doch bis in die jüngste Zeit eines bestimmten
auf concrete Einzelheiten gerichteten Charakters. Die
tersuchungen, welche gleichzeitig 1895 über ein und dieselbe
ge veröffentlicht wurden,[1]) stellten sich die Aufgabe, die
iehungen zwischen einer Einzelschrift des Proclus und
em bestimmten Lehrstück bei Dionysius aufzudecken, wobei
onysius als der entlehnende Theil erschien. Wie, ver-
elte Gegenstimmen ausgenommen, aus allen Kreisen

1) Es handelt sich um die Lehre vom Uebel (de malorum subsistentia). Vergl. diese Zeitschrift CXXI (1898) S. 650—661; 820—824 und wieder CXXII (1898) S. 27—49. Außer der dort angegebenen Literatur s. auch die neueren Orientierungen von H. Koch in der Röm. Quartalschr. 1898 S. 361—398 und in der Theolog. Quartalschr. 1900 S. 317—320.

zugegeben wurde, war damit der Nachweis für die chron
ische Fixirung nach Proclus erbracht. Die Analysi
beiderseitigen Stücke gab auch schon einigermaßen ein
von dem Umfange und der Methode, wie Dionysius
neuplatonische Vorlage zu benützen wußte. Einen we
bedeutsamen, ja nach einer bestimmten Seite hin abschlie
Schritt hat nunmehr Dr. Hugo Koch in seiner li
historischen Untersuchung „Pseudo-Dionysius Areopag
seinen Beziehungen zum Neuplatonismus und Myst
wesen" gethan, welche als zweites und drittes Heft de
Ehrhard und Kirsch herausgegebenen „Forschunge
christlichen Litteratur- und Dogmengeschichte" (Mainz,
heim 1900. I. Bd.) erschienen ist.

Das Werk zeigt sich in der That als eine „g
Untersuchung und Vergleichung", wodurch im weitesten
fange ein concreter und spezieller Abhängigkeitsnachwe
die Areopagitischen Schriften angestrebt ist (vergl. Vo
S. X). Unter den benützten Vorlagen des „Areopag
tritt kein Autor so auffällig und charakteristisch in
Vordergrund wie Proclus. Somit ist eine glän
Bestätigung des früher gefundenen Resultates gewo
Pseudo-Dionysius schrieb nicht gegen Ende des vierten
hunderts, wie mit Hipler mehrere wollten, sonder
am Ausgange des fünften. Einen Hauptzweck seiner S
bezeichnete der mit gewissenhaftestem Fleiße und scharfsin
Combination arbeitende Verfasser selber mit den Wo
„Es wird im Folgenden manches mystische Materia
Sprache kommen, und unter diesem Gesichtspunkte betr
dürfte die Untersuchung zugleich einen Beitrag lie
zur Entstehungsgeschichte der christlichen M
und ihrer Literatur, die sich nicht aus der be
Schrift allein heraus entwickelt hat, sowie zum vielbehand
Capitel ‚Griechenthum und Christenthum'". Dr. H.
hat sich für diesen werthvollen Beitrag, die Frucht l
Mühe, wohlverdienten Anspruch auf Dank und Anerken
erworben.

es galt vor allem, die weitläufigen Schriften des
us selbst und seiner bedeutsamsten Vorgänger, eines
ius und Jamblichus, durchzumustern. Ferner waren
, der in das geoffenbarte Wort der Bibel zahllose
nische Philosopheme hinein allegorisirte, und Plato
aus dessen Dialogen die Neuplatoniker als der
tativen Quelle ihre Lehren herausklügelten, zu Rathe
hen. Verwandte Literatur, wie namentlich der Hermes
egistos, gewährte nennenswerthe Ausbeute. Endlich
die einschlägige neuere Literatur die sorgfältigste Berück-
ung. — Wer sich mit der Lektüre neuplatonischer
ten befaßt hat, wird sich des ermüdenden Eindruckes
t bleiben, den diese fremdartigen, oft so abstrusen
ien in ihrem ebenso fremdartigen sprachlichen Gewande
rufen. Mancher wagt einige Schritte in dieses ver-
gene Dickicht und begnügt sich, wenigstens mit den
n durchzuspähen. Koch blieb dabei nicht stehen. An
rt und hundert Stellen der Dionysischen Schriften,
n auffälliger Ausdruck, eine sonderbare Anwendung
Schriftwortes oder eines philosophischen Princips, ein
s Bild, ein exotischer Terminus seine Aufmerksamkeit
t, suchte er nach den Spuren, welche aus dem christ-
Autor zu den neuplatonischen hinüberführen. Es ist
elungen, von eben so vielen Punkten aus lichtvolle
durch das Gestrüpp zu brechen. Dank der modern-
schaftlichen Technik, die Stellen auf das präciseste
erken und in knapper, zutreffender Kürze so zu
terisiren, daß sie wie von selbst in das Gewebe der
ellung zusammenfließen, ist dem Leser eine zeitraubende
des Nachsuchens erspart und statt dessen ein beständiges,
oses Schauen und Vergleichen ermöglicht. Das viele
ial, das erst aus den Schachten des neuplatonischen
thums zu Tage zu fördern war, erscheint an sich
tet als ein Haufen zersplitterter Stückchen, brüchig,
zu verbinden, kaum in ein Ganzes zu gestalten.

Unter der ordnenden Hand des Forschers ward auch diese Schwierigkeit bewältigt. Er hat eine übersichtliche, einfache und naturgemäße Eintheilung geschaffen, in welche die Stoffmassen — rudis indigestaque moles — sich organisch fügen.

Im ersten Theil (S. 9—91) zeigt er in zwei Kapiteln die direkten Beziehungen des Pseudo-Dionysius zum Neuplatonismus, zuerst nach formellen schriftstellerischen Kriterien, dann nach einzelnen philosophischen und theologischen Anschauungen, die einen bestimmenden Einfluß auf das ganze System des Dionysius ausüben. Zum ersten Kapitel gehören Schrifttitel, Aporien- und Briefform, Eingangs- und Uebergangsformeln und die Epiloge. Daß schon auf diesem Gebiete beachtenswerthe Coincidenzen herausgehoben sind, ist nicht zu leugnen. Allerdings scheint mir aber diese Kategorie von Argumenten für sich allein betrachtet als die schwächste, weil dergleichen Analogien sehr allgemeiner Art sind und bei profanen und religiösen Schriften jener Zeit allenthalben vorkommen. Sie dienen immerhin zur Verstärkung und Abrundung des Ganzen, sie eröffnen das Manöver mit einem leichtern Geplänkel. Unter dieses Kapitel ist ferner noch untergebracht „die Vision des Karpus" (Dion. ep. 8, 6) und die charakteristische Art, wie Dionysius auf die „Theologen,[1]) die Theologie und die Logien" sich beruft, sowie von seinen „Lehrern und Führern" redet. Hier tritt uns mehr als einmal ein markanter Zug entgegen, der sich zu einem energisch auf Proclus weisenden Fingerzeig gestaltet.

Als Grundanschauungen, in welchen sich Dionysius unverkennbar an den Neuplatonismus und zumeist wieder an Proclus anlehnte, zieht Koch zur Vergleichung folgende

---

1) Ein Beleg dafür, daß auch bei den heiligen Vätern das Wort *θεολόγοι* in dem Sinne von „Hagiographen" gebraucht wurde, findet sich bei Basilius ad Eunom. 1, 14 (M. s. gr. 29, 544 c.), wo von den Anthropomorphismen des alten Testamentes die Rede ist.

ran: 1) die Schönheit, 2) die Liebe, 3) die Erkenntniß ottes und der Engel, 4) Gottes Wirksamkeit und Vorhung, 5) die göttliche Gerechtigkeit. Es ließe sich noch nzufügen die echt Proclische Hypostasirung der tabula gica, welche auch bei Dionysius, wenigstens in abgeschwächter piegelung, wiederkehrt. Man erinnere sich z. B. an Stellen e de div. nom. 4, 7, wo alle Abstracta, die ὑπάρξεις, ίσεις, διακρίσεις, ταὐτότητες, ἑτερότητες, ὁμοιότητες, ημοιότητες u. s. w. wie ein gespensterhaftes Geisterheer fmarschiren. Auf ein paar andere beachtenswerthe Anagien einzugehen, ist hier nicht der Ort; sie mögen als chlese in den oben (S. 544) erwähnten „Forschungen“ r Sprache kommen. Durch die Nachweise, welche Koch reits gegeben hat, rücken die bezeichneten fünf Gedankeneise des Dionysius in eine überraschend wirksame neuatonische Beleuchtung. So mancher unklare, räthselhafte, um erkennbare Ausdruck oder Satz bei Dionysius hellt h jetzt urplötzlich auf, wird so zu sagen transparent und scheint als irgend ein Bruchstück neuplatonischen Rüstuges. Um nur einige der schlagendsten Beispiele herausgreifen, mache ich auf nachstehende Punkte aufmerksam, dem ich auch den zweiten Theil hiezu heranziehe.

Dionysius spricht von einer dreifachen Bewegung i Gott, den Engeln und menschlichen Seelen, einer geradnigen, einer spiralförmigen und einer Kreisbewegung. Jede rd dann eigenartig charakterisirt, um das Erkennen Gottes, r Engel und Menschen sinnbildlich zu veranschaulichen e div. nom. 4, 8 und 9). Diese „merkwürdige und in r christlichen Literatur wohl einzigartige Theorie“ wird ch Kochs Citaten sehr verständlich. Proclus spricht imlich im Commentar zum Parmenides 6, 112[1]) in nlicher Weise von der geradlinigen und kreisförmigen

1) Die Citation bezieht sich auf die ed. Cousin, Paris 1820/27. In der neuen Ausgabe, Paris 1864, s. Sp. 1125 und 1080.

Bewegung und wendet sie auch auf drei Kategorien von Wesen an. Im gleichen Commentar 6, 52 stellt er der Sache nach eine **dreifache** Bewegung für das menschliche Erkennen auf[1]) (*περιχορεύειν, ἀνελίττειν, κατευθύνειν*). Hermias endlich, der Mitschüler des Proclus, lehrt die dreifache Seelenbewegung in den gleichen Ausdrücken wie Dionysius (*κίνησις κυκλική — ἑλικοειδής — κατ' εὐθύ*). Bei Koch S. 83 ff. und S. 150 ff. — Die befremdende Umprägung eines Schrifttextes, die uns bei Dionysius so oft begegnet, wird ordentlich ersichtlich, sobald Koch vor die „rechte Schmiede" führt. Die nach Gal. 2, 20 entworfene Schilderung der ekstatischen Liebe des heiligen Paulus (de div. nom. 4, 13) z. B. ist mit Elementen aus Proclus in Alcibiad. Cousin II, 70 bezw. 320 vermischt; man vergl. Dion: *ἐν κατοχῇ τοῦ θείου γεγονὼς ἔρωτος* und Procl. *ὁ ἐρωτικὸς τῷ ἔρωτι κάτοχός ἐστιν* u. s. w. Bei Koch S. 173.

Für die Exegese und Allegorese des Dionysius vergleiche man in seinem Brief an Titus (ep. 9, 5) die Deutung von Ps. 77, 65. Es ist da vom Schlafen und Wachen Gottes die Rede. Das „göttliche Schlafen" will sagen, daß Gott über alle Berührung und Gemeinschaft mit den Gegenständen seiner Vorsehung erhaben ist; das „göttliche Wachen" hingegen bedeutet, daß gleichwohl das offene Auge seiner Vorsehung beständig auf allen ruht, die der Erziehung und Rettung durch ihn bedürfen. Die parallele Auslegung ist zu finden bei Procl. in pol., ed. Grynaeus, Basel 1534 S. 251; bei

---

1) Es scheint mir nicht einmal nothwendig, an dieser Stelle mit Koch eine **vierfache** Bewegung ausgedrückt zu sehen, so daß man den Dionysius dahin zu erklären hat, daß er die dritte und vierte Bewegung bei Proclus in **eine** zusammenzog. Denn der vierte Terminus an jener Proclusstelle ist *ἐνθουσιᾶν*, der den **Zustand der Einigung** bezeichnet (*κατὰ τὰς ἑαυτῶν ἀκρότητας καὶ τὰς ἑνότητας ἐνθουσιῶσι περὶ τὸ ἕν* — Gegensatz: *κατὰ δὲ τὰς νοερὰς δυνάμεις ἐξήρτηνται τοῦ νοῦ κτλ.*)

och S. 251. — Ein ähnliches Ineinanderfließen christlicher nd neuplatonischer Gedanken tritt zu Tage bei der mystischen rklärung der „doppelten Speise", der harten und der üssigen (ep. 9, 3). Dionysius stützt sich zunächst auf rov. 9, 2 ff. und erklärt darnach die zwei Arten der rkenntniß göttlicher Dinge. Gewiß haben schon die kirch- chen Schriftsteller sich mit diesem Bilde der doppelten peise, wie z. B. Clemens Alex. strom. 5, 10 und Paedag. 6 im Anschluß an 1 Cor. 3, 2, beschäftigt. Aber am eitesten erstreckt sich auch hier die Parallele aus Procl. eol. Plat. 4, 15, p. 202 ed. Portus, Hamburg 1618; bei och S. 243 f.[1])

Im zweiten umfänglicheren Theile (S. 92—260) stellt och ein aus zahllosen Einzelfäden gewobenes Bild der eziehungen her, welche „zwischen Ps.-Dionysius und dem ysterienwesen" bestehen. Wie der Verfasser (Einleit. S. X) it Recht bemerkt, hat man bisher, von der verfehlten aumgarten-Crusius'schen Hypothese abgesehen, die Mysterien- age kaum nebenbei in die areopagitische Frage herein- ielen lassen. Auch meine Verweisungen in der Zeitschr. f. th. Theol. XXII (1898) S. 256 u. f. trugen mehr einen elegentlichen Charakter. Mit Unrecht hat Anrich in inem Buche „Das antike Mysterienwesen in seinem Einfluß uf das Christenthum, Göttingen 1894" von unserm ionysius principiell keine Notiz genommen (s. Anm. S. 273) nd Wobbermin in seinen „Religionsgeschichtlichen Studien ur Frage der Beeinflussung des Christenthums durch das

1) Nebenher sei auf eine merkwürdige Coincidenz hingewiesen, wo die Priorität vor Proclus keinem Geringeren als dem heiligen Paulus zukommt. Dieser nennt Christus Hebr. 2, 10 *ἀρχηγὸς τῆς σωτηρίας* (*πολλοὺς υἱοὺς εἰς δόξαν*) Proclus gibt den gleichen grandiosen Titel seinem Lehrer Syrian und setzt mit weiteren Anklängen an die heilige Schrift hinzu *τοῖς γε νῦν οὖσιν ἀνθρώποις καὶ τοῖς εἰσαῦθις γενησομένοις* in Parm. II, 4, bezw. 618.

antike Mysterienwesen, Berlin 1896“ den Areopagiten gar nicht genannt. Um so erfreulicher ist es, daß sich ein katholischer Gelehrter an das schwierige Problem wagte, dem „Vater der Mystik“ von der bisher unerforschten Seite beizukommen, wo er selber aus seinen verborgenen Quellen schöpfte. Allerdings geht Koch auf die schwierigen Fragen über das Wesen der christlichen Mystik in ihrem Gegensatze zur außerkirchlichen nicht näher ein. Es handelt sich bei seiner Untersuchung „nicht um die Möglichkeit und Thatsächlichkeit solcher (mystischer) Erscheinungen in alter und neuer, heidnischer und christlicher Zeit, sondern lediglich um die literarhistorische Frage, wie diese mystischen Gedanken theoretisch gefaßt und systematisch weiter entwickelt wurden.“ S. 136.[1])

1) Vgl. jedoch dessen Artikel in der Theol. Quartalschr. 1898 S. 397—420 „Das mystische Schauen beim heiligen Gregor von Nyssa“. Der eine Haupteinwand, den Koch dort gegen Diekamp betreffs neuplatonischer Mystik erhebt, scheint mir mit der genaueren Fixirung des Begriffes „übernatürlich“ lösbar zu sein.

(Schluß folgt.)

LIII.

Das norddeutsche Rittergut.[1]

Norddeutschland gilt als das klassische Land der Rittergüter, der Gutsbezirke; nur muß man sehr unterscheiden. Nordwestdeutschland ist sehr verschieden von Nordostdeutschland; dort war der Gutsbetrieb, der Eigenbetrieb der Rittergüter und Domänen viel geringer als hier, obwohl sich die Verhältnisse in vielem wieder gleichen.

Der Hauptertrag der nordwestdeutschen Rittergüter floß nicht aus dem landwirthschaftlichen Eigenbetrieb, sondern aus bäuerlichen Abgaben; viele Rittergüter waren verpachtet.[2]) Die Rechte, über die die Rittergüter verfügten, waren sehr bedeutend. In erster Linie sind zu nennen die Bannrechte.

1. Ursprünglich beruhten die Bannrechte alle auf thatsächlichen Verhältnissen, da nur große Herrschaften Mühlen, Schmieden, u. dgl. besaßen. Die grundherrlichen Rechte, der Mühl- und Brauzwang z. B., waren nicht ausschließlich. Erst allmählig gegen Schluß des Mittelalters und in gehässigster Weise erst in der Neuzeit entwickelte sich der Zwang. Gerade als der eigentliche Grund dieser Bannrechte wegfiel, wurden sie um so rücksichtsloser festgehalten. Denn sie

---

1) Vgl. unsere frühere Abhandlung „Die ländlichen Verhältnisse Norddeutschlands im 18. Jahrhundert" Bd. 125 S. 106.

2) Waren Bauern als Pächter berechtigt, Frondienste zu fordern, so waren sie in der Regel in ihren Ansprüchen sehr rücksichtslos.

beruhten wie die Steuerfreiheit auf der Pflicht zum Land- schutze und zur Befestigung. Auf dem gleichen Grund- beruhten auch die städtischen Bannrechte, mit denen di- grundherrlichen bald in Conflikt geriethen.

Ein uraltes Bannrecht war der Mühlbetrieb. Di- Gutsherren hatten ihre Mühlen selten im eigenen Betri- und meistens verpachtet oder verkauft gegen Naturalleistunge- Manchmal ertheilten die Guts- und Gerichtsherren, eben- die Landesherren die Anlegung neuer Mühlen gegen Natural- zinse. Wenige Gutsherren besaßen gar keine, viele Guts- herren aber mehrere Mühlen. Die Müller waren, wen- sie kein Bauerngut besaßen, ausgeschlossen von den Gemeinde- rechten oder Nachbarrechten, besonders von der Gemeinweide.[1] Zu jeder Mühle war eine Anzahl von Bauern „eingezwungen". Zur Ueberwachung des Mühlzwangs diente ein Kerbholz; für jede Haushaltung wurde ein bestimmter Bedarf vo- Mehl angenommen. Zur Entlohnung bekam der Mülle- ein gewisses Quantum des Gemahlenen, die Mahlmetz- (z. B. zwei Metzen vom Scheffel), seltener ein Mahlgeld. Daneben kamen aber Trinkgelder auf, der „Knappendreier", der mehrmals als eine rechtliche Forderung gilt. Von de- Mahllohn beanspruchte die Herrschaft einen Antheil. O- hatten die Müller auch das Backrecht, sowie das „Triftrecht", d. h. das Getreide und das Mehl selbst zu fahren ode- „zu treiben". Seit dem 16. Jahrhundert wird die Benützun-

1) Im Jahre 1726 beanspruchte zu Benndorf in Sachsen e- Wassermüller das Recht des Reiheschanks; die Gemeinde ab- wies nach, daß der Müller nicht Nachbar ist, und also a- auf dies Recht keinen Anspruch habe, indem sie daran erinnert- daß jener weder das Glockengeläute noch Botschaftlaufen, we- Gräbenmachen noch Wachtdienste mit verrichte, auch keinen Hirte- lohn gebe, das Gemeinderind nicht halte, sein Vieh nicht m- vor den Hirten treibe, den Gemeindescheffel und den Kirchengr- sowie den Beitrag zur Tilgung der Gemeindeschulden n- entrichte.

nd Anstauung des Wassers zum Mühlbetrieb geregelt und n Mahlpfahl oder Sicherpfahl angelegt.

Ferner hatten die Grundherren auch den größten ntheil an den Gemeinnutzungen, an den Wald- und Weiderechten. Sie hatten sich auf Grund ihrer Gerichts-walt ein Oberaufsichtsrecht, ja sogar ein Obereigenthums-cht angeeignet. Diese Rechte benützten sie bis zur Aus-ließung anderer Berechtigten. Eigentlich hatten die Besitzer rvitutpflichtiger Grundstücke das Mithutrecht; da es aber n Grundherren viel darauf ankam, von ihren Hürden Seuchen rn zu halten und eine Vermischung ihrer edlen Schafe d der Landschafe zu verhindern, so hoben sie das Mithut-cht der Bauern nicht selten auf.[1]) Als Gerichtsherren and ihnen das Stabrecht oder der Hirtenstab zu und nnten sie Verordnungen über die Trift und Hut erlassen. ie Trift oder der Trieb bestand darin, die Thiere durch wisse Wege gehen und dabei weiden zu lassen. Nur bei schlossenen Zeiten, die aber in Folge der Stallfütterung d Brachbesömmerung immer länger wurden, war die rift und Hut verboten. Bei den Waldrechten kam neben m Holzhieb die Weide stark in Betracht. Das Laub urde zum Füttern benützt für Kühe und Schafe. Dazu m die Schweinemast und das „Blumenhutrecht“ für andere hiere.

Die Schafheerden der Gutsherren hatten nach dem eißigjährigen Kriege sich immer stärker vermehrt und damit hnten sie auch ihre Weiderechte aus. Die Grundherren stellten den Schäfer oder Schafmeister, der seinerseits eder die Schafknechte in Dienst nahm. Die Schafmeister tten die Aufsicht über die Brache und Stoppelfelder, über iesen und Weidehölzer. Ihre Sache war das Laubhauen. t hatten die Schäfer auch die herrschaftlichen Hunde zu tern. Als Entlohnung bekam der Schäfer neben der

1) Haun, Gutsherr und Bauer in Sachsen. S. 149.

Wohnung und dem nöthigen Küchenbedarf einen Antheil an dem Heerdenertrag, in Sachsen den sechsten „Stein“ Wolle und den sechsten Theil der verkauften Schafe. Oft erkannten es die Herrschaften als besser, wenn sie die Schäferei verpachteten. Die Schäfer waren verachtet; Schäfer und Schinder, hieß es, sind Geschwisterkinder. Wegen Danebenhütens waren sie oft der Rache ausgesetzt.

Die Hirtschaft, der Mühlbetrieb, die Schmiede waren alte Bannrechte, aber die Grundherren dehnten ihre Rechte immer weiter aus, beanspruchten die Ziegelei, die Badstube, die Salzbereitung als ihr Recht, setzten Handwerker auf ihre Höfe, Weber und sogar Goldarbeiter. Diese Ausdehnung geschah sowohl auf Kosten der Bauern als besonders der Städte. Die Städte beanspruchten auf das umliegende Territorium für die Erzeugnisse des städtischen Gewerbefleißes ein umfassendes ausschließliches Monopolrecht, wie sie auch ein Verkaufs- und Stapelrecht für das in der Umgegend erzeugte Getreide verlangten. Ihre Ansprüche beruhten zuletzt auf den gleichen Gründen, wie die grundherrlichen, auf ihrer Pflicht zum Landesschutz. Dieser Grund war längst gewichen, daher war es eine reine Machtfrage geworden, wer und wie weit er das Bannrecht besitze. Die Städte kämpften gegen die grundherrlichen Bannrechte und verlangten in Preußen unter dem großen Kurfürsten als eine Gegenleistung der ihnen auferlegten Accise die Aufhebung der ländlichen Brennereien und Brauereien.

Ursprünglich hatte jeder Bauer das Recht seinen eigenen Bedarf zu brauen, und dieses Recht hatte sich noch in vielen Gegenden erhalten. Mit dem Braurecht war das Schankrecht, der Reiheschank verbunden, auch Pfarrer und Lehrer durften ihn ausüben. Manchmal hatten die Gemeinden das Braurecht sich angeeignet und das Gemeindebrauhaus in Verwaltung oder Pacht gegeben. Gegen Entrichtung eines Pfannenzinses konnten aber auch die „Nachbarn“ brauen. Endlich gab es erbliche Brauereien, Erbkretzschmare

gewöhnlich auf grundherrlichem Besitze. Auch in Städten besaß ursprünglich jedes Haus das Braurecht. Aber allmählig beschränkte es sich auf die brauberechtigte Bürgerschaft. Die Brauerei wurde eine Zunftsache und Gegenstand des Bannrechtes. Das Bannrecht, die Bannmeile schloß das Verbot neuer Brauhäuser und den Zwang zur Abnahme des Bannbieres ein, sie bildete sich aus in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. Gegenüber den Rittern und Herren war es oft schwer das Bannrecht aufrecht zu erhalten, leichter ging es einfachen Bauern gegenüber. Aus Sachsen wird uns folgende Geschichte berichtet.[1])

„Vor den Pfingstfeiertagen des Jahres 1609 wartete der Stadtschreiber zu Freiburg, der den Verkauf aus den Stadtbrauereien daselbst zu controliren hatte, vergeblich auf die Bauern des in der Meile belegenen Dorfes Zeuchfeld, welche nach den in den Jahren 1548 und 1590 ausdrücklich bestätigten Privilegien der Stadt Freiburg kein ‚fremdes' Bier schenken durften. Er schöpfte Verdacht, da er sich nicht denken konnte, daß die Bauern diesmal das hohe Fest gänzlich ohne das übliche Pfingstbier feiern wollten, denn die Ernte des vergangenen Jahres war nicht schlecht gewesen, und der Stand der Saaten versprach für dieses Jahr womöglich eine noch bessere. Zudem mußte die Gemeinde von früheren Jahren her wissen, daß er, der Herr Stadtschreiber, es mit der Zahlung nicht so genau nahm, sondern gerne bis nach Beendigung der Gerstenernte damit wartete, wo sich dann die verlorenen Zinsen bei der Berechnung des Gerstenpreises sicher wieder einbringen ließen. Freilich — die letzten Gebräude waren, da man dem alten Bräumeister wegen vorgekommener Unregelmäßigkeiten hatte kündigen müssen, in den letzten Tagen seiner Geschäftsführung von diesem mit geringer Sorgfalt hergestellt, und — der Stadtschreiber schüttelte sich — offen gestanden ein wenig mißrathen. Sollten die Zeuchfelder Bauern, denen eine feine Zunge nachgerühmt wurde, davon Wind bekommen und sich ihr Pfingstbier anderswo beschafft haben?

1) Haun a. a. O. S. 124.

Das wäre denn doch! — Sorgenvoll verließ der Stadtschreiber die Schreibstube, es war Freitag Abend — übermorgen ist Pfingsten — was thun? Er deutete beim Verlassen des Rathhauses dem Rathsfrohn (Stadtknecht) seinen Verdacht an und befahl ihm, womöglich am nächsten Tage noch einen Versuch zu machen, Licht in die Sache zu bringen. Der Stadtfrohn ist ein pfiffiger Kopf; am nächsten Morgen macht er sich an ein Zeuchfelder Bäuerlein, das zu einigen Festeinkäufen noch zur Stadt gekommen war, und das er von früher her als ein wenig vertrauensselig kannte, wenn ihm der gute Schnaps in der Rathsschenke die Zunge gelöst hatte. Und richtig! das Mittel wirkte, und schon beim dritten Gläschen wußte der splendide Gastgeber, was er wissen wollte. Er verabschiedete sich ziemlich kühl von seinem verdutzt dreinschauenden Gaste, der sich nach einigen weiteren Gläschen schweren Schrittes auf den Heimweg machte. Der Rathsfrohn war indeß in höchster Eile zum Stadtschreiber gelaufen, welcher seine Ahnung durch die erhaltene Mittheilung vollauf bestätigt fand. Hatten richtig die verd . . . . . . Bauern ihr Pfingstbier — o sie wußten, was gut schmeckt — aus Zschortau, Naumburg und Bedra geholt! Die Sache war ernst und erheischte schnellen Entschluß. Rasch war der Rath der Stadt versammelt und von diesem nach kurzer Berathung der Stadtschreiber beauftragt, eine genügende Anzahl waffenfähiger Bürger mit Obergewehr und Untergewehr zum Nachmittag des ersten Pfingsttages, und ferner die ‚ordentlichen' d. h. berufsmäßigen ‚Schröter' aufzubieten. Es sind dies Leute, welche Wein oder Bier gegen einen gewissen Lohn kunstgerecht in die Keller und wieder herausbringen.

„Es war ein stattlicher Zug, der sich am heiligen Pfingsttage des Jahres 1609 Nachmittags gegen 2 Uhr durch die Straßen von Freiburg und zum Stadtthore hinaus gen Zeuchfeld bewegte. An der Spitze der Herr Rathsbaumeister, dem die Führung übertragen war, und der Herr Stadtschreiber, beide hoch zu Roß und gar prächtig angethan: mußten sie doch, bevor sie zur Exekution gegen seine Unterthanen schritten, den hochmögenden Erb-, Lehen- und Gerichtsherrn zu Zeuchfeld „begrüßen", um seine Bewilligung einzuholen; denn ohne

solche Bewilligung war der Ausfall rechtswidrig und unstatthaft. — Dann folgten die wehrhaften Bürger wohl sechzig an der Zahl, darauf die Schröter, kräftige, breitschulterige Gestalten. Die zum Herausschroten der Fässer nöthigen großen Seile, Hebebäume, Rollen und Schrotleitern führten sie auf einem Wagen mit, der nachher zugleich zum Wegschaffen des beschlagnahmten Bieres dienen sollte.

„Endlich war man zur Stelle. Der Gerichtsherr empfing die Abgesandten des Rathes zu Freiburg mit gemessener Höflichkeit, und ertheilte freundwilligst die nachgesuchte Erlaubniß — innerlich die beiden Rathsherren und die ganze Stadt Freiburg mitsammt allen ihren Privilegien zum Teufel wünschend.

„Die überraschten und in ihrer besten Festfreude gestörten Bauern versuchen einige Augenblicke Widerstand zu leisten: aber nachdem sie einige nachdrückliche Püffe und Schläge erhalten haben, ziehen sie sich vor der wohlbewaffneten Uebermacht fluchend und schimpfend zurück. Die in aller Eile noch wieder vor die Keller des Gemeindehauses gelegten Schlösser werden erbrochen, da die Schlüssel durchaus nicht aufzufinden sind, und unter den sachkundigen Handgriffen der Schröter erblicken alsbald zwei stattliche Fässer das Tageslicht. Die Bürger thun sich unterdeß an dem dritten bereits angezapften Fasse — es ist köstliches Naumburger — gütlich, dann wird es nebst den Trink- und Schankgefäßen zerschlagen, während die beiden anderen aufgeladen und im Triumph heimgeführt werden.

„Es ist doch schier unglaublich, was solche Bauern um ein wenig Bier sich für Schimpf und Ungemach auf den Hals laden!“ sagt unterwegs der Herr Stadtschreiber zum Herrn Stadtbaumeister. „Ihr mögt Recht haben, Herr Stadtschreiber“, versetzte dieser, sich schmunzelnd den Bart streichelnd, aber mich will bedünken, das Naumburger war doch so übel nicht, und das Zschortauer und Bedraer wird hoffentlich morgen beim Pfingstschießen nicht minder munden!“

Bei diesem Vorgang stand ein städtisches Monopol in Concurrenz mit einem andern; sonst gab es gewöhnlich Conflikte mit gutsherrlichen Ansprüchen. Dabei siegte über

die städtischen Ansprüche in der Regel der gutsherrliche; so entstanden allerwärts grundherrliche Brauereien. Neben der Brauerei hatte die Brennerei eine große Bedeutung.[1]) Es wurde das überschüssige Getreide, soweit es nicht ausgeführt wurde, dazu verwendet. Die Kartoffel wurde noch nicht dazu verwerthet, sie war bis 1750 noch eine Luxuspflanze.

2. Wichtiger als das Bannrecht war das Fronrecht. Die Fronpflicht der Bauern wurde theils aus der Grundherrschaft, theils aus der Gerichtsbarkeit abgeleitet. Der Frondienst bestand größtentheils aus dem gewöhnlichen Wochendienste. In Niedersachsen dienten Vollmaier alle acht Tage, die Halbmaier alle 14 Tage einen Tag lang mit dem Spann, die Köter verrichteten alle 8 Tage, die Beibauern alle 14 Tage einen Tag Handdienst. Ebenso war es in Lippe, wo die Vollmaier und Großköter alle 8, die Halbmaier alle 14 Tage, die Mittel- und Kleinköter alle 2—4 Wochen dienten.[2]) Aehnlich bestanden in Sachsen

1) Ueber das Schnapsbrennen in Livland berichtet Transehe-Rosenecl, Gutsherr und Bauer in Livland. Irgend ein Gebäude des Gutshofes wurde zur „Branntweinküche" nothdürftig eingerichtet. Die daselbst beschäftigten Arbeiter waren Hörige aus dem Gebiete des Rittergutes, die zum Brennen „abgerichtet" waren, gewöhnlich unter der Leitung eines „gelernten" Brenners, der entweder auch ein Erbbauer oder „gemiethet" war. Man lieferte den Leuten das zum Brennen nöthige Material, mit welchem sie eine bestimmte Quantität Spiritus herstellen mußten; für den Fehlbetrag waren sie verantwortlich; bei dieser Betriebsweise waren die Kosten sehr gering, aber sie hatte für die Arbeiter üble Folgen. Die schwere Arbeit in den primitiven und rauchigen Lokalen rieb die Kräfte der Arbeiter bald auf, die Versuchung zum gewohnheitsmäßigen Trunke lag nahe und schließlich kam es natürlich oft vor, daß die Arbeiter aus Mangel an Sachkenntniß und angeborener Lüderlichkeit beim Arbeiten mit dem ihnen gelieferten Material nicht auskommen konnten, und das Fehlende aus ihrem eigenen Vermögen ersetzen mußten.

2) Meyer im Jahrb. f. Nationalökonomie 1896 S. 828.

49 Frontage als regelmäßige Pflicht der Spannbauern. Zum Spanndienst mußte man mit 4 Pferden und gutem Ackergeschirr erscheinen; der Dienst dauerte im Sommer von morgens 6 bis abends 6 Uhr. Während der Dienste wurden die Pflichtigen verköstigt mit Brod, Erbsensuppe und Dünnbier. Daneben gab es auch außerordentliche Dienste, bei der Ernte zum Mähen und Aufladen. Für jeden nicht geforderten Erntedienfttag mußten 2 Mariengroschen bezahlt werden, während ein Spanndiensttag 6 Mrgr. 7 Pf., ein Handdiensttag 1 Mrgr. 4 Pf. kostete. Dazu kamen die Landreisen d. h. Fuhr- und Botendienste, ferner Burgvestendienst zur Instandhaltung der Amtsgebäude und beliebige Pflichtdienste, z. B. Schafscheeren, Flachswaschen u. a. Statt der Wochendienste bestanden vielfach ungemessene Dienste, so genannt, weil sie nicht, weder nach der Zeit noch nach der Arbeitsleistung (Maßarbeit), gemessen waren, sie durften aber nicht willkürlich erhöht werden.

In einigen Theilen des Fürstenthums Lüneburg war der Frondienst sehr hoch, die Vollhufner waren zu 156 Tage im Jahre, also 3 Tage wöchentlich mit dem Spann oder 300 bis 312 Tage mit der Hand (6 Tage in der Woche) ordinären Dienstes verpflichtet.

Solch hoher Frondienst bestand sonst nur allgemein, wo es große Gutsbetriebe gab. Aber selbst in den Brandenburgischen Ländern waren im Allgemeinen nur 2 Wochentage gestattet, in Bayern 1, während in Böhmen 3 Tage die Regel war.[1]) In Schleswig-Holstein und Livland betrug er bei leibeigenen Hüfnern gar 6 Tage in der Woche. In Schleswig-Holstein hatte der hörige Hufner gewöhnlich 12 Pferde: 2 Gespanne mit je 4 Pferden für den täglichen Hofdienst und 4, auch wohl 6, für den Betrieb der Hufe. Die

---

1) Drei Tage, die halbe Woche (dimidium servitium) dauert nach den leges Alamannorum und Baiuvariorum regelmäßig die Fronpflicht der Hörigen s. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte II, 155.

Pferde waren von verkrüppelter Rasse und schlecht genährt; es wurde deßhalb immer mit 4 Pferden gepflügt, wozu ein Pflüger und ein Treiber erforderlich war, also 4 Leute für den Hoffelddienst, dazu ein Fünfter für Hofhanddienste. Auch Düngerfuhren, Kornfuhren u. s. w. wurden 4spännig geleistet, da zudem die Wege schlecht waren. Waren die Bauern außer Stande, 4 Pferde für sich zu halten, so mußten sie mit den abgematteten Dienstpferden zugleich ihre eigenen Felder bestellen: abends spät oder gar Nachts im Mondschein, auch an Sonntagen, worüber der Gottesdienst versäumt wurde — denn der Frondienst mußte täglich verrichtet werden und dauerte von Morgens 8 oder 6 bis Abends 6 Uhr, im Winter von 8 bis 4 Uhr mit zweistündiger Mittagspause. Zur Hin- und Herfahrt zum Gutshof waren oft ein paar Stunden nöthig.[1])

In Livland mußte der Halbhäckner (Halbhüfner) täglich einen Arbeiter mit Anspann, von Georgi bis Michaeli einen weiteren Arbeiter, von Michaeli bis Georgi 2 Kerden (Viehmägde) stellen. Oft mußten aber noch mehr Hülfsarbeiter zur Ernte und die Viehmägde das ganze Jahr gestellt werden.[2])

Zu den Bauernfronen kamen noch die berufsmäßigen Fronarbeiten der Insten und Taglöhner. Die Frauen der Insten und Knechte mußten in Schleswig-Holstein für den Genuß der Wohnung und eines kleinen Gartens 60–70 Tage arbeiten und Flachs spinnen. Endlich wurden die Kinder der Hüfner und Insten zu Zwangsgesindedienst verwendet. Mit 6 und 7 Jahren mußten die Kinder Gänse und Schafe hüten, mit 10 Jahren wurden sie Kleinjungen

1) Hanssen, Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig-Holstein, dem ich obiges entnehme, gibt leider nicht an, ob dieser Frondienst dem Pächter überhaupt auflag, oder nur den eigenen Hüfner. Wie es scheint, war letzteres der Fall.

2) Transehe-Roseneck S. 120 ff. 135.

mit 14 Großjungen, mit 20 Kleinknechte bezw. Kleinmägde und mit 25 Großknechte oder Großmägde. Aber das Vorrücken geschah nicht immer nach dem Alter, es konnte einer noch mit 30 Jahren ein Junge sein. Die Jungen erhielten einige Thaler Lohn, der Kleinknecht 12—15, der Großknecht 18—20 Thaler und je etwas Leinwand, die Mägde 4—5 Thaler und den gleichen Betrag in Leinen.

Schon im frühen Lebensalter mußten die Knaben, allem Wetter preisgegeben, Nachts auf dem Felde schlafen, um dort das Vieh zu hüten; noch unausgewachsen wurden sie zu schweren Frondiensten herangezogen und dadurch in ihrer körperlichen Entwicklung gehemmt. Der niedrige Lohn reichte kaum für die nothdürftigste Bekleidung aus: Knechte, die viele Grabenarbeiten auszuführen hatten und lange im Wasser stehen mußten, brauchten ihn größtentheils für ihr Schuhwerk allein. Die Kost bestand Morgens und Abends in Grütze und Milch, manchmal täglich in nur 3/4 Pfund Brot, und Fleisch war selten, Butter oder Speck knapp, Mittags bei den Feldarbeiten wurde oft statt warmen Essens nur ein Topf mit saurer Milch, in der Ernte schlechtes dünnes Bier gereicht.[1])

Besser standen die schlesischen Fröner, die Dienst- und Hofgärtner, Dresch- und Robotgärtner. Ihre Häuschen waren zwar sehr primitiv aus Lehmfachwerk mit schweren treppenförmig gedeckten unbeholfenen Strohdächern, welche gegen die Herrschaftshäuser stark abstachen,[2]) aber sie besaßen sie und ein kleines Gut — einen Garten — doch beinahe als Eigenthum.[3]) Die Gärtner hatten die Erntearbeit und den Ausdrusch zu besorgen und erhielten für jene Arbeit die sogenannte Mandel, die 10., 11., 12. Garbe, von dieser die

1) Hanssen a. a. O. S. 26.
2) Beckedorffs Schilderung bei Knapp S. 215.
3) Knapp, Grundherrschaft und Rittergut, S. 37.

Hebe, den 16., 17., 18. Scheffel. Für andere als diese Arbeiten wurde ein Taglohn gewährt. Der Dreschgärtner kam selbander, in der Erntezeit selbdritt mit Magd und Frau oder Tochter auf den Hof. Männliche Scharwerker gab es nicht. Die Dreschgärtner bildeten eine Genossenschaft, eine Art Zunft. Ohne ihre Zustimmung durften keine weiteren Arbeiter angenommen werden. Sie erhielten Mandel und Hebe insgesammt und vertheilten sie unter sich.

3. Zu den Frondiensten und den Bannrechten kamen endlich öffentliche Rechte des privilegirten Besitzes, die Immunität und Exemption (Steuer- und Gerichtsfreiheit), Landtagsfähigkeit und Lehensrecht. Die Steuerfreiheit bezog sich nicht nur auf Güter- und Gebäudesteuer, sondern auch auf Landesdienste, Consumtions- und Zollabgaben, und die Gerichtsfreiheit erstreckte sich nicht nur auf den Besitzer, sondern auf alle Bewohner der Gutshöfe, eine Folge davon waren die Seniorats- und Herrschaftsgerichte erster Instanz.

Viele Rittergüter hatten die Halsgerichtsbarkeit und man sah daher überall Galgen stehen, wie Möser berichtet. Möser meint, ein Fremder müsse das Land für barbarisch halten, wo es überall so fürchterlich aussähe. Es wäre besser, es gäbe nur wenig, aber gut besetzte Obergerichte für hundert Herrlichkeiten, nur einen Scharfrichter, ein Gefängniß und eine Marterkammer. Uebrigens trage die Gerichtsbarkeit weder die hohe noch die niedere etwas ein. An einem Orte, wo alle 14 Tage Gericht gehalten werde, sei so wenig eingegangen, daß nicht einmal der Braten bezahlt werden konnte, den der Gerichtshalter verzehrte.

Die Rittergüter konnten unter Erben getheilt werden, aber die Verhältnisse nöthigten doch zu einer Beschränkung, denn es ruhte auf den Lehengütern der Roßdienst und bei einer Zersplitterung der Güter erloschen die Freiheiten, so waren die Lehen thatsächlich doch gebunden und zudem bestanden vielfach durch Familienstatut Majorate.

Die wichtigste Verpflichtung des privilegirten Besitzes der Roß- oder Ritterdienst, derselbe war aber entweder hüttelt oder in Geld umgewandelt worden. Dem dienst entsprach das Landtagsrecht, die Landtagsfähigkeit.

Die Landtagsfähigkeit haftete an dem „adeligen Seeß“, Stammhause und der Ritterburg (castrum nobile), e diese nun auch verfallen sein. Es gab adelige Güter Landtagsrecht.[1]) Der Besitzer mußte im „Ritterzettel“ i. Weder die Größe des Besitzes noch der reine Adel ied. Im 18. Jahrhundert waren allerdings im Jülich'schen te 16 Ahnen nöthig, im 16. genügten aber 4. Die tagsfähigkeit verschaffte manche Vortheile, angenehme n und „alle Vergnügungen der Hauptstadt gratis“. 18. Jahrhundert drangen bereits viele Bürgerliche in Rittergutsbesitz ein und in manchen Gegenden erhielten ls Rittergutsbesitzer auch eine Landtagsstimme. In lenburg gab es 1430 nur 30 bürgerliche gegen 80 adelige zer, aber 1840 war die Zahl beider gleich.

Grupp.

Allg. Ztg. 1896 Beil. Nr. 176 (Below).

LIV.

A. Köllikers Erinnerungen.

Wer ist Kölliker? Einer der ersten Anatomen der Gegenwart, dem Histologie und Anatomie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte, vergleichende Anatomie und Zoologie zahlreiche Entdeckungen, vielfache Anregung und mächtige Förderung verdanken. Er ist dazu ein Greis von bald 84 Jahren und ein viel gereister Mann. Zieht ein Gelehrter am Ende einer so langen und ertragreichen Laufbahn die Summe seines Lebens und Wirkens, seiner Erfahrungen und Erfolge, so darf er einer Aufmerksamkeit sicher sein, die über die engen Grenzen der Fachkreise hinausreicht. Solche Erinnerungen können von verschiedener Art sein. Sie beziehen sich entweder nur auf das allgemein Menschliche, gewähren also Einblick in die äußere und innere Entwicklung des Autors, berichten von seinen politischen und socialen, religiösen und ethischen, ästhetischen und pädagogischen Anschauungen, oder sie erzählen ausschließlich von den Leistungen und Thaten eines Mannes, ohne das rein Menschliche zu berühren, oder sie verbinden beides miteinander, das allgemein Menschliche und das der großen Welt angehörige Thun des Mannes. Selten ist die Scheidung so reinlich vollzogen, wie wir sie hier andeuten, meistens fließt beides in einander oder überwiegt bald das eine bald das andere. So ist es mit den „Nachrichten über Leben und Schriften des Herrn Geheimrathes Dr. K. E. v. Baer, mitgetheilt von ihm

selbst" (1864), so mit Darwins Abriß einer Autobiographie, so mit den Gedanken und Erinnerungen Bismarcks, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Wie indes solche Erinnerungen oder Blicke in's Leben oder Rückblicke oder Selbstbiographien in der angedeuteten Hinsicht sich verhalten mögen, immer sind sie bedeutsam und belehrend. Denn, um ein Wort des französischen Akademikers François Coppée zu gebrauchen, „eine Schrift ist immer spannend und von dauerndem Interesse, in welcher der Verfasser sich aufrichtig bemüht, uns sein innerstes Denken und Fühlen zu enthüllen." Bietet sie dem Psychologen an allgemein Menschlichem zu wenig, so bleibt sie noch für den Politiker oder den Mann der Wissenschaft, für den Künstler oder Gelehrten von Interesse. Prüfen wir unter diesem Gesichtspunkte Kölliker's Erinnerungen,[1]) so müssen wir sagen: In diesen Erinnerungen tritt das allgemein Menschliche fast völlig zurück, es überwiegt die Darstellung der wissenschaftlichen Leistungen. Köllikers Erinnerungen zerfallen in zwei Abschnitte. Der erste Abschnitt (S. 1—174) gibt eine allgemeine Schilderung seiner Lebensverhältnisse, seiner Reisen und Beziehungen zu gelehrten Gesellschaften, der zweite (S. 175—399) handelt von seinen wissenschaftlichen Leistungen. Darüber seien uns einige orientirende Bemerkungen gestattet.

I. Allgemeines.

Kölliker ist von Geburt ein Züricher. 1817 ist sein Geburtsjahr. Schon früh verliert er den Vater. Seine Mutter, der er ein schönes Denkmal rührender Pietät setzt, leitet die ganze Erziehung und lehrt ihn früh italienisch, französisch und englisch. Er bezieht das Gymnasium zu Zürich, studirt auch hebräisch, da er für den Buchhandel

1) Erinnerungen aus meinem Leben von A. Kölliker. Mit 7 Vollbildern, 10 Textfiguren und dem Porträt des Verfassers. Leipzig 1899. VI und 399.

LIV.

A. Köllikers Erinnerungen.

Wer ist Kölliker? Einer der ersten Anatomen der Gegenwart, dem Histologie und Anatomie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte, vergleichende Anatomie und Zoologie zahlreiche Entdeckungen, vielfache Anregung und mächtige Förderung verdanken. Er ist dazu ein Greis von bald 84 Jahren und ein viel gereister Mann. Zieht ein Gelehrter am Ende einer so langen und ertragreichen Laufbahn die Summe seines Lebens und Wirkens, seiner Erfahrungen und Erfolge, so darf er einer Aufmerksamkeit sicher sein, die über die engen Grenzen der Fachkreise hinausreicht. Solche Erinnerungen können von verschiedener Art sein. Sie beziehen sich entweder nur auf das allgemein Menschliche, gewähren also Einblick in die äußere und innere Entwicklung des Autors, berichten von seinen politischen und socialen, religiösen und ethischen, ästhetischen und pädagogischen Anschauungen, oder sie erzählen ausschließlich von den Leistungen und Thaten eines Mannes, ohne das rein Menschliche zu berühren, oder sie verbinden beides miteinander, das allgemein Menschliche und das der großen Welt angehörige Thun des Mannes. Selten ist die Scheidung so reinlich vollzogen, wie wir sie hier andeuten, meistens fließt beides in einander oder überwiegt bald das eine bald das andere. So ist es mit den „Nachrichten über Leben und Schriften des Herrn Geheimrathes Dr. K. E. v. **Baer**, mitgetheilt von ihm

t" (1864), so mit Darwins Abriß einer Autobiographie, nit den Gedanken und Erinnerungen Bismarcks, um ein paar Beispiele zu nennen. Wie indes solche Er- rungen oder Blicke in's Leben oder Rückblicke oder bstbiographien in der angedeuteten Hinsicht sich verhalten en, immer sind sie bedeutsam und belehrend. Denn, ein Wort des französischen Akademikers François ppée zu gebrauchen, „eine Schrift ist immer spannend und dauerndem Interesse, in welcher der Verfasser sich auf- ig bemüht, uns sein innerstes Denken und Fühlen zu üllen." Bietet sie dem Psychologen an allgemein Mensch- m zu wenig, so bleibt sie noch für den Politiker oder Mann der Wissenschaft, für den Künstler oder Gelehrten Interesse. Prüfen wir unter diesem Gesichtspunkte iker's Erinnerungen,[1]) so müssen wir sagen: In diesen nerungen tritt das allgemein Menschliche fast völlig ck, es überwiegt die Darstellung der wissenschaftlichen tungen. Köllikers Erinnerungen zerfallen in zwei Ab- itte. Der erste Abschnitt (S. 1—174) gibt eine allgemeine ilderung seiner Lebensverhältnisse, seiner Reisen und iehungen zu gelehrten Gesellschaften, der zweite (S. 175 99) handelt von seinen wissenschaftlichen Leistungen. rüber seien uns einige orientirende Bemerkungen gestattet.

I. Allgemeines.

Kölliker ist von Geburt ein Züricher. 1817 ist sein urtsjahr. Schon früh verliert er den Vater. Seine tter, der er ein schönes Denkmal rührender Pietät setzt, t die ganze Erziehung und lehrt ihn früh italienisch, zösisch und englisch. Er bezieht das Gymnasium zu ich, studirt auch hebräisch, da er für den Buchhandel

) Erinnerungen aus meinem Leben von A. Kölliker. Mit 7 Vollbildern, 10 Textfiguren und dem Porträt des Verfassers. Leipzig 1899. VI und 399.

bestimmt war. An der in Zürich bestehenden Knabengesellschaft nimmt er Antheil und gedenkt derselben mit hohem Lob. Diese Gesellschaft, zu der alle Schüler des Gymnasiums freien Zutritt hatten, versammelte sich unter Aufsicht einiger sog. „Herren“ (älterer Schüler) wöchentlich einmal in einem größeren Saale, die Abende wurden mit Spielen, Vorlesen nützlicher Aufsätze und heiteren Gesprächen zugebracht. In den Ferien veranstaltete dieser Verein kleinere und größere Reisen in zwei Gruppen, eine von jüngeren, eine andere von älteren Knaben unter Aufsicht von zwei oder drei Studierenden. Kölliker hat von diesen Reisen unauslöschliche Eindrücke bis in's hohe Alter bewahrt. Er urtheilt von dieser Gesellschaft, daß sie „sehr viel Gutes wirkte, und daß solche Bestrebungen von Studierenden vielen andern vorzuziehen wären und ein besonderes Lob verdienen.“

Damals wie auch später zeigte Kölliker eine große Vorliebe für Sport jeder Art, für Turnen und Schwimmen, Jagd und Eislauf, Reiten und Bergsteigen. In den oberen Klassen gehörte er dem sogenannten Zofingerverein an, einer Vereinigung, die alle schweizerischen Gymnasien umfaßte. Der einzelne Ortsverband hielt regelmäßige Sitzungen ab, in welchen im ersten Theile Abhandlungen vaterländischer oder wissenschaftlicher Natur, auch Gedichte vorgetragen wurden, während der zweite Theil der Geselligkeit und besonders auch dem Gesange gewidmet war. Von dieser Gesellschaft war Kölliker eifriges Mitglied. Wie vortheilhaft stechen doch Vereinigungen dieser Art von dem heutigen Vereins- und Verbindungswesen der Studenten an Gymnasien und Universitäten ab, die meist geistige Anregung verschmähend lediglich in bierseliger „Gemüthlichkeit“ ihr Ideal sehen und suchen!

1836 begann Kölliker das Studium der Medicin zuerst an der Universität Zürich. Dort wirkte besonders Heer auf ihn, aber auch Oken; diese Studien setzte er ein Semester in Bonn fort. Besondere und entscheidende

ung erfuhr er während eines Aufenthaltes von drei
ern in Berlin durch Johannes Müller und Jakob Henle.
r führte ihn in die epochemachende Schwann'sche
von den Zellen ein und lenkte zuerst seinen Blick auf
krofkopischen Bau des Körpers. Außerdem fand er
e Anregung durch Ehrenberg und besonders Remak's
strationen und Erörterungen über die Entwicklung
ihnerembryos. Den engen Horizont des Mediciners
reitend hört er Philosophie bei dem Hegelianer
let, wie früher in Zürich bei Alexander Schweizer
lleg über Ethik. 1841 sucht er mit seinem Landsmann
li in Jena Schleiden auf, wird nach dem Staats-
Hilfsassistent bei Henle in Zürich, studirt mit
li die Seethiere und Meerpflanzen in Neapel und
a und veröffentlicht als Frucht dieser Studien die
lungsgeschichte der Cephalopoden. 1842 wird er
or, 1843 habilitirt er sich in Zürich und erhält 1844 die
rdentliche Professur der Physiologie und vergleichenden
nie ebenda. 1847 nimmt er, von Henle dem
gen Rektor Rinecker in Würzburg warm empfohlen,
Ruf als ordentlicher Professor der vergleichenden
nie in Würzburg an, wo er bis zu seinem Rücktritt
hre 1897 lehramtlich und literarisch eine außer-
iche Wirksamkeit entfaltete. In dieser Zeit beschränkte
lediglich auf den Verkehr mit den Collegen der
ischen und der naturwissenschaftlichen Fakultät und
in der von ihm gegründeten medicinisch-physikalischen
haft eine lebhafte wissenschaftliche Thätigkeit an-
. Den bedeutenderen Collegen dieser Zeit, seinen
nen Prosektoren widmet er hier ein ehrendes Gedenken.
esammtuniversität stand er ohne besonderes Interesse
ber, was diese ihm dann auch wieder damit vergalt,
ihn nur einmal zum Rektor und später nie mehr
Senat wählte. Seinem Unmuthe darüber, der hier
tretend die sonst kühle und nüchterne Darstellung

effektvoll unterbricht, gibt er in scharfer Weise Ausdruck. „Meine Beziehungen zur Gesammtuniversität — heißt es hier — waren im allgemeinen keine besonders lebhaften. Wie an vielen Hochschulen, bestanden auch in Würzburg zwei große Parteien, die, solange als die Privilegien des Senates, der nur aus Repräsentanten der Fakultäten bestand, größere waren, so daß z. B. die Gehaltserhöhungen wesentlich von demselben abhingen, mehr von Privatinteressen sich leiten ließen. So kam es, daß ich erst Ende der sechziger Jahre in den Senat gewählt wurde und nur einmal, im Jahre 1870, als Rektor fungirte, als welcher ich eine Rede über die Geschichte der medicinischen Fakultät hielt. Nach dieser Zeit war ich noch einige Male Mitglied des Senates, zog dann aber später wissenschaftliche Arbeiten je länger je mehr vor, namentlich in Anbetracht der sich verringernden Bedeutung dieser Corporation, die nach und nach, was die wissenschaftlichen Seiten anlangte, vor den Fakultäten etwas in den Hintergrund kam." Kölliker streift hier eine nicht sehr schöne Seite unserer Hochschulen, nämlich das Cliquenwesen, wie es auch bei Dekanats-, Senats- und Rektoratswahlen in Erscheinung tritt, indem Leute, die der herrschenden Majorität aus irgend einem Grunde nicht genehm sind, verständnißinnig von den akademischen Aemtern fern gehalten werden. Und da spricht man noch von Freiheit! Gegen diesen Unfug gibt es nur ein Mittel: Entweder regelmäßigen Turnus in der Wahl der Mitglieder oder Abschaffung der Dekanats- und Senatswahlen und Einführung eines allgemeinen Senates aller ordentlichen Professoren, wie er an manchen Hochschulen schon besteht. Das wäre wirkliche Freiheit. Die Aufzählung der Kölliker zu Theil gewordenen Preise und Medaillen, der Ehrungen zu seinem 70. und 80. Geburtstag, zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum, der ihm gewidmeten Festschriften beschließt die allgemeine Schilderung.

Einen eigenen Abschnitt widmet Kölliker den wissenschaftlichen und anderen Reisen. In Form von Briefen,

theils an seine Mutter, theils an Frau und Kinder
gibt er hier einen Ueberblick über diese Reisen.
nd Helgoland, Hamburg, Neapel, Palermo, Messina,
Venedig, London, Perpignan, Barcelona, Valencia,
, Utrecht, Leyden, Edinburgh, Oban, Inverneß,
Castle, Paris, Holy Island, Ardarroch am Loch
Millbank, Hatton House, Ratho, Genua, Glasgow,
Skelmorlie am Clyde, Pavia, Brixen — bezeichnen
Zeit von 1840 bis 1899 die Stationen dieser Reisen,
weder wissenschaftlichen Forschungen oder der Kenntniß
dicinischen und naturwissenschaftlichen Institute und
ungen oder dem Studium neuer Methoden oder der
fung persönlicher Beziehungen mit Fachgenossen
Wir erfahren aus diesen Briefen also zunächst von
s wissenschaftlichen Interessen und Forschungen, von
Arbeit und Erholung, von seiner Liebe zur schweizer-
eimat und seiner Anhänglichkeit an seine Angehörigen.
icht das allein. Es fallen in diesen Briefen nicht
emerkungen ab über Flora und Fauna der besuchten
en, die den Mann der Wissenschaft besonders
ren, in diesen Briefen werden auch Gebirg und Meer,
und Kunst, Land und Leute, Sitten und Gewohn-
Tracht und Lebensart, Beschäftigung und Vergnügungen
völkerung der bereisten Gegenden in ansprechender
schaulicher Schilderung dem Leser nahe gebracht.
n ethnographischen und historischen Exkursen fehlt
. Wer freilich in diesen Erinnerungen allgemeine
n über Religion und Politik, Welt und Menschen
die in Köllikers innerstes Denken und Fühlen einen
gestatten, kann diese Briefe ungelesen lassen. Die
te an Gedanken derart ist äußerst dürftig. Wir
die wenigen charakteristischen Aeußerungen zusammen.
schreibt 1840 an seine Mutter: „Ueberhaupt alles
e, was mir die Zukunft noch vormalt und bringen
at seine Wurzeln nur in Dir und werde ich immer

Kleinstädter genug bleiben, um nur im Familienleben
Gemüthsruhe, mein Herzensglück zu finden, wen
manches andere Wirken für Staat und Wissensch
friedigung mir bringen mag." Pessimistisch zwar, a
Wirklichkeit, wie sie nun einmal ist, entsprechend.
seine Aeußerung über Freundschaft aus einem Br
seinen Bruder (1842): „In der That, je mehr i
und Menschen sehe, je unbefangener ich in dies
blicke, um so mehr sehe ich ein, daß es ungemein
ja fast unmöglich ist, einen wahren Freund zu finde
so unwiderstehlicher drängt sich mir der Glaube a
nur die wahre Freunde sind, die schon die Natur an e
kettete und dann danke ich Gott, daß er mir einen
gab, wie Dich, mit dem ich noch lange Jahre in
Eintracht zu durchleben hoffe." Bescheiden steckt er
Lebensziel in einem Briefe an die Mutter im gleichen
„Ich werde den Stoff, den ich mitbringe, in m
einem Jahre nicht verarbeiten können und hoffe dann
ich es gethan habe, schon auf einen gewissen Namen, be
in Deutschland, Anspruch machen zu dürfen und das i
was ich wünsche. Ich bin nicht eitel und will nicht
und in allem der erste sein und wie viele alles dara
um es zu werden. Ich möchte nur für's erste so ho
heben, daß ich mit Recht auf eine Stellung bei uns A
machen kann und dieselbe auch nach außen mit E
vertreten vermag." Sonderbar muthet den Leser K
Bemerkung über die Peterskirche in Rom an: „Die b
Peterskirche machte mir nur durch ihre riesige Grö
druck, sowie durch ihre geschichtliche Bedeutung m
mich sonst kalt." In politischer Hinsicht ist eine Bem
der 48er Revolution von Interesse. 1845 schreibt
seine Mutter: „Ich hoffe, die Ruhe ist nun wieder he
in unserem Lande, wenigstens äußerlich und das ist
etwas. Uebrigens fürchte ich, daß wir innerhalb der n
fünf oder zehn Jahre noch etwas und zwar etwas Gr

leben werden". Nehmen wir dazu noch vereinzelte Aus- ⸗hrungen über medicinisches Studium, über deutsche, englische ⸗nd holländische Mikroskopie, über die geringe Gastfreundlich- ⸗it französischer Gelehrter und über die große Gastlichkeit ⸗r Gelehrten Englands, so ist so ziemlich alles, was die ⸗riefe von allgemeinen Gedanken enthalten, angeführt.

Mit der Aufzählung der Beziehungen zu gelehrten Gesell- ⸗haften, in die Kölliker getreten ist, macht er den Schluß des ⸗sten Theiles der Erinnerungen. Man sieht, die Erinnerungen ⸗ttäuschen etwas denjenigen, der in ihnen mehr allgemeine ⸗nsichten eines großen Naturforschers über die wichtigen ⸗ragen des Lebens und der Welt zu finden hoffte. Kölliker ⸗heint diesen Mangel selbst gefühlt zu haben, wenn er in ⸗r Vorrede gesteht, daß es ihm oft vorkomme, als hätte er ⸗as rein Menschliche allzusehr in den Hintergrund gedrängt. ⸗reilich der Hauptwerth des Buches soll im zweiten Theile ⸗hen, der die wissenschaftlichen Leistungen Köllikers zum ⸗egenstande hat.

II. Wissenschaftliche Leistungen.

Wir maßen uns natürlich kein Urtheil an über die ⸗issenschaftlichen Leistungen Köllikers, sondern begnügen uns, ⸗diglich zu berichten, daß er 56 Jahre eine ausgedehnte, ⸗nfangreiche Lehrthätigkeit vor zahlreichen Schülern aus- ⸗te, daß er in dieser Zeit durch Handbücher, die in fremde ⸗prachen übersetzt wurden und viele Auflagen erlebten, durch ⸗hlreiche Einzelabhandlungen in Büchern und Zeitschriften ⸗e Forschung in Gewebelehre und Anatomie, Physiologie ⸗d Entwicklungsgeschichte, vergleichender Anatomie und ⸗oologie mächtig beeinflußte, vielfach neue Bahnen einschlug ⸗d überall allgemein anerkannte Erfolge erntete. Dieser ⸗heil zählt 245 Schriften Köllikers auf. Indem Kölliker ⸗ese stattliche Zahl, die beredten Zeugen einer unermüdlichen ⸗chaffenskraft, Revue passiren läßt, gibt er bei den wichtigsten ⸗ne Charakteristik ihrer Bedeutung und den Hauptinhalt, ⸗bt ihren Werth für die gegenwärtige Forschung hervor,

bestimmt ihr Verhältniß zu andern Arbeiten, berichtigt frühere Forschungen auf Grund neuerer Fortschritte, nimmt Irriges zurück, erörtert Fragen allgemeiner Art und nimmt Stellung zu brennenden Streitfragen, vertheidigt frühere Ansichten gegen Angriffe und bestätigt sie durch neue Untersuchungen und Zustimmung anderer Gelehrter, erkennt neidlos Verdienste und Leistungen anderer an, läßt sich aber auch nichts nehmen, wo ihm die Priorität einer Entdeckung zukommt, und stellt den Antheil, den seine Arbeiten an der Entwicklung und am Fortschritt der Wissenschaften haben, an's Licht. So hat die Aufzählung dieser 245 Nummern nicht etwa lediglich den Werth einer exakten bibliographischen Arbeit, sie ist nicht von bloß persönlicher Bedeutung, sie ist mehr, sie ist ein Stück Geschichte der Wissenschaft und durch die eingestreuten Auseinandersetzungen eine Quelle wichtiger Belehrung für die Erforscher der Natur. Aber auch der Naturphilosoph, der die Bedeutung und Tragweite selbst der unscheinbarsten Forschung zu schätzen weiß, nimmt diese lange Liste nicht ohne Nutzen durch. Er gewinnt neue Einblicke in das zweckmäßige Walten der Natur, wie mit den einfachsten Mitteln die größten Wirkungen erreicht werden. Wir führen ein paar solcher Erkenntnisse an. „Alle Zellen des Organismus entwickeln sich in ununterbrochener Formfolge von der Eizelle an.[1])“ „Die gesammte Knochenentwicklung beim Menschen und den Säugethieren kommt durch ein großartiges und mannigfaltiges Ineinandergreifen von Knochenbildung und Auflösung, Apposition auf der einen und Resorption auf der anderen Seite zu stande.“[2])

Von besonderem Interesse für weitere Kreise ist aber Köllikers Stellung zur Descendenzlehre. Kein Naturforscher von Bedeutung kann an dieser Hypothese — und mehr als eine Hypothese ist die Descendenzlehre auch heute

1) S. 200.
2) S. 316.

noch nicht — vorbeigehen, ohne sich mit ihr auseinanderzusetzen. Da ist es wichtig, zu wissen, ob die Ergebnisse exakter Forschung die Descendenzlehre stützen oder ob sie ihr widersprechen. Kölliker kommt von seinen anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Studien aus zur Verwerfung der darwinistischen Form der Descendenzlehre, setzt aber an ihre Stelle eine andere Form von Descendenzlehre und zwar ebenfalls eine mechanistische, keine teleologische Entwicklungslehre. Wenn er auch K. E. von Baer für eine solche mechanistische Descendenzlehre in Anspruch nimmt, so befindet er sich im Irrthum, wie ich anderwärts gezeigt habe.[1]) Köllikers Abweisung des Darwinismus und Entwicklung einer eigenen möglichst an die Erfahrung anschließenden Form der Descendenzlehre legen wir demnächst in einer eigenen Schrift dar. Am Schlusse gedenkt Kölliker der unter ihm gearbeiteten Dissertationen und wissenschaftlichen Arbeiten, seiner Berufungen und stattet dabei seiner zweiten Heimat, Bayern, den Dank ab, daß er sich hier stets wohl gefühlt und auch in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen jederzeit in einer Weise gefördert wurde, die er nur mit bestem Danke anerkennen könne.

So sind diese Erinnerungen in mehr als einer Beziehung wichtig. Und Kölliker konnte mit Recht im Vorwort von ihnen sagen: „Am Schlusse einer langen wissenschaftlichen Laufbahn liegt es wohl jedem nahe, einen Rückblick auf das zu werfen, was von ihm angestrebt und geleistet wurde, etwas anderes ist es jedoch, damit vor die Oeffentlichkeit zu treten. Wenn ich mich hiezu entschließe, so geschieht es wesentlich aus dem Grunde, weil ich glaube im Stande zu sein, durch eine Darlegung meiner Bestrebungen zugleich ein Bild der Zeit zu geben, in welcher die anatomischen Dis-

1) Vgl. meine Abhandlung: „K. E. v. Baer's Stellung zum Problem der Zweckmäßigkeit" s. (Biologisches Centralblatt 1900 Bd. 20 nro 2 p. 33—44).

ciplinen durch C. Th. Schwanns bahnbrechende Entdeckungen in eine neue Aera eintraten. Während voller 58 Jahre, seit dem Jahre 1841, in welchem ich meine ersten Untersuchungen über die Samenfäden veröffentlichte, war ich ohne Unterbrechung als Forscher thätig und manche der von mir aufgestellten oder vertheidigten Lehren haben als bedeutungsvolle Errungenschaften sich Bahn gebrochen und einen wesentlichen Einfluß auf die weitere Entwicklung der morphologischen Wissenschaften ausgeübt. Dank einem gütigen Geschicke, das mir die Schaffensfreude bis in mein gegenwärtiges Alter gestattete, darf ich ohne Unbescheidenheit sagen, daß ich mir diesen Einfluß in gewissen Gebieten bis auf den heutigen Tag bewahrt habe und gibt mir dies noch mehr die Berechtigung, durch eine übersichtliche Schilderung aller meiner Arbeiten und Leistungen zu zeigen, in welcher Weise dieselben in die Entwicklung der Biologie eingriffen und wie sie zu den Errungenschaften der Neuzeit sich stellen."

Würzburg. Dr. R. Stölzle.

LV.

Irland während der Regierung der Königin Viktoria.[1]

(1837–1899.)

Das diamantene Jubiläum der Königin Viktoria wurde bekanntlich von allen Klassen Großbritanniens mit der größten Feierlichkeit begangen, auch die auf dem ganzen

1) Ireland 1798—1898 by William O'Connor Morris, XXI, S. 376, London, Innes, 1898 (7½ Sh.) — The Life of Charles Stewart Parnell by Barry O'Brien, S. 378 und 394. London, Smith Elder 1898 (21 Sh). — Lough T., Englands Wealth and Irelands Poverty p. XIV. 223. London, Downey (1 Sh)

Erdtheil zerstreuten Colonien nahmen an dem allgemeinen Jubel Theil, nur die irischen Nationalisten zeigten sich apathisch und legten sogar Trauer an. Sie verschmähten es, Dankbarkeit für Wohlthaten zu erheucheln, die sie entweder gar nicht empfangen oder die von den Engländern nur mit Widerwillen gewährt worden waren. Warum, so fragt man sich, hielt es die irische Nation für angezeigt, bei einer solchen Gelegenheit Protest zu erheben und ihre Beschwerden vor die Oeffentlichkeit zu bringen? Den Grund hiefür haben wir offenbar in dem Optimismus der englischen Nation zu suchen, welche den Charakter der irischen Nation durchaus nicht versteht, und sich einbildet, durch die Union das Füllhorn des Segens über das arme Irland ausgegossen zu haben, während sie in der That die Verarmung der Nachbarinsel verschuldet hat.

Irland und Indien liegen weit auseinander, Irland ist eine kleine Insel von $4^1/_2$ Millionen Einwohnern, Indien ein Reich mit über 300 Millionen von Seelen; die kleine Insel und das große Reich haben indeß das gemein, daß sie von Großbritannien nach den gleichen Grundsätzen regiert, zu Gunsten der englischen Bevölkerung ausgebeutet und für die kriegerischen und andere Unternehmungen Englands übermäßig besteuert werden. Da wir in einem früheren Aufsatz über die Benachtheiligung Indiens uns ausgesprochen haben, so können wir uns auf Irland beschränken. Kein Vorwurf wird häufiger gegen die Iren erhoben als das der Zudringlichkeit und Undankbarkeit; das Volk, so sagt man, könne durch nichts zufrieden gestellt werden; je mehr man gewähre, desto höher spanne es seine Forderungen. Der ungerechte Eigenthümer, der seinen Raub herausgeben muß, wird naturgemäß eine solche Sprache führen, und sich auf das Recht der Verjährung berufen, der unparteiische Richter darf sich aber durch solche Klagen nicht bestimmen lassen. Faktisch haben die Iren die allerwichtigste Beschwerde erst in der letzten Zeit vorgebracht, weil erst in

den letzten Jahren eine königliche Commission, in d
competentesten Autoritäten vertreten waren, nachge
hat, daß die Iren viel zu hohe Steuern bezahlt habe
durch den Steuerdruck ruinirt worden sind.

Zur Zeit der Union zählte Irland wie jetzt 4½
onen Seelen. Die Kopfsteuer, alle andern Steuern eingere
betrug 9 Sh. Von 1845—1850 nahmen die Steuern
zu und beliefen sich auf 20 Sh per Kopf, im Jahre
war die Kopfsteuer doppelt so groß, im Jahre 1895
sie £ 2, 9 Sh, im Jahre 1897 £ 2, 12 Sh. Tro
Abnahme der Bevölkerung seit 1845 sind die Steue
ständig gewachsen. In England dagegen hat die Bevölk
stetig zu, die Steuer aber stetig abgenommen. Sir
Peel hatte ganz richtig erkannt, daß ein armes auf Ac
angewiesenes Land, das keine bedeutende Industrie
aufzuweisen hätte, nicht in demselben Maße besteuert w
könne wie Großbritannien, wo 78 Prozent der Bevöl
in Städten leben, während umgekehrt in Irland 78 P
auf dem Lande leben, wo außer der Linnenindustrie
Brauereien von Whisky (Branntwein) und Porter (sch
Bier) kaum andere Industrien bestehen, da sie alle
den englischen Großbetrieb zerstört worden sind. Na
die Engländer die Industrien und den Handel der Na
insel zerstört hatten, war es eine schreiende Ungerech
sie nach dem Muster eines großen Industriestaates z
steuern und die Verschiedenheit der finanziellen Lage
unberücksichtigt zu lassen. Leider haben die englischen S
männer in der vollständigen Einförmigkeit und der
tragung englischer Verhältnisse von jeher das Heil
und sich gewundert, daß die Iren sich beschwerten.
Nachfolger Pitts hatten kein Recht, die Vereinbarungen
Ministers mit dem irischen Parlament umzustoßen, will
ohne die Einwilligung der irischen Vertreter die ursp
lichen Bestimmungen der Union aufzuheben. Führen
wenigstens einige ihrer Willkürakte an.

Die hohe Besteuerung des Whisky, des Nationalgetränkes der Iren, das mäßig genommen die Constitution stärkt und mit Rücksicht auf die schlechte Kost für die Arbeiterbevölkerung ein fast unentbehrliches Surrogat ist, kann nur als Unrecht betrachtet werden. Der englische Arbeiter zahlt für die Gallone (4,54 Liter) Bier nur 2 d = $^1/_6$ Mk., während er gemäß dem Alkoholgehalt das Sechsfache bezahlen müßte. Die Branntweinsteuer ist seit der Union um das Vierfache gestiegen, während das Nationalgetränk der Engländer nur gering besteuert ist. Die englischen Staatsmänner scheinen vom Grundsatz auszugehen, je geringer die Löhne, desto höher müssen die Steuern sein und sagen: Laßt die Iren Bier trinken, dann stehen sie sich nicht schlechter als die Engländer. Ebenso ungerecht ist die Erhöhung der Tabaksteuer, da man den Tabak fälschlich für einen Luxusartikel hält, obgleich die Arbeiter und älteren Leute denselben nicht entbehren können und sich lieber etwas von der Speise abbrechen, um ihren Knaster rauchen zu können. Alle Vorstellungen der Iren blieben fruchtlos. Weil die Engländer gegen die Tabak- und Branntweinsteuer nichts einzuwenden hatten, mußten auch die armen Iren sich dieselben gefallen lassen.

In England war die Abschaffung der Kornzölle ein großer Vortheil, denn die Zahl der Pächter und Großgrundbesitzer, welche durch die zollfreie Einfuhr von Lebensmitteln geschädigt wurden, kam nicht in Betracht gegen die Millionen von Arbeitern, die wohlfeiles Brod, wohlfeiles Fleisch erhielten. In Irland, das durch die Ausfuhr von Rohprodukten die aus England bezogenen Waaren und die englischen Kapitalisten schuldigen Zinse bezahlten, wurden bedeutend benachtheiligt, da sie nicht mehr die hohen Preise von früher bezogen. Irland sah sich, um von der Schuldenlast nicht erdrückt zu werden, genöthigt, die wohlfeilen minderwerthigen Lebensmittel, amerikanischen Schinken und Speck, Mais rc. einzukaufen und das gute irische Hammel- und

Rindfleisch und irischen Schinken an die Engländer zu verkaufen. Das Beste, was das Land hervorbringt, ist nicht für seine Bewohner bestimmt, sondern für die schwelgerischen Engländer. Irland hat herrliche Seen, schöne Flüsse, voll der besten Fische, die Eigenthümer oder Pächter sind in der Regel Fremde, welche jede Woche große Fischladungen nach den größeren Städten Englands entsenden, und wenn sie sich herbeilassen, einige ihrer Fische auf den irischen Markt zu werfen, einen viel größeren Preis verlangen, als sie in London je erhalten. Kann man sich da wundern, daß das Volk murrt und klagt, daß alle die guten Dinge nach England gehen, das Volk aber immer mehr verarmt.

O'Connell konnte seine Repealbewegung (Auflösung der Union) nicht durchführen, aber Jungirland und die Fenier nahmen das unvollendete Werk auf und wußten ihren Landsleuten eine Hingebung und Standhaftigkeit einzuflößen, die vor keinem Opfer zurückschreckt. Eine Geschichte Jungirlands oder des Feniertthums gehört nicht hieher. Wir wollen nur bemerken, daß die Regierung den verhängnißvollen Fehler beging, sich als Siegerin zu wähnen, weil sie die Aufständischen, die sich 1865 compromittirt hatten, zur Strafe zog. Für die Köpfe, die sie abschlagen ließ, wuchsen hundert andere.

Die Engländer und Schotten waren gegen die Iren erbittert, weil unter Gladstones Ministerium 1868—74 die irischen Angelegenheiten das Parlament so sehr in Anspruch genommen hatten, und überstimmten bei jeder Gelegenheit die irische Minderheit. Joseph Biggar, ein Fenier, war entschlossen, die Engländer zu züchtigen und ging grundsätzlich darauf aus, die Erledigung der Geschäfte und die Annahme von Gesetzesvorschlägen unmöglich zu machen (1877). Er fand einen gelehrigen Schüler an Parnell, einem protestantischen Großgrundbesitzer, der obgleich englischer Abkunft, die Engländer mit einem tödtlichen Hasse verfolgte und der Heftigkeit seiner Abneigung gegen England zum

Theil die große Popularität verdankte, die er sich trotz seines schroffen Wesens bewahrte. Worte wie die folgenden (Barry O'Brien I, 130) waren so ganz aus dem Herzen seiner Zuhörer gesprochen: „Haben wir die Abschaffung der Zehnten durch unsere versöhnliche Haltung gewonnen? Nein, wir haben zu andern Mitteln gegriffen. Wurde O'Connell die Emancipation in Folge seines freundlichen Entgegenkommens gewährt? Nein, der englische König und seine Minister fürchteten eine Revolution. Warum wurde die irische Staatskirche abgeschafft, warum wurde eine Landbill gewährt? In Folge der Erhebung der Fenier. Wir werden nie etwas von den Engländern erhalten, wenn wir ihnen nicht auf die Zehen treten. Keinen Pfennig erhalten wir für gute Worte". Bei Verhandlung der Angelegenheiten Transvaals sprach Parnell: „Da ich als Ire von einem Lande komme, das in vollstem Maße die Wirkungen englischer Grausamkeit und Tyrannei an sich erfahren hat, so gereicht es mir zur besonderen Genugthuung, die Absichten der Regierung zu verhindern und vereiteln zu können" (I, 131).

Die Kühnheit und eisige Kälte, die Rücksichtslosigkeit und Zähigkeit, mit der Parnell seinen Gegnern auf den Leib ging, verfehlte ihre Wirkung nicht und machte ihn zum Abgott des irischen Volkes. Selbst die Fenier, welche anfangs nichts von einer parlamentarischen Vertretung erwarteten, wurden auf Parnell aufmerksam und waren nach einigem Zögern bereit, ihn zu unterstützen. O'Brien, ein persönlicher Freund Parnells, meinte, an seinen Helden dürfe man den sittlichen Maßstab nicht anlegen, denn er sei eine durchaus elementare Natur gewesen und habe das Sittengesetz als etwas rein Conventionelles aufgefaßt; diese Wahrnehmung ist sehr wichtig und erklärt uns, wie Parnell nach Umständen zu constitutionellen Mitteln, zu Verschwörung und Gewaltthat seine Zuflucht nehmen konnte und die Uebrigen mit sich fortriß. Wie es dem rücksichtslosen jungen Mann gelang, der Führer der Partei zu werden, seine wider-

strebenden Collegen, von denen viele Whigs waren
Oppositionsmännern zu machen, findet man bei O'
gut erläutert. Derselbe zeigt uns, wie die Regierung ihm
ihre Kopflosigkeit in die Hände arbeitete und durc
That bestätigte, daß man nur durch Trotz und Wide
etwas von ihr erreichen könne. Der Nationalhaß
England, der besonders bei den amerikanischen Iren
ausgebildet war, die Schwäche und Rücksichtslosigke
englischen Regierung, die Verwegenheit Parnells
zusammen und machten einen Mann, der weder tiefe Ken
noch große Beredsamkeit besaß, zum Diktator, zum „ungek
König Irlands".

Die Jahre 1878 und 1879 waren schlimme Jah
Ernte war schlecht, die Pächter konnten ihre Verbindli
nicht erfüllen; die Großgrundbesitzer aber glaubten
sei die Zeit gekommen, die Fesseln, welche ihnen die L
vom Jahre 1870 auferlegt hatte, abzuwerfen und die zah
unfähigen Pächter von Haus und Hof zu vertreiben.
Experiment von den Jahren 1847—48 konnte nicht wie
werden, die Pächter ließen sich nicht wie Schafe weg
sondern setzten sich zur Wehr. Die Polizei und die So
die man verwendete, mußten die Häuser förmlich be
Die Pächter, welche von der Regierung nichts erw
warfen sich Parnell und den Feniern in die Arm
somit begann die große Agitation der Bauern. Z
Parnell und den Feniern bestand kein förmliches B
weil derselbe freie Hand behalten wollte; gleichwohl
die Fenier seine besten Bundesgenossen, das Rückg
von Davitt mit Hilfe Devoys gestifteten Landliga

O'Connell und Butt hatten sich auf gesetzliche A
beschränkt und gegen jede Gewaltthat protestirt.
und Davitt stimmten eine ganz andere Tonart a
einer in Westport gehaltenen Rede sagte Parnell
anderem: Wenn unbillige Pachtzinse gefordert werden
haben wir eine Wiederholung der Jammerscenen vo

bis 1848 zu fürchten. Wie könnt ihr dieses Unglück abwenden? Ihr müßt euch selbst helfen, und die öffentliche Meinung wird auf eurer Seite stehen (O'Brien I, 184). Die Regierung ihrerseits war ebenso schlecht unterrichtet als verstockt. Der Staatssekretär Lowther höhnte den Iren O'Connor Power, der mit großer Beredsamkeit die Nothlage der Bauern schilderte und Abhilfe verlangte; das Parlament ging zur Tagesordnung über und gab die Bauern preis. Selbst die Loyalsten unter ihnen wurden durch diese Härte empört und schlossen sich Parnell und Davitt an, welche den Widerstand organisirten und in Amerika Geld sammelten. Lowther lies es ruhig geschehen, daß Davitt überall Zweigvereine der Landliga gründete, seine Vorschriften einschärfte und die bestehenden Verbindungen einem Centralbureau in Dublin unterordnete. Parnell, Davitt und andere Redner predigten den offenen Widerstand, und stellten die Vertheidigung von Haus und Hof gegen die Gerichtsvollzieher als einen Akt der Nothwehr dar. Endlich ermannte sich die Regierung und ließ einige der Redner ins Gefängniß werfen, setzte sie aber nach einiger Zeit wieder in Freiheit. Parnell ging um diese Zeit nach Amerika, um Geld für die nothleidenden Bauern zu sammeln und um Verbindungen mit der Clan na Gael (dem Fenierbund) anzuknüpfen.

Inzwischen hatte die irische Regierung die Hände in den Schoß gelegt und nichts gethan für die darbende Bevölkerung. Nach dem verkehrten Grundsatz des laisser faire verweigerte man jegliche Staatshülfe, obgleich die Kartoffelernte einen Mindererertrag von £ 6,000,000, die Getreideernte aber einen von £ 10,000,000 ergeben hatte. Auch später, nachdem der Hunger schon Tausende hinweggerafft hatte, wurde der Vorschlag Shaws zurückgewiesen; dafür waren 66 gegen 216 Stimmen. Die Unterstützungsbill die im Parlamente durchging, bestand darin, daß man den Großgrundbesitzern aus dem Ueberschuß des eingezogenen Kirchenvermögens £ 1,000,000 lieh und zwar für zwei

Jahre ohne Zinsen — später zahlten sie nur einen Procent Zins, um ihre Güter zu drainiren. Die Pächter, welche für ihren Pachtzins arbeiten mußten, hatten 4–5 Procent für die Verbesserung des Landes zu zahlen. Trotz alledem klagt Morris („Ireland“) beständig, wie hart die Großgrundbesitzer von der Regierung behandelt worden seien. (Speech of Sir Charles Russell p. 159).

Die Tage der Tory-Regierung waren gezählt. Ihre innere und noch mehr ihre auswärtige Politik hatte ihr die Gemüther entfremdet, Gladstone erhielt 1880 eine Majorität von mehr als 100 Stimmen, ohne die Home Rulers zu rechnen. Leider waren die Liberalen über die Nothlage Irlands, über die daselbst herrschende Anarchie so wenig unterrichtet als die Conservativen und trafen nicht sofort die nothwendigen Maßnahmen zur Wiederherstellung der Ordnung. Eine gründliche Reform der Landbill von 1870 hätte die Herzen der Iren gewonnen; da man nichts für sie that, sahen sie sich gezwungen, den Kampf auch gegen die neue Regierung fortzusetzen. Courtney, in einer Kritik von O'Briens Buch, tadelt Parnell, daß er nicht sogleich Frieden mit einem so wohlmeinenden Freunde Irlands wie Gladstone geschlossen habe. Der Vorwurf ist unverdient, denn das liberale Ministerium wollte ebensowenig etwas für Irland thun, als das conservative, und fand es ganz in der Ordnung, daß Tausende nach den nächsten Häfen zogen, um sich nach Amerika einzuschiffen. Während die englische Presse die Auswanderer mit dem Ungeziefer verglich, von dem Irland endlich befreit werde, und ein goldenes Zeitalter für Irland prophezeite, konnte Parnell unmöglich die Waffen strecken und die Pächter auffordern, den vollen Pachtzins zu zahlen oder ihr Gut aufzugeben. Davitt, die Seele der Landliga, hätte Parnell sicher nicht gehorcht und ein Conflikt zwischen diesen beiden Männern wäre für die Bauern verhängnißvoll geworden. Aus verschiedenen Aeußerungen Gladstones zu schließen, suchte die Regierung

aus dem erbitterten Kampf zwischen Grundeigenthümern und Pächtern Vortheil zu ziehen und das englische Publikum zu überzeugen, daß das bestehende System unhaltbar und daß radikale Heilmittel gefordert würden. Dieser Zweck wurde wirklich erreicht, leider war die Erbitterung der Iren so sehr gestiegen, daß sie die wirklich großen Vergünstigungen, die ihnen durch das Ackergesetz von 1881 gewährt wurden, nicht sogleich würdigen konnten.

Gladstone hat später eingestanden, daß er die Verhältnisse Irlands viel zu wenig gekannt und Fehler gemacht habe. Die Verhältnisse waren für Parnell, Davitt, für Gladstone und das englische Ministerium zu mächtig; nachdem einmal die Revolution entfesselt war, konnte ihr Parnell nicht mehr Halt gebieten, Gladstone aber war außer Stand, den Unwillen des englischen Publikums in Schranken zu halten, das die Regierung der Schwäche bezüchtigte. Englands Volk und Regierung mußten büßen für die Gleichgiltigkeit, mit der sie die trostlose Lage Irlands betrachtet hatten; am empfindlichsten ward wiederum Irland selbst gestraft durch den Bürgerkrieg und alle die Greuel, welche einen Kampf der Massen gegen die Klassen zu begleiten pflegen. Das Erschießen von Großgrundbesitzern, die Haussuchungen, die verschiedenen Schreckmittel, wodurch man die, welche sich an der Agitation nicht betheiligten, einzuschüchtern suchte, Boycotting sind so oft beschrieben worden, daß wir auf dieselben nicht einzugehen brauchen. Den Engländern, welche diese Gesetzlosigkeit der katholischen Iren nicht begreifen können, bemerken wir nur, daß sie die Unterthanen Oesterreichs und der italienischen Fürsten, die weniger Beschwerden hatten als die Iren in den Jahren 1879—81, beständig aufhetzten und als politische Martyrer feierten. Das liberale Ministerium wirkte zu spät ein, der sogenannte Kilmainham-Vertrag und die Landbill von 1881 hätten früher kommen müssen, dann hätten sie allenfalls eine Explosion verhindert. Parnell konnte so wenig die greuliche Mordthat im Phönix-Park

voraussehen, als irgend ein anderer Staatsmann, er m
hoffen, die Fenier im Zaun zu halten, hatte sich aber of
verrechnet. Denn die äußerste Linke dieses Geheimbu
die „Invincibles" folgten nur den Eingebungen ihrer
sucht und tödteten den Unterstaatssekretär Burke, der
Nachstellungen lange entgangen war. Lord Cavendish
ihn begleitete, wurde gleichfalls ermordet. Durch
Frevelthat wurden alle Bemühungen Gladstones und Par
die beiden Rassen zu versöhnen, zu nichte gemacht.
englische Volk machte nicht die Mörder, die anfangs
unbekannt blieben, für die That verantwortlich, sonde
ganze irische Nation, und so ging eine „Crimes Bill
Parlamente durch, die von Graf Spencer, dem Lord Lieu
von Irland, mit unerbittlicher Strenge durchgeführt wurde.

Wie in früheren Parlamenten nahmen die irischen
gelegenheiten die Zeit des Parlamentes so sehr in Ans
daß von den Reformen, welche das Ministerium Gla
versprochen hatte, nur wenige eingebracht werden ko
Die Home Rulers im Bunde mit den Tories, welche
große Versprechungen gemacht hatten und die Zwan
bekämpften, brachten das Ministerium zu Fall 1885 u
kamen die Conservativen an's Ruder. Lord Salisbury
nicht geneigt, die von seinem Collegen dem Grafen Carn
zugesagte Home Rule zu gewähren, und konnte sich
deßhalb nicht lange behaupten. Die neuen Wahlen
Gladstone günstig, der sofort eine Schwenkung machte,
Home Rule befürwortete.

The Grand old Man beging den folgenschweren poli
Fehler, die für England wichtigen Reformen zu versch
Home Rule, wofür die Gemüther noch gar nicht vorbe
waren, in den Vordergrund zu rücken, in seine Bill Bes
ungen aufzunehmen, die auf Schwierigkeiten, seitens
Conservativen sowohl als seitens der Liberalen stoßen mu
Parnell hätte besser daran gethan, wenn er die lib
Partei nicht gedrängt und sich mit einer Verbesserung

Landbill und der Gewährung des Rechtes der Selbstverwaltung begnügt hätte; er überschätzte offenbar den Einfluß Gladstones und hatte keinen Begriff von den Vorurtheilen der englischen Nation, die in einem irischen Parlamente in Dublin die größte Gefahr für die Machtstellung Englands sah. Die Gegner Gladstone's hatten nicht so ganz Unrecht, wenn sie sich beklagten, daß das Volk über die Absichten des Ministeriums nicht unterrichtet gewesen sei, und neue Wahlen forderten. Statt die Frage betreffs Home Rule fallen zu lassen und die liberalen Unionisten zu versöhnen, suchte Gladstone sich seiner Gegner durch das Ausschreiben neuer Wahlen zu entledigen, 1886. Die Unionisten erhielten eine Mehrheit von 118 Stimmen.

Parnell hatte in den Jahren 1882—84 und 1886 bis 1891 seine Pflichten als Führer nicht selten vernachlässigt und war oft von Irland und vom Parlament abwesend, wo seine Gegenwart nothwendig war. Ungleich seinen Genossen verschmähte er es, in den Versammlungen der englischen Liberalen aufzutreten und dieselben über irische Angelegenheiten aufzuklären. Der irische Samson war in die Netze einer englischen Dalilah, der Frau des Hauptmann O'Shea gefallen und ließ sich von dem ehrlichen Biggar nicht warnen, der ihm sagte: „Dieses Weib wird dich zu Grunde richten." Bald nach dem großen Proceß mit der Times 1889, aus dem Parnell siegreich hervorging, folgte der Ehescheidungsproceß 1891. Die Angeklagten wagten nicht zu erscheinen; Parnell nahm die ganze Angelegenheit so gleichgiltig, daß er gar nicht daran dachte, sich für einige Zeit vom öffentlichen Leben zurückzuziehen.

Da brach ein Sturm des öffentlichen Unwillens los, wie sie nur in England vorkommen; die Nonconformisten, geführt von Price-Hughes und Stead, verlangten eine Sühne für das von Parnell gegebene Aergerniß, Gladstone, der unter den Nonconformisten seine eifrigsten Anhänger zählte, mußte die irische Partei auffordern, sich einen andern

Führer zu wählen, Letzterer aber, der in dem Gebo der Nonconformisten nur einen Ausfluß der Heuchelei wollte nicht weichen, und so kam es zu einem Zwiespal der irischen Partei Die Minderheit blieb Parnell treu, Mehrheit wählte M'Carthy. Manche sahen in dem S Parnells einen Triumph der Sittlichkeit über das L und konnten die gesunde öffentliche Meinung Englands genug rühmen; in der That war es einigen Enthusi gelungen, die Nation mit sich fortzureißen und Politik Aeußerungen zu zwingen, die ihnen nicht von Herzen k Parnell bewährte in den letzten Tagen eine Entschiede und Klugheit, die einer besseren Sache werth gewesen nur ein früher Tod befreite ihn von der Schmach, sich der ganzen Nation verlassen zu sehen

Er lohnt sich kaum der Mühe, auf die Geschicht letzten Jahre einzugehen, auf die Verbesserungen der Lan auf die Ernennung von königlichen Commissären, welch überall den Pachtzins herabsetzten, auf die Bemühunge Landlords zum Verkauf ihrer Güter zu bewegen, den Pä den Ankauf von Liegenschaften zu erleichtern. Wären diese zum Theil weisen Gesetze früher erlassen und d geführt worden, hätte man die Einkünfte der 1869 eingezo Kirchengüter besser verwendet, hätte man ein gerechte billiges Steuersystem eingeführt, hätte man die hei Industrie durch Schutzzölle gegen die englischen Fab welche die irischen Märkte überschwemmen, geschützt und die Massen zur Unthätigkeit oder zur Auswanderung urtheilt, — dann wäre Irland ein weit glücklicheres un friedeneres Land. Die kleine Insel wurde seit Jahrhun von der großen ausgebeutet und besonders in diesem hundert dazu verurtheilt, die Rohprodukte für Engla liefern; noch mehr, Irland mußte zur Führung der und der Eroberungen in Asien und Afrika beisteuern, ob es aus denselben keinen Vortheil zog. Wenn die Besteu wenigstens eine gerechte gewesen wäre, wenn England

800 geschlossenen Vertrag beobachtet hätte, so hätten die ren weniger Grund zur Beschwerde. Nun hat es sich aber ank den Untersuchungen englischer Commissäre heraus- stellt, daß Irland seit den letzten 25 Jahren jährlich 2 s 3 Millionen Pfund Sterling zu viel an Steuern gezahlt at, daß große Summen auf die Anlegung von Straßen, n Bau von Eisenbahnen, die Dotirung von Schulen ver- endet worden sind, die entweder ganz unnütz waren oder r keinen Gewinn einbrachten.

Die Engländer sind den katholischen Iren gegenüber n höchst sonderbares Volk. Letztere wollen confessionelle olksschulen, man drängt ihnen confessionslose auf; sie ver- ngen Mittelschulen, Dotirung der Professoren oder wenigstens nen Zuschuß, — die Professoren erhalten nichts, wohl aber halten die Schüler Stipendien von Hunderten von Mark; e wollen eine katholische Universität, man gibt ihnen drei ligionslose Universitätskollegien und ein viertes schlecht dotirtes tholisches Collegium; sie verlangen Selbstverwaltung, man gert noch immer, sie von der Vormundschaft der Grand ury und der Willkür der meist protestantischen Friedens- chter und Beamten zu befreien. Wenn die Engländer mit ren Betheuerungen von Gleichheit und Brüderlichkeit endlich nmal Ernst machten, und die wirklich guten englischen nstitutionen einführten und sich nicht beständig damit ent- huldigten, das irische Volk sei für dieselben noch nicht reif, ann könnten die armen Iren endlich einmal zur Ruhe mmen; so sind sie zu den Qualen des Tantalus verurtheilt. obald sie ihre Hände nach den lockenden Früchten aus- recken, entschwinden dieselben. Irland ist wahrhaft kein uhmesblatt im englischen Siegeskranze; wohin der Ire cht, da verkündet er: Seht, was die Engländer aus uns emacht, wie seine Thaten seine Worte Lügen gestraft haben.

LVI.

Eine neue christliche Aesthetik.

Seitdem Baumgarten die Lehre vom Schönen und den schönen Künsten den philosophischen Wissenschaften einreihte, erwuchsen in der Folgezeit fast eben so viele Theorien der jungen Disciplin als der Boden verschiedenartig war, aus dem sie sich erhoben. Da durfte es auch die christliche Philosophie nicht versäumen, die neue Wissenschaft in den Kreis ihrer Untersuchung zu ziehen und mit ihrem Geiste zu durchdringen. Unstreitig bleibt es das Verdienst des allzu früh verstorbenen Jesuiten Jos. Jungmann, Professors an der Universität in Innsbruck, durch seine weit angelegte, hoch ideale „Aesthetik“ einen größeren Versuch zum Anbau einer christlichen Aesthetik, oder sagen wir besser, einer Aesthetik auf christlicher Grundlage gemacht zu haben. Das durch die Gediegenheit seines Inhaltes, sowie durch die Schönheit der Darstellung in gleicher Weise vortreffliche Werk kam sichtlich einem tiefgefühlten Bedürfnisse entgegen: das bewies der mehrfache Rundgang, den das Buch in der gebildeten Welt antrat. Aber alle, welche das Jungmannsche Werk näher kennen, wissen auch, daß seine Theorie des Schönen, etwas eng mit dem Idealismus der platonischen Schule verbunden, den modernen Bestrebungen, selbst den berechtigten Forderungen eines gesunden Realismus allzu schroff gegenüber steht. Auch haben seine Begriffsbestimmungen und Erörterungen nicht immer die scharfe Klarheit, welche doch gerade den so

vielfach schwankenden Fragen der Aesthetik noth thut. So machte sich denn trotz der gediegenen Arbeit des österreichischen Jesuiten das dringende Bedürfniß geltend nach einer umfassenden Aesthetik, welche in präciser und erschöpfender Weise nicht nur die allgemeinen Leitpunkte und Grundsätze einer christlichen Kunstlehre zum Gegenstand ihrer Behandlung nehmen, sondern auch die Einzelfragen der besondern schönen Künste einer eingehenden Erörterung unterziehen sollte, welche ferner die anscheinenden Gegensätze der beiden Hauptrichtungen in der Kunst, des Idealismus und Realismus in versöhnender Weise zu vereinigen verstünde.

Diesen Wünschen begegnet ein im Erscheinen begriffenes Werk: es ist die „Kunstlehre in fünf Theilen von G. Gietmann S. J. und Joh. Sörensen S. J. Der erste Theil, welcher die allgemeine Aesthetik umfaßt, sowie der dritte Theil, der die Musikästhetik behandelt, sind bereits an die Oeffentlichkeit getreten. Beide haben Gietmann zum Verfasser. Theil II Poetik von G. Gietmann wird im Frühjahr die Presse verlassen. Ihm werden dann Theil IV: Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst von J. Sörensen und Theil V: Aesthetik der Baukunst von G. Gietmann in kurzen Zeiträumen folgen.

Ueber die Wahl des Gesammttitels „Kunstlehre" kann man streiten. Aber entscheidet man sich für ein deutsches Wort — und warum sollen wir immer bei Fremden unsere Bezeichnungen entlehnen? — so erscheint uns obiger Titel in seiner Kürze als passend und treffend. Nur sehen wir nicht recht den Grund, warum in den Titeln der Bände, welche die Einzelkünste behandeln, wieder die Bezeichnung „Aesthetik" auftritt. Hat sich das Wort „Kunstlehre" einmal eingebürgert, so wird man schon den richtigen Begriff damit verbinden.

Die Verfasser bauen ihr System auf den Errungenschaften, welche die griechischen und mittelalterlichen Denker, besonders der Stagirite und Aquinate als sichere Kenntnisse

gewonnen. Doch abhold einseitiger Abgeschlossenheit, h
sie es nicht unterlassen, auch bei den Gelehrten Umsch
halten, welche abseits von der Forschung der Scholastik
ästhetischen Lehrgebäude errichtet, und bei aller Selbständ
die guten Bausteine, welche sie bei ihnen vorfanden,
System einzufügen. Darum begegnen wir neben einem
Aristoteles, Thomas von Aquin, Bonaventura auch
Vischer, Carriere, Schasler.

Hervorgewachsen aus einem langjährigen Unter
und einer allseitigen Beschäftigung mit dem Gegens
bezeugen die bis jetzt erschienenen Bände eine tiefe G
samkeit und große Belesenheit des Verfassers, sein fei
bildetes ästhetisches Gefühl, eine seltene Bestimmtheit
Schärfe der Begriffsbestimmung und Entwicklung, eine
Würdigung und sachlich voranschreitende Widerlegung
gegnerischen Ansichten, einen weit ausschauenden Blick
das Fernliegende und Zerstreute wohl zu vereinigen
und auch kleine Fragen nicht übersieht, endlich eine licht
plastisch anschauliche Form der Darstellung. Die E
schaften, welche uns schon aus den frühern Werken
Essais des Verfassers bekannt waren, finden wir h
seltenem Maße vereinigt. Es dünkt uns aber, die gedr
reiche Sprache hätte stellenweise besser daran gethan,
hohen Ton der philosophischen Erörterung zu verlassen
sich in leichterm, anmuthigerm Flusse zu bewegen: das
ständniß wäre so einem größern Leserkreise eröffnet w
Die äußere Ausstattung ist derart, wie sie sich von
Herder'schen Verlagshandlung erwarten ließ. Ein m
Bilderschmuck war durch den Gegenstand selbst geboten
dient auch einem berechtigten Wunsche der Leser.

Der dritte Theil hat den Vortheil vor dem ersten
eine vollständige Inhaltsübersicht über das Gebotene
leicht orientirt, während in jenem bei den einzelnen Absch
das Auge zwar genug Ruhepunkte findet, aber doch
lange Abhandlungen unter einem Titel sich hinziehen

er zweiten Auflage wünschen wir, den einzelnen Bänden, er doch dem ersten, ein Vorwort bezw. eine Einleitung rgesetzt, welche uns kurz über die Auffassung der Verfasser d den Aufbau des Ganzen Aufschluß giebt. Mit solcher enntniß ausgerüstet, geht man befriedigter an das Studium s Ganzen. Zwar erreicht auch jetzt denselben Zweck der igefügte Prospekt. Allein die Mode verlangt einmal ein rmelles Vorwort. Die angefügten Inhaltsverzeichnisse leichtern den Gebrauch des Werkes.

Wenn man auch nicht in allen offenen Fragen, welche ja mer der Freiheit des Urtheils ihren Spielraum lassen, mit dem erfasser einer Meinung sein kann, so wird doch keiner an- hen, das neue Werk als eine ganz hervorragende Leistung f dem Gebiete der christlichen Aesthetik zu bezeichnen, lche vollkommen verdient, Eingang in die Hausbibliothek des gebildeten Katholiken zu finden, der mit den nöthigen orkenntnissen ausgerüstet ist und dem daran liegt, sich auf m heut so wichtigen und doch wieder so wenig geklärten ebiete der Aesthetik bestimmte und vor allem echt christliche nschauungen anzueignen. Ernste Geistesarbeit wird freilich as Studium des Werkes verlangen.

Ein Einblick in die „allgemeine Aesthetik“ mag uns nen Begriff des Gebotenen vermitteln.

Das erste Kapitel erläutert in anschaulicher und über- ugender Weise den Begriff der ästhetischen Wissenschaft, eist ihr den einzig richtigen Leitstern, den der christlichen ahrheit zu, und begründet ihre Berechtigung und Bedeutung r Künstler, sowie für Kunsthistoriker und Kunstkritiker: es t eine Apologie der Aesthetik als eines systematisch-philo- phischen Lehrgebäudes der Kunst.

Wenn im folgenden Kapitel ein kurzer Ueberblick über e Kunst und die Kunstlehre geboten wird, so hat der Ver- ffer weniger ein geschichtliches Interesse im Auge, als viel- ehr die richtige Bestimmung seines eigenen Standpunktes mitten der verschiedenen Systeme. Der Abschnitt entwirft

uns in markigen Zügen ein klares Bild der Entwi
der Aesthetik, besonders der beiden Grundsysteme, des
lismus und des Realismus. Der Verfasser selbst
dem aristotelisch-thomistischen Idealismus, der ebens
fernt ist von der Schwärmerei des platonischen Idea
als von der Ausartung des sensualistischen Realism
nur ein schönerer Titel ist für den rohen Materiali
Gietmanns System ist realistisch und idealistisch zu
realistisch ist die Methode, idealistisch der Gehalt. Mit
Berücksichtigung der sinnlich-geistigen Natur des Me
nimmt die Betrachtung ihren Ausgang von der Erf
und der sinnlichen Anschauung des concreten Kunst
und erhebt sich von der äußern schönen Form zum
lerischen Ideale, welches der Künstler durch sein Werk
sinnlicht.

Zum richtigen Verständniß des Schönen und des k
ischen Schaffens, das wie jedes echt menschliche Hand
seiner Wurzel erfaßt sein will, legt das dritte K
„Physiologische und psychologische Grundlage der Kun
Kunstlehre" das Fundament. Vor allem wird die
zurückgewiesen, die da behauptet, daß dem Schön
besondere dritte Seelenkraft entspreche in ähnlicher
wie das Erkenntniß- und Strebevermögen auf das
und Gute gerichtet sei. Gediegen sind die Ausfüh
über das Gemüth.

Das vierte Kapitel führt den Titel „Die Kunst".
tritt uns entgegen in ihrem wahren Berufe als Nacha
der freien Gestaltungskraft Gottes und als würdige Hi
tochter, als echte Urania, die dem Menschenleben die
Nutzen, zur Vervollkommnung und zum edelsten Verg
die da wie alles Creatürliche als letztes Endziel di
herrlichung Gottes verfolgt. Sodann wird der Beg
künstlerischen Idee in scharfer Weise entwickelt u
kleiner Disput mit dem modernen deutschen Idea
angeknüpft. Ein letzter Abschnitt erklärt uns das

Kunst und erläutert die Anwendung des Wortes in
n verschiedenen Schattirungen.

Gleich ausgezeichnet durch die Klarheit der Beweis-
ung wie durch den Schwung der Darstellung sind die
rterungen über das Schöne und die Schönheit. Wir
sen gestehen, daß es die trefflichsten Ausführungen über
n Gegenstand sind, die uns zu Gesichte gekommen. Im
chluß an die arist.-thom. Philosophie wird die Schönheit
Formalobjekt des Erkenntnißvermögens hingestellt, und ihr
riff dahin bestimmt, daß sie die strahlende, lichtvolle
lkommenheit eines Dinges sei. Sie ist eine dreifache,
achdem sie rein geistigen, geistig-körperlichen oder körper-
n Wesen zukommt. Für uns Menschen im jetzigen
tande ist die Schönheit nichts anders als die in sinnlicher
m lichtvoll erscheinende Vollkommenheit. Vielleicht mag
mancher wundern, daß der Verfasser in der Definition
Schönen von dem ästhetischen Genuß des Strebe-
ögens schweigt und die Schönheit als strahlende Voll-
nenheit hinstellt. Jedoch geschieht dies mit vollem Recht;
in eine genaue Begriffsbestimmung gehört nur das,
die metaphysische Essenz des zu definirenden Gegen-
des umfaßt. Das eigentliche Wesen des ästhetischen
usses besteht aber zunächst in der Befriedigung des
nntnißvermögens; als naturgemäßes Complement tritt
in die physische Essenz jenes Genusses von selbst
wendigerweise die Beglückung und Freude des Strebe-
ögens.

Vortrefflich gelungen sind die Erörterungen über die
rarten des Schönen, und zu den herrlichsten Partien,
he das Buch überhaupt aufzuweisen hat, gehören die
führungen über das Tragische. Das Räthsel der Tragik
in so befriedigender Weise gelöst, daß auch für den
Zweifel mehr übrig bleiben kann, dessen Seele beim
icke der irdischen Dissonanzen nur Unordnung und
irrung schaut: es ist die Lösung, welche die ewige

Wahrheit selber gegeben: Gott hat den Menschen recht geschaffen; dieser selbst hat sich in zahllose Fragen verwickelt. Der Begriff des Komischen und seiner Unterarten kommt erst in der „Poetik" zur Behandlung. Der Autor legt als Princip seiner Eintheilung das Vorwiegen eines der begrifflichen Merkmale zu Grunde. Es scheint uns aber, es hätte sich leichter eine systematische Eintheilung feststellen lassen, insofern das ästhetische Wohlgefallen betrachtet wird als unmittelbare Wirkung des Schönen oder mehr als eine geläuterte Wirkung, gleichsam als Katharsis einer vorher anders gearteten Stimmung. Der ersten Klasse würde sich dann unterreihen: das Normalschöne, das Erhabene als eine durch imponirende Größe das gewöhnliche Maß überragende Schönheit mit den Unterarten des Feierlichen, des Majestätischen, des Pathetischen, und das Anmuthige als eine durch ihre Milde und Zartheit wirkende Schönheit mit den entsprechenden Unterarten des Idyllischen, des Naiven, des Rührenden. Der andern Klasse fiele dann zu das Tragische, das Komische und, aus der Verbindung des Tragischen und Komischen hervorgehend, das Humoristische.

Nachdem das siebente Kapitel Elemente und Gegensätze der Schönheit behandelt, ist das achte dem ästhetischen Schein gewidmet. Der wahre Begriff des Scheines wird klargestellt, sein Verhältniß zur Wirklichkeit, Wahrheit und Gutheit betrachtet und gezeigt, wohin ein falsches Verständniß des bedeutungsvollen Begriffes führt. Die Polemik richtet sich namentlich gegen die pantheistische Aesthetik.

Der neunte Abschnitt: „Die schöne Kunst und ihre Aufgaben" entwickelt zunächst den Begriff der schönen Kunst und vertheidigt die Berechtigung desselben als eines Gattungsbegriffes für die in Frage kommenden Einzelkünste. Der nächste Zweck der Kunst, die Erregung des ästhetischen Genusses, ist mit allem Nachdruck zwar zu betonen, aber es läßt sich mit diesem nächsten und eigentlichen Zweck ein anderer gut verbinden. Es kann nämlich die Darstellung

Schönen auch das Nebenziel anstreben, den Menschen
st geistig, sittlich und religiös zu vervollkommnen. Darum
die „Relationslosigkeit" der modernen Aesthetik, welche
„souveräne" Kunst von Sittlichkeit und Religion trennen
chte, streng zu verwerfen. An ein Kunstwerk soll nicht
r der eigentlich künstlerische Maßstab gelegt werden, son=
n auch der Maßstab der Logik, Sittlichkeit und Religion,
t insofern als dieser etwa die objektiven Regeln der
nst bestimmt, sondern den einzelnen, auch menschlichen
wächen unterworfenen Künstler gegen Irrthum oder Ver=
rung zu schützen sucht.

Wichtig ist die öfters verkannte, aber folgenschwere Unter=
idung der Begriffe von Stoff, Gehalt, Form und Mittel
er Kunst. Sie bildet die Einleitung zum zehnten Kapitel:
setze der schönen Kunst." Als Hauptgesetz des Schönen
angt Gietmann einen bedeutenden idealen Gehalt. Grund
ngung der echten Idealität ist aber die Wahrheit in den
chiedenen Abstufungen der religiösen, sittlichen, philo=
hischen, geschichtlichen Wahrheit. Auch diese hat der
stler zu wahren, will er anders nicht in Unnatur fallen.
Beispielen zeigt der Verfasser, in welche Fehler die Kunst
ch Verletzung der Wahrheit gefallen ist. Auf dem Boden
Wahrheit kann sich die Idealität leicht erheben. Diese
, freilich in verschiedener Weise, von dem maßvollen
alismus, sowie auch von dem gesunden Realismus erreicht:
en ist ja ein Erheben über die materielle Betrachtung
Dinge gemeinsam. Eingeflochten sind treffliche Erörter=
en über das Wunderbare, über Allegorie und Symbolik, über
Begriff des Ideals. Ideal muß der Gehalt sein, ideal die
n. Die Idealität des Inhalts zeigt sich in der Wahrheit
der Idealität im engern Sinne; die Idealität der Form
er Bildschönheit und Natürlichkeit; die Idealität des
zen in der Einheit und im Stil. Die Einheit setzt
nigfaltigkeit der Theile voraus, die sich zum geschlossenen
zen zusammenfügen. Der Stil gibt der Einheit des

Produktes seinen nähern individuellen Charakter, welc
selbst von der Eigenart des Künstlers, des Zeitalters, d
geistigen Stufe des Volkes bestimmt wird. Ihm entspri
das Individuelle und Originelle. Manier möchten wir ni
als verkehrte Eigenart des Stiles auffassen, wohl aber
Sucht, die Manier nachzuahmen: die Manierirtheit. D
vollendete Kunstwerk lenkt die Betrachtung des Beschau
oft so auf sich, daß er gleichsam in seinen Anblick sich v
liert: es ist die Illusion der Kunst.

Der elfte Abschnitt: „Die Bedingungen der Ku
thätigkeit" erläutert die Merkmale, welche den berufe
Künstler auszeichnen sollen: erst die erforderlichen allgeme
menschlichen Eigenschaften, sodann die mehr oder min
außergewöhnliche Gabe der Kunstanlage. Dieses Ta
muß durch Beobachtung, durch Studium, durch rast
Uebung gefördert werden. Weiterhin wird das Verhält
des Künstlers zum Vorbilde klargelegt. Es bestimmt
beiden Grundrichtungen: den Idealismus und Realism
die Ausschreitungen des Realismus werden nach Geb
gekennzeichnet. Unsere besondere Aufmerksamkeit erreg
die schönen Ausführungen über das Kunstideal des Heid
thums, des Humanismus, des Christenthums.

Nachdem auf verschiedener Grundlage die Gliedern
der schönen Künste geschaffen, wird im letzten Kapitel
Gebiet, auf dem die Künste sich bewegen, genau bestim
Alle Kunst baut sich auf Natur und Geist auf; deren beid
seitiges Verhältniß zur Kunst ist also zu erschließen.
stufenweiser Entwicklung steigt nun die Betrachtung von
Schönheit der anorganischen Körper der Erde sowie
Weltalls überhaupt auf, durchläuft die ganze Ordnung
Natur und Geist und endet bei dem Urquell aller Schönh
bei Gott. Der Schluß des Werkes beschäftigt sich noch
mit der Frage nach einem Gesammtkunstwerk, zeigt, we
Verbindungen die Einzelkünste praktisch eingegangen
gibt einige theoretische Ausführungen über die Berechtig
solcher Verbindungen und weist endlich darauf hin, wie ein fe
liches Hochamt im majestätischen Dome der katholischen Kirch
idealste Vereinigung der Künste uns vor Augen stellt.

LVII.

Zeitläufe.

England und der Umsturz in Südafrika.[1])

Den 10. April 1900.

Ueber ein halbes Jahr lang hat die Bewegung zum msturz in Südafrika alle Welt in Spannung erhalten. An eid und Eifersucht gegen England überbot die Presse fast erall sich selber, und die deutsche mit wenigen Ausnahmen e des ganzen Continents. Selbst in Frankreich, in der lüthezeit der russischen Allianz, hatte ein ihr geneigtes Blatt n Muth gehabt zu erklären: „Mit England den Kampf fzunehmen, wäre eine Thorheit und ein Verbrechen gegen Civilisation, denn allen ihren unausstehlichen Fehlern m Trotz sind die Engländer ein großes Volk, das andern t dem Beispiel der Willensstärke und der freiheitlichen strebungen vorangeht".[2]) Dagegen hatten die Londoner Times" alles Recht, nach einem für England glücklichen endepunkt der Kriegslage, zu klagen:

„Das britische Volk in seinen großen Massen hat niemals r dem Ausbruch des letzten Krieges in solcher Ausdehnung d in so heftiger Weise die Eifersucht und den Haß der deren Nationen erregt, für die es gewöhnlich keine unfreund- hen Gefühle hegte. Die Schadenfreude und die Bosheit r auswärtigen Zeitungen haben es nicht so sehr in Zorn, e in Staunen versetzt. Dem britischen Volke sind in den nigen letztverflossenen Monaten die Augen geöffnet worden d es wird die ertheilte schmerzliche Lektion nicht so leicht rgessen. Es mag nicht viele Worte darüber verlieren, doch

---

1) „Histor.-polit. Blätter" vom. 1. Januar 1900. S. 1 ff: „Zu den Lagen an der Jahrhundert-Wende".

2) Aus dem Pariser „Soleil" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 10. August 1897.

wird es darüber nachdenken und seine künftige Handlungsweise und Politik danach einrichten“.[1])

Während die Mächte in Schweigen sich verhüllten, und insbesondere das Kabinet in Berlin zu erkennen gab, daß es keinen Finger rühren wolle, ging die häßliche Hetze gegen England ungestört fort. „Monatelang wurde uns erzählt: stark seien die Buren, schwach die Briten. Schon sollte Englands Weltreich im Fundament zerstört, seine Wehrkraft völlig gebrochen seyn. Das britische Heer, in dem die Söhne des reichsten Hochadels dienen, wurde als ein unbrauchbarer Söldnerhaufe, die Heerführer wurden als unfähige, eitle, prahlerische Lügner geschildert, und (preußische) Officiere, die für die Nothwendigkeit ihrer Pensionirung nachträglich noch den Beweis erbringen wollten, schrieben täglich, nach den Niederlagen der letzten Zeit sei für England nichts mehr zu hoffen“.[2])

Es steht dahin, ob die wüsten Treibereien gegen England den Hintergedanken gehabt haben, über die Demüthigung Englands vor den Buren auch eine weitere Niederlage desselben herbeizuführen. Dieselbe hätte sich nur auf Aegypten beziehen können, und die Krisis hätte europäischen Charakter angenommen. Das wäre der schöne Lohn gewesen für die Befreiung des Nilthales von der Barbarei der Madhisten. In der That verlautete auch schon von einer Bewegung der Arabi-Partei gegen die Engländer, im Bunde mit der französischen Presse zu Kairo im Hintergrunde. Die Spannung zwischen dem Khedive Abbas II. und der britischen Regierung in Aegypten war noch vor Jahr und Tag so tief greifend, daß in allem Ernste an die Absetzung desselben gedacht wurde.[3]) Bewußt oder unbewußt gehörten „Onkel Krüger“ in Prätoria und der Khedive Abbas zusammen, wenn der Aufruhr in Südafrika auch die von England hergestellte

1) Aus London s. Münchener „Allg. Zeitung“ vom 7. März d. Js.
2) Max Harden's „Zukunft“. Berlin v. 10. März d. Js. S. 41[illegible]
3) Aus London s. Münchener „Allg. Zeitung“ v. 6. Nov. 18[illegible]

ng in den Nilthälern wieder über den Haufen ge-
haben würde.

eit Mitte December des vorigen Jahres hatten die
die ganze nördliche Grenze des britischen Kaplandes
Natal besetzt, und Wochen lang hatten die in der
rzahl befindlichen Engländer Niederlage über Niederlage
; Hohn und Spott hagelte von allen Seiten auf die
Macht der Welt" hernieder: der Glaube an dieselbe sei
mer gebrochen, ihre Wehrhaftigkeit zeige sich jetzt in
Blöße und Armseligkeit. Es verlautete bereits von
Zahrscheinlichkeit, daß selbst die amerikanischen und
ischen Colonialstaaten sich von der eingebildeten Schein-
losmachen würden. Da erhob sich endlich die Krone
rer Macht, und trat vor das Parlament mit der For-
der riesigen Summe Geldes und der Einziehung der
lligen in die Armee zur Fortführung des Krieges bis
s sichere siegreiche Ende. Alles wurde sozusagen mit
n und Trompetenschall bewilligt. Es ist eben kein
l: die große Masse des englischen Volkes fordert die
htung der beiden Burenarmeen, die bedingungslose
werfung der zwei aufständischen Republiken und die
rung des holländischen Rasse-Uebergewichts in Süd-
[1])

„Der Tag von Majuba ist gerächt": so verkündigte
epesche, mit welcher der Marschall Lord Roberts seinen
über das Burenheer im Oranje-Freistaat seiner Königin
d mittheilte. Die Niederlage von Majuba traf nach
ehn Jahren genau zusammen mit dem Siege der Eng-
unter Lord Roberts am 15. Februar des Jahres.
ls war man in der Zeit des alten Gladstone in London
ampfes müde. Es kam am 5. März 1881 zum Waffen-
nd, und am 23. März wurde die Unabhängigkeit
vaals unter der Suzeränetät Englands proklamirt.
noch in den Verträgen von 1884 steht die Suzeränetät

Aus London s. Münchener „Allg. Zeitung" v. 7. März d. Js.

Englands geschrieben, allerdings nur auf dem Papier. Dazu kommt wohl zu beachten, daß der Oranje-Freistaat bei allen diesen Differenzen gegenüber Transvaal nicht betheiligt war, und erst durch das sogenannte Ultimatum Krügers in den Kampf hineingezogen wurde. Was wollten nun die beiden Republiken, als sie England den Krieg erklärten?

Am 13. März verlas Lord Salisbury die Erklärungen, die von den Präsidenten der beiden Republiken an ihn ergangen waren, im Oberhause. Seine Antwort lautete kurz und bündig: Anfangs Oktober 1899 bestand zwischen der englischen Regierung und den beiden Republiken unter den damals bestehenden Conventionen Friede. Einige Monate hindurch waren zwischen der britischen Regierung und Transvaal Verhandlungen im Gange, um für gewisse Beschwerden britischer Reichsangehörigen in Transvaal Abstellung zu verlangen. Im Laufe der Verhandlungen machte Transvaal Rüstungen. Die britische Regierung unternahm Schritte zur entsprechenden Verstärkung der Garnison im Kapland und in Natal. Die Verletzung der Convention und garantirten Rechte fand nicht von britischer Seite statt. Plötzlich erklärte Transvaal nach einem beschimpfenden Ultimatum den Krieg. Der Oranje-Freistaat, mit dem keine Erörterungen stattgefunden hatten, that den gleichen Schritt. Unmittelbar drangen die Heere der beiden Republiken in britisches Gebiet ein, belagerten Städte und behandelten Theile des Landes, als wären sie schon annektirt. In Voraussicht dieser Operationen sammelte Transvaal seit 7 Jahren Kriegsvorräthe in ungeheuerem Maßstabe auf, welche ihrer Natur nach nur zur Verwendung gegen Großbritannien bestimmt seyn konnten. So erklärt der Premier-Minister.

Nicht Ein Wort des Lords war zu widerlegen. England war überrascht, als die Transvaal-Regierung den offenen Bruch in herausfordernder Weise herbeiführte. Allerdings waren die Rüstungen derselben seit dem Einfall der Minen-Beherrscher unter Jameson in Johannesburg nicht zu ver-

eimlichen. Für Geschütze, Waffen und Munition sollen icht weniger als 6 Millionen Pfd. ausgegeben worden seyn. lber der Minister Balfour erklärte selbst im Unterhause: Die Regierung habe nicht gegen die Vermehrung dieser Rüstungen protestirt, weil ihr der Mund geschlossen war urch einen Einfall Jamesons, da man in Prätoria immer in er Lage gewesen sei, zu erwidern, daß die Rüstungen sich icht gegen England richteten, sondern gegen Freibeuter; arum habe England ungenügend vorbereitet den Krieg egonnen".[1])

Daß die eigentliche Ursache der endlichen Kriegserklärung urch das Krüger'sche Ultimatum das Bestehen Englands uf der von Transvaal erbittert bestrittenen englischen Suzeränetät war, lag zu Tage. Was sonst für geheime lbsichten mitspielten, dürfte die Zukunft aufdecken Man hat den Kampf einen „Capitalisten-Krieg" genannt, weil große Interessenten sich in den Besitz vom sogenannten „Rand" und der Gold-Minen setzen wollten. „Wären diese Intriguanten und Geldvertheiler weggefegt, dann würden Buren und Briten gut genug miteinander auskommen."[2]) Ganz anders dachte von jeher Präsident Krüger Als vor Jahr und Tag verlautete, die Delagoa-Bai würde von Portugal an England übergehen, erklärte er: „Wenn englische Truppen dort einrückten, so werde er unverzüglich mit seinen Mannschaften dahin ziehen und nicht eher ruhen, als bis der letzte Engländer fort sei. Der Krieg steht also nahe bevor. Schon jetzt erklärten die Buren, wir sind nur auf uns selbst angewiesen; wir werden uns zu helfen wissen".[3])

In Kürze ist es nicht möglich, zu beschreiben, was diese vereinsamte Einwanderer-Nation der Buren eigentlich ist. Man darf aber sagen: sie sind in religöser Beziehung eine

1) Aus London s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 9. Januar d. Js.

2) Aus dem Londoner (katholischen) „Tablet" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 16. März d. Js.

3) Berliner „Kreuzzeitung" vom 11. September 1898.

verknöcherte Sekte und staatlich ein Ueberbleibsel vergangener Zeiten, von Hause aus keine Grundlage für eine Civilisation. Seit Monaten hatten im Vorjahre eben die Verhandlungen zwischen dem Kapland und Transvaal stattgefunden wegen der Regelung der Bürgerwahl und der Wahlreform für die „Uitländers", das ist für die ansässigen Einwanderer aus anderen Nationen. Als gerade ein mäßiger Erfolg in Aussicht stand, fuhr das Ultimatum der Republikpräsidenten mit der Kriegserklärung dazwischen. Inmitten der Pressehetze, namentlich der deutschen, schrieb ein mit den Kapländern bekannter Reisender über die Lage Transvaals:

„Das Land zerfällt in 11,000 Farmen, die einen Gesammtwerth von 97 Millionen Pfund haben. Hiervon kommen auf den Staat und die Buren 3,4 Millionen, auf die Uitlanders 93,6 Millionen. Wer repräsentirt also wirthschaftlich das Land? Doch wohl diese Uitlanders, die im Jahre 1897 allein an Einfuhrzoll 11 Prozent vom Werth der eingeführten Waaren entrichteten, die den weitaus größten Theil der Steuern aufbringen und am Fortschritt des Landes am Stärksten interessirt sind. Dafür gesteht ihnen die Freiheit- und Gerechtigkeitliebe der Buren noch nicht einmal eine berathende Stimme beim ‚besluiten' (Beschlüssen) über Fremdenrecht, Presse und Versammlungen zu. Außer einigen Jingo's wünscht Niemand eine rein imperialistische Regierung in Pretoria; aber eine Regierung der Vernunft wünscht man, eine Regierung, die sich nicht von der Großafrikanderpartei der Hofmayr und Genossen gängeln läßt, eine Regierung, die nicht darauf ausgeht, die Engländer auszurotten. Seit dem ersten Auftreten im Jahre 1895 und der jährlichen Wiederkehr der Rinderpest ist die Landwirthschaft Transvaals unrettbar verloren. Es bleibt nichts übrig, als zum Industriestaat überzugehen; und alle Vorbedingungen dazu sind vorhanden. Wenn die Buren sich dagegen sträuben, so widerstreben sie dem einzigen für das Land möglichen Fortschritt".[1])

---

1) Wladimir Raffalovich aus Port Said in M. Harden's „Zukunft". Berlin vom 3. März d. Js. S. 387 f.

Als der gewohnte Pfad der unbewaffneten Rebellion des Transvaal gegen die englische Oberherrlichkeit durch das Ultimatum der beiden Republiken verlassen worden war, und England dieselben als kriegführende Mächte anerkennen mußte, gewann es freie Hand, wenn es das Gebiet der Republiken eroberte. Damit waren die Verträge, durch welche die englische Politik den Buren gegenüber gebunden war, aus dem Wege geräumt. Die Buren fingen zwar nach den ersten Erfolgen bald an, bei den Mächten um Vermittlung nachzusuchen, um durch sie dem englischen Kriegsrecht in die Arme zu fallen, aber vergebens. Bei der Haager Abrüstungsconferenz bemühte sich die niederländische Regierung, die Einladung der Transvaal-Republik und des Oranje-Freistaates nach dem Haag zu erwirken. Aber auf Einspruch Englands trat der Czar dazwischen und veranlaßte selbst die Holländer, die südafrikanischen Republiken aus der Liste der zur Conferenz Einzuladenden zu streichen.[1]) Trotz der Hetze der russischen Presse, im Wetteifer mit der deutschen, war es in Berlin kein Geheimniß, daß der Czar gleich zu Beginn des Burenkrieges der englischen Regierung das förmliche Versprechen gegeben habe, unter keinen Umständen die Schwierigkeiten Englands zu seinem Vortheil auszubeuten.[2])

Daß ein solcher Krieg mit endlosem Blutvergießen und unermeßlichen Verlusten an Hab und Gut in einer europäischen Colonie des schwarzen Erdtheils heute noch möglich war, ist sehr bedauerlich. Aber wer trägt die Schuld? Die beiden Republiken waren nach allen Seiten eingeklammert von englischem Besitze; die Lage erschien auf die Dauer als unerträglich. Sie schielten sogar nach einem Hafen im atlantischen und im indischen Ocean, letzteren durch die Delagoa-Bai. In einem gegebenen Augenblick konnte eine feindliche Macht mit den Buren dem Kapland in den Rücken

---

1) Aus dem Haag s. Münchener „Allg. Zeitung" v. 20. April 1899

2) „Authentisch festgestellt" sagt die Berliner „Kreuzzeitung" vom 14. März d. Js.

fallen und England um den kostbarsten Weg nach Indien bringen. Ueber die „Afrikander“, wie der Bund der Buren im Kapland heißt, hat die Londoner „Daily Mail“ mitten im Kriege geschrieben:

„Die Agitation in der Kapcolonie und in Natal ist weit genug vorgeschritten. Eine große Anzahl unserer holländischen Unterthanen wartet nur auf den günstigen Augenblick, um sich vom englischen Reiche loszusagen. Die Thatsachen, daß das Kapministerium in den Händen des ‚Bundes‘ ist, daß thatsächlich alle Richter und die Mehrzahl der Beamten holländischer Abkunft sind, will noch nichts sagen. Sie wünschen ein neues Reich, in dem die Afrikander vorherrschen sollen. Sie warten auf die Gelegenheit, sich unserer Gebiete zu bemächtigen, unsere Fahne zu erniedrigen und sie durch die der Südafrikanischen Republik zu ersetzen. Will England Südafrika verlieren? Das ist die Frage, die vor uns liegt. Wenn nicht, dann müssen sofort Vorbereitungen getroffen werden, um dieser neuen Gefahr zu begegnen. Jeder Tag, der nutzlos vorüberzieht, ist ein verlorener. Wenn wir die weitere Entwickelung des Complottes abwarten würden, würde unsere Stellung in Südafrika stark gefährdet werden.“ [1])

Die Einverleibung der Buren-Republiken in das Kapland ist das englische Endziel. Wie werden sich die andern englischen Colonien dazu verhalten? Die Zeit liegt noch nicht fern, da mit der Möglichkeit gerechnet wurde, daß die großen Colonien Englands (Australien, Neufundland, Kanada) ähnlich wie die Vereinigten Staaten sich vom Mutterlande völlig loslösen und selbständige Bahnen gehen könnten. Und jetzt? „Es ist erstaunlich, wie tief der Imperialismus Wurzel gefaßt hat, seit im Transvaal-Kriege zum ersten Male die Probe auf das Recept gemacht worden ist. Wer die englischen Zeitungen während der Kriegszeit verfolgt hat, weiß, wie geflissentlich genau die Verdienste der kanadischen, neuseeländischen, australischen Truppen in den Vordergrund gerückt worden sind und welches Echo die

1) „Kölnische Volkszeitung“ vom 4. März d. Js.

jetzten Erfolge gerade jenseits der großen Wasser gefunden haben. Die ungeheure Bedeutung des Transvaalkriegs für England liegt gerade in dieser Thatsache des engern Anschlusses der Colonien an das Mutterland, und es läßt sich mit Bestimmtheit vorhersagen, daß England bei jedem ernstern Conflikte, in welchem seine eigenen Kräfte sich als unzureichend erweisen, auf die Unterstützung der Colonien wird rechnen können".[1])

Es ist zu hoffen, daß sich die halb mittelalterlichen Buren in ihrer Zukunft auch als Bestandtheil einer großen englischen Colonie in Südafrika allmählig zu behelfen wissen werden, soweit sie nicht wieder zum Wanderstab greifen. An weitherziger Autonomie fehlt es diesen englischen Colonialstaaten niemals; Behandlung wie der Polen in Preußen und der Finnen in Rußland gibt es im Bereich der englischen Krone nicht. Wenn aber die Aera der unaufhörlichen Zerwürfnisse und Zusammenstöße in den Burenländern begraben ist, dann wird die Weltstellung Englands in Afrika befestigt seyn, und das wird in nahender Zeit nicht nur im Nilthal, sondern bis Marokko hinauf von allgemeinem Vortheil werden.

LVIII.

Zur Katholiken-Autonomie in Ungarn.

Zuschrift aus Ungarn.

Die Bestrebungen, welche sich in Ungarn um die katholische Autonomie schaaren, mögen wohl kaum ein sehr allgemeines und tiefgehendes Interesse erregen, da es streng genommen specifisch ungarische Verhältnisse sind, welche diese Frage aufgeworfen haben und nicht zur Ruhe kommen lassen.

Auch in Ungarn kann es kaum von Interesse oder besonderem Nutzen sein, wenn diese Frage in Kreisen besprochen wird, welchen diese Verhältnisse unbekannt sind. Ganz

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 21. März d. Js.

anders würde es sich stellen, wenn da josefinistische, g kanische und staatskirchliche oder sonstige Auffassu und Bestrebungen zu Grunde lägen. Dann freilich da ein Zusammenhang mit der Los von Rom-Beweg etwas, das der Kirche und der christlichen Auffassung zu ist, die allgemeine Aufmerksamkeit und Reprobation her zurufen geeignet.

Ich kann für die Intentionen anderer Kreise nicht stehen; ja ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, einerseits die Absicht besteht, die Katholiken im Schoße Kirche den liberalen und chauvinistischen Bestrebungen dien zu machen, die katholische Kirche Rom zu entfremden nationalisiren; andererseits angenommen wird, daß Betheiligung der Laien dem religiösen Gefühle und Anhänglichkeit, dem thatwilligen Eintreten für Kirche Glauben einen besonderen Aufschwung verleihen, erwünschte Kräftigung bringen müßte.

Das sind aber Momente, welche nur mitspielen, welche n überschätzt werden sollten und nicht Zweck und Begründung Nebensächlichem und Heterogenem verwechseln lassen dürf

Glauben Sie mir: Die Ordnung der katholi Angelegenheiten, die Befreiung der katholischen Kirche dem Joche einer confessionslosen Regierung, welche einer gouvernementarischen Versammlung abhängig ist, einer überwiegend nicht katholischen und leider nicht w meinenden Versammlung, die Erhaltung der confessione Schule, des katholischen Vermögens, die nicht diesen Hän belassen werden dürfen, sowie deren entsprechende Leit bei voller Wahrung der persönlichen Rechte des obers Schutzherrn und der staatlichen Ingerenz in jenen Schrank welche sich der Staat anderen Confessionen gegenü auferlegt: das ist in den Augen aller ehrlich Katholi Denkenden und Fühlenden die Aufgabe der Autonomie

Die Repräsentanz der Katholiken soll ein Gegen der Repräsentanz der Nichtkatholiken bieten; sie soll

gen, daß die Kirche im Sinne ihrer Verfassung und
richtung, ohne irgend welche Einführung eines Laien-
mentes, mit der ihr zukommenden Freiheit, ihrer Selbst-
mmung und Verwaltung (Autonomie der Kirche) ihre
elegenheiten besorge.

Es sind da speciell ungarische Verhältnisse, welche in
Rahmen der Diöcesen nicht Platz finden. Wir haben
einen Religions- und Schulfond und andere Kirchen-
e, welche allen Diöcesen angehören; und ein System
olisch-kirchlicher Mittelschulen und so weiter, wie das
s sonstwo nicht besteht.

Dafür ist zu sorgen, dazu ist ein administrativ-kirch-
es Organ einzusetzen. Und eben so wie z. B. eine belgische
r amerikanische Universität mit Zuziehung der Laien kirchlich
waltet und geleitet wird, so kann wohl auch in Ungarn
Gleiches geschaffen werden; mit dem Unterschiede, daß
r die Einrichtung kaum ohne Zusammenwirken aller
schöfe und Mitwirken der Gläubigen für das ganze Land
dacht werden kann.

In der katholischen Construktion dieser und der Abwehr
ler nicht katholischen — hie und da wohl gemeinten, aber
cht wohl verstandenen — Auffassungen liegen große
hwierigkeiten; doch darf der Zweck — die Freiheit der
rche und die Wahrung katholischen Gutes und katholischer
stitutionen — deßhalb, weil große Schwierigkeiten zu
erwinden sind, nicht aufgegeben und nicht verkannt werden.

Gelingt es nicht, die Fragen in echt kirchlichem Sinne
lösen, müssen wir den gegenwärtigen Zustand belassen,
elcher Vermögen und Schule der Katholiken und so vieles
n Kirchliche allen anders Glaubenden und oft feindlich
esinnten unterstellt — so ist damit die Aufgabe, die hier dem
tholicismus geworden ist, nicht gelöst.

Wir werden es bedauern mißverstanden zu werden; unser
wissen, der Kirche treu ergeben gedient zu haben, wird
uhigt sein.

Wir werden uns sagen: der unglücklich gewählte Ausdru „Autonomie" statt des richtigen „Ordnung der katholisch Angelegenheiten", die Unterschiebung des Gedankens, d ein Laienregiment geschaffen werden soll, wo es sich eigentli um „Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche" handel hat am meisten zu diesen Mißverständnissen und zur Irr führung so Mancher beigetragen. 31. März 1900.

LIX.

Kreuzfahrer-Blätter von Graf Fugger-Glött.[1]

Die „Kreuzfahrer-Blätter" sind in ihrer äußeren E scheinung zunächst ganz das, was der Titel besagt: lose u fliegende Blätter. Es sind Abhandlungen oder Skizzen, denen ein mit vollem Bewußtsein und voller Begeisterun auf dem unerschütterlichen Boden christlicher Weltanschauu stehender, ernster und verständiger Mann die Sonde anle an die Ideen und Anschauungen, welche heute die „bessere G sellschaft", die sogenannte gebildete Welt, bewegen, beherrsch und — müssen wir hinzufügen — in weiten Kreisen verwirr und corrumpiren.

Trotzdem wäre es weit gefehlt und liefe auf Unter schätzung hinaus, wollte man diese „Blätter" nur als solch betrachten. Sie sind in Wahrheit mehr als das. Sie sin wenn man bei dem Bilde bleiben will, mit kundiger Hand u mit unverkennbarer Sorgfalt zu einem herrlichen Kranze g wunden. Es sind Erörterungen, die von einem einheitlich Gedanken beherrscht und getragen sind, Skizzen, deren Gegen stände aus der unübersehbaren Menge des Stoffes fern vo aller doktrinären Auffassung und Darstellung mitten aus de Leben herausgegriffen, für das Leben behandelt und unter de große Gesichtspunkte geordnet sind. Dann aber auch unter einander wieder in Reih und Glied gestellt, defiliren sie gewisser maßen am Geiste des Lesers vorüber, um stufenweise Klarhe und Ueberzeugung zu schaffen und schließlich bei dem Zie anzulangen, das sie sich offenbar gesetzt: daß allen modern Versuchen und Bestrebungen zum Trotz und nach Zerstreuun aller dadurch erzeugten Irrung und Verwirrung doch das al

---

1) Kreuzfahrer-Blätter von Herm. Jos. Fugger-Glött, Pries der Gesellschaft Jesu. 3 Bändchen. Mainz, Kirchheim 1904–

Wort dessen in voller Kraft fortbesteht, der allein von sich sagen konnte: „Ich bin der Weg“ (zur Befriedigung des zweifelnden Geistes und zum wirklichen Frieden des Herzens), weil er allein hinzufügen konnte: „Ich bin die Wahrheit und das Leben.“

Wenn deßhalb der Verfasser in den ersten Zeilen seiner Einleitung versichert, seine Blätter hätten die Lösung aller Probleme des Lebens trotz aller Widerrede einzig und allein in Bethlehem und auf Golgatha gefunden, so konnte er ganz der Wahrheit gemäß und mit gerechtem Stolze im Rückblicke auf das vollendete Werk seinen Epilog mit den Worten schließen: „Diese Blätter haben den Beweis geliefert, daß das Heil unter uns immer noch lebendig wohnt, und daß wir nur selber an unserem Elend schuld sind, weil wir es nicht über uns gewinnen, die selbst gegrabenen Cisternen aufzugeben, wiewohl sie seit Jeremias nicht im Stande waren, reines Wasser zu spenden, während der Strom lebendigen Wassers unsere Wüste umrauscht.“ —

Um das vorstehend bloß Angedeutete etwas mehr zu beleuchten, sei ein Blick auf die einzelnen (3) Bändchen geworfen, deren Ausstattung in jeder Hinsicht tadellos, vornehm und des Inhaltes würdig ist.

Das erste Bändchen erörtert in vier Abhandlungen die Verläßigkeit unserer natürlichen Erkenntniß und der zweifellos feststehenden Ergebnisse, zu welchen diese den denkenden Menschen unausweichlich führt. Dies aber nicht in der üblichen, schulmäßigen Weise einer Bekämpfung des Skepticismus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen, sondern ganz bestimmt und ausschließlich in scharfem und ausgesprochenem Gegensatze zu jener die gebildete Welt in allen Kreisen durch Popularisirung täglich mehr in ihre Interessen ziehenden „neuesten Wissenschaft“, welche unter dem Namen der „Biologie“ die auf der philosophia perpetua und den Erfahrungen des gesunden Menschenverstandes beruhenden Ueberzeugungen Tausender ins Wanken bringt und damit der Zweifelsucht in weiten Kreisen zur Herrschaft verhilft. Das von ihr gestiftete Unheil liegt auf der Hand, weil so nicht bloß jede gesunde Weltanschauung, sondern auch jede feste, consequente Lebensrichtung vernichtet wird. Der Abwehr dieses Unheils sind drei Abschnitte gewidmet, deren Titel „Leblos und belebt“, „Materiell und immateriell“, „Entstehen und Vergehen“ den Standpunkt und Gedankengang des Verfassers genau kennzeichnen.

Ist so Inhalt des ersten Bändchens eine in ganz bestimmter Richtung vollzogene Sicherstellung der natürlichen Grundwahrheiten, so macht das zweite Bändchen die auf dem Wege des übernatürlichen Glaubens uns zugekommenen Wahr-

heiten zu seinem Gegenstande. „Das Wunder, Christus als Person und als Schirmherr seiner Kirche, seine Menschwerdung und Geburt aus der Jungfrau, das Mysterium seines Kreuzes, endlich die beiden großen, das bewußte irdische Leben des Menschen begleitenden Sakramente des Altars und der Buße" sind aus dem Gesammtinhalt des katholischen Symbolums von dem Verfasser herausgegriffen und sind mit Rücksicht auf seinen dem Leben der Gegenwart stets zugewandten praktischen Zweck die Grundwahrheiten, welche in eben so vielen Essays zur Besprechung kommen — also gleichsam eine Apologie des Christenthums und der Kirche in unserer strenger Richtung und Beschränkung auf die aktuellen Bedürfnisse der modernsten Welt- und Lebensanschauung.

Das dritte Bändchen dürfte endlich am kürzesten und treffendsten zu charakterisiren sein mit den Worten: Es ist ein dem Gesammtzwecke des ganzen Werkes in allweg treu bleibender und prächtiger praktischer Commentar zu dem alten Adagium des Theologen „Gratia non destruit naturam, sed perficit." Es erbringt nämlich den Beweis, daß auf Grund der in I und II gewonnenen Erkenntnisse das Menschenleben seine Richtung einschlagen und unentwegt bis zur Erreichung des gottgewollten Zieles verfolgen muß, was der Verfasser in den Abschnitten über „Glauben, Hoffen, Lieben, die Familie, christliches Leben und christliche Vollkommenheit, das Gebet, den Himmel" als eben so vielen Angelpunkten eines wahrhaft vernünftigen und christlichen Lebens in durchaus selbständiger und origineller Behandlung hervorhebt und darlegt.

Soll dem Gesagten noch ein Wort allgemeiner Charakteristik beigefügt sein, so sei es dieses: Im Ganzen und im Einzelnen sind die „Blätter" unverkennbar das, wenn auch ganz eigenartige Werk eines Jüngers und Sohnes des hl. Ignatius von Loyola. Wer des Letzteren liber exercitiorum kennt, kann trotz der ganz ungewohnten, ritterlichen Adjustirung der „Blätter", deren Verwandtschaft mit jenem goldenen Büchlein nach Zweck und wesentlichem Inhalt keinen Augenblick verkennen.

Werden aber, fragen wir zum Schlusse, diese „Blätter" auch viele Leser finden? Wir hoffen und wünschen es, aber wir fürchten, nicht so viele als ihr ernster Inhalt verdiente.

Und warum nicht? Hauptsächlich deßhalb, weil auch das vor Allem zu den hervorstechenden Zügen und offensichtlichen Gebrechen der „modern gebildeten Menschheit" zählt, daß ruhiges, verständiges Denken und ernste Gedankenarbeit im Allgemeinen nicht ihre Sache ist.

Der Verfasser selbst hat sich übrigens darüber keinen Täuschungen hingegeben, wie die beherzigenswerthen Worte der Einleitung zum dritten Bändchen zu verstehen geben.

An die Mitglieder der Görres-Gesellschaft.

Im Herbst dieses Jahres tagt zu München der fünfte internationale Kongreß katholischer Gelehrten.

Seit Monaten sind unter dem Segen des hl. Vaters die Vorbereitungsarbeiten für denselben aufgenommen. Sie versprechen guten Erfolg. Die einlaufenden Nachrichten lassen eine rege Betheiligung der fremden Gelehrten, eine wirklich internationale Gestaltung des großen Unternehmens, erhoffen. Auch in unserem Vaterlande ist der Kongreß-Gedanke auf fruchtbares Erdreich gefallen. In der That, gegenüber diesem ersten Kongreß auf deutschem Boden hat gerade das katholische Deutschland besondere Pflichten. Es ist vor allem seine Aufgabe, für einen möglichst glänzenden Verlauf desselben vorzusorgen.

In erster Linie trifft das die Mitglieder der Görres-Gesellschaft. Der Kongreß soll im Grunde nichts anderes sein, als eine ins Universelle übersetzte General-Versammlung der Gesellschaft, gleichen Strebens wie sie, und von starker Rückwirkung auch auf ihr besonderes Ziel. Denn eine solche Zusammenkunft katholischer Forscher aus den verschiedensten Ländern, welche wetteifernd die Erträge ihrer hingebenden Arbeit aus allen Wissenszweigen darbringen, ist zwar zunächst eine erhebende Offenbarung der in der katholischen Welt pulsirenden wissenschaftlichen Energie. Sie gibt aber eben dadurch zugleich wirksamen Anstoß, diese Kraft zu wecken, wo sie noch ruht, was leider nicht selten der Fall, oder sie doch tiefer und allseitiger zu entwickeln. Diese Wirkung des nächsten Kongresses wird indeß, weil auf deutschem Boden geübt, auch den deutschen Verhältnissen vor allem zu gute kommen. Den Kongreß unterstützen, heißt also die eigenste Aufgabe der Görres-Gesellschaft fördern.

Diese Unterstützung geschieht am vorzüglichsten gewiß durch die persönliche Mitarbeit an dem geistigen Schaffen des Kongresses. Hier erwächst den Gelehrten aus der Gesellschaft eine Ehrenpflicht, welche wir denselben ganz besonders ans Herz legen. Sie werden sich ihr um so weniger entziehen, als die diesjährige Generalversammlung zu Gunsten des Kongresses in Ausfall kommt. Aber auch die weiteren Kreise der Gesellschaft, welche die Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland mit warmer Sympathie

begleiten und materiell zu fördern in der Lage sind, dürfen uns ihre Theilnahme nicht versagen. Ihre Liebessteuer ist uns durchaus nothwendig, um den Kongreß würdig vorzubereiten und auf ihm unseren Brüdern fremder Zunge die Herzlichkeit deutscher Gastfreundschaft zu bieten. Das aber fordert die katholische Liebe, fordert die Ehre des deutschen Namens.

Wir werden Beide nicht vergebens anrufen!

München, im April 1900.

Die Ehrenpräsidenten und die Vorsitzenden des Vorbereitungs-Ausschusses:

Dr. Franz Joseph v. Stein, Erzbischof von München-Freising.
Reichsrath Frhr. v. Hertling, Präsident der Görres-Gesellschaft.
Prof. Dr. Hüffer; Prof. Dr. Grauert; Prof. Dr. Sturm.

Bemerkungen.

Der Kongreß findet in München vom 24. zum 28. September statt, so daß sich für die an ihm persönlich Theilnehmenden ein Besuch des Oberammergauer-Passionsspieles vorher oder nachher ermöglicht.

Gleichberechtigte Sprachen des Kongresses sind: die deutsche, englische, französische, italienische, lateinische und spanische.

Der Kongreß erledigt seine Arbeiten in allgemeinen Sitzungen und in den Sitzungen der 10 Sektionen für: Religionswissenschaft (mit Ausschluß der theologischen Disziplinen im engeren Sinne), Philosophie und Psycho-Physik, Rechtswissenschaft, Nationalökonomie und Socialwissenschaft, Kirchen- und Profan-Geschichte, Kultur- und Kunst-Geschichte, Orientalia, Philologie, Archäologie und Epigraphik, Mathematik, Physik und Chemie, Astronomie, Geographie, Geologie x. Biologie, Anthropologie und Medizin.

Die Reden und Vorträge aller dieser Sitzungen werden später, theils im Wortlaut, theils auszüglich, als „Kongreß-Bericht" zu einem handlichen Bande vereinigt, welcher den „Mitgliedern", auf Wunsch auch den „Gönnern" des Kongresses, unentgeltlich zugeht.

Mitglieder des Kongresses sind alle Gelehrten, aber auch alle Freunde der Wissenschaft, welche einen Beitrag von 4 Mark entrichten, gleichviel, ob sie am Kongreß und seinen Arbeiten persönlich theilnehmen, oder nicht. Gönner sind alle diejenigen, welche für die Kongreßsache eine über den Mitgliederbeitrag hinausgehende Summe spenden. Je größer die Gabe, um so höher das Verdienst. Die Gönner werden auf ihren Wunsch zugleich als Mitglieder geführt. Damen sind als Gönnerinnen hochwillkommen.

Alle Beiträge und Spenden werden an die Adresse: Karl Freiherr von Hertling, München, Kaiserstraße 9, etwaige Anfragen an: Professor Georg Hüffer, München, Lerchenfeldstraße 7, erbeten.

LX.

Der „Vater der Mystik" im Lichte des Neuplatonismus.

(Schluß.)

Die Beziehungen des Dionysius zu den Mysterien sind aber nicht direkte und unmittelbar persönliche; zu seiner Zeit waren die antiken Mysterien so ziemlich untergegangen. Sie lebten aber in einer andern, sublimirten Daseinsform weiter. Die neuplatonische Philosophie betrachtete nunmehr ihre eigene Weisheit als die wahren Mysterien; die Sprache der Philosophie färbte sich ganz mit dem Ton der Mysterienterminologie; das in der Mysterienfeier gebrauchte Symbol ging über in das sprachliche Bild des Theosophen. Die Einführung in den Kreis dieser Lehren erschien als die echte Mystagogie und Telesiurgie. Die Fortpflanzung des Wissens hüllte sich in die Schleier des Geheimnisses und geschah durch eine verborgene Ueberlieferung, von der die „unheilige Menge" ausgeschlossen blieb. Das „Ruhen" und „Schweigen" bei den Mysterienfeiern, das dramatische Aufblitzen der heiligen Erscheinungen und Bilder fand sein Gegenstück im esoterischen Unterricht. Die ethischen Wirkungen, welche diese Theosophie und Theurgie in ihren Jüngern hervorbrachte, wurden denen der Mysterien nicht nur gleichgestellt, sondern noch höher gepriesen. Als höchstes Ziel winkte der sublimste Grad des ekstatischen Schauens der Gottheit, vollständige Einigung mit ihr, die Vergottung. Den dreistufigen Weg der Reinigung, Erleuchtung und Vollendung, der zu dieser übermenschlichen

Höhe emporführte, nahm man von den Mysterien als
Gleichniß herüber.

In allen diesen Punkten berührt sich Dionysius mi
Neuplatonikern und insbesondere wieder mit Proclus.
schreibt er ihn sogar wörtlich aus, wie Koch überze
dargethan hat.[1]) An manchen Stellen läßt sich ja imm
disputiren, ob der „Vater der Mystik" mehr unte
Eindruck einer christlichen oder heidnischen Reminiscenz
beider zusammen geschrieben hat. Thatsächlich war
beiden Literaturen außerordentlich belesen. Daß der
gang früherer Väter, welche die Mysteriensprache schon
geläufig in der christlichen Theologie verwendeten, eben
von großem Einflusse auf Dionysius war, wird von
durchaus zugegeben (S. 95—97).

Eine Reihe Einzelbelege für diese Thatsache mag
in meinen Aufsätzen: „Die Lehre von den Sakramenten
der Kirche nach Pseudo-Dionysius" und „Die Eschat
des Pseudo-Dionysius" in der Zeitschrift für kath
Theologie XXII (1898, S. 246—303 und XXIII (
S. 1—21) erkennen. Auch unter den von Koch aufge
Gesichtspunkten lassen sich zu den neuplatonischen Denk
Sprachformen noch manche Pendants aus der Väterlit
anbringen. Ich begnüge mich hier mit einigen Andeutu

Ein bei Dionysius sehr beliebtes Symbol ist der
Vorhang (παραπέτασμα), der in den Mysterien
Götterbilder den niederen Weihegraden entzog (vergl.
S. 56 oder Koch S. 215). Aber auch die chri
Geheimnisse wurden in dem durch Vorhänge abgeschlo
Presbyterium gefeiert, und im alten Bunde durfte n
Hohepriester durch den großen Vorhang (Exod. 26,
in das Allerheiligste treten. Nun macht schon Clemens

---

1) Die Gliederung des zweiten Theils erfolgt nach den drei K
1. Mysterienterminologie und Mysterienbräuche; 2.
Zustände; 3. Symbolik und Allegorie.

(M. 9, 37 C) darauf aufmerksam, daß die Juden in diesem Vorhang auch das innerste Heiligthum der Wahrheit (ἄδυτον τῆς ἀληθείας) angedeutet sahen (vergl. auch Hebr. 9, 3 ff.). Aus Gregors von Nazianz or. 28 (M. s. gr. 36, 29 A und 72 A) ist ersichtlich, wie naheliegend für die Unterscheidung eines geringeren und höheren Erkennens dieses Bild war. — Zu dem „Ausfall gegen die Wortklauber" (Koch 67), dem wir bei Dionysius de div. nom. 4, 11 begegnen, hat Koch neben Proclus in Alcib. II, 78 (bezw. Sp. 324) auch Clemens v. Al. strom. 7, 16 M. s. gr. 9, 533 B.) angeführt. Zur weiteren Illustration diene noch Gregor v. Naz. or. 31 (M 36, 160 B/C) mit einer ähnlichen Abführung der Silbenstecher. Die von Dionysius gebrauchten Beispiele, welche den Gegner ad absurdum führen, sind aus demselben Genre wie bei Gregorius: Man wird doch statt „zweimal fünf" auch „zehn" und statt „zweimal sieben" auch „vierzehn" und statt „vernunftbegabtes Lebewesen" auch „Mensch" sagen dürfen. Dionysius setzt nur „zweimal zwei = vier" ein und für die „gerade Linie" eine „nicht krumme Linie" (εὐθύγραμμα und ὀρθόγραμμα) und für „Vaterland" das „Mutterland".

Der „Gebetstheorie" des Dionysius (de div. nom. 3, 1) hat Koch einen eigenen Paragraph S. 178—190 gewidmet und die unverkennbaren Anklänge an Proclus (in Tim. 64 und 65 ed. C. E. Chr. Schneider, S. 149 sqq.) gut hervorgehoben. Eine interessante Ergänzung, die ich mir seiner Zeit zu Proclus angemerkt habe, finden wir bei Clemens v. Al. strom. 4, 23 (M. 8, 1361 A). Die echten Gnostiker, sagt er, gleichen den Schiffern auf dem Meere, welche ihr Fahrzeug am Anker befestigt haben und dann, wenn sie landen, am Ankerseile ziehen. Sie ziehen aber den Anker nicht zu sich heran, da er auf festem Grunde ruht, sondern sie selbst rücken dem Anker immer näher. So mag man auch sagen, daß der wahre Gnostiker Gott zu sich heranzieht, während er eigentlich sich selber zu Gott hinarbeitet. Das

zweite von Dionysius gebrauchte Beispiel trifft mit dem erwähnten ganz zusammen. Die Anwendung auf den ähnlichen Vorgang beim Erklettern eines Seiles oder einer Kette (σειρα) lag für Dionysius sehr nahe, nachdem ihm das „Kettenbild“ aus Proclus oft genug vorgekommen war (Koch, S. 186 ff.).

Manche Dinge, die ursprünglich der Mysterienwelt entstammten, waren allmählich so sehr literarisches Gemeingut geworden, daß man sich dessen kaum mehr bewußt war. Dahin rechnen wir das Bild von den „Reigentänzen“ (Koch, S. 170). Sie gehörten übrigens nicht nur der Mysterienfeier an, sondern bildeten auch einen glänzenden Akt des öffentlichen Cultus. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Gregor v. Naz. und andere Väter das populäre Gleichniß so häufig gebrauchen. Ebenso ist das „Siegel“ (Koch, S. 248 ff.) nach seinem bildlichen Sinn und als Terminus für das Sakrament der Taufe frühe ein unentbehrliches Wort der christlichen Theologie geworden. Das elegante Bild von der „Vorhalle des Göttlichen“ (Koch, S. 98) erfreute sich in Werken edleren Stiles durchweg großer Beliebtheit (ἐν προθύροις). Ein Grundsatz von der Art: „Gleiches zu Gleichem“ (ὅμοιον τῷ ὁμοίῳ) gibt sich als locus communis, wie der andere „Reines dem Reinen“ (vergl. Zeitschrift f. kath. Theol. XXII [1898], S. 271, Anm. 1). Die stabile Verbindung τὸ εἶναι καὶ τὸ εὖ εἶναι (Koch, S. 242) dürfte ebenfalls ganz verbreitet gewesen sein.

An einigen Stellen hat Koch selbst entsprechende Parallelen aus den Vätern beigesetzt, wie z. B. S. 104 zum Kapitel „Ueberlieferung“ (παράδοσις). Man darf daher die eine oder andere Wendung, in die er seine Schlußfolgerungen kleidet, nicht zu sehr urgiren. Ich meine damit beispielsweise die Worte: „**Daher** stammt also die kataphatische und apophatische Theologie unseres Mystikers, myst. theol. c. 3, **daher** die Ausführungen cael. hier. 2, 3.“ Voraus geht nämlich eine Darstellung der bezüglichen Theorie des Proclus.

Sachlich unterscheiden auch Clemens Alex., Origenes, Gregor v. Naz., Gregor v. Nyssa u. a. eine „bejahende“ und „verneinende“ Theologie und prüfen die bildlichen Bezeichnungen Gottes nach ihrem Werthe für das theologische Wissen. Aehnliches gilt von der Unterscheidung einer „Theologie des Einen“ und einer „Theologie des Geschiedenen“ (*θεολογία ἡνωμένη* und *διακεκριμένη*). Aber auch hier muß zugegeben werden, daß Dionysius im **Ausdruck** und in manchen Gedankengliedern sich lieber an Proclus anlehnt. S. 60 bei Koch möchte ein in Väterwerken weniger bewanderter Leser den Eindruck bekommen, als ob der Vergleich Christi mit dem „Kampfesrichter“ (*ἀθλοθέτης*), den Dionysius eccl. hier. 2, 3, 6 verwendet, einfachhin proclischer Herkunft sei. Aber Clemens v. Alex. schildert auch bereits den Kampf des Christen (1. Cor. 9, 24—27; *τρέχων* und *πυκτεύων*), sofern er unter den Augen des göttlichen Kampfordners und Kampfrichters sich abspielt (*βραβεύοντος μὲν τοῦ Λόγου τοῦ ἁγίου, ἀγωνοθετοῦντος δὲ τοῦ Δεσπότου τῶν ὅλων* M. s. gr. 8, 209 B/C). Bei Cyrillus v. Jer. heißt der heilige Geist *ἀθλοθέτης τῶν ἀγωνιζωμένων* (M. 33, 985 B). Chrysostomus bringt (M. 62, 342) die Salbung nach der Taufe mit dem Bilde des *ἀθλητὴς Χριστοῦ* in Verbindung, im gleichen Zusammenhang also wie bei Dionysius. Vgl. auch über die bildlichen Darstellungen des Herrn als eines Kampfrichters die Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer von Kraus, I, 334; II, 88 ff., 985 und Atzberger, Geschichte der christlichen Eschatologie, S. 630.

Andrerseits mag aus der neuplatonischen Mysteriensprache noch manches signifikante Moment zu entdecken sein, das sich unser Dionysius unbefangen angeeignet hat. In dieser Hinsicht erwähne ich die mit Vorliebe und Feierlichkeit verwendeten Ausdrücke *τελετάρχης, τελεταρχία, τελετάρχις, τελεταρχικόν* eccl. hier. 7, 3, 7 (*τελετάρχης*); cael. hier. 1, 3 (*φιλάνθρωπος τελεταρχία*); 7, 2. 3 (*πρὸς αὐτῆς τελεταρχίας ἱεραρχεῖσθαι*); eccl. hier. 7, 3, 7 (*τελετάρχις*

θεαρχία und τελεταρχικὸν πνεῦμα). Vgl. c. h. 3, 2: αὐτοτελεταρχία. Die ἀρχὴ τῶν τελετῶν, das Vorsteheramt der eleusinischen Mysterien, war ein Vorrecht der angesehensten Familien Athens. Proclus überträgt den Ausdruck zum ersten Male auf die Gottheiten, was wir daraus erschließen können, daß er sich wegen der neuen kühnen Metapher entschuldigen zu müssen glaubt (theol. Plat. 4, 16 p. 217; s. auch p. 240). Dionysius konnte also von keinem andern als Proclus diesen markanten Ausdruck entlehnen, um Gott als die Quelle aller hierarchischen Erleuchtungen und Gewalten zu bezeichnen. — Das viel citirte Wort der Mystik „divina pati“, das sich übrigens bei Dionysius (de div. nom. 2, 9) zu dem Wortspiele zugespitzt findet οὐ μόνον μαθὼν ἀλλὰ καὶ παθὼν τὰ θεῖα, begegnet schon bei dem neuplatonisch gerichteten Synesius von Cyrene de Dione 10 (οὐ μαθεῖν τι δεῖν ἀλλὰ παθεῖν).

Ein interessantes Problem für die Geschichte der Mystik scheint mir noch vorzuliegen in dem merkwürdigen Satze des Dionysius: „Der Hierarch vollzieht das geistige Hineingehen in sein eigenes Eine“ (τὴν εἰς τὸ ἓν ἑαυτοῦ νοερὰν ποιησάμενος εἴσοδον eccl. hier. 3, 3, 3). Koch erklärt den bei Proclus oft wiederkehrenden Ausdruck τὸ ἓν καὶ οἷον ἄνθος τῆς οὐσίας ἡμῶν (S. 153 ff.) als ein über die Vernunft hinausgehendes Seelenvermögen, als das einheitliche Wesen der Seele, modern gesprochen „das reine Selbstbewußtsein.“ Den Gegensatz zwischen Proclus und Dionysius drückt er dann (S. 159) folgendermaßen aus: „Während Proclus unter dem „Einheitlichen“ ein über den νοῦ hinausgehendes eigenes Vermögen versteht, welches in der Seele beim gewöhnlichen Zustande gleichsam schlummert und erst beim mystischen Schauen aufgeweckt und in Thätigkeit gesetzt wird, ist es für Dionysius eben die Ineinsfassung der verschiedenen, sonst getrennten Seelenkräfte (de div. nom. 1, 1 und 4, 9), gleichsam die Summe der

elenkräfte in Einem Brennpunkte vereinigt, die
intessenz der Seelenvermögen, die aber doch wieder zur
ὲρ νοῦν ἕνωσις wird." Es scheint mir aber, daß die
Koch nicht berücksichtigte, oben citirte Stelle aus eccl.
r. 3, 3, 3 mit ihrem exacten τὸ ἓν ἑαυτοῦ (vgl. auch eccl.
r. 3, 1 M. s. gr. 3, 421 D: ἐπὶ τὸ ἓν τοῦ τελεσθέντος
s. w.) der Erklärung Kochs widerstrebt. Ungezwungener
von der „Ineinsfassung der verschiedenen, sonst getrennten
elenkräfte" läßt sich der merkwürdige Ausdruck analog
proclischen Sinne fassen, der freilich erst einer neuen
utung bedarf. Die Schwierigkeit liegt meines Erachtens
rin, daß Proclus seinen Begriff in ein stark metaphorisches
wand kleidet; er spricht von ἀκρότατον, ἀκρότης, ἄκρα
αρξις, ἄνθος, ἑνότης der Seele, also von einer höchsten,
nnsten und feinsten Spitze ihres geistigen Wesens, mit der
am weitesten aus allem Materiellen und Getheilten
rausragt und am nächsten an das göttliche Eine hinan-
cht. Dieses ist ja das vollkommenste ἕν, während die
ele nur ein nachgebildetes und verwandtes ἕν (ἑνοειδές)
In sublimer Weise hat Plotin dieser Anschauung vor-
arbeitet und ein überraschendes Gleichniß zu ihrer Illustration
unden: durch einen Kreis werden mehrere andere Kreise
gelegt, daß sie alle in ihrem Centrum mit dem Centrum
Hauptkreises zusammenfallen (Ennead. 6, 9, 8; vgl. auch
folgenden Paragraphen über den „accessus ad Deum.")
n den Worten des Proclus in Tim. 65 C ed. Schneider,
151: ἕνωσις τῷ ἑνὶ τῶν θεῶν τὸ ἓν τῆς ψυχῆς
ιδρύουσα möchte man sagen, daß sie wie eine Um-
rift um das von Plotin gebrauchte Bild passen. Beide,
otin und Proclus, legen beständig den Nachdruck darauf,
ß bei dieser vollkommensten Einigung und Erkenntniß alle
äfte der Seele schweigen und die Seele unmittelbar
h der höchsten Spitze ihres Wesens an das göttliche
ne rührt, um damit Eins zu werden. Ganz analog ist
Darstellung bei Dionysius (theol. myst. c. 1 und de

div. nom. 1, 1 ff.). Er spricht allerdings auch von einer geringern Art des Einswerdens (ἑνοειδὴς τῶν νοερῶν δυνάμεων συνέλιξις), der zufolge die Seelenkräfte aus dem bunten Spiel ihrer nach außen ergossenen Thätigkeit immer mehr nach innen sich concentriren. Aber dies erscheint als letzte Vorstufe, zu der die Seele emporgelangen muß, um von dieser einsamen, stillen Warte aus sich für die höchste Art von Einigung, die, bei lautlosem Ruhen aller Kräfte, im „Höheren" erfolgt (ἀνενεργησίᾳ κατὰ τὸ κρεῖττον ἑνούμενος theol. myst. 1, 3), bereit zu halten.[1])

Das vielberufene „Fünklein" der Seele und der „apex mentis" und der „Grund" der Seele, Bezeichnungen, von denen bei mittelalterlichen Mystikern so oft die Rede ist, datiren offenbar von Dionysius und weiterhin von den Neuplatonikern her. Geben wir hier Meister Eckart das Wort (Pfeiffer 113, 33). Sô ist, als mich bedunket, dirre kneht (Luc. 14, 16) das fünkelîn der sêle, daz da ist geschaffen von gote und ist ein licht, oben in gedrücket, und ist ein bilde götlicher nâtûre, daz da ist kriegende

1) Es ist also bei Dionysius ein zweifaches ἕν zu unterscheiden, eines in den Menschen selbst, nach dem die Vielheit ihrer Lebensacte sich allmählich einheitlich conformiren soll (vgl. z. B. eccl. hier. 6, 1, 3; 6, 3, 2 über die in der Ascese herauszubildende μονάς = πρὸς τὸ ἓν αὐτῶν ἑνοποιεῖσθαι), und das absolute ἕν, das mit keiner Denkthätigkeit erreichbar ist (de div. nom. 1, 1), das aber mit jenem nachgebildeten, gottähnlichen ἕν im Menschen (ἑνοειδὴς oder θεοειδής) in eine gewisse unmittelbare Berührung und Verbindung tritt, wenn die entsprechende Disposition von Seite des Menschen, d. h. jene vorerwähnte Vereinheitlichung seiner Kräfte vorausgegangen ist. Lehrreich hiefür sind unter andern Stellen eccl. hier. 4, 3, 3 und de div. nom. 4, 1. Das ἕν des gottförmig gewordenen Menschen wird erfüllt vom göttlichen ἕν, es wird mit seinen Strahlen durchleuchtet, es stößt daran gleichsam wie ein Blinder mit geschlossenen Augen (ταῖς ἀνομμάτοις ἐπιβολαῖς). Auf ähnliche Weise sind auch die Ausdrücke ἕνωσις und ἑνοποιεῖσθαι bald in dem einen, bald in dem andern Sinne zu verstehen.

alle wege wider allem dem, daz niht götlich ist, und ist niht ein kraft der sêle, als etlîche meister wolten, und ist alle wege geneiget ze goute; nochdenne in der helle dâ ist ez geneiget ze guote. Im folgenden wird das „Licht“ (Fünklein) mit der „sinderesis“ identifizirt als ein zuobinden (loken zu guote) und abekêren (widerbiz wider dem, daz niht lûter ist). Eckart meint offenbar, das reine Sein der Seele als solches, das immer gut ist und zum Guten tendirt. — Die Art, wie Plotin, Proclus, Dionysius und manche mittelalterliche Mystiker, Eckart insbesondere, die Vollziehung jener Wesenseinigung mit Gott beschreiben, insofern sie dabei alle Thätigkeit menschlichen Denkens negiren (vgl. Dion. theol. myst. cap. 1), zeigt immer wieder die verwandten Züge, bald mehr, bald weniger mit pantheistischem Klange. Vgl. den Artikel „Mysticismus“ im kath. K.-L.[2] VIII, 2077.

Wenn man dieses Verhältniß des „Vaters der Mystik“ zu den Neuplatonikern und ihrer Mystik betrachtet, so möchte der Eindruck bei manchem Leser ein gewisses Gefühl des Unbehagens hervorrufen. Bringt man dieses zum klaren Bewußtsein und in bestimmte Worte, so löst sich wohl die Klage vom Herzen: „Soll man also wiederum ein so altehrwürdiges Stück christlicher Tradition über Bord werfen? Soll man den „Vater der Mystik“, der so vielen frommen Seelen die höchste Erbauung gewährt hat, desavouiren?“ Koch fürchtet — nicht ganz mit Unrecht — sogar eine üble Nachrede, die ihm für seine mühsame, nur der Wahrheit dienende Untersuchung zu Theil werden könnte (S. IX und S. 257). Es dürfte am Platze sein, über diesen Punkt noch ein paar Erwägungen anzufügen.

Ein katholischer Theologe erkennt selbstverständlich zwischen der christlichen übernatürlichen[1]) und der heidnischen natür-

---

1) Wir verstehen unter „übernatürlich“, was die katholische Dogmatik im strengen Sinne damit bezeichnen will (supernaturale);

lichen oder dämonischen Mystik einen wesentlichen Unterschied in der Wurzel, im Stamm und in der Blüte der mystischen Pflanze. Dort Glaube als Wurzel, übernatürliches Gnadenlicht als Mittel des Wachsthums, himmlische Seligkeit als letztes Ziel, hier natürliche Kräfte in einem Stadium der Ueberspannung oder dämonische Einwirkungen für das Entstehen, Werden und Wirken. Gleichwohl stellen sich bei den beiderseitigen mystischen Processen analoge Erscheinungen, zumal in den Hauptmomenten, heraus: Abkehr von der materiellen, ins Mannigfaltige zertheilten Außenwelt, Einkehr in das eigene Innere, Aufstreben zur Reinheit, Erleuchtung und möglichsten Vervollkommnung, Entrückung des Geistes über die gewöhnliche Denk- und Sinnesthätigkeit, Annäherung (sei es wirkliche, sei es vermeintliche) an das höchste Wesen und Vergöttlichung. Dies vorausgesetzt, kann es bei der Dürftigkeit menschlicher Sprache gegenüber so eminent geistigen Vorgängen nicht Wunder nehmen, daß gleiche Ausdrücke, gleiche Wendungen, gleiche erkenntniß-theoretische Formulirungen hüben und drüben auftreten, oder daß man von der einen Seite, wo der mystische Vorgang früher in eine sprachliche Form gekleidet wurde, die einmal geprägten Termini auf die andere Seite herübernahm. Auch hier gilt, wie in so vielen andern kirchlichen Dingen, der Grundsatz: Si duo faciunt idem, non est idem.[1])

---

deßhalb erblicken wir in den „ekstatischen“ Zuständen der Neuplatoniker wohl außergewöhnliche Erscheinungen (praeternaturale), aber nicht „Uebernatürliches.“

1) Vgl. die klassische Stelle bei Döllinger „Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung“, 2. Aufl., S. 147, wo überhaupt die Bedeutung der griechischen Sprache für das entstehende Christenthum geschildert wird. „Der Reichthum, die Tiefe und Eigenthümlichkeit der christlichen Ideen trieb zur Bildung einer neuen Terminologie, die nicht sowohl aus neu erfundenen Worten, als aus alten und gewöhnlichen, aber in einem ganz andern Sinne genommenen Worten bestand.“ Man denke an

Man kann die Abhängigkeit einer kirchlichen Institution
n einer ältern außerkirchlichen in gewissen äußeren In-
ntarstücken zugeben, ohne sich einer „Hellenisirung des
ristenthums“ (im schlimmen Sinne des Wortes) schuldig
machen. Das Reich Gottes ist von Christus selbst mit
em Sauerteig verglichen worden, der, in die drei Maß
ehl gethan, allmählich die ganze Masse durchdringt (Luc. 13,
). Die Wahrheit, welche Christus geoffenbart, und die
ernatürlichen Gnadenmittel, welche er den Menschen gegeben
t, fanden eine nach allen Seiten des Lebens ausgebildete
lturwelt vor: Sprache, Literatur, Wissenschaft, Philosophie,
ciale, religiöse und politische Institutionen. In diese
annigfaltige Welt ward das übernatürliche Element ein-
senkt, damit aus dem „wilden Oelbaum“ ein veredelter
ürde (socius radicis et pinguedinis olivae, Röm. 11, 17).
n diesem Sinne wurde also der Hellenismus christianisirt.
an kann aber auch in gewisser Weise sagen: „Das Christen-
um wurde hellenisirt“, ohne ihm seinen göttlichen Ursprung
d seinen übernatürlichen Charakter abzusprechen und ohne
ine beharrliche Integrität, seinen heiligen Inhalt zu gefährden.
enn die von Christus auf die Erde gebrachten Wahrheiten
d Kräfte waren, wenn auch in sich von Anfang an
nendlich reich und mächtig, doch in der concreten Ver-
ittlung und Zuwendung an die Menschheit einer fort-
hreitenden Entwicklung fähig. Was ursprünglich im lebens-
äftigen Keim, im unscheinbaren Senfkörnlein (Matth. 13, 31)
ngeschlossen und verborgen war, wuchs und gestaltete sich
um mächtigen Baume aus. Der Baum stand aber immer
uf dem Grunde thatsächlicher und historischer Verhältnisse,
og aus ihnen Nahrungsstoffe, um sie mit himmlischer Kraft

χάρις, ταπεινόφρων, δικαιοσύνη, δικαιοῦσθαι, εἰρήνη, σάρξ, πνεῦμα u. s. w. Und hat man nicht mit antiken Tempeln, Cultzeichen, Typen der bildenden Kunst Aehnliches vorgenommen, in die äußere Hülle einen ganz neuen Inhalt gebracht?

seiner Natur zu assimiliren und anzueignen, erfuhr den Einfluß von Wind und Wetter, Licht und Luft, die um ihn her wechselten. Wir denken uns die Kirche ja nicht wie den heiligen Gral, den nach der Sage Engel schwebend in der Luft hielten, weil es auf Erden an würdigen Gralsrittern fehlte.

Zwei Klippen sind demnach beim Studium dieses Entwicklungsprocesses zu vermeiden. Die eine Klippe wird man leicht gewahr, wenn man nur manche moderne Darstellungen aus diesem Gebiete liest, z. B. das Buch von Hatch „Griechenthum und Christenthum", deutsch von E. Preuschen, Freiburg i. B. 1892, oder das schon oben erwähnte von Anrich. Diese Forscher ignoriren das Uebernatürliche, finden überall nur eine stetige Weiterentwicklung natürlicher Faktoren, erkennen deßhalb im Christenthum nur eine Sublimirung des Hellenismus. Nach ihnen hätte die Kirche des dritten und vierten Jahrhunderts das einfache und schlichte Urchristenthum mit einer dogmatischen Construktion und mit Cultmysterien ausgestattet, die rein nur von außen, von der Umwelt des Hellenismus, hereinzutragen waren. Die andere Klippe bildet ein zu starrer Conservatismus innerhalb der kirchlichen Anschauungen und Traditionen selbst. Auf einem solchen Standpunkt will man möglichst viele historische Erscheinungen im Leben der Kirche auf unmittelbares göttliches Einwirken zurückführen und den ersten Zeiten des Christenthums die vollkommenste Ausbildung im Glauben und theoretischen Wissen vindiciren, so daß sich alle folgenden Generationen nur empfangend verhielten. Daß die Kirche auch vom Hellenismus einen kostbaren Schatz natürlicher Erkenntnisse übernahm und für die Ausgestaltung ihres theologischen Systems verwerthete, kann man nicht vollständig leugnen, sucht aber für eine möglichst reine Scheidung und respektvolle Entfernung zu sorgen. Eine naturgemäße Folge dieser Stimmung ist ein einseitiges Mißtrauen gegen

Neue,[1]) gegen Resultate der „modernen Forschung", die
n am liebsten a limine abweisen möchte. Wenn das
ht angeht, so beruft man sich eiligst auf die „Tradition",
Scholastik, das katholische Gefühl, die allgemeine Ueber-
gung der Kirche. Pietät gegen das Hergebrachte, strenge
chlichkeit, correcte Gläubigkeit sind gewiß edle Tugenden!
er können nicht auch sie an Befangenheit leiden und dann
z des guten Willens, den wir ja niemand absprechen
llen, auch einmal schaden, statt zu nützen?

Um endlich die ausgesprochenen Principien auf unsern
ciellen Fall, den „Vater der christlichen Mystik", anzu-
nden, so löst sich die Schwierigkeit ziemlich einfach. Wie
nte ein Pseudo-Dionysius zu diesem Titel gelangen?
formaler Beziehung waren ausschlaggebend erstens der
thümliche Glaube, daß der Verfasser der „mystischen
eologie" den hl. Paulus zum Lehrer hatte (s. oben im
gange unseres Artikels). Der blendende Nimbus, der
den Areopagitischen Schriften ruhte, war also außer-
entlich wirksam — und doch ein unechter. Zweitens
mt der Umstand hinzu, daß die Abhandlung des Dionysius,
Gegensatz zu früheren Autoren, das Thema von der
stik direkt und ausdrücklich behandelt, nicht nur in
egentlichen Bemerkungen, und daß sie einen so präcis
mulirten Titel „theologia mystica" an der Stirne trägt.
de Termini, *θεολογία*, und *μυστικός*, lagen gesondert
gst schon vor, aber ihre Verbindung zum einheitlichen
klaren Begriffe einer „mystischen Theologie" tauchte
her nicht auf. Das erste Wort für die Sache ist immer
lkommen und behauptet sich am leichtesten in den Geistern.

1) Vgl. Jahrbuch f. Phil. und specul. Theol. 1898, S. 493: Die Schriften des Areopagiten sind von unschätzbarem Werthe gegenüber der modernen Entwicklungstheorie in der Behandlung des katholischen Dogmas. Weil diese, der katholischen Lehre von der Tradition geradezu entgegengesetzte Ansicht in der klaren, scharfen Darlegung des Areopagiten unabweisbar widerlegt wird, deßhalb will man Dionysius nicht u. s. w.

Von nun an waren Dionysius und Mystik in ein untrennbares Verhältniß von Vater und Kind getreten.

Faßt man den materiellen Inhalt der „mystischen Theologie" ins Auge, so ist er erstaunlich kurz beisammen. Sie enthält nur fünf kleine Capitel, welche bei Migne nicht einmal vier volle Spalten füllen. Wie konnte ein so beschränktes Material eine so nachhaltige Wirkung üben? Wir antworten mit folgenden Gründen. Gerade die Kürze und Ueberschaulichkeit des Büchleins förderte seine Beliebtheit. Die gedrängte, in lauter Axiomen sich fortbewegende Sprache, der geheimnißvolle Gegenstand, der zum Nachdenken reizte, das ahnungsreiche Dunkel, das mit ehrfurchtsvollen Schauern umwehte, die Kühnheit der negirenden Sprache, die Universalität des Grundgedankens, der feierliche fromme Eingang, die Verbindung mit den andern Schriften des Verfassers, die überraschende neue Einrahmung von Schrifttexten in neuplatonische Redeformen — das alles machte das Werkchen so überaus anziehend für eine Geistesrichtung des Mittelalters, welche mit der kräftigsten Innigkeit des Gemüthes den Weg nach Gott suchte und im Apostelschüler einen hochbegnadigten Führer zu besitzen glaubte.

Ist aber nicht die Gefahr vorhanden, daß mit dem Aufgeben der Persönlichkeit dieses „Vaters" auch die Sache der christlichen Mystik selber um ihr Fundament gebracht wird? Durchaus nicht! Denn die heiligen Väter Basilius, Gregor v. Nyssa, Gregor v. Nazianz, Johannes Chrysostomus, Ambrosius und Augustinus, die den Pseudo-Areopagiten gar nicht kennen, haben schon vor ihm die Grundlagen der christlichen Mystik gelegt, wenn sie auch in ihren der Vertheidigung des Glaubens und der Predigt gewidmeten Werken nicht ex professo davon handeln.[1]) Die spätern Mystiker

1) Aeltere Schriftsteller, die ascetisch-mystische Werke hinterlassen haben, wie Makarius der Egyptier, Nilus, Johannes Climakus, bei den Lateinern Johannes Cassianus, verrathen nicht die geringste Spur einer Beeinflussung durch Dionysius.

aber zeigen sich entweder vom Areopagiten ziemlich unabhängig, wie z. B. der hl. Bernhard, oder sie tragen aus der heiligen Schrift und den großen Lehrern der Kirche so viel in die wenigen dunklen Sätze des Dionysius hinein, daß dessen wahrer Charakter und Gehalt weit überboten wird. Er hört aber darüber nicht auf, für die literar-historische Forschung einen ebenso lehrreichen wie anziehenden Stoff zu bilden.

Feldkirch in Vorarlberg. Joseph Stiglmayr, S. J.

LXI.

Die „Los von Rom"-Bewegung in Oesterreich.

III.

In unserem letzten Artikel über die österreichische „Los von Rom"-Bewegung gedachten wir am Schlusse noch kurz einer Broschüre des Leipziger Professors Dr. Karl Walcker, betitelt: „Oesterreichs evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse". Wenn wir heute noch einmal auf diese Broschüre zurückkommen, so geschieht dies nicht, weil derselben eine besondere aktuelle Bedeutung beizumessen wäre. Eine solche kann sie unmöglich beanspruchen. Dafür ist sie viel zu wenig durchgearbeitet. Sie ist ein Conglomerat von unkritischen, geschichtlichen, statistischen und anderen Notizen, von fremden Urtheilen, von Behauptungen ohne Beweise. Eine solche Arbeit mag Geistes- und Gesinnungsverwandte des Verfassers befriedigen, vielleicht sogar sehr befriedigen; kritisch veranlagte und nüchtern denkende Naturen befriedigt sie nicht, selbst in protestantischen Kreisen nicht. Das muß um so mehr befremden, als man doch von einem

Rechtsprofessor, einem Docenten der Staatswissenschaften etwas Gediegenes erwarten sollte. Gleichwohl ist die Broschüre für das katholische Publikum nicht ohne Interesse; denn sie spiegelt nur zu sehr die eigenthümliche Gedankensphäre, die Anschauungen, Wünsche, Befürchtungen und Erwartungen **weiter** protestantischer Kreise wieder und wir Katholiken thun gut, wenn wir an diesen „Zeichen der Zeit“ nicht ohne Acht vorübergehen.

Im Gegensatze zu den radikalen Deutschnationalen Oesterreichs, welche bekanntlich auf eine Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie[1]) und auf eine Angliederung gewisser österreichischer Gebietstheile ans Deutsche Reich lossteuern, und ebenso im Gegensatze zu den Schwärmern des „Alldeutschen Vereines“ mit ihren unreifen Bestrebungen und nebelhaften Utopien, will Dr. **Walcker** von einer Auflösung Oesterreichs durchaus nichts wissen. „Das politische Ideal der deutschen Irredentisten Oesterreichs“, sagt er S. 6, „widerspricht im höchsten Grade der Geschichte, den Culturinteressen, der preußisch-deutschen, überhaupt germanischen Schneidigkeit, Mannhaftigkeit, Standhaftigkeit, Selbstbe- kühnen Initiative“. Und S. 8 heißt es: „Selbst ein ganz deutsch und protestantisch gewordenes Oesterreich-Ungarn wäre für das Reich **nicht im mindesten begehrenswerth**. Ein ewiges, in die Verfassungen kommendes Militär- und Zollbündniß würde vollständig genügen“.

Eine Zertrümmerung Oesterreichs und eine Bereicherung Deutschlands mit österreichischem Lande hält Dr. Walcker vom Standpunkte der reichsdeutschen Interessen für einen großen politischen Fehler. In der That, was hätte Deutsch-

1) Am 5. April dieses Jahres sprach der radikale deutschnationale Abgeordnete **Stein** in der böhmischen Landtagsstube, gelegentlich der Berathung eines ultraczechischen Antrages auf Einführung der russischen Sprache als eines obligaten Lehrgegenstandes an den czechischen Gymnasien, von einer „**Firma Hubábars und Compagnie**“!

gewonnen, wenn es die einst zum deutschen Bunde
renden österreichischen Kronländer in seinem Reichs-
ande hätte? Es hätte sich damit nur Verlegenheiten
Verlegenheiten auf den Hals geladen, hätte neben den
ufriedenen Polen und Elsaßlothringern die noch un-
iedenern Czechen und andere slavische Stämme, die alle
als ein zersetzendes Element in dem deutschen Reichs-
er erweisen und durch unvermeidliche Conspirationen
dem Auslande auf eine für das ganze Deutschthum
ängnißvolle Katastrophe hinarbeiten würden; ganz ab-
hen davon, daß auch die deutsche Bevölkerung Oesterreichs
hrer immensen Majorität absolut kein Verlangen trägt,
dem milden Scepter der Habsburger „erlöst" zu werden,
auch die protestantischen politischen Kreise Deutschlands
Verlangen nach einer numerischen Stärkung des Katho-
mus und damit nach einer eventuellen Stärkung der
tischen Position des Centrums tragen dürften. Nach
dem kann es darum nur im Interesse Deutschlands
n, wenn Oesterreich bestehen bleibt, um so mehr, als
Oesterreich mit 40 Millionen Einwohnern und anderthalb
lionen Soldaten, durch ein festes Bündniß mit Deutschland
unden, für dieses Reich etwas begehrenswertheres ist,
ein zertrümmertes Oesterreich, dessen größter
eil ohne Zweifel dem Machtbereiche Deutsch-
ds verloren ginge und den Feinden desselben
gute käme. Im Lichte der deutschen Politik betrachtet
das Streben unserer radikalen Deutschnationalen und
s von Rom"-Schreier ein durch und durch reichs-deutsch-
liches Beginnen, das von deutscher Seite nicht scharf
g verurtheilt werden kann.

Irren wir nicht, so hat auch einmal der hochverdiente
rer der deutschen Centrumspartei, Dr. Windthorst, im
chen Reichstage sich dahin ausgesprochen, daß die beiden
he, Deutschland und Oesterreich, nach ihrer ganzen
ichtlichen und culturellen Entwicklung zueinander gehören

und daß diese Zusammengehörigkeit in irgend einer B
zum Ausdruck gebracht werden solle. Er empfahl dem a
dem Fürsten Bismarck, sich nicht mit einer bloßen Mili
convention zu begnügen, sondern auf ein engeres und innig
Bündniß mit Oesterreich hinzuarbeiten. Möglich, daß
dasselbe im Auge hatte, was Dr. Walcker als genüg
hinstellt, „ein ewiges in die Verfassungen kommen
Militär- und Zollbündniß“. Jedenfalls liegt d
Unionsgedanke im Interesse beider Reiche, und alle wa
Patrioten beider Reiche sollten all ihr Können der R
sirung dieses Gedankens widmen. Bei uns in Oester
dürfte man gegenwärtig freilich nicht einmal laut da
reden. Da würde ein Hexensabbat losbrechen, wie
hierzuland noch nicht erlebt wurde; und das will et
heißen in unserem national verhetzten Oesterreich, das
Hexensabbaten in den letzten Jahren wahrlich keinen Man
hatte. Unsere slavische und besonders die führende slav
Bevölkerung, die czechische, ist jetzt weniger denn je für
in die Staatsverfassung aufzunehmendes Mil
und Zollbündniß mit Deutschland zu haben. Da mü
ruhigere Zeiten abgewartet werden.

Dr. Walcker ist nun der merkwürdigen Ansicht,
diese ruhigeren Zeiten sich bald einstellen würden, w
Oesterreich sich dem Protestantismus in die A
würfe.

In seinen Augen ist nämlich der Katholicismus sch
an allem Unglücke Oesterreichs. Hören wir, was er
S. 21 und 22 seiner Broschüre sagt:

„Die vielen und großen Nachtheile, welche die Geg
reformation für Oesterreich gebracht hat, sind oft hervorgeh
worden, auch von namhaften Oesterreichern, z. B. von Gr
parzer, E. Herrmann und H. Friedjung. Von Re
deutschen wären hier H. v. Sybel, G. Freytag, H.
Treitschke und zahllose Andere zu nennen. Sogar H
sprach 1866 in der Neuen Preußischen Zeitung von der

, d. h. ultramontanen ‚Geistessteifigkeit'. Dr. Samuel
366 als preußischer Stabsarzt den böhmischen Feldzug
veröffentlichte 1867 im 19. Bande der Preußischen
er einen, trotz gewissen Mängeln, sehr lesenswerthen
and und Leute in Oesterreich'. Er sagt unter anderem:
lte eine kräftige, sich selbst vertrauende Generation
Händen eines Klerus hervorgehen, der die Fürbitte
losen Heiligen und nicht die Energie und Thatkraft
schen für die bewegenden Ursachen der menschlichen
anzusehen lehrt? Wie sollte ein Klerus, der alles
e Thun und Lassen von der Wiege bis zum Grabe
will, Charakterstärke, Festigkeit und Unabhängigkeit
Schülern pflegen?' .... Oesterreich wurde gegen
stantische, überhaupt gegen die moderne Cultur ab-
Montesquieu's Esprit des Lois wurde z. B. ver-
Die normale Entwicklung des sogenannten Land- und
s und Bürgerthums wurde verhindert. In Folge
hlte den Magnaten jene Conkurrenz, welche nothwendig
so manche Glieder dieser Klasse und anderer Stände
Fehler der Trägheit, Pseudoconservatismus, der Reaktion
hren. Schon Napoleon I. bezeichnete die Uebermacht
0 Magnatenfamilien als den Grundschaden Oesterreichs.
damals nach Napoleon stets um eine Schlacht und
e zurück. Bei Königgrätz siegten nicht bloß der
tismus und der Schulmeister, sondern auch der Land-
d das Bürgerthum Preußens über das österreichische
nthum".

Dr. Walcker. Einiges, was er hier sagt, soll
nicht in Abrede gestellt werden. So haben wir
s dagegen, wenn er behauptet, daß in Oesterreich viel
steifigkeit", viel „Trägheit und Pseudoconservatismus"
sen werde. Ob aber der Protestantismus uns diese
heben würde, ist denn doch sehr die Frage. Indessen
meisten der obigen Behauptungen haltlos, oberflächlich
hen auf einer hochgradigen Mißkennung von „Land
te in Oesterreich".

n dem Märchen, daß bei Königgrätz der preußische

„Schulmeister" gesiegt habe, wollen wir hier nicht weiter reden. Die ganze vernünftige Welt weiß, daß auf den böhmischen Schlachtfeldern das Zündnadelgewehr und die numerische Uebermacht den Sieg an Preußens Fahne geheftet haben. Wäre doch um ein Haar gerade bei Königgrätz der Sieg dem österreichischen Heere zugefallen, wenn er ihm nicht im letzten Augenblicke durch das unerwartete Eingreifen einer neuen preußischen Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm entrissen worden wäre. Der siegende preußische „Schulmeister" ist und bleibt eine Sage und merkwürdig ist, daß man in gewissen Kreisen von dem Köhlerglauben eines schlachtengewinnenden „Schulmeisters" nicht ablassen kann.

Aber auch der Protestantismus soll nach Dr. Walcker bei Königgrätz gesiegt haben? Wie ist das zu verstehen? Soll das etwa heißen, daß die Preußen deßhalb gesiegt haben, weil sie protestantisch waren? Nun ist doch männiglich bekannt, daß mindestens ein Drittel der siegreichen preußischen Armee katholischen Bekenntnisses war. Soll wirklich das preußische Heer seine sieghafte Kraft aus dem Protestantismus geschöpft haben? Aber fragen wir, wie kam es denn, daß bei Jena und Auerstädt das preußische Heer gegen die katholischen Franzosen unterlag? daß es damals von seinem Protestantismus im Stiche gelassen wurde? Waren etwa die Preußen von 1806 weniger gut protestantisch als die von 1866? Man lasse doch bei den menschenmordenden, unsagbar viel Elend verbreitenden Schlachten und Kämpfen die Religion aus dem Spiele! Oder will man von dem Siege auf dem Schlachtfelde einen Schluß auf die Güte einer Religion machen? Welche Thorheit! Eher könnte man noch sagen, daß das unterliegende Heer die bessere Religion haben müsse, da nach der heil. Schrift diejenigen, welche von Gott geliebt, auch von ihm gezüchtigt werden.

Wohl kann man in einem gewissen Sinne auch von einem Siege des Protestantismus bei Königgrätz sprechen.

r Sieg bei Königgrätz brachte das protestantische Preußen die Spitze von Deutschland, verschaffte der protestant-hen Bevölkerung die entschiedene Majorität im neuen utschen Reiche und ermöglichte die Inscenirung des be-chtigten Culturkampfes, bei dem es sich im Grunde um hts Geringeres handelte, als um die Protestantisirung n Ganzdeutschland und um die Vollendung der genannten Reformation. Doch in diesem Cultur-mpfe hat der Katholicismus seine Kraft gezeigt; die ihn rnichten wollten, haben schimpflich die Waffen strecken issen. Das ist die Revanche für Königgrätz![1])

Dr. Walcker hält mit seinem Gewährsmann Dr. Samuel österreichische katholische Bevölkerung für eine kraftlose eneration, wirft ihr Mangel an „Energie und Thatkraft", „Charakterstärke, Festigkeit und Unabhängigkeit" vor. as ist ein starker Vorwurf. Auf welche Thatsachen genannter r. Samuel sein despektirliches Urtheil stützt, ist uns nicht kannt. Daß es bei uns in Oesterreich manche kraftlosen aturen, ohne „Charakterstärke und Festigkeit", gibt, soll

1) In der Broschüre: ‚Die Wahrheit über die „Los von Rom"-Bewegung in Oesterreich' von J. Diefenbach, Inspektor in Frankfurt a. Main (Frankfurt, Peter Kreuer, 1900) lesen wir S 37: „Die Katholiken des deutschen Reiches haben schon vielfältig Anstoß und Aergerniß daran genommen, wenn Ordenspriester aus Oesterreich Ferienreisen machten oder Bäder besuchten in ganz weltlicher Laienkleidung, in ihren Manieren, in ihrem Auftreten und Gesprächen den Kleriker ganz verleugneten! Mit solchen Geistesmännern kann man keinen Culturkampf siegreich bestehen". Das ist richtig: mit solchen Herren, wie sie hier geschildert sind, kann man keinen „Culturkampf" bestehen. Aber sind denn alle österreichischen Ordenspriester so? Und kommt es auf die Ordenspriester allein an, um „Culturkämpfe" siegreich zu bestehen? Mit diesen Bemerkungen wollen wir durchaus nicht läugnen, daß vieles bei uns nicht in Ordnung ist, und wollen auch der Broschüre selbst nicht nahe treten. Sie ist in unseren Augen eine sehr verdienstliche Arbeit. Wir werden später noch darauf zurückkommen.

nicht in Abrede gestellt werden. Aber allgemein uns katholischen Oesterreichern „Energie und Thatkraft", „Charakterstärke, Festigkeit und Unabhängigkeit" abzusprechen, geht nicht an. Das ist einfach ungerecht und arrogante Selbstüberhebung.

Die Geschichte bietet Beispiele genug, daß das österreichische Volk eine „Energie und Thatkraft" entwickeln kann, die die höchste Achtung verdient. Wir brauchen nur an die Kämpfe erinnern, die Oesterreich gegen den gewaltigen Kriegsmann Napoleon I. zu bestehen hatte. Niedergeworfen wußte es sich immer wieder aufzuraffen und neue Heere ins Feld zu stellen. Insbesondere wird das Jahr 1809 für ewige Zeiten ein glänzendes Zeugniß bleiben für die „Energie und Thatkraft", welche in dem österreichischen Volke steckt. Und wann und wo hat ein Volk so kraft- und ruhmvoll seinen heimatlichen Boden vertheidigt, als das brave katholische Tirolervolk anno 1809? Und wenn heute ein Feind sich in seine Berge wagen sollte, würde er mit der gleichen „Energie und Thatkraft" hinausgeworfen werden, wie einst die Baiern und die Franzosen.

Dr. Walcker spricht aber uns Oesterreichern nicht bloß Energie, Charakterstärke und anderes ab; er behauptet auch, daß dieses Manko an sittlicher Bildung vom katholischen Klerus verschuldet sei, „der die Fürbitte zahlloser Heiligen und nicht die Energie und Thatkraft der Menschen für die bewegenden Ursachen der menschlichen Geschicke anzusehen lehre" und „der alles menschliche Thun und Lassen von der Wiege bis zum Grabe gängeln wolle". Beide Behauptungen sind einfach aus der Luft gegriffen. Dem österreichischen katholischen Klerus fällt es gar nicht ein, die „Fürbitte zahlloser Heiligen als die bewegende Ursache der menschlichen Geschicke" hinzustellen, oder „alles menschliche Thun und Lassen gängeln" zu wollen. Er lehrt ganz dasselbe, was der katholische Klerus in Deutschland lehrt, nichts mehr

und nichts weniger. Und was der katholische Klerus in beiden Reichen lehrt, ist nichts anderes, als was die katholische Kirche lehrt und was in jedem von der Kirche approbirten Katechismus zu finden ist. Die Kirche hat aber niemals gelehrt, daß die „Fürbitte der zahllosen Heiligen als die bewegende Ursache der menschlichen Geschicke“ anzusehen sei, vielmehr lehrt sie, daß der Mensch arbeiten und seine körperlichen und geistigen Kräfte bethätigen müsse, als ob sein ganzes Schicksal allein von ihm abhänge; daß er freilich aber auch zu seinem Schöpfer und höchsten Herrn aufschauen und beten müsse, als ob alles von diesem gethan werde. So lehrt die Kirche, und zwar ganz in Uebereinstimmung mit der hl. Schrift; so lehrt der katholische Klerus allüberall, auch in Oesterreich; und diese Lehre soll die Menschen um „Energie und Thatkraft“ bringen? Und wenn der Katholik im Bewußtsein seiner Unwürdigkeit bei seinem an Gott gerichteten Gebete sich auch der Fürsprache dieses oder jenes Heiligen zu versichern sucht, soll das ihm seine „Energie und Thatkraft“ rauben? Nur Unverstand könnte derartiges behaupten.

Und gar das „Gängelband“, an dem der österreichische Klerus das österreichische Volk „von der Wiege bis zum Grabe“ führen soll, das existirt erst recht nur in der Phantasie gewisser Leute. Kirche und Klerus lehren, daß der Mensch vom Schöpfer als höchste Naturgabe ein freies Wahlvermögen empfangen habe, daß er sich frei für das Gute und für die Tugend entscheiden müsse, soll ihm beides als Verdienst für die Ewigkeit angerechnet werden. Und bei dieser Lehre soll die Bildung eines starken, festen und unabhängigen Charakters unmöglich sein? Der Klerus gängelt nicht. Wenn er, wie es seine Pflicht ist, immer wieder an das Volk die Forderung stellt, das christliche Sittengesetz zu beachten, den Geboten Gottes und der Kirche Gehorsam zu leisten, die verschiedenen Pflichten gegen Gott, Mitmenschen und sich selbst stets im Auge zu behalten

und zu erfüllen: so kann dieses doch kein „Gängeln" genannt werden. Was der Klerus hier thut, bezw. zu thun hat, ist eine große Wohlthat für das Volk; das sittliche Pflichtbewußtsein bleibt wach und die sittliche Charakterbildung kann sich nur fester begründen und um so sicherer jene Stufe der Vollkommenheit erringen, zu welcher das Christenthum die Menschen emporführen will.

Es verräth wirklich ein großes Maß von Vorurtheil und Ignoranz, wenn behauptet wird, der Katholicismus erziehe seine Bekenner zu charakter- und energielosen, sittlich schwachen Creaturen, zu Menschen ohne Selbständigkeit und Thatkraft. Auch der österreichische Katholicismus erzieht so nicht. Wenn gleichwohl hier zu Land vielfach nicht jene „Energie und Thatkraft", jene „Charakterstärke, Festigkeit und Unabhängigkeit" angetroffen wird, wie sonstwo, dann trägt wahrlich nicht der Katholicismus daran die Schuld. Das hat seine anderen Gründe, auf die wir hier weiter nicht eingehen können. Nur das Eine sei bemerkt, daß im „Oesterreichthum" viel slavisches Blut pulsirt. Der Slave ist von Natur weich, gefühlvoll, füg- und biegsam, nachgiebig, religiös gestimmt, voll Devotion gegen die Träger der Gewalt. Dieses slavische Naturell hat sich mit der Zeit in gewissem Maße der deutschen Bevölkerung Oesterreichs, vornehmlich in den national gemischten Kronländern mitgetheilt und dem Oesterreicherthum jenen Charakter aufgedrückt, den man mit dem Ausdrucke „österreichische Gemüthlichkeit" zu bezeichnen pflegt. Diese Charaktereigenthümlichkeit hat gewiß in gesellschaftlichem Verkehr[1]) ihr Gutes und Angenehmes, hat aber auch ihre großen Gefahren. In Zeiten der Noth, der politischen Aufregung, der socialen

1) Bei internationalen Congressen pflegt man mit Vorliebe einen Oesterreicher mit der Leitung der Verhandlungen zu betrauen, weil man ihm am ehesten die Fähigkeit zutraut, versöhnend und ausgleichend zu wirken.

wirthschaftlichen Heimsuchung kann sie für das Land
ängnißvoll werden. Und wenn beispielsweise jetzt, wo
le „Los von Rom"-Hetzer die Fackel der kirchlichen
ellion in weite Kreise unserer deutschen Bevölkerung
dern und wo propagandasüchtige protestantische Prädi-
en aus Reichsdeutschland verständnißinnig dabei Mithilfe
n; wenn gegen dieses friedenstörende, das Volk tief
ruhigende Beginnen von berufener Seite mehr
neidigkeit" als „Gemüthlichkeit" entwickelt würde, so
dies ein großer Segen für unser Land.

Was Dr. Walcker mit seinen haltlosen Anschuldigungen
den österreichischen Klerus und gegen die katholische
e überhaupt beabsichtigt, liegt auf der Hand. Er will
eitenden Kreise Oesterreichs von einem Einschreiten gegen
Los von Rom"-Bewegung zurückhalten, will glauben
en, daß es sich nur um eine religiöse Frage handle, um
Einführung des Protestantismus in Oesterreich, daß aber
r Protestantismus die — Rettung Oesterreichs sei. „Es
nt darauf an", schreibt er in seiner Broschüre (S. 34),
modern gesinnten, conservativen und liberalen Adel,
Bürgerthum, den Arbeitern und Bauern Luft zu
en, ein mächtiges Einströmen der deutschen,
wiegend protestantischen Cultur nach dem
aureich zu gestatten und zu befördern."
um das? Damit fürderhin in Oesterreich mehr „Energie
Thatkraft, diese bewegenden Ursachen der menschlichen
hicke" herrschen, statt der „Fürbitte zahlloser Heiligen"
das Volk so von dem Gängelbande des Klerus erlöst
e; das alles würde dann Oesterreich zum Heile sein.[1])

[1]) Die Sorge des Leipziger Professors um das Wohlergehen des
österreichischen Volkes wäre wirklich rührend, wenn sie nicht gar
so — merkwürdig wäre. Er will uns Oesterreicher mit seiner
protestantischen Cultur beglücken, obwohl doch weltbekannt ist,
daß das protestantische Sachsen mehr als zur Hälfte der revo-

Noch einen anderen Grund führt Dr. Walker ins Feld, um das „Einströmen protestantischer Cultur" in Oesterreich als eine staatliche Nothwendigkeit zu erweisen. Es ist dies die Rücksicht auf das Bündniß mit dem deutschen Reiche. Walker schreibt (S. 35):

„Eines der Hauptmittel zur Hebung der militärischen, wirthschaftlichen, finanziellen und politischen Macht des Donaureiches wäre die Zolleinigung mit dem deutschen Reiche. In Oesterreich stellten die deutsche Volkspartei, die deutsche Fortschrittspartei, die verfassungstreuen Grundbesitzer und die christlich-sociale Partei im Mai 1899 ein gemeinsames Programm auf. Im 8. Punkte wird ebenfalls eine Art Zolleinigung mit dem deutschen Reiche (und anderen Ländern) verlangt. Die Reichsdeutschen können aber darauf **nur** eingehen, wenn die deutschen und **protestantischen** Interessen in Oesterreich wie in Ungarn nach Gebühr berücksichtigt werden.[1]) Der altrömische Satz Do, ut des ist vom Fürsten Bismarck den Deutschen häufig eingeschärft worden."

Nun wissen wir Oesterreicher, wissen die österreichischen Staatsmänner und die deutsch-österreichischen Parteien, welche das Pfingstprogramm aufgestellt haben, woran sie sind. Nach der Versicherung Walcker's thun's die Reichsdeutschen nicht anders: Wollen wir mit dem deutschen Reiche zu dem gewünschten dauernden Militär- und Zollbündniß kommen, müssen wir erst protestantisch werden. Da möchten wir nur wissen, was die im deutschen Reiche wohnenden 18 Millionen Katholiken zu dieser Walcker'schen Conditio sagen; und was speciell das Centrum im Reichstage dazu sagt? Die

lutionären Socialdemokratie verfallen ist. Wie wäre es, wenn der Herr Professor zunächst dafür sorgte, daß das „helle" Sachsen durch die „protestantische Cultur" der Socialdemokratie wieder entrissen würde?

1) „Auch das militärische Bündniß mit Oesterreich-Ungarn ist nur unter dieser Bedingung auf die Dauer haltbar, wie die öffentliche Meinung und die Presse des deutschen Reiches oft hervorheben" (Anm. Dr. Walcker's).

werden ohne Zweifel derartige Dinge, wie Walcker sie in seiner protestantischen Voreingenommenheit zum Besten gibt, nur belächeln. Das deutsche Reich ist kein protestantisches Reich, sondern ein paritätisches Reich, und ist nicht dazu da, specifisch protestantische Politik zu treiben, und namentlich nicht dazu berufen, durch Bündnisse und Staatsverträge auf die Protestantisirung katholischer Völker hinzuwirken.

Der zweifellos katholische Charakter Oesterreichs ist Dr. Walcker natürlich ein Gräuel. Er schreibt:

„Gewisse Ultramontane behaupten, Oesterreich sei ein specifisch katholischer (soll heißen: päpstlicher) Staat. Diese Phantasien widersprechen der Geschichte, dem positiven Staatsrechte und der Politik. Rumänien und Serbien waren Vasallenstaaten der Türkei, und Bulgarien befindet sich noch heute in dieser Stellung; aber Oesterreich ist nie ein Vasallenstaat des Papstthums gewesen. Der Kürze halber sei nur Folgendes angeführt. Rudolf von Habsburg wurde 1249 und 1254 vom Papste in den Bann gethan .... Franz I. nahm 1815 einen Theil des zum Kirchenstaate gehörigen Ferrara. Er hätte noch mehr genommen, wenn Preußen, Rußland und England es zugelassen hätten u. s. w."

Gewiß, Oesterreich ist nie ein Vasallenstaat des Papstthums gewesen, wie etwa jetzt Bulgarien ein Vasallenstaat der Türkei ist. Das hat auch noch kein „Ultramontaner" behauptet, und sei er päpstlicher als der Papst selbst. So etwas behaupten, ist einfach Widersinn. Aber offenkundige Thatsache ist, daß fast 80 Procent der Gesammtbevölkerung von Oesterreich-Ungarn, und gar ca. 95 Procent der Bevölkerung in den einst zum deutschen Bunde gehörigen österreichischen Ländern katholischen Bekenntnisses sind, daß die Dynastie der Habsburger desselben Bekenntnisses ist[1])

1) „Der Kaiser muß", sagt Dr. Walcker in einer Anmerkung, „römischer Katholik sein. Diese unzeitgemäße, die Religionsfreiheit der Dynastie beschränkende Bestimmung wird früher oder später abgeschafft werden." Von wem?

und immer war, und daß das aus so vielen national grundverschiedenen Bevölkerungsschichten bestehende Habsburgische Reich nur deßhalb zu einem Staatsganzen sich zusammenfügen konnte, weil alle, Herrscher und Beherrschte, auf dem Boden der Kirche sich Eins fühlten.

Als im 16. Jahrhundert der Protestantismus in Oesterreich eindrang, da war es mit dem Frieden aus. In Böhmen und Ungarn ging man zur Revolution über; die Habsburgische Dynastie *wurde ihrer Herrscherrechte* verlustig erklärt. Erst als die österreichischen Dynasten sich wieder auf den *Ursprung* und die *sittliche Grundlage* ihres Reiches besannen und gegen die unselige Neuerung energisch Front machten, da kam wieder Ruhe ins Land. Die Habsburgische Gegenreformation war ein Akt der Selbsterhaltung für Staat und Dynastie. Daß diese Gegenreformation dem *Lande* Nachtheile gebracht habe, wie nach einem Citate oben Dr. Walcker behauptet, versteht sich natürlich für einen in Vorurtheilen gegen den Katholicismus aufgewachsenen und verhärteten Protestanten von *selbst*, wird aber von einer unbefangenen Geschichtsschreibung entschieden in Abrede gestellt.

Die große Misere, in die gegenwärtig Oesterreich verwickelt ist, hat zunächst seinen Grund in dem Nationalitätenhader, oder besser in dem Streben der Czechen, die politische Herrschaft der Deutschen in Oesterreich zu brechen, und in dem Streben der Deutschen, diese Herrschaft zu behaupten; diese Misere hat indessen unserer Ansicht nach einen tieferen Grund, der in Ungarn zu suchen ist. Der ungarische Calvinismus beherrscht das sogenannte Marianische Königreich, er hat dieses Königreich aus dem österreichischen Staatsverbande herausgebrochen und selbständig gemacht, nur um herrschen zu können; er hat so indirekt die Selbständigkeitsgelüste der Czechen geweckt und in Cisleithanien einen Zustand schaffen helfen, der die größten Gefahren für das Reich der Habsburger in sich birgt. Ungarn steht im Zeichen des

alvinismus und des Judenthums; sein Einfluß ist ent-
heidend in ganz Oesterreich. Gelingt es nun, den ungarischen
alvinismus politisch zu isoliren und das Marianische Reich
jene Bahnen zurückzubringen, welche es unter einem
tephan dem Heiligen oder einem Ludwig dem Großen
wandelt ist, dürften auch bessere Zeiten über unserem
ande wieder aufgehen.

Oesterreich ist ein katholischer Staat. Daran ändert
ch das „positive Staatsrecht" nichts, von dem Walcker
richt. Wohl hat die vom internationalen Judenthum
tscheidend beeinflußte und vom ungarischen Calvinismus
egünstigte liberale Gesetzgebung der 60er Jahre mit seinen die
ngestammten Rechte der Katholiken schwer verletzenden inter-
nfessionellen Gesetzen an dem katholischen Charakter der
habsburgischen Monarchie scharf gerüttelt. Aber beseitigt
at sie ihn nicht. Was in der Natur der Sache, in der
eschichte, in der Tradition, in der ganzen Anschauung des
olkes begründet ist, das läßt sich nicht so leicht auslöschen,
uch nicht mit „Grundgesetzen" und anderen Paragraphen.

Und Oesterreich soll aus lauter Begeisterung für ein
ilitär- und Zollbündniß mit dem nach der Ansicht Walckers
rotestantischen Deutschland sich vom Katholicismus
sagen? Soll seine ganze Vergangenheit verleugnen? Soll
bst die Fundamente zerstören, auf denen es aufgebaut ist?
ne solche Zumuthung ist doch wirklich mehr als naiv.
as würden die protestantischen Eiferer sagen, wenn wir
sterreicher erklärten: „Wenn Ihr Reichsdeutsche mit uns
dauerndes Bündniß schließen wollet, müsset Ihr zuvor
holisch werden?"

Wenn wir Dr. Walcker glauben dürfen, ist trotz alledem
sterreich auf dem besten Wege zum Protestantismus. Selbst
Czechen machen Miene, sich dafür zu interessiren. Denn
f S. 39 lesen wir: „Aus Masaryk's Schriften und
elen anderen Zeichen der Zeit muß man den Schluß
hen, daß die Herrschaft des Papstthums über die Czechen

stark erschüttert ist." Und gleich darnach ruft Dr. Walcker prophetisch aus:

„In einer nicht fernen Zukunft wird durch ganz Oesterreich-Ungarn wie ein Donnerhall der Ruf brausen: „Los von Rom! Satisfaktion für Canossa und für die Gegenreformation."

Mit dieser Prophetie wollen wir schließen und wünschen dem Herrn Professor in Leipzig, die „nicht ferne Zukunft" noch zu erleben.

Aus Böhmen. * * *

LXII.

Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie.

VI. Drei katholische Lyriker.

Also sprach der von Witz und Wein triefende Tempelstürmer Mirza Schaffy alias Bodenstedt:

„Wenn die Lieder gar zu moscheenduftig
Und schaurig weh'n —
Muß es im Kopfe des Dichters sehr ideenluftig
Und traurig stehn."

Ein alter Gedanke und allen denen geläufig, welche die Kirchenluft aus guten Gründen nicht ertragen können. Der Protestant Vilmar ist anderer Ansicht, wenn er in seiner anmuthigen Weise meint, daß „die gläubige Richtung des stillen, frommen Herzens auf das Unsichtbare und Ewige" der Boden sei, „auf welchem zu allen Zeiten die lieblichsten Dichterblumen sproßten", und Friedrich Bodenstedt mag sich sammt seiner Salonsophistik von Harald Arjuna van Jostenoode beschämen lassen, der, obwohl er Christus und Buddha auf

eine Stufe stellt, doch gegenüber der „kalten Verständigkeit“ der indischen Lehre begeistert ist „für jene Seite des Christenthums, die der Katholicismus namentlich auf dem Gebiete der Kunst so herrlich ausgebildet hat“, und die nach ihm der Grund ist, daß die „warmen“ Naturen, die „Künstlernaturen“, das Christenthum dem ascetischen Systeme Gautama's vorziehen werden. („Wiener Rundschau“ von Christomanos und Rappaport, 1899, Nr. 24, S. 566 ff.). Oberflächliche Genußmenschen mögen es mit dem Herrn Professor von Tiflis und seinem orientalischen Freunde halten, tiefblickende Geister aber durchdringen den Horizontnebel dieser Zeitlichkeit und hören, wie der geistreiche Otto Willmann von den einzelnen Versen der Bibel sagt, in jedem Accorde der im Himmel gestimmten Leier, wie in einer Seemuschel das Brausen des Meeres, „den Wogenschlag des Gotteswortes, des Oceans, aus dem die Flüsse und Bäche der ächten Andacht und Weisheit erquellen“, das ewige Frühlingswehen der Poesie des hl. Geistes. Drei katholische Lyriker, in dem schon erwähnten Abriß von Emil Thomas mit keiner Silbe erwähnt, systematisch todtgeschwiegen wie schon viele andere, sollen uns einmal zeigen, ob es wirklich in ihrem Kopfe „ideenluftig und traurig“ steht, indem sie sowohl mit ihrer geistlichen, als auch mit ihrer weltlichen Sangeskunst vor unseren prüfenden Geist treten werden; diese drei sind: Eichert, Herbert und Kreiten.

Doch zunächst noch eine kleine Zwischenfrage: „Was ist Lyrik?“ Dr. Joseph Buschmann antwortet in seinem kleinen „Abriß der Poetik und Stilistik“ (Trier 1879) ganz einfach: „Die Lyrik ist die Poesie der Empfindung, und Subjektivität der Charakter lyrischer Darstellung“, und fährt dann fort: „Die Stoffwelt der Lyrik ist so groß, wie die Empfindung selbst mit ihren tausenderlei Farben und Stufen; aber nur dann wird die Empfindung des Dichters ein ästhetisches Interesse beanspruchen können, wenn sich in ihr allgemein menschliche Interessen wiederspiegeln, oder wenn die Eigen-

thümlichkeit des inneren Lebens, welches der Dichter uns vorführt, von ungewöhnlicher Bedeutung ist." Das ist schulmäßig und verständlich und darum nicht nach dem Sinne der Modernen gesagt, welche im Trüben fischen gelernt haben. Es ist ja richtig, was Eichendorff sagt: „Wie das Epos die Poesie der Vergangenheit, der Sage und traditionellen Heroengeschichte, so ist die Lyrik, da sie an die Individuen gewiesen, wesentlich die Poesie der Gegenwart und folglich unruhig und wandelbar wie diese; von den Wellen der Zeit erweckt und getragen, gleichsam eine unsichtbare geheimnißvolle Aeolsharfe, die von den wechselnden Lüften gespielt wird und einer wunderbaren, unendlichen Modulation fähig ist". Und ebenso richtig ist die landläufige Schlußfolgerung, daß die Lyrik um so reiner sei, je weniger das aus dem Zusammenhang der Gemüthsstimmung mit der Außenwelt resultirende epische Moment sich fühlbar mache. Allein derlei Sätze gelten eben unter stillschweigender Voraussetzung der von Glaube, Sitte und Vernunft gezogenen Grenzen. Der Pantheismus und der aus ihm herausgewachsene Individualismus haben diese Voraussetzung in der Apotheose des Ichs über Bord geworfen, und nun verlangt man, zumal seit Nietzsche bei den deutschen Poeten Schule gemacht, einen Subjektivismus von der Lyrik, welcher aller Schranken spottet; hat doch das Ende des Jahrhunderts das Schlagwort Originalität mit Individualität ausgetauscht. Welch ein unberechtigtes Verlangen in diesen Forderungen liegt, zeigt z. B. eine Recension in Zarncke's „Lit. Centralblatt" (Nr. 9, 1899), wo A. Bartels „Gottsuchers Wanderlieder" von Jeannot von Grotthuß bespricht und anerkennt, daß die Verse nicht schlecht seien, aber bedauert, daß in ihnen keine specifisch Grotthußische Ideen zu finden seien. Nun, wir sind der Meinung, daß der Name und in gewissem Sinne die Persönlichkeit mit der Sache nichts zu thun hat; der Umstand, daß andere die Gedichte gerade so oder ähnlich gemacht hätten, verschlägt in unseren Augen nichts. Aus

s ist gerade der springende Punkt in der Inferioritätsfrage:
echt christliche Poesie, wenigstens die religiös angehauchte,
d dann natürlich vor allem die auf katholischem Glaubens-
en basirende, kann dem ästhetischen Gesetzesvorschlag des
dividualismus nicht im ganzen Umfange gerecht werden,
sie von dem objektiven Elemente des Dogmas und der
adition, von der allgemein feststehenden Weltanschauung
ragen ist. Daher kommt es, daß z. B. das „Literarische
ho" (herausgegeben von Dr. Jos. Ettlinger, II. Jahrg.
99, S. 362)[1]) bei Kritik des Hamann'schen „Familien-
nanachs" den Tadel aufwerfen kann: „Manchen von
sen Gedichten fehlt der Reiz des Persönlichen; sie sind
ne starkes, subjektives Empfinden und vermögen deßhalb
ch nicht recht zu erwärmen."

Nach Geibel besteht das Wesen der Lyrik in der Zu-
enmachung und individuellen Gestaltung des Allgemeinen,

---

1) Wir citiren hier „das literar. Echo", um unser Bedauern darüber auszusprechen, daß dieses zwar nichts weniger als nach katholischen Grundsätzen geleitete, aber doch eine gewisse tolerante Anerkennung erstrebende Blatt in der zweiten Märznummer des laufenden Jahrgangs unter anderen „Stimmen aus Schriftstellerkreisen" „gegen die lex Heinze" auch Ungehörigkeiten, wie das nicht gerade sehr geistreiche Monitum Fedor's von Zobeltitz abdruckt, in welchem es heißt:

„Junker sei auf der Hut!
Bist viel zu gut
Für eine scheinheilige Brut!
Bist viel zu schade
Für Sanct Loyola's schwarze Parade
— — — — — — — — —
Junker gib Acht,
Wie dich der Jesuite verlacht!..."

Derlei Auslassungen, die sich doch wahrhaftig in einer „Halbmonatschrift für Literaturfreunde" sehr deplacirt ausnehmen, zeigen wieder, welche Vorsicht in Empfehlung selbst verhältnißmäßig wohlmeinender akatholischen Zeitschriften anzuwenden ist.

oder umgekehrt in der Verallgemeinerung der individu-
und individuell aufgefaßten Empfindung, was sehr tief
in den zwei Distichen dargelegt ist:

„Das ist des Lyrikers Kunst, auszusprechen, was allen gemein i
Wie er's im tiefen Gemüth neu und besonders erschuf,
Oder dem Eigensten auch solch allverständlich Gepräge
Leih'n, daß Jeglicher drin staunend sich selber erkennt."

Dieses „Allgemeine", von dem aus und zu dem
das persönlich Erlebte bezogen wird, und die Möglich-
dieser Beziehung haben ihren Grund in der gleichartig
wickelten Menschennatur, und diese ist also die Grenze
subjektiven Auffassung und einzelheitlichen Darstellung,
nicht die Menschennatur schlechthin, sondern die entwic-
und erzogene, in der Wahrheit erzogene Menschennatur
daß wir in letzter Linie die gesellschaftlichen und religi-
Bildungsnormen als das Regulativ, wie ja natürlich
Dichtung und Kunst überhaupt, so besonders der
Subjektivität als ihr innerstes Wesen bezeichnenden L
vor Augen haben müssen. Dieses Regulativ bleibt,
wenn man zugibt, daß die Verallgemeinerung individu-
Empfindung dann nicht stattfinden kann, wenn das In-
leben des Poeten dies wegen seiner ausschließlichen Ei-
thümlichkeit nicht zuläßt, denn diese Ausschließlichkeit
ihre Ursache nicht in der Sonderstellung zu Vernunft, Reli-
und Sitte haben. Religion, Sitte und Vernunft: die
doch aber auch das feste Fundament bei jenen maßgeben-
protestantischen Schönheitslehrern, welche von der lyri-
Dichtkunst fast die äußerste und unbeschränkteste Subjekti-
fordern; sind diese drei Faktoren also nicht bei der F-
legung der Grenzen ganz außer acht zu lassen, da ja
Grunde genommen die gesonderte Subjektivität mehr
Sache der Form und der Auffassung als des Stoffes
des Inhaltes ist? Wir antworten: Beim Protestanten f-
der Subjektivismus im Princip der freien Forschung [illegible]
Rückhalt; der Katholik aber kann und darf sich nicht [illegible]

zelnen fühlen, sondern ist abhängig von dem Gedanken, ein Theil, wenn auch ein selbständig beanlagter, eines engster Harmonie geschlossenen Ganzen zu sein. Freilich die hier in Betracht kommende Frage vor allem eine rmfrage, allein doch keineswegs eine reine Formfrage, ja Inhalt und Fassung eine Einheit bilden. Der Katholik nicht auf das rastlose Einzelstreben im Suchen nach der equaten Cultur angewiesen, er ist gewöhnt an das chichtliche Denken, an das Rückwärtsblicken, an die Freude en Besitzes; seine ganze Richtung hat bei aller persön-hen Prägung etwas Objektives, was bei der katholischen tlichen Dichtung sehr in die Wagschale fällt, da beim tholiken die Religion das ganze Leben durchdringt. Wenn nun hier das Allgemeine, das episch-objektive Moment Lyrik betonten, so wollten wir keineswegs diesem bei Begriffsbestimmung das Uebergewicht geben, sondern wollten nur gegen die einseitige Auffassung der Moderne schieden Front machen, und nie und nimmer schließen aus der Stempelung individueller Ideen zu universellen, die Lyrik „das schönste Versöhnungsmittel ist zwischen verschiedensten Gesinnungen der Menschen", wie das . Rudolf Steiner, der Herausgeber des „Magazin für eratur" gethan hat („Lyrik der Gegenwart" I. in „Die sellschaft" von M. G. Conrad und L. Jacobowski 1899, 36), indem er fortfuhr: „Das religiöse Gemüth und der heistische Freigeist werden einander sympathisch begegnen, nn jenes seinen Gott besingt, und dieser der Freiheit ein ed erklingen läßt. Und die Lyrik ist auch das Feld, auf m heute sich die Träger alter, reifer Kunstideale und die eister einer werdenden, gährenden Weltanschauung am chtesten verständigen." Wir behaupten, daß sich in der vom rsönlichen Empfinden ausgehenden Dichtungsform mehr als f irgend einem andern Gebiete, was es immer für eines sei, Gegensätze in aller Schroffheit zeigen müssen. Das ist Grund katholischen Verhaltens gegenüber der Moderne.

Aber wir brauchen die Moderne in ihrer letzte[n] wicklung auch gar nicht. Kommen wir also nach die[s] schweifung, die uns unter den obwaltenden Umständen wendig schien, auf unsere drei Lyriker zurück, drei von dem verschiedensten Auffassungsvermögen und Empfin[dungs]ausdrucke, von den verschiedensten Kunstinteressen und S[trebe]zielen, von der verschiedensten Verstandesentwicklun[g] Geistesprägung, aber haarscharf einig in ihrer Weltansch[auung], drei Lyriker, die ihre ganze Persönlichkeit und Individ[ualität], so weit das oben berührte objektive katholische Elem[ent] gestattete, den Werken ihrer Feder aufgestempelt; [...] — unbeschadet des Allgemeinen und Gegebenen, obje[ktiv] unbeschadet der Lyrik und ihrer Gesetze. Nur die zwei[...] tragen neuzeitlichen Charakter und von diesen wiederu[m] der zweite auch im Empfinden, der erste fast aussch[ließlich] in der Form, während der dritte ganz und gar der [...] Schule angehört.

Der erste dieses glänzenden Dreigestirns, Franz E[ichert] (geboren 11. Februar 1857 zu Schneeberg in Böhm[en] ein Mann der That, förmlich ein Sklave des Recht[es] der guten Sache, der als ein beschämendes Beispi[el] einsam hinausragt über eine vielfach gesinnungslos[e] pflichtvergessene Zeit. Er redigirt zu Wien das „Vol[ksblatt] für Stadt und Land“, das Familienblatt „Der Pilger[“], Halbmonatsschrift des katholischen Schulvereins für Oest[erreich] „Die christliche Familie“ sammt ihrer Beilage „Das [...] Kind“, sowie den „Katholischen Schulvereinskalender“. [...] Leser, und wenn du hörtest, daß Eichert Vater von [...] Kindern ist, würdest du dann wohl glauben, daß er, [...] im Parteigetriebe, ein Führer im hitzigen Kampfe der ch[ristlich-] socialen Bewegung, als der besten Lyriker einer dem de[utschen] Vaterlande, nein, sagen wir kühnlich, der Weltliteratu[r] Menge unsterblicher Lieder geschenkt hat? Aber was [...] ein solcher Mann wohl besingen, Weib und Wein, Le[...]

e? Oh nein, sein Programm trägt keine anakreontische
ung, es lautet:

„Nicht hab' ich die Harfe, zu fröhnen der Zeit
Und schimmernde Fäulniß zu preisen,
Nicht hab' ich mein Schwert, um das knurrende Leid
In eiserne Schranken zu weisen.

Ich hab' meine Harfe für Wahrheit und Recht,
Um donnernde Lieder zu schlagen,
Entflammend ein kettengedrücktes Geschlecht,
Den Kampf um die Freiheit zu wagen.

Ich habe mein Schwert um den heiligen Krieg
Mit Lüge und Bosheit zu fechten,
Ich habe mein Schwert, mit der Welt um den Sieg
Des Guten und Schönen zu rechten." —

(Dichterstimmen. 1900. S. 33.)

Das war bisher seine Lebens- und Liedesnorm, und es auch in Zukunft bleiben; dem neuen Jahrhundert er entgegen: „Mit Schwertklang sei, du neue Zeit üßt!" (Deutscher Hausschatz 1900, S. 205). Man nennt in seinem Heimatlande den Tyrtaeus der christlich-socialen tei; aber hier ist mehr als Tyrtaeus, hier ist mehr als Sänger der „eisernen Sonette", hier ist, wie Anton ller in einer herrlichen Studie (Deutscher Hausschatz, rgang 24, Nr. 12) ausführt, geradezu ein Prophet, einer gottgesandten Männer, von welchen es in eben dieser ze heißt: „Hochragend, mit sinnender Stirne, im Antlitz Wiederschein seelischer Gluthen, furchtlos, mit markigem en stehen sie da, wie Gestalten aus einer anderen Welt.... gerüstet mit den Waffen des Geistes, mit einem großen en versehen, welches, todt und unempfindlich für alle ren Leidenschaften und Interessen, nur um so lauter ungestümer den höchsten Idealen entgegenpocht, treten Männer unter die Menschen, sie entweder im Sturm ortreißend auf den Flammenschwingen ihrer Begeisterung, sie abstoßend, indem sie ihnen zum Stein des Aerger-

nisses werden". — O reiches Oesterreich, daß du solch ein Sänger geboren, o armes Oesterreich, daß du ihn nöth hast und — nicht beachtest! Aber, sagt Müller von de Propheten, „ob man sie steinigt oder hinausschleppt z Kreuzigung — nichts bringt sie zum Schweigen." Die eiser Lerche der habsburgischen Lande läßt von ihrem Sing nicht Tag und Nacht; Eichert hat seinen Beruf von Got

„Ich singe, weil mir's Gott gegeben,
Sein Finger schlägt die Saiten an,
Und wie sie jubeln, stürmen, beben —
Ich habe keinen Theil daran!

Mein Herz ist nur des Ew'gen Harfe,
Wenn es in Liedern glüht und brennt;
Der Mißton nur, der schrille, scharfe,
Ist mein, der kommt vom Instrument!" —

(Kreuzlieder S. 13

Also Kampf und Streit — „Ich singe, wie mir u Herz ist. Der die Herzen der Menschen lenkt, hat mir einen Sänger des Schwertes gemacht. Wer he vom Frieden singen will — ich rechte nicht mit ihm. Je nach seiner Weise!" heißts im Vorwort zur wohlfeilen Vol ausgabe (2—7. Tausend; Wien, Selbstverlag 1894) in erster Auflage bei Schöningh (Paderborn) 1893 schienenen „Wetterleuchten". Kampf und Streit dunkel liegen die Wolken am Horizont auf den bla Bergen; ist das schon die Dämmerung? Vögel flatt scheu ins Nest, und nur eine Zirpe streicht noch da dort auf den Flügeln ihr langweiliges Lied. Die schw Luft zittert und sinkt immer schwerer und drückender Erde; die Schwalben streifen im Niederwiegen fast Boden. Da horch! grollt schon der Donner? Man k es nicht bestimmt sagen, aber die Wälder fangen an rauschen, Staub jagt die Landstraße entlang, schon schla im Winde die losen Fensterläden, und sieh da! — schwü ists geworden, dort in der Ferne zuckts, heller und hel

etterleuchten! Gnad' uns Gott, ein furchtbares Gewitter, der sonndurchglühten Natur ersehnt, aber wird es ohne den über uns hinziehen? Es blitzt, — ah! dort oben elen die fahlen Feuerschlangen das ragende Kreuz; es dröhnend in den Bergen . . . .

„Und seht ihr nahen den finst'ren Schwarm?
Gedrängt, verschlungen Arm in Arm,
Und Aug' an Auge, wie Brand an Brand,
Viel tausend Gedanken doch eine Hand.
Der Proletarier fest im Schritt
Rückt an, und Tausende ziehen mit:
Enterbte Massen, die Noth ihr Kitt,
Und Ketten klirren den Takt zum Tritt.
Chormeister ist das blasse Leid,
Es brummt der Baß und die Fiedel schreit:
‚Gerechtigkeit!'"

Aber wer gibt zum Aufruhr das Recht? Weder Gott Gesetz; allein:

„Statt Geben ist Nehmen Sitte geworden;
Die lüsternen, prunkenden Räuberhorden
Sind heute Sieger im großen Streit;
Doch unten bäumt sich zertret'nes Leid,
Und horch — wie die Arbeit im Lumpenkleid
Das Paßwort der Unterdrückten schreit:
‚Gerechtigkeit!'"

Diesen Schlachtruf hat Eichert aufgegriffen und auf blinkenden Schild geschrieben; er kämpft gegen Loge Synagoge, gegen Liberalismus und Judenthum, „aber", Heinrich Keiter (Literar. Handweiser 1893 Nr. 578), ert hat nichts gemein mit dem wüsten Radau-Anti-smus, wie er sich gegenwärtig in Deutschland breit achen sucht; er bleibt bei aller Schärfe und Ent-enheit vornehm im Gedanken wie im Ausdruck". Die ittliche, furchtbare Fehde gegen den „Geldsack" zu ten der „Enterbten" hat man als eine sehr verfängliche des Eichert'schen Erstlingswerkes [sein Weihnachtsspiel

„Licht vom Lichte“ 1892 zählen wir hier nicht] bezeichnen wollen; doch die rothe Internationale hat keinen Theil an ihm, denn sein Banner ist das Kreuz.

„Also schreibt aufs Kreuzesbanner,
Drunter uns're Schaaren wogen:
Hier die Volksverführer Christi!
Hier des Kreuzes Demagogen!“

Fürwahr, die Politik seiner Muse ist kein bloßes verschwommenes, poetisches Mitleid, wie es die sogenannte Frühdecadence dem socialen Elend entgegenbringt, das ist pointirter Gedanke, das ist dröhnender Fanfarenschlachtruf, das ist männliche That, das ist Rettung So geißelt er denn die gesellschaftlichen Mißstände, den Raubkapitalismus, die jüdischliberale Lügenpresse, die Schulverwüstung, den Wahlschacher, den Unglauben und vor allem — bezeichnend für Oesterreich und für Eichert zugleich — die Halbheit, den „faulen Frieden“, das „Hinterm-Ofen-Liegen“, und zwar in einer bisher unerhörten Sprache voll Gluth und Flammen, wie sie selbst die vaterländische Begeisterung der Freiheitskriege kaum gekannt, die mit stetem Wechsel packender Bilder und überraschender Gedanken fähig ist, den unter der Asche glimmenden Funken des katholischen und nationalen Bewußtseins zur himmelhoch auflodernden Feuersäule zu entfachen. Das ist kein Wetterleuchten, sondern blutigrothes Nordlicht, das überm winterlichen Gefilde hoch am brennenden Himmel spielt, bald in immer intensiveren Flammen sprühend, bald zuckende Blitze zum Horizont entsendend, bald in furchtbarprächtigem Farbenspiele zitternd und durcheinanderwirbelnd, indem es das Herz beklemmt, aber das weitgeöffnete Auge fesselt und den Sinn zum Herrn des Himmels und der Erde emporhebt. Da finden wir Goethes Forderung gewahrt: „Die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will bedacht sein, und hier wird Besonnenheit gefordert, daß die Form, Stoff und Gehalt sich zu einander schicken, sich einander durchdringen;“ Gehalt, Stoff und Form sind

ḧert ein einziger tadelloser, eherner Guß mit einem so
sgeprägten Stil, wie er bei wenigen andern deutschen
chtern zu finden ist. Wenn wir die Moderne mit ihrer
uerungssucht Revüe passiren lassen, dann finden wir
nige, welche wie der österreichische Sänger als Beispiel
ten könnten für des eben citirten Dichterfürsten Satz:
ie Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das
schäft der besten Köpfe .... Es gibt gar viele Arten
n Reinigung und Bereicherung; die eigentlich alle zusammen-
ifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll.
esie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen,
s denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in
er Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt
) zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her".
rlei Schlacken sind da und nicht bloß in der Sprache —
kann ja beim „politischen Liede" nicht anders sein, auch
nn man das stets mit ihm laufende Beiwort „garstig"
ht gleich „unberechtigt" setzt, — allein der „Bergschutt"
t sich schon zu Boden gesetzt. Wer Mann an Mann
npft, kann in seinen Mitteln nicht immer wählerisch sein;
er Eichert hat sich durchgerungen und durchgeschlagen.
n steht er oben auf dem freien Berge und läßt vom
ße des Kreuzes aus den geklärten Blick über das Treiben
: Welt hingleiten, das er, selbst in seiner Mitte stehend,
ht voll erkannte, als er noch zum Zeichen der Erlösung
n unten her aufschauen mußte. Das Kreuz ist der Mittel-
nkt der Weltgeschichte, die einzige Hoffnung aller Adams-
der, das verbindende Mittelglied zwischen Himmel und
de, das ewige Denkzeichen der größten Gottesthat, das
nner im Kampfe gegen den satanischen Heerbann, und
sem Wahrzeichen nun fügt der gottbegeisterte Sänger in
n „Kreuzliedern" (Stuttgart und Wien, Jos. Roth 1899)
die schimmernden Perlen seiner goldenen Kunst ein und
gt ihm Lieder von solcher Gluth des Glaubens, der Liebe
d der Hoffnung und doch wieder von solcher Innigkeit

„Licht vom Lichte“ 1892 zählen wir hier nicht] bezeichnen wollen; doch die rothe Internationale hat keinen Theil an ihm, denn sein Banner ist das Kreuz.

„Also schreibt aufs Kreuzesbanner,
Drunter uns're Schaaren wogen:
Hier die Volksverführer Christi!
Hier des Kreuzes Demagogen!“

Fürwahr, die Politik seiner Muse ist kein bloßes verschwommenes, poetisches Mitleid, wie es die sogenannte Frühdecadence dem socialen Elend entgegenbringt, das ist pointirter Gedanke, das ist dröhnender Fanfarenschlachtruf, das ist männliche That, das ist Rettung So geißelt er denn die gesellschaftlichen Mißstände, den Raubkapitalismus, die jüdischliberale Lügenpresse, die Schulverwüstung, den Wahlschacher, den Unglauben und vor allem -- bezeichnend für Oesterreich und für Eichert zugleich — die Halbheit, den „faulen Frieden“, das „Hinterm-Ofen-Liegen“, und zwar in einer bisher unerhörten Sprache voll Gluth und Flammen, wie sie selbst die vaterländische Begeisterung der Freiheitskriege kaum gekannt, die mit stetem Wechsel packender Bilder und überraschender Gedanken fähig ist, den unter der Asche glimmenden Funken des katholischen und nationalen Bewußtseins zur himmelhoch auflodernden Feuersäule zu entfachen. Das ist kein Wetterleuchten, sondern blutigrothes Nordlicht, das überm winterlichen Gefilde hoch am brennenden Himmel spielt, bald in immer intensiveren Flammen sprühend, bald zuckende Blitze zum Horizont entsendend, bald in furchtbarprächtigem Farbenspiele zitternd und durcheinanderwirbelnd, indem es das Herz beklemmt, aber das weitgeöffnete Auge fesselt und den Sinn zum Herrn des Himmels und der Erde emporhebt. Da finden wir Goethes Forderung gewahrt: „Die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will bedacht sein, und hier wird Besonnenheit gefordert, daß die Form, Stoff und Gehalt sich zu einander schicken, sich einander durchdringen;“ Gehalt, Stoff und Form sind bei

Eichert ein einziger tadelloser, eherner Guß mit einem so ausgeprägten Stil, wie er bei wenigen andern deutschen Dichtern zu finden ist. Wenn wir die Moderne mit ihrer Neuerungssucht Revüe passiren lassen, dann finden wir wenige, welche wie der österreichische Sänger als Beispiel gelten könnten für des eben citirten Dichterfürsten Satz: „Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe . . . . Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung; die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her". Derlei Schlacken sind da und nicht bloß in der Sprache — es kann ja beim „politischen Liede" nicht anders sein, auch wenn man das stets mit ihm laufende Beiwort „garstig" nicht gleich „unberechtigt" setzt, — allein der „Bergschutt" hat sich schon zu Boden gesetzt. Wer Mann an Mann kämpft, kann in seinen Mitteln nicht immer wählerisch sein; aber Eichert hat sich durchgerungen und durchgeschlagen. Nun steht er oben auf dem freien Berge und läßt vom Fuße des Kreuzes aus den geklärten Blick über das Treiben der Welt hingleiten, das er, selbst in seiner Mitte stehend, nicht voll erkannte, als er noch zum Zeichen der Erlösung von unten her aufschauen mußte. Das Kreuz ist der Mittelpunkt der Weltgeschichte, die einzige Hoffnung aller Adamskinder, das verbindende Mittelglied zwischen Himmel und Erde, das ewige Denkzeichen der größten Gottesthat, das Banner im Kampfe gegen den satanischen Heerbann, und diesem Wahrzeichen nun fügt der gottbegeisterte Sänger in den „Kreuzliedern" (Stuttgart und Wien, Jos. Roth 1899) all die schimmernden Perlen seiner goldenen Kunst ein und singt ihm Lieder von solcher Gluth des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung und doch wieder von solcher Innigkeit

und Zartheit, schlägt seine Laute so markig und kraftvoll und doch wieder so sanft und kindlich weich, daß wir nicht anstehen zu behaupten, es werde auf diesem Gebiete wenig Gleichvollendetes sich finden lassen. Hier haben Kreuzesliebe, Thatendrang, felsenfeste Ueberzeugung, furchtloser Freimuth, demüthige Treue, Leidensfreude und Martyrerkraft ein Bild geschaffen, das in den Flammengluthen des Feuergeistes hellstrahlend auf dem dunkeln Hintergrunde socialer Noth und menschlichen Irrthums, auf dem trüben Spiegel unserer Zeit sich abnimmt. Wo solch ein Sänger singt, da blitzt das Auge, Sehnen und Muskeln straffen sich, die Unterlippe wölbt sich vor: siehe, die Heldentage der jungen Kirche sind wiedergekommen; in unseren Adern fließt Martyrerblut. Hinab denn in die Arena . . .

„Das Banner fliegt, die Fahne weht
Im Sturme hoch erhoben,
Und wer zu diesem Banner steht,
Der sei auf Sturmestoben,
Der sei auf Kampf gefaßt und Streit,
Denn wetterdrohend ist die Zeit,
Aus Blut und Erz gewoben“.

Und siehe da!

„Glüht nicht im Osten schon voll blut'ger Pracht
Des jungen Tages Fackel durch die Nacht,
Des Tags, der gegen eine Welt im Krieg
Das Kreuz wird sehn und dann des Kreuzes Sieg?
Auf! Reißt das Banner hoch zum Siegesfluge:
‚Für Christus bis zum letzten Athemzuge!‘“

Blut wird strömen in Menge, nur immerzu, der wahre Gottesstreiter wankt nicht:

„Und muß ich für die Wahrheit zeugen,
Sei eh ich fiel, mein Schwert zerschellt, —
Es kämpft nicht einer gegen tausend,
Nicht einer gegen eine Welt!
Ich werde schweigend mich ergeben,
Doch mit des letzten Odems Rest
Soll meine bleiche Lippe sprechen:
Ich bleibe fest! Ich bleibe fest!“

Aber mögen noch so viele in den Staub sinken, „des
euzes Sieg wird kommen wie der Blitz". Der Gegenstand
Lieder ist die Garantie der Erfüllung aller in ihnen aus-
prochenen Wünsche und Hoffnungen. Eicherts Frömmigkeit
kein bloßes Spiel, keine Frömmelei, keine künstliche und
stlerische Romantik, sondern ein tiefgehendes Wissen und
e ernste Herzensüberzeugung; ihm ist das Kreuz nicht
ß das Zeichen des Kampfes, sondern auch des Lebens,
s nur im Kreuze seine rechte Erklärung und seinen vollen
rth erhält.

„Wie klein erscheint das Erdengroße
Dem, der am Puls der Zeiten lauscht —
Am rauhen Kreuz nur blüht die Rose,
Die ihn mit ihrem Duft berauscht!"

Wer den Sinn der Erlösung voll und ganz erfaßt
t, der sieht auch die Mutter Christi nicht weit vom
euze stehen; ihr weiht denn auch Eichert immer aufs
ue seine Laute.

„Dir leg ich zu Füßen mein Schwert und mein Lied,
Maria, Du Leuchte des Meeres,
Und wenn durch die Saiten mein Schwanenlied zieht,
Zum himmlischen Sange verklär es".

(Dichterstimmen.)

Für den herrlichsten Edelstein der Anthologie halten
ir das Lied:

„Kreuz, o du herrliches, schimmerndes Zeichen,
Purpurweintriefender Baum ohne Gleichen!
Hell wie die Sonne strahlt deines Stammes
Schaft vom geheiligten Blute des Lammes.
Feurige Säule, Weltzeiten trennend,
Herwärts den Suchenden leuchtend und brennend;
Rückwärts in Finsterniß, abgrundgeboren,
Hüllst du den prahlenden Hochmuth der Thoren.
Markstein der Ewigkeit, zeitenlos ragend,
Welten erbauend und Welten zerschlagend!
Fackel des Weltenbrands, purpurumglommen,
Seh'n wir im Siegeslauf einstens dich kommen,
Thronend im heiligen, lebenden Lichte,
Lodernd von Blitzen der Gottesgerichte!"

Diesen Hymnus „an das Kreuz" haben wir ganz wiederzugeben, uns nicht versagen können, und wenn es richtig ist, was Herder sagt, daß die Kritik die Verse in Prosa auflöst, um sie auf ihre Tüchtigkeit zu prüfen, dann mag der Leser selbst zusehen, ob er ein solches Gedicht als vollwerthige Poesie anzuerkennen vermag; wir müssen gestehen, daß wir es nicht für nöthig erachten, Versen von solcher Schönheit noch etwas Recensirendes beizufügen. Wir legen die „Kreuzlieder" auf die Seite mit der Frage, die Grotthuß nach Besprechung der Poesie Detlef von Liliencrons aufwirft: „Nun, gibt es eine moderne deutsche Lyrik? Eine Lyrik nicht nur für ‚höhere Töchter'? Ist es wirklich eines deutschen Mannes so unwürdig, sich um die neue deutsche Liederkunst zu kümmern?" und wir fügen hinzu: Nun, gibt es eine katholische Lyrik, eine Lyrik nicht nur für ‚fromme Seelen', sondern eine Lyrik, die der Moderne vollwerthig die Stange hält? — Mit Freuden theilen wir mit, daß eine neue Auflage von „Wetterleuchten" (Volksausgabe), sowie ein Band neuer Gedichte in Aussicht steht, neue Gedichte, in welchen wohl nicht überall Schwertesblitze leuchten, da der Sänger des Kreuzes in letzter Zeit sich auch friedlichen und rein weltlichen Stoffen, wie z. B. in „des Liedes Werden" (Cultur I Nr. 1; Haus und Welt I Nr. 22) zugewandt hat, trotzdem er von sich sagen muß: „Mein Leben ist: dem Sturm zu lauschen und Feinde sehen ohne Zahl!" Noch eine Schlußfrage: Wird das katholische Oesterreich nicht endlich seinem tönereichen Vorkämpfer die Last der Arbeit und der Sorge von den Schultern nehmen?

Beuron. Ansgar Pöllmann O. S. B.

(Schluß des Artikels folgt.)

LXIII.

Der Absolutismus von Kunst und Wissenschaft.

Die Mitte des 19. Jahrhunderts hat den Absolutismus der Herrscher beseitigt, der Ausgang des Jahrhunderts die Stellung der Kammermehrheiten schwer erschüttert. Vor der Hand sind es nur Papierkugeln, welche in der italienischen Kammer nach dem Präsidenten geworfen werden. Ecrasitbonbons wären aber wirksamer; deren Anwendung ist durch die Geschäftsordnung nicht verboten und durch die Immunität genugsam geschützt. In Wien „gilt es für tapfer, dem Präsidenten ins Gesicht zu brüllen: Sie schuftiger Schwindler! Sie Gauner, gehören ins Zuchthaus."[1]) Parlamentarische Ausdrücke sind dort nachgerade alle diejenigen und bloß diejenigen, welche sich in den bewährtesten Schimpfwörterbüchern nachweisen lassen, Bildung wird blöde Simpelei, Anstand Feigheit, Gemeinheit Großmacht und das Ideal des Gesetzgebers der, welcher für 20 Kronen Anwesenheitslöhnung Pultdeckel bearbeitet. Wir stehen mitten in der Umwerthung der Werthe. Der nackte Uebermensch ist im „Anzug." Mit ihm kommt der terroristische Absolutismus einer erlesenen Minderheit, die über stärkere Fäuste und Lungen verfügt.

Das ist aber nicht der einzige völkerbeglückende Absolutismus, durch den das 20. Jahrhundert bedroht ist.

---

1) Zukunft 8, 506 (24. März 1900).

Das Zeitalter der Aufklärung hielt Wissenschaft und Kunst im Banne der Höfe, in der Vormundschaft der Regierungen. Daß die genannten beiden Culturmächte hiervon befreit wurden, ist gewiß einer der großen Fortschritte, welche das 19. Jahrhundert gebracht hat. Deßhalb können aber Wissenschaft und Kunst nicht aufhören, sociale Funktionen zu sein, Diener der öffentlichen Wohlfahrt. Ueberhebung ist es, wenn sie absolute Freiheit beanspruchen und jede Verantwortung ablehnen. Solch absolutistisches Gelüste aber tritt deutlich genug in der Bewegung zu Tage, die sich in München als Heinzebund, in Berlin als Goethebund organisirt hat; wie die zu erwartende Vereinigung beider sich nennen wird, ist noch im Schooße der Zukunft, Sudermanns und Halbe's verborgen.

Wunderbar schön sagte Sudermann in seiner Berliner Rede:[1] „Ein Name schwirrt uns allen auf den Lippen." Man weiß nicht, ist der „Name" als Schmetterling gedacht, der auf Goethebündlerlippen wie auf Blumenkelchen „schwirrt", oder entsteigt der Nachtfalter Goethebündlerherzenstiefen und ist im Begriff, sich von da in's Freie hinauszuarbeiten. Zwei Dinge haßt und fürchtet Sudermann. Erstens den Normalmenschen an sich; zweitens und sonderlich den als Kammermehrheit „in Massen auftretenden" Normalmenschen. Seine Kunst bedarf anormaler Menschen, bedarf der Centauren, der Satyrn, der Faune und ähnlicher Zwischenformen zwischen Untermensch und Uebermensch. Besonders beliebt sind Faune, treten die „in Massen" auf, so blüht das Geschäft. Zum Schutz dieser Kunst für Anormale gründet er den neuen Bund und seine schwirrenden Lippen geben ihm Goe—goe—goe—Goethes „heiligen" Namen.

In der gleichen Berliner Versammlung im wunderschönen Monat März, wo alle Lippen schwirrten, wurde nun auch Mommsens heiliger Name genannt. So oft dieser große

1) Wochenblatt der Frankfurter Zeitung v. 30. März 1900 (1

Historiker in Zeitfragen eingriff, gab es meist schöne Historien. Man wird sich noch erinnern, wie er das „Schädeleinschlagen" als wirksamsten Rechtsschutz anpries. Es steht zu hoffen, daß diese Vornahme nicht in die Statuten des Goethebundes gesetzt werde. Als es in der Versammlung hieß „Mommsen", da erhob sich vor der Wissenschaft geheiligter Majestät alles, was saß; man klatschte, vivatete, jubelte, und daß man nicht „wieherte", wie bei gewissen Theaterstücken, war in der prachtvollen Scene die einzige Rückständigkeit. Die „Wissenschaft" ist ein unschätzbarer Bundesgenosse in solcher Affäre. Sie hat in einem ähnlichen Fall bereits einmal mobilisirt, gedroht und gesiegt. Damals, beim Zedlitz'schen Schulgesetzentwurf, schrieb Felix Dahn das Ultimatum, das dem Sinne nach dahin lautete: bisher habe die freie Wissenschaft mit Religion und Christenthum nur gespielt, beide gnädig geschont, sie sei mit zurückgehaltenen Blitzen über und über geladen, die, losbrechend, Religion und Christenthum vernichten sollen: car tel est notre plaisir.

Die absolut freien Wissenschaften und Künste wollen selbstherrliche Selbstzwecke sein, ihre Vertreter singen und sagen, lehren und schreiben als autokratische Souveräne; sie verstehen die Lehr-, Preß- und Kunstfreiheit nicht als Freiheit von unberechtigtem Zwang, neben der sociale Verantwortungen und Verpflichtungen bestehen bleiben, sondern als absolut schrankenlose Freiheit, die keinerlei Band erträgt, auch das der Verantwortung nicht; sie verlangen höchste Autokratie als ihr gutes Recht.

Absolute Freiheit der Kunst? der naturalistischen Heinzebündlerkunst? Aber sie lebt ja vom socialen Zwang socialer Verführung. Ihre Voraussetzung und ihre Wirkung sind Entartung als Massen-, als sociale Erscheinung; sie selbst, die „Freie", ist eine Sklavin der „Emancipation des Fleisches", ihr Walten die Verknechtung Anderer, vielfach nahezu Wehrloser unter das gleiche Joch. Und dieses feine Wesen will unverantwortlich sein, wie Tyrannen es sind?

Betrachten wir die Sache zunächst monistisch, evolutionistisch, physiologisch und nietzscheanisch. Ah, wir können auch modern sein. Oh, wir können uns, wenn es sein muß, auf den Standpunkt von Gestütsbesitzern versetzen. Wir können, wenn es zur Verständigung dienlich erscheint, reden wie Viehzüchter. Wir fassen die physiologisch-sociale Verantwortung ins Auge.

Im Zeitalter Nietzsche ist es nicht zu viel verlangt, wenn die Erwartung ausgesprochen wird, um 1950 etwa möchten die Säuglinge vorhanden sein, die sich zu Uebermenschen oder doch zu Vorübermenschen auswachsen wollen. Wünschenswerth erschiene, daß die führenden Klassen der Geistesaristokratie dabei nicht unbetheiligt wären, wenn man auch nicht geradezu darauf bestehen will, die betreffenden Wiegen müßten sich alle in Berlin W. befinden. Was nun die führenden, ach so nervösen Kreise angeht, so erschiene abermals wünschenswerth, daß eine kleine Aufbesserung der entarteten — Max Nordau trete herfür — der entarteten Rasse erfolgte. Will aber Max Nordau nicht herfürtreten, so genügt vollauf die Statistik in jenen Kapiteln, welche auf die Zukunft der Rassenverbesserung in den gedachten Kreisen einen entzückenden Ausblick gewähren. Soll es wirklich kein besseres Mittel der Rassenverbesserung geben, als gänzlich freie Wirksamkeit gänzlich freier Kunst?

Diejenigen im Alter von 8 bis 12 Jahren übernimmt der Heinzebund in den Anschauungsunterricht. Die „Jugend“ der Jugend! Darauf wird im reiferen Alter Halbes „Jugend“ von der Jugend auf Liebhaberbühnen aufgeführt. Den zwanzigjährigen Greisen, die dabei herauskommen, gibt man dann nothgedrungen und haufenweise jeglichen Ekel als einziges Futter. Genügt Panizza nicht, so wende man sich in den Orient, nach Pest oder Belgrad. Fällt der Uebermensch dann nicht ganz so prachtvoll aus, wie ihn Nietzsche geweissagt hat, so muß irgendwo ein Rechenfehler vorliegen.

Wir haben uns auf den völlig modernen Standpunkt

Zuchtproblems gestellt, um zu erinnern, daß man auch die sociale Verantwortung nicht los wird. Mit der ...isch-religiösen darf man ja nicht kommen. Der Hinweis ... die Verantwortung vor Gott hat im deutschen Reichstag ...terkeit erregt. Aber vielleicht kann noch ein schüchterner ...nweis auf ethisch-sociale Verantwortungen gewagt werden.

Unermeßliche Fernwirkungen im socialen Leben der Gegen...rt und Zukunft hat all das bedruckte Papier, die Dramen, ...mane, Unterhaltungsblätter; die Bücher, Bilder und ...derbücher. Fernwirkungen, die Thaten sind, Thaten ...timmter Art und von unabsehbaren Consequenzen. Der ...halt von all dem Papier füllt die Köpfe, modelt die ...rzen; sein „Geist" schleift Menschenleben hinter sich her. ...d alles das hängt am Hals des Autors. Er hat ...doch einen Kopf und zwei Augen, hat einiges Blut und ...ernde Nerven, hat etwas Einsicht und Lebenserfahrung ... Zehn. Er sieht die Thaten und Consequenzen voraus, ...t sie ins Dasein, sie sind seine Kinder und Enkel. Und ...l er sie abschütteln, meint er, ich pfeife auf Kinder und ...kel, so werde er daran erinnert, daß diese schöne Consequenz ... „freien Liebe", das beregte Pfeifen nämlich, noch nicht ...rschende Meinung geworden ist.

Edouard Rod hat jüngst in einem Roman der „Revue ...s deux Mondes", der eben in der Buchausgabe erschien, ...fes Thema behandelt, die „répercussions infinies" alles ...hriftthums. In diesem Roman erfährt ein Autor auf ... Höhe seiner Erfolge, daß durch eines seiner Bücher ein ...ädchen in Liebe und Selbstmord, ihr Geliebter in Ehebruch ...d Tobsucht getrieben wurde. Das stört ihm die Stimmung ...d macht ihn nachdenklich. Er denkt darüber nach, ob, ...in Bücher Unglück schaffen, sie nicht auch zum Gegentheil ... wären. Zugleich trägt er sich mit der Absicht, ein ...relanges Verhältniß, das unter Ausschluß des Zweckes ... Ehe eingegangen war, in eine socialere Form zu bringen. ...s ist so ziemlich alles, genügt aber der Beilage zur

„Allgemeinen Zeitung" (Nr. 57, S. 7), um in höhni
Worten den Romanhelden und seinen Schöpfer der K
stimmung und der Betbruderei zu zeihen. Im Reich
beiden Bünde bezwingt man derlei natürlich mit Häri
und Frühschoppen. Es gibt bei uns keine Gewissensreg
die nicht Katzenjammer wäre.

„Auch Goethes Werther hat Wirrköpfe in den
gejagt. Deßhalb wurde Goethe aber nicht sofort kopf
oder gar ein Betbruder" (a. a. O.). In freier Umschreib
Wir, vom Heinzebund, nehmen es nicht so genau mit M
und Todtschlag, oder gar mit Ehebruch und Wahnsinn.
bliebe die Freiheit der Kunst, wenn sie sich auch nur e
Deut um Gewissen und Verantwortung scheerte!

Eine sociale Funktion ausüben, alle Freiheit d
fordern, jegliche Verantwortung aber ablehnen, das ist e
Absolutismus, wahre Tyrannis, Freiheit des Einen
Kosten der Menschenrechte Anderer. Vollends die Freih
ansprüche der Heinzebundkunst, die werden erhoben auf Ko
des souveränsten aller Rechte, des Existenzrechtes einer n
malen Gesellschaft, normal im Sinne des Spruchs m
sana in corpore sano.

LXIV.

Denkmäler der Tonkunst in Oesterreich.

II.

Als willkommene Abwechslung nach dem etwas gele
Choralis Constantinus bietet uns die erste Hälfte des sech
Bandes der „Denkmäler" den Anfang von Jakob Han
Opus musicum. Auch dieses Werk hatte der Mode
einer allzu eifrig nachdrängenden Ueberproduktion we
müssen. Möge ihm nunmehr eine bessere Zukunft beschieden
Jakob Handl, mit seinem Humanistennamen Ga
genannt, steht unserem Empfinden weit näher als sein ge

inger Isaac. Der Grund dafür liegt zum Theil in
reien Behandlung der Harmonik, die uns in den zahl-
Sätzen des Opus musicum entgegentritt. Das System
lten Kirchentonarten erscheint auf Schritt und Tritt
rochen, eine stattliche Reihe von Tonsätzen ist im
en des modernen Tonsystems gedacht und ausgeführt.
t dabei alles so lebensvoll, so natürlich und einfach
ieben, daß es unwillkürlich erwärmen muß, und das
er Sprache, die, weil allen verständlich, alle entzücken
Denn Gallus gibt sich, wie er ist, und erschließt uns
nnersten Tiefen seiner großen Seele. Schon nach
en Akkorden hat er unsere Freundschaft erobert. Was
nem Vergleiche mit dem Choralis Constantinus sogleich
Bewußtsein kommt, ist die edle Einfachheit, in die
s seine Gedanken kleidet. Die Stimmen entwickeln
durch keine Rücksicht auf eine entlehnte, zum voraus
ene Melodie gehemmt oder bestimmt: nur einmal unter
103 Gesängen des ersten Theiles gefällt sich Gallus
r Bearbeitung eines cantus firmus und wählt dazu
harmonisch durchsichtige, in den klarsten Verhältnissen
bewegende Lied: Dies est laetitiae. Fast alle Sätze,
die sechs- acht- und zwölfstimmigen nicht ausgenommen,
eine auffallende Kürze. Immer frisch und bestimmt
t, folgen sich die musikalischen Gedanken in lichtvollen
rn, tiefempfundene Farben fehlen ihnen nicht. Die
Kraft des Künstlers richtet sich auf das eine Bestreben,
musikalischen Gedanken zu dienen und was der Meister
h selbst empfunden, in Anderen wachzurufen. Einer
vollen Führung der Stimmen wendet Gallus nur den
sten Theil seines schöpferischen Könnens zu, um so
aber sucht er dem musikalischen Ausdrucke Wahrheit
Lebendigkeit zu verleihen, wozu ihm jeder Akkord, den
seine Composition miteinverwebt, in ganzem Umfange
t muß.

Nur etwa fünfzig Jahre trennen das Opus musicum

von dem Choralis Constantinus. Aber in diesem halben Jahrhundert war neben der „alten Schule" eine „neue" erstanden, wenn sie die frühere auch noch nicht abzulösen und zu ersetzen vermochte. Dem Worte, dem im gesungenen Worte liegenden Gedanken wollte man mehr Bedeutung verleihen, daß seine materielle Form nicht mehr der Spielball für die Launen der Componisten und Sänger bliebe. Die Prosodie wurde also den alten „Barbarismen" gegenüber strenger betont. Vor allem aber sollte der Wortsinn unmittelbareren und tiefgreifenderen Einfluß auf die Gestaltung der Composition gewinnen. Diese Ideen wurden gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts immer lauter und mächtiger, sie haben auch auf Gallus unzweifelhaft ihren Einfluß ausgeübt. Mit Genugthuung sieht man, wie das Gute und Berechtigte in den Grundsätzen der neuen Schule von diesem deutschen Meister erkannt und in glücklichster Weise nutzbar gemacht wird.

Nur ein Stück „neue Schule" ist es, wenn Gallus sich in freien und unvermittelten harmonischen Gegensätzen versucht. Nicht immer will es ihm dabei gelingen, Härten und Mißklänge zu verhüten, wenn schon die Akkordfolge nicht selten von packender Wirkung ist. In Folge dieser neuen Bestrebungen wird Gallus in der Bildung seiner Stimmen selbst vom Einzelworte beeinflußt. Wenn ältere Meister im Contrapunkt des Guten zu viel gethan, wurden die Neueren durch ihre schwärmerische Ueberhebung des Wortes bald zu Fehlern entgegengesetzter Art verführt. Denn anstatt Gedanken und Sinn des Wortes, oder besser den Sinn des Wortes in und aus dem Satze darzustellen, verfielen sie bald auf eine kleinliche Wortmalerei: es war nur eine andere Form sklavischer Abhängigkeit, eine neue Spielerei. Gallus wahrt zwar hierin eine maßvolle Selbstbeherrschung, doch unterläßt auch er nicht leicht Worte und Begriffe, die z. B. Höhen- oder Tiefenverhältniß ausdrück

[vallis, coelum, montes, ascendamus, exaltabitur) „plastisch“ n Anordnung der Tonlage darzustellen.

Das interessanteste Beispiel dieser Art, ein Probestück älterer Chromatik, ist der Satz Nr. 54: Mirabile mysterium. Der bekannte Text verkündet die Wunder der Menschwerdung. „Ein wunderbares Geheimniß wird uns heute gezeigt, es erneuen sich (im Gottmenschen) die Naturen: Gott ist Mensch geworden“ — staunend über die Wunder, die er nicht zu begreifen vermag, in Betrachtung versunken und gleichsam sich selbst vergessend, hebt der Componist leise und zagend an, um dem Zuhörer sein Erstaunen mitzutheilen, ihm von etwas zu reden, desgleichen er nie gehört, das alle Erfahrung übersteigt, was Menschengeist nicht fassen kann. So zieht sich das anfängliche Motiv durch die vier Stimmen, jeder Tonschritt eine neue Ueberraschung, das Ganze eine Welt, welche die gewöhnlichen Gesetze unserer Ordnung nicht zu kennen scheint. Der Altus setzt mit dem Ausrufe ein: Gott ist Mensch geworden — die übrigen Stimmen rufen es nach und fallen anbetend aus der Kraft und Höhe, in welche sie diese Gedanken erhoben, nieder: die Melodie weicht in allen Stimmen eine Oktave abwärts, und noch tiefer, um schließlich mit wenigen Schritten n einer Spanne von drei Takten den Umfang einer Undecime zu durchmessen. Das ist ein ergreifender Zug, großartig in einer Majestät und Ruhe. Rein harmonisches Verhalten der Stimmen nach den wirren chromatischen Linien, riesenhafte Bewegung der Melodie, dynamische Abtönung nach einem rasch zum fortissimo entwickelten crescendo, ebenso rasches Erlöschen, bis der letzte Laut des homo factus est n der Tiefe erstirbt — fürwahr ein Meisterstück in jeder Hinsicht, und dies im sechszehnten Jahrhundert! Die Fortsetzung entspricht der Anlage der ersten Hälfte. Auf dem permansit bleiben Baß und Alt wie festgewurzelt, während n dem folgenden assumpsit sich der Sopran von der zweiten zur dritten Wortsilbe eine ganze Oktave aufwärts

schnellt. Auch das non commixtionem passus gibt
Dichter Gelegenheit, durch scharfe Gegensätze den Zuh
fühlen zu lassen, daß er der Zweiheit der Naturen
einer Person gedenke. Beim neque divisionem endlich sche
die Stimmen die Schwierigkeit malen zu wollen, welche
Erhaltung dieser Einheit bei der Mehrheit der Nat
kostete (!), sie mühen sich in allen möglichen Contr
ab, um endlich ruhevoll auszuklingen in einem wohlthuen
sanften Akkorde — A dur.

Gallus hat in diesem Satze ein interessantes Charakter
gezeichnet. Einige Striche darin sind wirklich gelun
anderes ist fremd. . Die ruhige Haltung der Stim
das Ungewöhnliche, geheimnißvoll Mystische, das sie
mit einem Schleier bedeckt und ihre Züge und Linien
um so wirksamer auf uns einwirken läßt, je weniger sc
sie das Ohr zu erkennen vermag: das alles wird
Zuhörer spannen und den sinnenden Gedanken fern abzie
von den Bahnen des Gewöhnlich-Alltäglichen. Es w
ihn in Bewunderung versetzen, in der zagend sein A
sich vor dem Geheimnisse senkt und verschließt, dessen Ti
zu ergründen ihm nimmer mehr gegeben ist, mehr als
sein Herz mit Jubel und Freude sich füllte über die G
that eines allmächtigen Gottes, der die Wunder se
Weisheit in den Dienst seiner Erbarmung gestellt. Jede
wollte Gallus „wahr“ sein. Ob es ihm aber möglich gewo
auch nur den geringsten Tropfen aus dem Meere der W
heiten auszuschöpfen, welche in den schlichten Worten
Textes ruhen? Eine Handvoll harmonischer Dissonan
das langsam feierliche Tempo, das Helldunkel, in dem
das Ganze vollzieht, Alles in der Sache sagt uns, daß
Dichter etwas Seltsames im Sinne führt. Ob aber
gerade in diesem Satze das rein musikalische Element
solches absolut und in sich der Absicht des Compon
entgegen mehr bedeutet denn relativ und als Ausdruck
Spiegel des Wortes, dem er doch ganz dienen wollte?

Zu den schönsten Stücken der Sammlung gehören unstreitig die Compositionen für Doppelchor. Gallus versteht es, die Massen sich dienstbar zu machen, ohne in seiner Beweglichkeit beschwert zu werden und so durch sie zu ermüden. Möchten diese Sätze, es sind wahre Perlen darunter, auf unseren Kirchenchören wieder Eingang finden. Als Motette oder Einlage könnten sie leicht entsprechende Verwendung finden.

Gallus ist ein Krainer Kind, 1550 geboren. Seine erste Bildung scheint er in den Klosterschulen seines Heimatlandes erhalten zu haben. Nachdem er in der Wiener Hofkapelle als Kapellknabe gedient, führten ihn bewegte Wanderjahre durch Niederösterreich, Mähren, Böhmen, Schlesien. Breslau und Prag fesselten den heranreifenden Künstler auf längere Zeit. Gegen 1579 trat er in den Dienst des Bischofs von Olmütz. Sein Hauptwerk ist das Opus musicum in drei Theilen (1586–87); daneben schuf er andere Kirchencompositionen, Messen u. ä. Am 18. Juli 1591 ward seiner segensreichen Arbeit ein Ende gesetzt. Er starb als Cantor zu St. Johann am Ufer in Prag. Seine humanistische Bildung hatte ihm zahlreiche Freunde und Gönner erworben. Möge sein Opus musicum in der glänzenden Reihe der „Denkmäler“ bald die Vollendung schauen.

P. Raphael Molitor O. S. B.

LXV.

Kirche und Staat seit 300 Jahren.

(Schluß.)

Der typische Fehler des Staatskirchenthums als eine Folge der römisch-rechtlichen Anschauungen auch katholischer Staatsmänner hat seit der politischen Revolution, welche der kirchlichen Revolution folgte, in den katholischen Staaten eine merkwürdige Wandlung erfahren. Man sollte doch denken, daß der Bruch mit der absolutistischen Regierungsweise des Einheitsstaates auch die Kirche von den Fesseln des Gallikanismus, Josefinismus, Febronianismus völlig befreit hätte. Aber weit gefehlt! Sie wurde als die einzige Staatsgefangene auch in das Inventar des modernen Rechtsstaates herüber genommen. Allerdings war allenthalben die Redensart von der freien Kirche im freien Staate im Schwung Aber man hielt — meist unter Beseitigung der Concordate — an den organischen Artikeln oder sie ersetzenden alten Verordnungen fest. Und ungenirt berufen sich selbst die kirchenfeindlichsten und fortschrittlichsten Regierungen noch heute gelegentlich auf uralte Verordnungen von Anno dazumal.

Diese Inconsequenz ist jedoch nur scheinbar eine solche; sie erklärt sich aus der in seiner Art höheren Rücksicht und Absicht des modernen Rechtsstaates, noch gründlicher als es der absolutistische Staat gethan, mit allen sogenannten Staaten im Staate aufzuräumen.

Hatte der absolute Staat die Kirchengüter in Verwaltung übernommen, um mit der Hand auf der (allerdings von ihm herzlich schlecht behüteten) Geldtasche die Hierarchie

und den Klerus sich gefügig zu machen und im gehorsamen Staatsdienste festzuhalten, — so gehört es zu dem modernen Staatszwecke, die Dienste der Kirche möglichst überflüssig zu machen, ihr den Wirkungskreis wegzunehmen. Eine wirklich freie Kirche im freien Staate hätte sich solchen alsbald wieder errungen, zumal wenn die Herausgabe der confiscirten Kirchengüter diese Redensart wahr gemacht hätte. Daran wurde aber natürlich nicht im entferntesten gedacht. Hatte der josefinische Absolutismus die Schule für ein Politicum erklärt, aber doch noch die Verwaltung dieses Zweiges der Staatsverwaltung dem Klerus übertragen — ebenso wie es das protestantische Staatskirchenthum gethan hatte, — so ging der moderne Staat einen Schritt weiter. Er trennte die Schule von der Kirche, indem er die weltlichen Lehrer selbst anzustellen, auszubilden und zu beaufsichtigen sich vorbehielt. Er machte ferner in ähnlicher Weise die Armenpflege zum Politikum — in Oesterreich z. B. erst durch Gründung, dann durch Aufhebung der Pfarrarmeninstitute; — die Ehegerichtsbarkeit durch Aufhebung der Competenz der kirchlichen und Einführung der Civilehe. Ueberall tritt das Bestreben hervor, Alles zu säcularisiren, zu laisiren, auch die Matrikenführung, die Verwaltung der Spitäler, der Waisenhäuser, der Wohlthätigkeitsanstalten. Der Kirche sollte die Macht, Wohlthaten zu spenden und mit den leiblichen Werken der Barmherzigkeit, mit Unterricht und Einblicknahme auf die Familien Seelen zu gewinnen, ein für allemal genommen werden. Das ist die in ihrer Weise ganz folgerichtige Methode, auf allen Gebieten die Kirche durch den Staat, die übernatürliche Heilsordnung durch die natürliche Rechtsordnung und Staatsverwaltung (bezw. Landes- und Gemeindeverwaltung) zu verdrängen.

Es hatte diese Methode um so mehr Aussicht auf durchschlagenden Erfolg, weil in der Zwischenzeit die Geldkraft des Staates in's Ungemessene anwuchs. Die alten Stiftungen und Legate, die Fonds der Universitäten, der

Krankenhäuser u. s. w. verloren ihre Bedeutung. Denn die Schulen und Anstalten wurden nunmehr durch Dotationen aus den anwachsenden Steuergeldern erhalten. Die seitherige Geldleistung des Staates für Volks- und höhere Unterrichts- und Wohlfahrtszwecke aller Art ist mehrfach größer, als der Geldbetrag der ursprünglichen Widmungen aus dem Stande der Geistlichen und frommen Laien. So ausgiebig und vergleichsweise groß diese Widmungen gewesen sein mögen in der geldarmen Zeit der Naturalwirthschaft und Patrimonialgerichtsbarkeit: heute erscheint der damalige Aufwand für Wohlfahrtseinrichtungen und für das Schulwesen als klein und geringfügig. Und die Menschen mit ihrem kurzen Gedächtniß kommen somit endlich gar zu der Anschauung, erst der moderne Staat habe Schulwesen und gemeinnützige Anstalten errichtet; das finstere Mittelalter habe die Menschen in Unwissenheit und Elend verkommen lassen; erst der mit Wiederaufnahme des römischen Rechts zum Bewußtsein gekommene Staat, der Einheitsstaat habe die Humanität sich zum Ziel gesetzt. Daß die Kirche im mittelalterlichen Gemeinwesen dies längst gethan habe, und wie nur mit ihrer Hilfe der absolutistische Staat dieses Werk fortgesetzt und mehr verallgemeinert habe, — das hat die Gegenwart fast ganz vergessen.

Und gerade dieselben Rechtsakademien und Universitäten, welche lange vor der Glaubensspaltung unter direkter Einflußnahme der Kirche geschaffen wurden, sind schon damals die Pflanzstätten jener Staatslehre geworden, welche die Knebelung der Kirche und schließlich ihre völlige Verdrängung aus dem öffentlichen Leben sogar als Staatszweck erklärt!

Ist das nicht tief traurig und entmuthigend? Beweist diese Wendung nicht etwa gar, daß es ein Fehler war, solche Bildungsstätten zu errichten und sie mit Privilegien, Freiheiten, immer reicheren Mitteln und immer höherem Ansehen auszustatten?

Diese Frage wird niemand im Ernste stellen; ebenso

wenig wie jemand im Ernste das Wohlthun darum als einen Fehler erklären wird, weil die Güte mißbraucht werden kann und oft mit Undank gelohnt wird. Aber einiges Nachdenken über traurige Thatsachen ist gewiß nicht nur gestattet, sondern geboten. Und es führt in den meisten Fällen zur Erkenntniß, daß irgend ein Fehler, der vermeidbar gewesen wäre, dennoch vorliegt, wenn auch nicht unmittelbar an der Oberfläche der Erscheinungen.

In diesem Falle liegt offenbar eine Ueberschätzung des klassischen Alterthums vor, dessen Erinnerung eben wachgerufen war, und ein Mangel an Vorsicht — trotz aller Warnungen; es zeigte sich auch hier, wie selten die Lehren der Geschichte rechtzeitig verstanden werden. Allzu willig wurde das wissenschaftliche Erbe von Byzanz im christlichen Abendlande aufgenommen, obwohl schon dessen perfides Verhalten zur Zeit der Kreuzzüge und jetzt der Sieg des Halbmondes die tiefen Schattenseiten des oströmischen, schismatischen Staatswesens gezeigt hatte. Der Krankheitskeim des Schisma wurde nach Mitteleuropa eingeschleppt.

Und auch die spätere sogenannte Reformation und dann die wirkliche Revolution belehrte nicht. Es war wohl ein Theil der Humanisten streng gläubig und nahm nicht das Heidenthum in Kunst- und Rechtsanschauungen herüber; sie suchten vielmehr diese Reste des Heidenthums zu christianisiren und durch die Wiedergeburt der altklassischen Kunst und Wissenschaft, durch die Renaissance, im Christenthum zu verklären.

Ebenso waren auch unter den Gallikanern und Josefinern und wie sie alle hießen, noch wohlmeinende Christen und Laien, welche keineswegs mit Absicht die Hand geboten hätten zu einer Schädigung der Kirche durch den Staat. Und es waren auch noch unter den Jansenisten solche, welche nicht aus bösem Willen, sondern in Selbsttäuschung befangen, dem himmlischen und dem Volkssouverän zugleich dienen zu können meinten.

Aber eben diese Selbsttäuschung ist es, welche bei St
und Volksmännern aller hieher gehörigen Geschichtsep
das Verhängniß herbeiführte. Namhafte Humanisten,
siner, Gallikaner, Febronianer, Jansenisten und später li
Katholiken, welche das Irrthümliche in ihren Anschau
rechtzeitig erkannten, haben dann als Bekenner oder Mä
die ursprüngliche Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung bew
manche derselben thaten dies mit einer Standhaft
welche ihnen zu hohem Verdienste und zur Ehre i
Geschichte gereicht. Allein Andere, die kein so trag
Ende fanden und im Strom der Zeit spurlos unterg
oder wieder Andere, die von Stufe zu Stufe tiefer si
in ihrer Verblendung beharrten, haben das anger
Unheil in keiner Weise gebüßt oder abgeschwächt. U
ist es gekommen, daß sie auch Andere im Irrthum bestä
durch ihr Beispiel und ihren Einfluß noch größeren Sc
stifteten, als eigentliche Gegner der Kirche; und letztere k
sich zur Bekräftigung ihrer Irrthümer auf derlei Z
und Mitarbeiter aus angeblich gut kirchlich gesinnten K
berufen.

Die politische Umwälzung und grundstürzende Verfass
änderung machte übrigens ihrer Mitverantwortlichkeit f
Vorgänge im Staate eine Ende. Man kann jetzt nicht
weiters katholische Staaten diejenigen nennen, in w
die Bekenner des katholischen Glaubens die Mehrzahl b
denn es wurde durch Wahlordnungen und andere Kunst
dafür gesorgt, daß Diejenigen, welche die politische Fr
erobert hatten, sie meist auch in der Hand behielten. S
sind die kirchlich gesinnten Kreise sowohl unter den o
Zehntausend als im Volke, ist mit dem Klerus der kath
Adel, der gut christliche Bürger- und Bauernstand günst
Falls ein Theil, eine Partei im Staate, nicht wie ma
früher annehmen konnte, der Staat selbst. Sogar die Fü
begnügten sich, von nun an ein Faktor der Gesetzgebun
sein. Umso weniger hatte von nun an die Kirche

en unmittelbaren Einfluß auf die Leitung der Staats-
schäfte; ihr Verdrängen aus allen Zweigen der Verwaltung,
uptsächlich aber aus der Schule, war ja der nächste Haupt-
eck der Politik des modernen Staates und seiner leitenden
äfte. Und die Abwehr dagegen, die Opposition gegen die
rstaatlichung der bisher kirchlichen Verwaltungsgebiete war
n der nächste Hauptzweck der kirchlichen, der sogenannten
rikalen Partei.

Diesen geschichtlichen Ursprung und Charakter der
holischen Parteien in den modernen Staaten vergessen
tunter diese selbst; oder sie sind wenigstens nicht genau
s geschichtlichen Zusammenhangs und der staatsrechtlichen
tellung sich bewußt, die sie im Staate einnehmen. Und
ser Unklarheit entspringt so mancher Fehler auch bei dem
sten Willen.

Der geschichtliche Zusammenhang brachte es — in den
rschiedenen Staaten in verschiedener Weise, hier früher,
rt später — mit sich, daß überall mit jenem rein kirchlichen
rogramm weltliche Bestrebungen, mitunter widersprechender
rt, sich verbündeten; dies gab und gibt stets zu neuen
rwicklungen und inneren Widersprüchen Anlaß; diese sind
nn natürlich eine Quelle weiterer Schwierigkeiten. Es ist
ache der Parteileitungen in den verschiedenen Ländern und
er Tagesliteratur, mit den oft recht unguten Einzelheiten
h zu befassen und sich zurecht zu finden. Es wird ihnen
er namentlich letzteres nicht gelingen, sie werden den Wald
der vielen Bäume nicht sehen, wenn sie sich nicht zeitweise aus
n Wust der verwirrenden und aufregenden Tagesereignisse
stig erheben. Auch sie, und gerade sie müssen sich zu
 er historisch-politischen Gewissenserforschung bequemen,
lche, wie oben gezeigt, für die Zeit von der Reformation
r Revolution so fruchtbare Erkenntnisse bringt. Nach-
gliche Erkenntniß von Irrthümern und Fehlern der Ver-
ngenheit, die jetzt nicht mehr zu ändern sind, muß zu
hlüberlegten thatkräftigen Entschlüssen für die Zukunft

führen. Sonst wird, wenn einmal unsere Gegenwart von den spätern Nachkommen kritisirt wird, unser Irrthum und unser Fehler noch unverzeihlicher sein, als der des Staatskirchenthums, welcher die bisher betrachteten Epochen leider gekennzeichnet hat.

Vor weiteren neuen Selbsttäuschungen über unsere — der kirchlich gesinnten Staatsmänner und praktischen Politiker — Stellung im modernen Staate kann nur die katholische Auffassung der Geschichts- und Staatswissenschaft bewahren. In diesem Sinne also wollen wir die Untersuchung mit besonderer Rücksicht auf die Gegenwart und nächste Zukunft fortsetzen.

* * *

Staaten im Staat sind die Parteien; und es ist eine Selbsttäuschung der modernen Staatsmänner, daß es in ihrem Staatswesen keine Staaten im Staate gibt. Gerade der Constitutionalismus gestattet und schafft eine Unzahl von Nebenregierungen. Im parlamentarischen Regierungssystem negirt der Einheitsstaat sich selbst.

Zwar die formelle Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetze, die bequeme Gleichförmigkeit der Verwaltung, die Vereinfachung der Competenzen in der Gerichtsbarkeit, der Besteuerung, dem Militärwesen, die Beseitigung der Zwischengrenzen und Ausnahmsgebiete innerhalb des Staatsganzen beförderte in nützlicher Weise den Verkehr; und bei den heutigen Verkehrsmitteln und dem millionenfachen Güter- und Nachrichtentausch wäre die frühere Ordnung der Dinge im Rechts- und Geschäftsleben der Staatsbürger gar nicht mehr denkbar. Allein die Gesetzgebung über dieses uniformirte Verwaltungsgebiet ist keineswegs von einem einheitlichen Geiste beseelt.

Sie war es noch im Absolutismus, welcher diese Uniformirung der Straf- und Civilgerichtsverwaltung, des Finanz-, Agrar-, Gewerbe-, Handelswesens, der Sicherheitsvorkehrungen, der Schulen aller Rangstufen, selbst der

Wohlfahrtspflege nach und nach durchgesetzt hatte. Aber hatte
jon dieser centralisirende, absolute Staat mit mancherle
bten Hemmnissen des Verkehrs zugleich lebensvolle Indi-
dualitäten beseitigt oder im Formalismus erstickt, so öffnete
e Revolution Thür und Thor für eine Reihe von Experi-
enten und Neuerungen, deren Erfolg noch weniger verbürgt
ar, als die von den Hofkanzleien und grünen Tischen der
solutistischen Bureaukratie ausgegangenen. Und die Er-
ıder solcher Neuerungen bekamen im Parlamentarismus
e Handhabe, ihre Ideen durchzusetzen, in der constitutionellen
reiheit die Gelegenheit, ihre Meinungen den Urtheilslosen
ifzudrängen. Und wo dies zu langwierig schien, wurde
ch immer das parlamentarische Spielzeug bei Seite geworfen
ıd Gewalt gebraucht. Entweder die gerade am Ruder
findliche Parteiregierung gebrauchte selbst ihre Gewalt,
er eine andere bemächtigt sich derselben. Die einen wie
e anderen aber mißbrauchen oder bedrohen ihre Mitbürger
ehufs Durchsetzung der einseitigen Willensmeinung ihrer
genen Partei.

Schon zu Anfang der constitutionellen Aera ist nicht
ehr die Regierung das Maßgebende und in ihr nicht das
bjektiv erhobene Staatswohl, sondern die subjektive Meinung
r jeweiligen Gewalthaber. Es herrscht die Diktatur der
lubs, die Straße, die Aula der Studenten, der Massentritt
r Arbeiterbataillone, die Intrigue der Cliquen und geheimen
onventikel, die Maffia, die Loge, stellenweise die Kaserne,
e Kanzlei der Subalternbeamten, Advokaten und anderer
chriftgelehrten. Sie bestimmen abwechselnd die Politik,
nd von einer Einheitlichkeit der Staatsregierung kann
ine Rede mehr sein. Diese verschiedenen Faktoren des
ffentlichen Lebens befehden sich mit demselben Ingrimme,
er in den dunkelsten Verfallszeiten des Mittelalters die
enachbarten Städte und Raubritter beseelte. Es ist der
nere Krieg, die Revolution in Permanenz. Selbst das
Majoritätsprincip, die vermeintliche Seele des Parlamentaris-

mus muß dem Willen ungestümer Minderheiten weichen; und die anfangs schüchternen Erpressungsversuche der Obstruktion werden zur immer schamloseren Hintertreibung jeder staatlichen Funktion. In Europa wird es so getrieben mit Hilfe der politischen Revolverpresse, in den Südamerikanischen Republiken nach dem Beispiele Siciliens oder des spanischen Mutterlandes mittels Räuberbanden oder Militärputsch und Pronunciamento; immer aber tritt an Stelle der legitimen Staatsgewalt die Einschüchterung der Andersdenkenden durch — irgend eine Nebenregierung.

Das ist das faktische, praktische Ergebniß der constitutionellen, parlamentarischen Theorie. Ihre Fiktionen sind machtlos gegenüber der Thatsache, daß herrschsüchtige Menschen immer den Weg zum Tyrannenthron finden. So lange es geht, erobern sie ihn auf parlamentarische Weise, durch Wahlcorruption und Wahlterrorismus; wenn es so nicht mehr geht, mittels Katzenmusik, Fenstereinwerfen, mittels des akademischen Schlägers, wehrhafter Verbindungen, mittels der Pultdeckel und Tintenfässer der Parlamentarier oder des Knüppels der Proletarier, Petroleum, Dynamit oder Dolch und Revolver. Je nach Temperament, Bildungsniveau, Klima und Volksbrauch sind die Aeußerlichkeiten verschieden, der Kern der Sache ist aber überall der gleiche.

Und mitten in diesem, stellenweise geradezu anarchistischen Durcheinander des vermeintlichen Einheitsstaates steht die katholische Geistlichkeit und Laienschaft, und sucht ihre Absichten durchzusetzen als eine der vielen Parteien im Staate. Das ist unsere Lage im modernen Staate.

Traurige, aber nur zu begreifliche Thatsache ist es, daß diese inmitten aller Intriguen und Gewaltthaten wehrlose Partei den geschilderten Zug der Zeit zur Verstaatlichung der Schule, der Ehe, der gemeinnützigen Anstalten aller Art nur zeitweise und stellenweise etwas verzögert hat. Gerade in den katholischen Staaten, wo das Staatskirchenthum vorgearbeitet hatte, ist diese Verstaatlichung unter möglichstem

Ausschluß der freien Entfaltung neuer kirchlicher Anstalten noch mehr vorgeschritten, als in den akatholischen. Frankreich und Italien stehen an der Spitze jener Staaten, welche bereits den Laienkatechismus eingeführt und den Religionsunterricht am meisten eingeengt oder ganz aus den Schulen verbannt haben. In den protestantischen Staaten waren die dortigen Katholiken erstens selbst widerstandskräftiger, da sie auf die Protektion der Regierung nicht rechnen durften, und überhaupt der Wetteifer ihre selbstthätige Regsamkeit stets wach erhielt; auch konnte zweitens der Staat, welcher der protestantischen Gemeinschaft größere Bewegungsfreiheit gönnte, den katholischen Anstalten eine solche nicht gut verweigern. Und dort, wo ein fälschlich so genannter Culturkampf an dem Widerstande muthiger Bekenner sich brach, wurde derselbe ein für allemal eingestellt. Gerade in katholischen Ländern aber kommt man zu solchem Einsehen selten. Diese und andere Gründe und lokale Verhältnisse brachten es mit sich, daß die Katholiken in Deutschland, England, Amerika und den Missionsländern unter günstigeren Umständen in die Neuzeit sich gleichsam herüber retteten, als in den früher katholischen und dann mehr oder minder kirchenfeindlichen Staaten.

Uebrigens war ja selbstverständlich die Kirche, welche Diocletian und Julian überdauert hatte, auch in all dieser Zeit durchaus nicht unthätig. Sie entfaltete ungeachtet des absolutistischen Staatskirchenthums, wie der protestantischen Eifersucht und confessionslosen Gehässigkeit ihre geistige Macht mit jener Umsicht und Geduld und unter jenem übernatürlichen Beistand, der schließlich die Pforten der Hölle überwältigt. Und selbst nachdem wieder vor Allem die Politik der katholischen Staaten den Raub des Kirchenstaates durchgesetzt oder schwächlicher Weise zugelassen hatte, setzte die Kirche den friedlichen Siegeszug der christlichen Liebe unbeirrt fort. Obwohl des weltlichen Stützpunktes verlustig, setzte sie ihre Hebel, fast möchte man sagen, wie durch ein

Wunder dennoch mit Erfolg an und ist derzeit die einzige Macht auf Erden, welche den feindlichen Mächten gegenüber Stand hält.

Die Kirche und nicht irgend eine katholische Partei in irgend einem Staate ist es, welche trotz aller Ungunst der Verhältnisse Heilsanstalt ist und bleibt, und langsam aber sicher sich den Boden oder vielmehr die Herzen der Menschen wieder erobert. Diese Anschauung muß man vor Allem festhalten, um die gewiß anerkennenswerthen, aber nicht zu überschätzenden Bemühungen der katholischen Parteien in verschiedenen Staaten richtig zu beurtheilen und danach auch in Zukunft richtig zu gestalten.

Katholische oder, wie die Gegner sagen, klerikale Partei ist eigentlich ein Widerspruch in sich selbst. Katholisch heißt allgemein; Partei heißt ein Theil. Der Klerus ist nicht für einen Theil der Staatsbürger, sondern für alle Gläubigen, und selbst für die Ungläubigen und Irrgläubigen und Widersacher; er hat sie nicht mit politischen Machtmitteln zu bezwingen, sondern mit den Waffen der Liebe zu überwinden; er soll sie bekehren mit jener unwiderstehlichen Liebe, welche immer nur die böse Sache bekämpft, aber nicht die bösen Menschen. Solches läßt sich aber mit der Betheiligung am politischen Parteileben in Wort und Schrift nur bei größter Wachsamkeit auf sich selbst vereinigen. Das öffentliche Leben, Redenhalten und Zeitungschreiben bringt Versuchungen, Gefahren der Verweltlichung mit sich. Und die Gunst der Menge zu suchen, ist nicht ungefährlicher als die Sucht, die der Reichen und Mächtigen zu gewinnen.

Bei den politisirenden katholischen Laien ist es minder heikel, aber auch sie sollen nicht glauben, daß der Dienst, welchen sie der Kirche leisten, sie der pünktlichen Erfüllung ihrer religiösen Pflichten enthebt. Auch sie dürfen und sollen über den irdischen Angelegenheiten die des rein religiösen Seelenlebens nicht vergessen. Und selbst im eifrigsten Kampfe für das Gute und gegen das Böse sollen auch sie den Geist

der Liebe nie verleugnen, durch politische Leidenschaft sich nicht hinreißen lassen.

Dagegen hat es bei den Laien eine andere Gefahr: das Theologisiren und die Ketzerriecherei. Nur zu leicht kommt die kirchliche Disciplin gegenüber den Bischöfen in Frage; und die Grenze zwischen Staatskirchenthum und pastoralen Klugheitsrücksichten ist nicht leicht richtig beurtheilt; und wie nahe der Zweifel gegen die Berechtigung der kirchlichen Disciplin und gegen das Dogma, auf welchem sie beruht, liegt, zeigt so mancher schließliche Abfall übereifriger theologisirender Laien, welche mit der angemaßten Kritik der kirchlichen Obrigkeit den Anfang machten.

Noch häufiger ist der blinde Eifer, Mitchristen, welche in politischer, nationaler oder socialer Hinsicht anders denken, deßhalb allein schon als nicht echt katholisch hinzustellen. Allerdings wird ein folgerichtig denkender gläubiger Katholik auch in politischen, nationalen und socialen Fragen sich nicht den Gegnern der Kirche anschließen; und er sollte in kirchenpolitischen Fragen ganz entschieden auf der rechten Seite stehen. Aber wir armen Menschenkinder sind eben nicht immer consequent; und es gibt Viele, welche den Zusammenhang der rein kirchlichen mit jenen weltlichen Fragen nicht einsehen, dafür kein Verständniß, kein Interesse haben. Solche oft nur etwas begriffstützige oder gedankenlose Menschen dann gleich als Abtrünnige zu behandeln, ist wohl um so voreiliger, als es ja auch genug weltliche, politische Bestrebungen gibt, die in der That mit jenem Kampfe um die Freiheit und Ehre der Kirche nur in sehr mittelbaren Zusammenhang gebracht sind. Ob z. B. Don Carlos in Spanien mehr Anspruch auf den Thron hatte, als Isabella oder Amadeo, ob in Frankreich ein König, ein Kaiser oder eine Republik sein soll, ob Föderalismus oder Centralismus, Freihandel oder Schutzzoll der Gerechtigkeit mehr entsprechen, das sind gewiß keine müssigen Fragen. Aber das Bestehen und Blühen der Kirche in dem betreffenden

Lande ist von deren Lösung kaum abhängig. Und noch weniger ist die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Nation ein Prüfstein der echten Gläubigkeit. Gleichwohl findet man besonders in gemischtsprachigen Ländern sehr häufig, daß die eine Nation sich als die gleichsam ausschließlich privilegirte Hüterin der Katholicität betrachtet, und die Angehörigen der anderen Nation als nicht ganz voll ansieht.

Wer die Verhältnisse genau kennt, scharf beurtheilt und mit unabhängiger Menschenkenntniß und Wahrheitsliebe den Gang der inneren staatlichen Ereignisse mancher katholischer Länder verfolgt, wird oft mit Schrecken wahrnehmen, daß aus einem oder dem anderen dieser Irrthümer des laienhaften Uebereifers (der sich übrigens mitunter sogar einzelner Kleriker bemächtigt) so manche Gläubige der Kirche entfremdet, abgestoßen, ja zuweilen sogar zum Abfall gedrängt werden. Wo dies der Fall ist, da hat also die vermeintlich gut katholische Politik sogar der Kirche eher Schaden gestiftet als Nutzen gebracht, Seelen zu Grunde gerichtet, statt sie zu retten. Dasselbe ist der Fall, wenn innerhalb der katholischen Partei eines Landes die radikalere oder gemäßigtere Richtung sich in Wort und Schrift befehdet und den Gegnern damit die größte Freude bereitet, in den eigenen Reihen Entmuthigung und Verwirrung stiftet. Auf solcher Arbeit, selbst wenn sie ursprünglich gutem Willen entspringt, ruht ein Unsegen, der sich ja auch in den mannigfachen Mißerfolgen zeigt. Weniger ersichtlich und gleichwohl noch verhängnißvoller ist der Ueberdruß und die Muthlosigkeit, welche sich da und dort katholischer Volkskreise ob des ungeordneten Uebereifers Einzelner bemächtigt.

Es mußte dieses wieder einmal gesagt werden, erstens weil die Erkenntniß und das Bekenntniß der Wahrheit an sich eine Pflicht ist; zweitens aber darum, weil es doch mittelbar auch praktisch nützlich sein kann. Und wenn solche Erwägungen unnütz bleiben, nicht gehört werden, so wird eben einstmals unsere heutige Verwirrung ebenso wie der

— ursprünglich auch nicht gar so übel gemeinten — Staatskirchenthums als die Ursache so vieler Aergernisse und so weniger durchgreifender Erfolge erscheinen. Es wird uns vor der Geschichte und ihrem obersten Lenker die Verantwortung für den falschen Gebrauch unseres freien Willens und doch gewiß genug belehrten Verstandes nicht ausbleiben.

K. v. M.

LXVI.

Der Antheil Frankreichs und Deutschlands am katholischen Missionswerke.[1]

A. Kannengieser, ein Elsässer Geistlicher, der in Paris lebt, hat bereits über Deutschland mehrere Schriften veröffentlicht,[2]) die in tausenden von Exemplaren in Frankreich verbreitet und auch in andere Sprachen übersetzt worden sind. Alle diese Schriften hatten den ausgesprochenen Zweck, das katholische Deutschland den französischen Katholiken als ermunterndes Vorbild hinzustellen. Kein Geringerer als Leo XIII. zeigte sich über Kannengieser's Arbeiten hocherfreut. In einem Breve vom 21. Oktober 1892, welches s. Z. als bedeutungsvolle Anerkennung der Wirksamkeit des Centrums in vielen deutschen Zeitungen abgedruckt wurde, lobte der heilige Vater den Verfasser, daß er die Verdienste der deutschen Katholiken auch außer ihrem Lande als „ein vornehmes Beispiel wahrer katholischer Tugend" glänzen mache.

Vor einigen Wochen hat nun K. ein neues Buch herausgegeben, worin er auseinandersetzt, was Frankreich und Deutschland für die auswärtigen katholischen Missionen thun. Anlaß

1) Les Missions Catholiques. France et Allemagne. Par A. Kannengieser. Paris, Lethielleux. 1900. 380 p. 12°. (M. 2,80).

2) Catholiques allemands (vgl. Histor.-polit. Blätter, 108, 709 ff.); le Réveil d'un Peuple (Histor.-polit. Blätter, 111, 480 ff.); Ketteler et l'organisation sociale en Allemagne (Histor.-polit. Blätter, 114, 159 f.).

zu dieser Schrift gab die in jüngster Zeit lebhaft besprochene Protektoratsfrage, bei deren Erörterung hüben wie drüben nicht selten unrichtige Behauptungen aufgestellt wurden. In deutschen Zeitungen wurden die großen Verdienste Frankreichs um die Verbreitung des Glaubens bei den heidnischen Völkern vielfach unterschätzt. Früher, hieß es, hätten allerdings die Franzosen in den auswärtigen Missionen Großartiges geleistet; heute jedoch sei der Eifer der „ältesten Tochter der Kirche“ sehr erkaltet. Andererseits traten auch in der französischen Presse Ansichten an den Tag, die zeigten, daß man dort kaum eine Ahnung habe von den großen Fortschritten, die in den letzten zwanzig Jahren die Katholiken Deutschlands auf dem Missionsgebiete gemacht haben. K. glaubte beiden Parteien, deren Standpunkt er in der Einleitung darlegt, einen Dienst zu leisten, indem er sowohl über das Missionspersonal als über das Missionsbudget der beiden Länder ausführliche statistische Angaben veröffentlichte.

Seine Schrift wurde sofort in der „Germania“[1]) von einem Recensenten, der mit den Initialen A. H. zeichnet, einer herben Kritik unterzogen. Diese Kritik enthält zwar verschiedene Ergänzungen, die K. in einer neuen Ausgabe seines Werkes sich zu Nutzen machen wird; doch finden sich darin auch mehrere minder berechtigte Bemerkungen, die K. zu einer längern Replik veranlaßten.[2]) Daß wir in unserm Referat nicht bloß das Hauptwerk, sondern auch die Kritik von H. und die Replik von K. berücksichtigen, wird kaum zu tadeln sein.

Vor allem will H. in der neuen Schrift eine „zu stark hervortretende chauvinistische Tendenz“ finden. Diese Tendenz zeige sich in dem „offenbaren Bestreben, das deutsche Gesammtergebniß möglichst herunterzudrücken“, um Frankreich in desto glänzenderem Lichte erscheinen zu lassen. K. weist diesen Vorwurf der Parteilichkeit entschieden zurück; es habe ihm, erklärt er, nichts ferner gelegen, als die Verdienste der deutschen Katholiken irgendwie zu schmälern. Dies darf man ihm auf

1) Blätter für Unterhaltung. Tägliche Beilage zur „Germania“. Nr. 35—37; 14. bis 16. Februar 1900.

2) Les Missions Catholiques. Quelques mots d'apologie in der Revue catholique d'Alsace. Märzheft 1900. S. 195–209.

ort glauben. Fürwahr! wenn K. wegen seiner früheren
hriften über Deutschland einen Vorwurf verdient, so ist es
, daß er mit seinem Lobe allzu freigebig gewesen ist. In
blümter Weise sagt dies ein Recensent in den „Histor.-polit.
ättern" (Bd. 114, 160), wenn derselbe schreibt, K. habe
von dem Mainzer Katholikentag, „wie früher von Trier,
eiburg, Bochum, Koblenz eine Begeisterung geholt, die ihn
r nie schwarz sehen läßt". Ist es wohl glaublich,
ß ihn nun auf einmal eine chauvinistische Verkleinerungssucht
allen habe? Daß seine Zusammenstellung einige Lücken
weist, darf bei der Schwierigkeit der Aufbringung des
tistischen Materials nicht Wunder nehmen. Fachkundige
itiker mögen diese Lücken ausfüllen; nur sollte man sich
ten, dem Verfasser ungerechte Vorwürfe zu machen. Ein
gerechter Vorwurf ist es aber, wenn H. schreibt: „K. scheint
Deutschland so ziemlich bloß den durchaus ungenügenden
loster-Schematismus für das deutsche Reich und Oesterreich-
garn' zu kennen und im übrigen hauptsächlich aus franzö-
chen Quellen zu schöpfen". Nun sagt aber K. ausdrücklich
Vorworte, daß er fast in allen Fällen seine Angaben direkt
den Obern der deutschen Missionscongregationen bezogen
e: „Presque toujours je me suis adressé à la source
me, c'est-à-dire aux supérieurs des Sociétés des Missions
emandes. Mes requêtes ont trouvé le meilleur accueil
près d'eux. Tous m'ont envoyé très gracieusement les
ffres et les renseignements que je leur demandais". So
mmt z. B. die Mittheilung über die deutschen Jesuiten, welche
auf Grund einer französischen Schrift zu berichtigen sucht,
ekt aus Exacten, vom eigenen Provinzial der deutschen
uiten! Wie hätte übrigens K. seine statistischen Angaben
dem Kloster-Schematismus schöpfen können, da die von
mitgetheilten Zahlen in jenem Werke nicht enthalten sind?
ch sehen wir uns diese Zahlen etwas näher an.

Was zunächst das Missionspersonal betrifft, so
rden französischerseits 38 männliche und 62 weibliche auf
n Missionsfelde thätige Orden oder Congregationen aufgeführt,
nen deutscherseits bloß 11 männliche und 9 weibliche gegen-
erstehen. Während Frankreich mit rund 37 Millionen

Katholiken zur Missionsarmee 7745 Missionäre und 9150 Schwestern stellt, kann Deutschland, nach K., mit etwa 18 Millionen Katholiken nur etwa 1100 Missionäre und 500 Schwestern aufweisen.

Die Richtigkeit dieser Zahlen, sofern Deutschland in Betracht kommt, wird von H. sehr energisch bestritten. H. führt auch eine ganze Reihe von deutschen Congregationen an, die K. übersehen haben soll. K. gibt zu, daß seine Statistik nicht vollständig ist; doch weist er verschiedene Ausstellungen als unbegründet zurück. Er bemerkt, daß er bloß jene Missionäre aufführen wollte, die auch in den fernen Missionen französische oder deutsche Staatsbürger bleiben; H. dagegen berücksichtige alle jene, die aus Deutschland stammen, hie und da sogar solche, die nicht einmal in Deutschland geboren sind, sondern bloß die deutsche Sprache reden. Es wurde besonders übel vermerkt, daß K. mehrere deutsche Orden und Congregationen, die in Nordamerika wirken und zahlreiche Mitglieder zählen, ganz mit Stillschweigen übergeht, während er doch einige französische Genossenschaften in Nordamerika erwähnt. Allein die wenigen Mitglieder dieser Genossenschaften, wie z. B. die Priester der Barmherzigkeit, halten sich in Amerika als Fremde auf; sie gehören noch zu Frankreich, während die zahlreichen deutschen Ordensleute, die in der Regel in Amerika eigene Provinzen bilden, nicht mehr zu Deutschland gehören, sondern amerikanische Bürger sind. Es haben denn auch zwei deutsche Ordensobern K. ersucht, ihre Genossenschaften ja nicht den religiösen Congregationen Deutschlands beizuzählen, erstens weil dies der Wahrheit nicht entsprechen würde, zweitens weil ihnen daraus nur Unannehmlichkeiten erwachsen könnten.

Aus einem ähnlichen Grunde hat K. auch die aus Elsaß-Lothringen stammenden, aber französischen Congregationen angehörigen Missionäre den Franzosen beigezählt. H. bezeichnet allerdings dies Verfahren als eine „durchaus mißglückte Manipulation“. Er hat jedoch nicht beachtet, daß die Elsässer Missionäre, auch jene, die seit 1870 in ungemein großer Anzahl ausgezogen sind, politisch zu Frankreich gehören, da sie für die französische Nationalität optirt haben. K. war um so mehr berechtigt, diese Missionäre den Franzosen beizuzählen,

utschland selber dieselben nicht als deutsche Bürger
t. Ist es doch schon oft vorgekommen, daß die reichs=
Regierung ausgewanderte Missionäre, die ohne besondere
iß in die elsässische Heimath zurückkamen, um einen
Vater oder eine sterbende Mutter zu besuchen, durch
zei an die Grenze zurückbringen ließ.

n der Rechtfertigung bezüglich der erwähnten Punkte
ı, räumt K. bereitwillig ein, daß seine Zusammen=
nicht ganz vollständig ist. Statt 1100, mögen viel=
int er, 1300 Missionäre dem Deutschen Reiche angehören,
1000 Schwestern, statt der 500, die in seinem Werke
rt werden. Immerhin bleibe der Abstand zwischen
ınd und Frankreich mit seinen 8000 Missionären und
issionsschwestern ein überaus großer.

indessen diesen unleugbaren Unterschied besser zu
muß man wohl einen Umstand berücksichtigen, den
noch H. genügend hervorheben. Frankreich hat schon
ıreren Jahrhunderten ausgedehnte Colonien, während
and erst seit einigen Jahren zu einer Colonialmacht
vickelt hat. Daß der Besitz von Colonien viel dazu
im französischen Mutterlande den Missionseifer zu
wird jedermann anerkennen. Aus demselben Grunde
uch in Deutschland das Interesse für die Missionen in
en Jahren einen großen Aufschwung genommen. Wird
resse von den berufenen Führern des Volkes in katholischen
wach erhalten, wird von den deutschen Regierungen
vickelung des katholischen Ordenslebens kein Hinderniß
Weg gelegt, so wird in absehbarer Zeit das katholische
ınd eine Missionsarmee aufzuweisen haben, die sich
n zahlreichen Schaaren der französischen Glaubensboten
en wird zeigen können.

ıte schon, wie jüngst Professor Hermann Grauert
geschrieben hat,[1]) „sind katholische Glaubensboten
deutschen Nation in allen Erdtheilen und vor
unseren Colonien und Schutzgebieten thätig unter
ung der besten Kräfte und des eigenen Lebens. Wo

---

ssenschaftliche Beilage zur Germania, Nr. 15, vom 12. April 1900.

sie in deutschen Gebieten oder als deutsche Corporation auf- treten, folgt ihnen naturgemäß der Schutz des deutschen Reiches. Willig vergilt das letztere die mächtige Förderung, welche au seinen eigenen Interessen direkt und indirekt durch die hin- gebungsvolle Arbeit der Missionäre zu Theil wird. Die Kritiker, welche heutzutage so leicht über ‚katholische Inferiorität' aburtheilen, werden einst erkennen, welch reiche geistigen Schätze in der unverdorbenen Kraft des katholischen Volkes schlummern und nur der liebevollen Pflege gewärtig sind, um sie zu Nutz und Frommen der ganzen Nation zu neuem Leben zu erwecken. Die Glaubensbrüder in Frankreich aber mögen sich vergegen- wärtigen, daß wir ihre reichen Verdienste um die katholischen Missionen nicht im mindesten zu schmälern gewillt sind. Auch das berühmte französische Protektorat, soweit sie es rechtmäßig erworben und erhalten haben, erkennen wir bereitwillig an. Ein allumfassendes Missionskaiserthum kann dasselbe nach Lage der Dinge freilich nicht sein und ist es auch früher nie gewesen. Wie der hl. Stuhl einst den Deutschen den Vorzug des römischen Kaiserthums erhalten und doch die Unabhängigkeit Frankreichs anerkannt hat, so kann heute der hl. Vater das Protektorat Frankreichs über die katholischen Missionen im Orient principiell anerkennen und doch die Exemtion der deutschen Colonien und Missionsanstalten als eine feststehende Thatsache sanctioniren".

Daß heute schon die Katholiken Deutschlands auch in pecuniärer Hinsicht vieles für die auswärtigen Missionen leisten, wird von K. gebührend hervorgehoben. Wohl belaufen sich, nach den Rechenschaftsberichten der allgemeinen Missions- vereine der beiden Länder, die Beiträge aus Deutschland nur auf rund 1,826,000 Fr., während Frankreich zum Missions- budget jährlich über sechs Millionen Franken spendet. Doch betont K. das stete Wachsen der deutschen Einnahmen: „L'Alle- magne est en très grand progrès depuis quelques années, et si ce progrès continue — ce qui est probable — la France catholique risque de perdre sa grande avance" (S. 310).

Von befreundeter Seite ist K. darauf aufmersam gemacht worden, daß Deutschland wegen der Sammlungen für Mi

Bonifatiusverein nicht so viel Geld auf die äußeren Missionen verwenden könne. Dies veranlaßte ihn, auch die Einnahmen des Bonifatiusvereins in den Bereich seiner vergleichenden Studien hereinzuziehen. Den 31 Millionen Francs, die der Bonifatiusverein seit seinem fünfzigjährigen Bestehen eingenommen hat, stellt er die viel größeren Summen gegenüber, die in Frankreich für Zwecke der inneren Mission gespendet werden. Vor allem kommen hier in Betracht die Beiträge für den Unterhalt der freien Schulen, die katholischerseits den religionslosen Staatsschulen entgegengesetzt wurden. Im Jahre 1899 haben die Katholiken Frankreichs über 2 Millionen Kindern Volksschul-, 91,000 jungen Leuten Mittelschul- und über 10,000 Jünglingen Hochschul- und Fachschulunterricht verschafft, und zwar ohne einen Heller Kosten für den Staat, ja sogar unter Entrichtung einer nicht unbedeutenden Steuer für die zum Unterricht nöthigen Gebäude. Daß für den Unterhalt dieser zahllosen Schulen jährlich viele Millionen Francs nothwendig sind, liegt auf der Hand. Alle diese Millionen werden aber von den französischen Katholiken gespendet. Auch auf anderen Gebieten hat sich diese bewunderungswürdige Freigebigkeit glänzend bethätigt. Es sei hier nur ein Beispiel aus neuester Zeit erwähnt. Der Bau der neuen Herz-Jesu-kirche auf Montmartre in Paris hat bereits 34 Millionen Francs verschlungen, die alle durch freiwillige Gaben aufgebracht worden sind. Es sollte nun noch für das Jahr 1900 die Kuppel des Riesenbaues vollendet werden. Da erließ vorigen Sommer zu diesem Zwecke die Pariser Zeitung „La Croix" einen Aufruf. Innerhalb einiger Wochen war das noch fehlende Geld — etwa eine Million Francs — beisammen, und die eröffnete Subscription konnte nach kurzer Zeit wieder geschlossen werden. Eines zweiten Aufrufes hatte es nicht bedurft.

Den beiden Abschnitten, die vom Missionspersonal und vom Missionsbudget handeln, hat K. einen dritten beigefügt, worin die Ordensberufe Deutschlands und Frankreichs miteinander verglichen werden. Während das Deutsche Reich etwa 35,000 bis 40,000 Ordenspersonen zählt, kann Frankreich über 180,000 aufweisen. Der Kritiker H. hat allerdings auch

diese Zahlen beanstandet. „Kannengieser“, schreibt er, „kennt eine große Zahl deutscher Ordensgenossenschaften nicht einmal dem Namen nach.“ Welche Genossenschaften K. unbekannt geblieben sind, sagt H. nicht; er sagt auch nicht, daß K. sein Verzeichniß wortgetreu aus dem von der Leo-Gesellschaft herausgegebenen Prachtwerke „Die katholische Kirche“ entnommen hat. Dies Werk ist von der gesammten katholischen Presse Deutschlands sehr beifällig aufgenommen worden; keiner der Recensenten hat, so viel wir wissen, hervorgehoben, daß die darin mitgetheilte Zusammenstellung der religiösen Genossenschaften Deutschlands unvollständig sei. Man ist daher kaum berechtigt, einem in Paris schreibenden Autor zum Vorwurfe zu machen, daß er der Ansicht war, man könne aus einem in Deutschland so gefeierten Werke zuverlässige Angaben über deutsche Verhältnisse schöpfen. H. hätte vielleicht besser gethan, wenn er — aber mit genügender Begründung — seine Kritik gegen die Herausgeber des deutschen Prachtwerkes gerichtet hätte, statt in diesem Punkte K. der Unwissenheit zu zeihen. Aus K.'s Replik wird H. auch ersehen können, daß er mit Unrecht behauptet hat: „Thatsächlich nehmen die Ordensberufe in Frankreich ab.“ Das Gegentheil ist der Fall, wie K. statistisch nachweist. Dabei darf nicht übersehen werden, daß auch der Weltklerus an Zahl stetig zunimmt, trotz der Verpflichtung zum Militärdienste, welchem die Kleriker seit einigen Jahren unterworfen sind. Im Jahre 1894 z. B. sind 3505 junge Leute zu Priestern geweiht worden. Seitdem hat diese Zahl jedes Jahr zugenommen; im Jahre 1898 belief sie sich auf 4681.

Die überaus große Zahl von Ordensberufen, wie auch die wahrhaft großartige Freigebigkeit, mit welcher die französischen Katholiken die Missionen, die christlichen Schulen und andere gute Werke unterstützen, zeigen zur Genüge, daß die Fille aînée de l'Eglise doch nicht so entartet ist, wie es hie und da deutsche Zeitungen darzustellen belieben. Viel umsichtiger urtheilen hierüber die „Stimmen aus Maria-Laach“ (Bd. 55, 1899 S. 217), anläßlich einiger statistischen Mittheilungen über die kirchlich-religiösen Verhältnisse Frankreichs. „Die Folgerungen aus unsern kurzen, aber deutlich redenden statistischen Angaben“, schreibt die Jesuitenzeitschrift, „mag sich jeder selber ziehen. Jene düstern, pessimistischen Urtheile über Frankreich, wie sie selbst in der katholischen Presse wiederholt auftauchen, finden in ihnen jedenfalls keine Unterlage. Oder kann ein Baum, der noch so lebenskräftig blüht und so viele herrliche Früchte reift, bis ins Mark hinein verdorben sein?“

München. Dr. N. Paulus

LXVII.

Die „Los von Rom"-Bewegung in Oesterreich.

IV.

Vor Kurzem ging durch die öffentlichen Blätter folgende Notiz:

„Nach den ‚Unverfälschten Deutschen Worten' sind nunmehr in Folge der ‚Los von Rom'-Bewegung die ersten Zehntausend Austritte aus der katholischen Kirche erreicht. In Böhmen erfolgten in 188 Orten 5519 Uebertritte, in Niederösterreich in 31 Orten 2124, in Steiermark in 39 Orten 1398, in Mähren an 36 Orten 364, in Salzburg in 8 Orten 101, in Kärnthen in 12 Orten 99, in Oberösterreich in 12 Orten 158, in Tirol in 7 Orten 78, in Schlesien in 7 Orten 23 und in den verschiedenen anderen Kronländern 136".

Der Herausgeber der „U. D. Worte" und eigentliche Urheber der ganzen Abfallshetze, Reichsrathsabgeordneter Georg Schönerer von Krems a. d. Donau, hat somit endlich sein Ziel erreicht. Er hoffte bekanntlich schon im Mai vorigen Jahres 10,000 Abfallslustige beisammen zu haben, um dann mit Eklat der Kirche, in der er aufgewachsen ist, den Rücken kehren zu können. Aber die 10,000 ließen auf sich warten. Im Januar d. Js. riß ihm der Geduldsfaden und er meldete ohne das erhoffte große Gefolge bei der staatlichen Behörde seinen Austritt aus der römisch-katholischen Kirche an. Er ist indessen nicht förmlich zur protestantischen Kirche übergetreten. Er ist confessionslos.

Das dürfte auch seinem religiösen Bedürfnisse und seinem Groll gegen den Kaiser vorläufig genügen.

Wenn nun trotz der unerhörtesten Wühlereien seitens der deutschradikalen Partei und trotz der intensivsten Unterstützung, welche diese hochverrätherische Partei bei dem reichsdeutschen „Evangel. Bunde", „Alldeutschen Verbande" und „Gustav Adolf-Verein" gefunden hat, es nicht gelungen ist, in einem Zeitraume von anderthalb Jahren mehr als zehn Tausend österreichischer Katholiken in den Abfallsstrudel hineinzuziehen, dann dürfen wir Oesterreicher schon zufrieden sein.

Bei dem offenkundigen, durch und durch antidynastischen und antiösterreichischen Charakter der „Los von Rom"-Bewegung haben sich die politischen Behörden wohl gehütet, derselben irgendwie Vorschub zu leisten. Der „Verein evangel. Glaubensgenossen" in Wien, der eigens zur Unterstützung dieser Bewegung in's Leben gerufen wurde, mußte in Folge einer Entscheidung der niederösterreichischen Statthalterei sich auflösen; mehrere aus Reichsdeutschland nach Böhmen herübergekommene protestantische Prediger, wie Pfarrvikar K. Lemmer aus Mühlheim am Rhein, wurden ausgewiesen; jene Katholiken, deren Namen auf den bei der Bezirkshauptmannschaft eingereichten Abfallslisten figurirten, wurden aufgefordert, *persönlich* ihren Austritt aus der katholischen Kirche anzumelden: all diese Maßnahmen deuteten auf gute Dispositionen in den Kreisen der staatlichen Autorität. Das hätte denn auch noch gefehlt, daß die Männer, welche ihrem Kaiser und Herrn eidlich versprochen haben, für das Wohl des Landes nach Kräften Sorge zu tragen, wenn auch nur indirekt eine Bewegung unterstützten, welche die Zerstörung des Reiches naturnothwendig zur Folge hat.

Die Auflösung des „Vereines evangel. Glaubensgenossen" durch die niederösterreichische Statthalterei wurde indessen vom Reichsgerichte als *nicht im Gesetze begründet* cassirt. Das war vorauszusehen, wird aber der Bewegung wenig nützen, wenngleich man von gewisser Seite sich wenn

Hoffnungen hingeben zu können glaubte. So ließ sich Ende Januar die „Köln. Zeitung“ von Wien aus schreiben:

„Von erheblicher Bedeutung ist die Entscheidung des Reichsgerichts hinsichtlich des Wiener Vereins evangelischer Glaubensgenossen, der ziemlich scharf und entschieden für die ‚Los von Rom‘-Bewegung eingetreten und dafür vom Statthalter und vom Minister aufgelöst worden war. Das Reichsgericht hat die Auflösung für ungesetzlich erklärt, da einem Verein, der die Pflege der evangelischen Kirche zum Zwecke habe, auch die Propaganda dafür oder die Kritik an Erlässen des evangelischen Oberkirchenrathes nicht verboten werden kann. Der Feldzug jener Behörden, die noch nicht begreifen, daß das moderne Oesterreich ‚confessionslos‘ oder ‚paritätisch‘ ist oder sein soll, gegen die evangelische Propaganda erweist sich somit als gesetzlich nicht begründet. Die Entscheidung des Reichsgerichts dürfte auch dazu beitragen, eine richtigere (!) Auffassung hinsichtlich der aus Deutschland und der Schweiz kommenden Unterstützungen für die evangelische oder für die altkatholische Bewegung zu verbreiten.“

Mitte März fand sich in derselben „Köln. Zeitung“ folgende Correspondenz aus Wien:

„Die Los von Rom-Bewegung vollzieht sich gegenwärtig in ruhigern Bahnen, nachdem das Reichsgericht hinsichtlich evangelischer Vereinigungen entschieden hat, daß die Regierung ebenso wenig berechtigt ist, die evangelische Propaganda zu verbieten, wie etwa die katholischen Missionspredigten u. dgl. In Wien finden nach wie vor allmonatlich Uebertrittsfeiern statt, die dem Protestantismus etwa 30 bisherige Katholiken zuführen. Uebereifrige Bezirkshauptleute, die in jedem Protestanten einen Staatsverbrecher sehen möchten, haben die Erfahrung gemacht, daß sie durch ihr Verhalten nur die Bewegung fördern. (?) So sind in Langenau seit der Ausweisung des Geistlichen Lemmer wieder 40 Uebertritte erfolgt, so daß der Diakon Bathelt aus Duisburg in der dortigen Predigtstation jetzt über 260 Evangelische zählt, bei denen er Bibelstunden abhält. Der evangelische Oberkirchenrath hat, seit der anti-

jesuitische Charakter der Bewegung, die übrigens in Frankreich noch stärker ist als in Oesterreich, sich von den deutschradikalen Antrieben immer selbständiger abhebt, seine anfängliche Aengstlichkeit einigermaßen überwunden und tritt für die Zulassung tüchtiger junger Geistlicher aus Deutschland ein, während die hiesige evangelische Fakultät ihrerseits bemüht ist, ihre Anziehungskraft für die hiesige Jugend durch stärkere Heranziehung allbekannter geistlicher Kanzelredner zu verstärken. Nach einer Uebersicht sind in Böhmen 16 neue evangelische Vicariate begründet. Zehn Vicare sind schon thätig, bei dreien wird die Wahl vorbereitet.“

Zur Ergänzung der sachlichen Angaben in vorstehender Correspondenz sei bemerkt, daß außer den 16 Vicarien in Böhmen, auch 9 in Steiermark, 3 in Kärnthen, 4 in Mähren und 1 in Oesterreichisch-Schlesien neu gegründet wurden, also im Ganzen 33 neue Predigerstationen, oder, wenn man will, Sammelstellen abgefallener Katholiken.

Es ist nur zum Staunen, mit welcher Rührigkeit und Opferwilligkeit der reichsdeutsche Protestantismus sich der rüden Abfallshetze annimmt. So lesen wir in dem „N. Sächs. Kirchenblatt“ vom 25. Februar:

„Von reichsdeutscher Seite ist viel gethan worden und muß weiterhin viel gethan werden. Zu jenen 33 Vicariaten werden im Laufe des Jahres weitere hinzukommen: das ergibt einen Bedarf von mindestens 70,000 M. jährlich hiefür; dazu kommen die beträchtlichen Ausgaben für Flugschriften,[1]) Reiseprediger, hoffentlich auch bald für (semi-

---

1) Was das für Flugschriften sind, erhellt aus folgender Annonce:
Evangelische Flugblätter für Oesterreich, welche unentgeltlich zu beziehen sind durch Carl Braun's Verlag, Leipzig:

An meine katholischen Mitschwestern in Deutschösterreich. Von einer deutschen Oesterreicherin. — Aufklärungen vor! — 6 Choräle mit Noten. — Deutsches Glaubensthum. Ein Gruß an die Ostmark-Deutschen von einem reichsdeutschen Pfarrer. — Die Wahrheit wird Euch freimachen. Ein Wort für die [illegible]

ristisch gebildete) Religionslehrer u. a. Die Kirchenbauten rd ja der Gustav Adolf-Verein übernehmen, welchem dafür Hände zu stärken sind .... Einzelne Bezirke im evangechen Deutschland haben sich besonderer Pflegekinder angenommen: rmen versorgt Langenau (in Böhmen) und Radkersburg, efeld-München-Gladbach versorgt Trebnitz (in Böhmen), Halle rsorgt Cilli (Steiermark) und Westfalen Braunau (in Böhmen)."

Zur „Stärkung der Hände" des Gustav Adolf-ereins hat sich in Deutschland ein eigenes Comitee gebet unter dem Titel: „Comitee zur Förderung der vangelischen Kirche in Oesterreich". An der pitze steht der bekannte Superintendent Meyer von Zwickau. nanntes Comitee hat sich am Anfange dieses Jahres mit

— Doktor Martin Luther. Eine Lebensskizze des großen Reformators. — Ein düsteres Blatt aus der österreichischen Geschichte. — Ein paar Worte über die Bedeutung der Unterschiede zwischen Evangelisch und Römisch-Katholisch. — Ein Traum. Von Nemo, aus dem Französischen übersetzt von A. Kuhlendahl. — 12 Gewissensfragen. — In Banden. Gedicht eines katholischen Steiermärkers. — Katholische Bauern Mittel- und Obersteiermarks. — Los von Rom I. Gedicht eines katholischen Steiermärkers! — Los von Rom II. Gedicht eines Ostmärkers. — Los von Rom III. Gedicht von P. Bräunlich. In Musik gesetzt. Gesinnungsgenossen, insbesonders völkische Gesangvereine werden dringend gebeten, dieses Lied einzuüben. Es ist erschienen bei Joh. Sernau in Weimar und von dort zu beziehen: Ausgabe A (Lied mit Begleitung) Preis 30 Pf. Ausgabe B (Männerchor, Part.) Preis 20 Pf. — Luther, der deutsche Patriot, der Mann seines Volkes. — Luther's Reformationsschriften vom Jahre 1520. — Protestant — der herrlichste Ehrenname. — Protestantismus und deutsches Volksthum. — Der Uebertritt von der römisch-katholischen zur evangelischen Kirche in Oesterreich. (Gesetzliche Bestimmungen hierüber). — Von der Entstehung des Papstthums. — Was Dr. Martin Luther von der Kirche lehrt. — Was hat das deutsche Volk der Reformation zu verdanken. — Was noth thut! — Glaube! Evangelischer Glaube! — Wie Böhmen wieder katholisch wurde. — Wie unterscheidet sich die evangelische Kirche von der römisch-katholischen? — Wie wurde Salzburg katholisch gemacht?

einem langen Aufrufe an das protestantische Deutschland gewendet zur Weckung des Interesses und zur Beschaffung der erforderlichen Geldmittel. Der Aufruf ist mit 800 Unterschriften (darunter auch Hofprediger a. D. Stöcker) bedeckt und enthält unter Anderem folgende Sätze:

„Zehntausend oder mehr österreichische Deutsche haben im vergangenen Jahre die Fesseln gelöst, die sie bisher im Gefolge des Papstthums festhielten und immer größer wird ihre Zahl.... Deutsche Männer und Frauen ohne Zahl (!!!), die nicht so glücklich sind, evangelischen Gottesdienst in erreichbarer Nähe zu haben, warten und warten, ob die Stimme gemeinsamen Blutes in uns nicht lebendig wird, ob wir deutschen Protestanten uns nicht endlich darauf besinnen wollen, daß wir im Süden des Erz- und Riesengebirges noch Brüder haben, die ein Anrecht darauf besitzen, von uns zu Theilhabern unserer höchsten Güter gemacht zu werden.... Sie rufen das protestantische Volk auf; durch reiche Opfergaben die Männer zu stützen, welche sich zusammenthaten, um Gottesdienste zu ermöglichen an all den Orten, wo die evangelische Predigt seit den traurigen Zeiten der Glaubensverfolgung völlig verstummt war“.

Temperamentvoll sind diese Sätze und sie werden auch manche Mark in die Kriegskasse des Gustav Adolf-Vereins geleitet haben; aber ein Zeugniß für die Wahrheit legen sie nicht ab, was übrigens auch nicht zu erwarten ist.

Neuestens hat auch, wie die Blätter melden, der Leipziger Centralvorstand des Gustav Adolf-Vereins an alle Haupt- und Zweigvereine ein Circular versendet mit der dringenden Aufforderung zu einer besonderen Sammlung für die besonderen Nöthen und Aufgaben der evangelischen Kirche Oesterreichs. Daß diese Sammlung respektable Summen aufbringen werde, daran ist nicht zu zweifeln.

Wir nehmen es den Protestanten Deutschlands durchaus nicht übel, wenn sie für ihre ausländischen Glaubensgenossen sorgen und ihnen zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse in thatkräftiger Weise beispringen. Wir Katholiken

nehmen ja dasselbe Recht in Anspruch und schon manche österreichische Krone ist beispielsweise nach Berlin gewandert für katholische Kirchenbauten. Aber etwa Missionäre ausrüsten und sie ausschicken, damit sie in den protestantischen Orten Norddeutschlands Propaganda treiben: so etwas würde uns denn doch nicht einfallen, und dann erst recht nicht, wenn diese Propaganda von einer antideutschen Partei angeregt und ausgenützt würde zu politischen Zwecken. Die ganze religiöse Abfallsbewegung hier in Oesterreich ist und bleibt eine politische Sache. Schönerer und seine Partei, die notorisch auf die Auflösung des österreichischen Staates hinarbeiten, haben die Abfallsbewegung aufs Tapet gebracht. Diesen Leuten ist es nur darum zu thun, die Verwirrung im Staate zu vergrößern, die Dynastie zu kränken, den Antagonismus zwischen Deutschen und Slaven zu verschärfen und so der Auflösung des ganzen Staatswesens die Wege zu bereiten. Keine österreichische Regierung kann und darf dem Treiben dieser Partei ruhig zusehen; sie würde in gröblicher Weise ihre Pflicht verletzen und würde sich des Verrathes an Dynastie und Vaterland schuldig machen. Und weil die protestantische Propaganda in Oesterreich, wie es ja offen zu Tage liegt, im Dienste der deutsch-radikalen Partei steht, so kann und darf auch keine österreichische Regierung diese Propaganda dulden, muß sie hemmen und unmöglich machen. Das ist sie dem Lande und dem Herrscherhause schuldig. Mecklenburg z. B. würde mit katholischen Proselytenmachern, welche sich bei ihm festsetzen wollten, ganz gewiß kurzen Proceß machen; es würde dieselben schleunigst über die Grenze schaffen und das protestantische Deutschland würde ebenso gewiß diese Maßregel mit Freuden begrüßen.

Unserer Regierung sind durch das reichsgerichtliche Erkenntniß, von dem wir oben gesprochen haben, ein wenig die Hände gebunden. Trotzdem stehen ihr noch reichlich Mittel zu Gebote, ihrer verantwortungsvollen Aufgabe gerecht zu

werden. Was aber z. B. im Januar in den Zeitungen berichtet wurde, sollte denn doch nicht vorkommen. Da war Folgendes zu lesen:

„Es ist für die ausländischen Druckerzeugnisse der ‚Los von Rom‘-Bewegung, die den Staatsanwalt zu scheuen haben, ein förmlicher Schmugglerdienst eingerichtet. Dieselben werden theilweise bei Asch in der Nacht über die Grenze geschafft, theilweise erst bei Jägerndorf herübergeschmuggelt; eine regelrechte Paschercompagnie von 14 bis 16 Mann besorgt das Geschäft, theilweise gratis, um das romantische Abenteuer mitzumachen. Von Jägerndorf aus werden diese Druckerzeugnisse als schlesische Leinwand weiter versendet und gehen in großen Päcken nach Wien, von wo aus der Vertrieb durch die Vereine erfolgt. Von diesen Praktiken scheinen unsere Behörden keine Ahnung zu haben, wenigstens haben sie noch nirgends davon etwas merken lassen. Es wird dies wahrscheinlich auch in Zukunft so bleiben. Wir theilen dies hier auch nur mit, nicht etwa in der Hoffnung, daß diese sicheren Daten unsere Behörden auf die deutlich angegebene Spur führen werden, sondern nur, um das Verwerfliche und den Fanatismus dieser Agitation zu beleuchten. Wir bemerken, daß in Passau unter verschiedenen Waarendeclarationen dasselbe Manöver aufgeführt wird".[1])

So etwas geht denn doch weit über die Grenzen des Zulässigen hinaus. Videant consules!

Indessen versteht es sich von selbst, daß wir Katholiken in Oesterreich von der staatlichen Gewalt nicht zu viel erwarten dürfen. Die staatlichen Organe können, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, auch abgesehen von dem reichsgerichtlichen Urtheilsspruche, bei der „Los von Rom"-Bewegung immer nur in beschränktem Maße von ihrer Gewalt Gebrauch machen. Sie können ungehörige Einflüsse und Machenschaften von Außen polizeilich abwehren, können der deutschradikalen Agitation gewisse Schranken ziehen, können Vergewaltigungen

1) Wiener „Reichspost" vom 12. Januar.

der Rechte der katholischen Kirche verhindern. Dabei ist aber stets im Auge zu behalten, daß die regierenden Kreise in Folge des unseligen, alle öffentlichen Verhältnisse immer mehr zerrüttenden Nationalitätenhaders das nothwendige Selbstvertrauen leider nicht mehr besitzen. Sie fühlen sich nicht sicher, leben von heute auf morgen, oder, wie Graf Taaffe seiner Zeit sich ausdrückte, „wursteln weiter", und finden nicht den Muth zu energischem Handeln. Die Regierungsgewalt ist zur Zeit in einem Grade gelähmt, daß von dieser Seite große erlösende Thaten kaum zu erhoffen sind. Traurig für jedes patriotische Oesterreicherherz, aber nicht zu ändern.

Für uns bleibt nichts anderes übrig, als selbst uns zu helfen und zu schützen gegen den Seelenraub, mit dem wir von unseren inner- und außerösterreichischen Feinden bedroht sind. Eine energischere zielbewußte Selbsthilfe wäre schon längst am Platze gewesen. Außerordentliche Zeiten verlangen außerordentliche Anstrengungen. Leider hat man im Anfange vielfach die Abfallsbewegung zu sehr unterschätzt. Das war ein großer Fehler, der aber wieder gut gemacht werden kann und muß. Nicht als ob die uns abgejagte Beute von 10,000 Seelen wieder zurückgewonnen werden könnte; vielleicht dürfte auch dies theilweise möglich sein. Aber weitere Verluste, die gar nicht außer Berechnung stehen, müssen hintangehalten werden, mag es kosten, was es will. Das sind wir unserer Kirche schuldig.

Ein empfindlicher Nachtheil für die Sache der Kirche speciell in dem von der deutschradikalen Partei durchwühlten Nordböhmen war es, daß es vielfach an Gotteshäusern und an einer geordneten Seelsorge fehlte. In den Fabriksgegenden sind Orte, welche früher nur unscheinbare Dörflein waren und deßhalb keiner selbständigen Pastoration sich erfreuten, durch unaufhörlichen Arbeiter- und Handwerkerzuzug mit der Zeit zu volkreichen Gemeinden herangewachsen. Und auf derartige seelsorgerlich mehr oder weniger verwahrloste

Gemeinden hat sich mit Vorliebe die Abfallshetze geworfen; hier hat sie ihre meisten Fänge gemacht. Ganz natürlich. Wo ein Hirte nicht zur Stelle ist, werden die Schafe verführerischen Lockungen leicht zum Opfer fallen. So war Turn[1]) bei Teplitz vor noch nicht gar langer Zeit ein kleiner Ort; heute ist es eine große Gemeinde von über 10,000 Einwohnern. Es wird von dem eine halbe Stunde entfernten Weißkirchlitz pastorirt, gleich mehreren andern von Fabrikarbeitern stark bevölkerten Ortschaften. Die ganze Pfarrei Weißkirchlitz hat jetzt im Ganzen an 20,000 Seelen, aber nur eine Kirche, dazu kaum 800 Menschen fassend und nur vier Seelsorgspriester. Das große, wichtige Turn blieb ohne eigene Kirche und Seelsorge; für die 22 vorhandenen Schulklassen konnte erst in jüngster Zeit ein eigener Katechet angestellt werden! Wir sind überzeugt, läge Turn in der preußischen Rheinprovinz oder in Westfalen, es hätte schon längst seine Kirche mit der erforderlichen Anzahl Seelsorgspriester. Hier liegt unstreitig ein Versäumniß vor, das hätte vermieden werden müssen.

Das pastorell vernachlässigte Turn wurde gleich im Beginn der „Los von Rom“-Bewegung der Schauplatz deutschradikaler Werbungen für den Protestantismus. Kaum waren einige „Abfälle“ ergattert, constituirte sich ein „deutsch-evangelischer Kirchenbauverein“. Das Flugblatt, welches dieser Verein überallhin versandte zwecks Aufbringung der für einen Kirchenbau erforderlichen Geldmittel, trug die bezeichnende, aber für uns Katholiken wenig schmeichelhafte Aufschrift: „In Turn müssen zuerst die evangelischen Glocken läuten“. Und sie haben in der That zuerst geläutet. Am 17. December vorigen Jahres schon, am dritten Adventsonntage, wo in der protestantischen Nothkirche der erste Gottesdienst stattfand, wurden sie geläutet. Und wie läuten sie? Das sagt uns ein phantasievoller Herr, der über die

1) Zum Landtagswahlkreis des bekannten K. H. Wolf gehörig!

Weihe der Nothkirche in der österreichischen „Evangelischen Kirchen-Zeitung" des Näheren berichtete und am Schlusse seines Berichtes ausrief:

„So ist dies Holzkirchlein — eine Nothkirche in mannigfacher Bedeutung — als erstes in der ‚Los von Rom'-Bewegung vollendetes Gotteshaus seiner Bestimmung übergeben; von seinem Thürmchen herab ruft alltäglich die Glocke: Los von Rom! Kommet zu Jesu!"

Und die Katholiken in Turn? Erst im April d. Js. drang die Kunde in die Oeffentlichkeit, daß endlich auch ein katholischer Kirchenbauverein zu Stande gekommen sei. Derselbe wandte sich mit einem Aufrufe an die katholische Mildthätigkeit. Aus dem Aufrufe mögen folgende Stellen hier stehen:

„Die Gemeinde Turn hat eine Einwohnerzahl von über 10.000 Seelen, meistens Fabrikbevölkerung; es fehlt aber bis jetzt eine Kirche. Und doch ist besonders in dieser Gemeinde, in welcher die ‚Los von Rom'-Bewegung durch die hetzerische Thätigkeit in- und ausländischer Prädicanten sich immer mehr festsetzt und ausbreitet, ein religiöser Mittelpunkt so nothwendig. Hunderte sind schon abgefallen und es ist noch gar kein Ende; denn die meist lutherischen Fabrikanten verhängen die Entlassung aus der Arbeit, wenn Jemand nicht in den Abfall willigt .... Schon spotten die Neulutherischen über die „reiche" Papstkirche, welche sich die privilegirt „alleinseligmachende" nennt und doch gar nichts thut, während auf gegnerischer Seite in kurzer Zeit große Summen beisammen waren."

Es war höchste Zeit, daß man sich zu einer That aufraffte. Und hoffentlich wird auch der Appell an die katholische Opferwilligkeit ein kräftiges Echo finden.

Aehnlich, wie in Turn, liegen die Verhältnisse an vielen Orten des fabrik- und industriereichen Nordböhmens. Von Aussig a. d. Elbe ging Anfangs dieses Jahres ein Aufruf in die Welt hinaus zu Gunsten einer neuen katholischen Kirche in der ca. 2500 Seelen starken, zur Pfarrei Aussig gehörenden

Filialgemeinde Krammel-Obersedlitz, aber erst, nachdem
der fünfte Theil der Bevölkerung zum Protestantismus
gefallen war. Fast scheint es, als ob der Abfallsstur
kommen mußte, auf daß die Wächter des Heiligthums in
würden, was noth thue.

Selbstverständlich ist mit dem Baue neuer Gotteshä
nicht alles gethan, nicht einmal die Hauptsache. *Mit d*
Sorge für Kirchenbauten muß natürlich d
Sorge für die Vermehrung des Pastoration
klerus mindestens gleichen Schritt halten.
opferwillige und seeleneifrige Priester müssen in die Schran
treten, und müssen mit allen Mitteln des Geistes und
Liebe die Vertheidigung der bedrängten Kirche führen.
gebildete Laienwelt Nordböhmens steht ohne nennenswer
Ausnahmen den Interessen der Kirche theilnahmslos geg
über. Von ihr ist *für* die Kirche nichts zu erwarten
wir müssen zufrieden sein, wenn sie nicht positiv ge
die Kirche ihren Einfluß geltend macht. Die Abwehr
gewaltthätigen deutschradikalen und protestantischen Agita
fällt darum dem Klerus allein zur Last. Und der Kl
kann und darf sich dieser Abwehr nicht entziehen, wi
sich nicht selbst aufgeben, und will er nicht vor dem Fo
der Geschichte sich den schweren Vorwurf zuziehen, da
zur Zeit der Noth seine Aufgabe nicht erfaßt habe.

Nun wissen wir wohl, daß hier zu Land an deut
Priestern ein unverhältnißmäßig großer Mangel her
Ein ganz bedeutender Procentsatz deutscher Seelsorgsta
ist mit Priestern czechischer Nationalität besetzt. F
entspricht es principiell dem Geiste der Kirche durchaus
die Priester nach ihrem Nationale zu fragen; sie sind
vertreter Christi, des Hohenpriesters der ganzen Mens
und Beamte des Weltinstitutes, der katholischen Kirche
Zeiten des Friedens und der Ruhe reicht man mit
Erwägung gewiß aus; in Zeiten des Kampfes, der polit
Wirren und nationalen Aufregung aber nicht. Un

als liebende Mutter mehr zum Dienen als zum
jen geneigt, und wohl wissend, daß ihr Herr und
r das Gebot gegeben, das geknickte Rohr nicht ganz
brechen und den glimmenden Docht nicht ganz zu ver-
, sie nimmt auf alle Verhältnisse Rücksicht, schmiegt
enselben an, nur damit die Interessen Christi und
Reiches keinen Schaden erleiden. So bedauerlich es
, daß jetzt in den deutschen Gemeinden Böhmens die
hen Priester, auch wenn sie der deutschen Sprache
z sind und in nationalen Streitfragen sich reservirt
doch mit Mißtrauen behandelt werden, so muß damit
oder übel gerechnet werden. Nur deutsche Priester
in Deutschböhmen jenen Einfluß gewinnen, der noth-
und stark genug ist, die in den dortigen Bevölkerungs-
n stark fluthenden Wogen des Antikirchen- und Anti-
ithums zu stauen und zum allmählichen Ablaufen zu
n. Und wenn deutsche Priester in genügender Anzahl
men nicht zu haben sind, müssen sie in anderen Kron-
i gesucht werden; und wenn sie auch da nicht zu
sind, bleibt kein anderer Ausweg, als sie in Deutsch-
u suchen. In Zeiten der Noth sucht man Hilfe, wo
e findet.

Nit einer erweiterten und thätigeren Pastoration muß
h eine rege Agitation Hand in Hand gehen. Die
che Meinung muß durch Flugblätter und Flugschriften,
frisch und populär geschriebene Broschüren, durch
ützung der katholischen Presse,[1]) durch Wanderversamm-

eider existiren in Böhmen keine auf gläubig christlichem Boden
ehende einflußreiche Tagesblätter. Die ganze deutsche Tages-
resse ist in den Händen von Kirchenfeinden. Die einzigen
olitischen Blätter katholischer Richtung sind die in Warnsdorf
scheinende „Oesterreichische Volkszeitung" und das
urer „Volk", aber beide kommen die Woche nur zweimal
raus. Beide Blätter sind gut geschrieben, bieten eine Menge
ehrstoff, laboriren aber an Abonnentennoth und haben auf die
estaltung der öffentlichen Meinung geringen Einfluß. Die „Oesterr.
Volkszeitung" erscheint schon in ihrem 28. Jahrgange; ihr

lungen, durch Gründung von Vereinen u. a. nachhaltigst beeinflußt werden. Wäre die unzeitgemäße Badenische Sprachenverordnung mit all ihren traurigen Folgen für unser innerpolitisches Leben nicht gekommen, die in Wien dominirende christlich-sociale Partei hätte ihre zugkräftige Agitation auch nach Nordböhmen verpflanzt und dem abgewirthschafteten österreichischen Liberalismus das Terrain abgerungen. Der christliche Gedanke wäre nach und nach auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens schon wieder zu seinem Rechte gekommen, die seelsorgerliche Thätigkeit des Klerus hätte dann in ruhigeren Bahnen sich bewegen und erfolgreicher sich entfalten können. Nun es aber anders kam, darf man doch nicht den Muth sinken lassen. Nur die sich selbst aufgeben, sind verloren.

Sehr sympathisch mußten die Mahnworte berühren, welche ein nordböhmischer Dechant im „Correspondenzblatt für den Klerus Oesterreichs" (vom 10. April 1899) an seine Amtsbrüder richtete:

„Es wird erfordert, die Gläubigen in ruhig ernster Weise auf die ihrem Glauben drohende Gefahr aufmerksam zu machen, in Kirche, Schule und Privatgesprächen die wichtigsten Unterscheidungslehren faßlich darzulegen, möglichst viele praktische Flugschriften zu verbreiten. Die Reformatoren müssen dem Volke rücksichtslos in ihrer ganzen Erbärmlichkeit vorgeführt werden und dasselbe durch den Hinweis auf die Martyrer der hl. Kirche, wie auf die zur Zeit der Reformation (namentlich in England) zur Standhaftigkeit begeistert werden! Es wird sich empfehlen, besondere Andachten zu halten, z. B. zum hl. Joseph als Patron der hl. Kirche! Zugleich wird der

Gründer und Herausgeber, Priester Ambros Opitz, hat sie unter den größten Schwierigkeiten und persönlichen Opfern bis jetzt fortgeführt und sich dadurch um die Sache der Kirche in Nordböhmen unbestreitbare Verdienste erworben. In Nord-West-Böhmen ist das Blatt unter dem Titel „Egerland" verbreitet. Das Duxer Blatt ist die Fortsetzung der früheren Biliner „Volksschrift", die sich wegen ihrer verfehlten politischen Haltung nicht halten konnte.

kluge Seelsorger alles vermeiden, was irgendwie Anlaß zur Unzufriedenheit mit ihm geben könnte, er wird nachgeben, so weit er nur kann, auch seine berechtigten Stolaforderungen wird er möglichst einschränken. Es sind eben abnormale Zeiten!"

Diese ernsten Mahnworte sind gewiß nicht unbeachtet geblieben. In dem hier ausgesprochenen Geiste wird, so hoffen wir, der nordböhmische Klerus weiter arbeiten, kämpfen und ausharren, bewußt seiner Pflicht und voll Vertrauen auf den Segen von Oben.

Nun noch ein paar Worte zu der Broschüre, welche vor ca. vier Monaten Inspektor Diefenbach von Frankfurt a. M. unter dem Titel: „Die Wahrheit über die Los von Rom-Bewegung in Oesterreich" hat erscheinen lassen, und welche damals einiges Aufsehen erregte. Das frisch geschriebene Schriftchen haben wir mit großem Interesse gelesen. Daß der Verfasser die Wahrheit sagen wollte, steht natürlich ganz außer Frage; und daß er sie sagen wollte aus Sympathie für Oesterreich, steht für uns gleichfalls bombenfest. Daß er aber auch die Wahrheit in allem getroffen habe, kann doch füglich bezweifelt werden. Die herbe Kritik, welche die Broschüre in der „Köln. Volkszeitung" vom 31. Januar[1]) und in der Wiener „Reichspost" (vom 20. Januar) erfahren hat, schießt indessen doch ein wenig über das Ziel hinaus. Das fünfte Kapitel mit der Aufschrift: „In deinem Lager ist Oesterreich", war es vor allem, das dem Kritiker in dem rheinischen Blatte Mißbehagen verursachte. Wir sind auch nicht mit dem Kapitel ganz zufrieden, müssen jedoch diese Unzufriedenheit etwas einschränken. Was der Verfasser der Broschüre z. B. über die Klosterpfarreien[2]) sagt, daß manche Klöster nicht das leisten, was sie kraft ihrer Gründung

1) Sie rührt übrigens von einem mit den österreichischen Verhältnissen lang vertrauten Manne her. A. d. R.

2) Uebrigens werden aus den „Klosterpfarreien" fast keine Uebertritte gemeldet!

leisten sollen; daß die Erstcommunion manchenorts nicht mit jener unterrichtlichen und ascetischen Vorbereitung und mit jener Herz und Gemüth tiefergreifenden Feierlichkeit begangen wird, wie es die Wichtigkeit der Sache verlangt und wie es, wie wir aus Erfahrung wissen, in den deutschen Diöcesen allgemein prakticirt wird: das sind Mißstände, die auch von Tieferblickenden bei uns empfunden und beklagt werden. Anderes aber in dem fünften Kapitel ist doch sehr anfechtbar. So z. B., was über das Universitätsstudium der jungen Theologen gesagt wird. Ich wüßte nicht, was z. B. der Tiroler Klerus für seine berufliche Ausbildung gewinnen könnte, wenn er zwei Semester an der Universität Innsbruck studirte, statt in den Seminarien zu Brixen und Trient. Bessere allgemeine Bildung? Größere Befähigung für den Verkehr mit der Welt? Ich glaube, das ist eine Täuschung. Was überhaupt das interessante Kapitel: Seminarbildung oder Universitätsbildung des Klerus betrifft, so ist Referent für seine Person derselben Ansicht, wie L. v. Hammerstein, der im dritten Hefte der heurigen „Stimmen aus Maria-Laach" einen lesenswerthen Aufsatz darüber geschrieben hat.[1])

Auf Seite 65 (zweite Auflage) sagt Inspektor Diefenbach: „Die Berufung auf die politischen Motive bei der Los von Rom-Bewegung bietet wenig Trost. Denn nicht der Anstoß zum Abfall, sondern die Möglichkeit des Abfalls der Politik wegen ist das Betrübendste". Gewiß ist es für jedes gläubige Herz betrübend, daß Katholiken aus politischen Motiven abfallen, noch betrübender, daß sie so leicht abfallen, und überhaupt abfallen können. Aber darf dafür der Klerus allein verantwortlich gemacht werden? Der Glaube ist eine Gnade Gottes! Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle. Versuchen wir nicht, die geheimen Gerichte Gottes zu ergründen.

Aus Böhmen. * * *

---

1) Vergl. jedoch hiezu die Gegenbemerkungen eines „Academicus" in der literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung v. 4. April 1900. A. d. R.

LXVIII.

Die altdeutſchen Paſſionsſpiele.

I.

Wenn wir es in der folgenden Abhandlung verſuchen, nſeren Leſern den Entwicklungsgang des mittelalterlichen Baſſionsdramas von ſeinen beſcheidenen Anfängen bis zur eichſten Entfaltung zu ſkizziren, ſo waren für die Wahl ieſes Themas zwei Gründe maßgebend. An erſter Stelle ie Thatſache, daß ſich unſere literarhiſtoriſche Forſchung in en letzten 15 Jahren mit beſonderem Intereſſe und Fleiße uf die Sammlung und Durcharbeitung der Ueberreſte nſeres alten Dramas warf, während vorher Epos und Lyrik die Gunſt der Germaniſten genoſſen hatten. Dieſe Bemühungen um die Erkenntniß des altdeutſchen Dramas waren erfolgreich. Wir ſind heute in der Lage, ein ziemlich klares Bild von der Entſtehung und Entwickelung ſowie von der Bühneneinrichtung des mittelalterlichen Schauſpieles zu entwerfen, wir können wenigſtens über wichtige Punkte bedeutend zuverläſſigere Aufklärungen geben, als es vor den Büchern, die Milchſack, Lange, Wirth, Froning und Wackernell veröffentlichten, möglich geweſen wäre.[1]) Den

1) Sollte einer unſerer Leſer ſich eingehender mit dieſem Gebiete beſchäftigen wollen, ſo kann er ſich am bequemſten einen Ueberblick über das deutſche Schauſpiel des Mittelalters in Froning „Das Drama des Mittelalters“ (Stuttgart 1891. 3 Bände) verſchaffen. Froning hat nämlich Beiſpiele aus allen Entwicklungsſtadien ausgewählt und zuſammengeſtellt. Die alten Texte ſind mit ſchönen Einleitungen und vielen erklärenden Noten verſehen, ſo daß ſich jeder gebildete Leſer darin mit einiger Geduld und Ausdauer zurechtfinden kann. Eine zuſammenfaſſende Darſtellung

Aufführungen in Oberammergau, wo man eine alte Traditi
heilig hält, sowie den religiösen Spielen, die man an ander
Orten zu neuem Leben erweckte, gebührt das Verdienst,
allgemeines Interesse für jene volksthümliche Dramatik d
Mittelalters geweckt und anderseits auch der literarhistorisch
Erforschung derselben manchen wirksamen Anstoß geboten
haben. Nun erwarten wir gerade für den kommend
Sommer die großartigen Darstellungen von Oberammerg
die wieder Tausende und Tausende nach dem stillen Gebirg
winkel locken werden, den Einen religiöse Erhebung, d
Anderen wenigstens eine neue Nahrung für ihre übersättig
Nerven spendend. Die Wiederkehr des Spieles in Ob
ammergau ladet gleichfalls zu einer Rundschau auf j
Passionsdramen ein, aus denen es erwuchs, und dies
der zweite Anlaß für meine Ausführungen.

Wie einst im alten Hellas aus den religiösen Fe
gebräuchen sich eine reiche dramatische Kunst entwickelte,
ruhen die Keime des mittelalterlichen Dramas in d
liturgischen Handlungen der katholischen Kirche. Man
wiederholt darauf hingewiesen, daß der katholische Gott
dienst zu dramatischer Belebung hinneige. Die Wechselred
und symbolischen Handlungen der hl. Messe, die Responsori
Antiphonen und Kapitel der Vesper und des übri

---

des mittelalterlichen Dramas im ganzen Abendlande gibt
Creizenach im 1. Bande seiner „Geschichte des neueren Dram
1. Bd. (Halle 1893). Außer den Publikationen Milchsacks,
zuerst eine philologisch fruchtbare Untersuchung der Entstehun
geschichte des religiösen Dramas einleitete, verdient Lud
Wirths Buch „Die Oster- und Passionsspiele bis zum 16. Ja
hundert" (Utrecht 1889) besondere Beachtung. Endlich sei
Wackernells letzte Arbeit: „Altdeutsche Passionsspiele
Tirol" (Graz, 1897) hingewiesen, die viel Neues und Interessan
bringt. Die weitläufige Literatur über die einzelnen Gebiete
in Goedekes „Grundriß" und seit 1890 in den „Jahresberich
für neuere deutsche Literaturgeschichte" (Stuttgart, Göschen)
finden.

rchlichen Stundengebetes führten von selbst zu einer
ollenvertheilung im dramatischen Sinne. Fruchtbar und
deutend für die Entstehung und das Wachsthum des
ligiösen Schauspieles wurde aber zunächst die Auferstehungs-
ier am Osterfeste. Aus dem Kloster St. Gallen stammt
n österlicher Wechselgesang — ein Zwiegespräch
vischen Engel und Frauen am Grabe Christi — der bis in
n Anfang des 10. Jahrhunderts zurückreicht und den man
it Recht als einen ersten Keim der späteren Osterdramen
ispricht. In den Introitus der Ostermesse wurden nämlich
lgende vom Chor abwechselnd vorgetragene lateinische Verse
ngeschoben:

Frage: „Wen suchet ihr im Grabe, o Christinnen?"

Antwort: „Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten, o
immelsbewohner."

„Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er vorausgesagt
it, gehet, meldet, daß er aus dem Grabe auferstanden ist."

Darauf noch der Satz:

„Ich bin auferstanden, nachdem ich Mensch geworden bin
nd Deine väterlichen Befehle erfüllt habe." [1])

Die ersten drei Verse dieses Wechselgesanges begegnen
ist in allen lateinischen Osterfeiern der folgenden Jahr-
underte. Dramatischen Charakter erhielt dieser liturgische
Gesang jedoch erst durch seine Verbindung mit dem Gange
er drei Marien zum Grabe. Schon das 10. Jahrhundert
ennt nämlich auch folgenden Gebrauch. Nach dem dritten
Responsorium des Ostermatutinums gingen drei Priester im
eißen Kleide, die drei Frauen darstellend, zum Grabe, das
i der Nähe des Hochaltars errichtet war („quaedam
ssimilatio sepulcri"). Dort trafen sie einen oder zwei
Priester, ebenfalls mit der Alba bekleidet und den Palmzweig
i der Hand als Engel am Grabe sitzend. Nun entwickelt
ich zwischen Engel und Frauen jenes oben angeführte
Zwiegespräch. Die drei Frauen kehren mit der frohen Botschaft

1) Creizenach, a. a. O. 47. f.

der Auferstehung zum Chore beim Hauptaltar zurück.
wird das Te Deum angestimmt und das Matutin
geschlossen. Dieses Intermezzo zeigt uns die primiti
Form des geistlichen Dramas. Was zuerst zwei Chöre sang
ist eine Art Dialog geworden, von einer höchst einfach
Handlung begleitet. An diese allereinfachste Scene glied
sich nach und nach neue Bestandtheile an: einzelne S
aus der Liturgie, lateinische Hymnen und die dialog
verwerthete Sequenz „Victimae paschali". Dazu ein p
neue Scenen: der Wettlauf des Petrus und Johannes z
Grabe und die Erscheinung des Auferstandenen vor Ma
Magdalena. Die 6 bei Froning abgedruckten *lateinisch*
Osterfeiern aus St. Gallen, Straßburg, Bamberg, Tr
Augsburg und Nürnberg illustriren ganz deutlich, wie du
immer neue Zusätze aus jenem bescheidenen Wechselgesprä
im Verlaufe von ein paar Jahrhunderten ein klei
liturgisches Drama mit drei geschickt in einandergefüg
Scenen herauswächst. Zu den prosaischen Sätzen tre
bald auch Verse und mit dem Fortschritte der lateinisch
Reimkunst vervollkommnen sich diese metrischen Einlagen.

Langsam und allmählich belebte man diese Scen
immer reicher. Während die drei Frauen zuerst stumm z
Grabe und stumm von dort zurückschritten, mußten sie b
eine passende Antiphon oder einen Hymnus während ih
Ganges singen. Die Handlung wurde bewegter, indem
Frauen oder die Apostel Petrus und Johannes, der A
forderung des Engels folgend, ganz nahe zum Gr
schritten, das Grablinnen Christi herausnahmen und dasse
bei der Rückkehr zum Altare dem Chore zeigten und ind
sie diese Handlung wieder mit entsprechenden Wor
begleiteten: „Seht, o Genossen, Linnen und Schweißtu
Christi Leib fanden wir nimmer im Grabe." Am weitest
ging die an letzter Stelle genannte Nürnberger Osterfei
indem sie sogar die Person Christi im Zwiegespräch m
Magdalena vorführte und zwar in einem recht lebhaft

wegten Zwiegespräch. Die Bühnenanweisungen fordern nämlich, Maria soll durch ihr Geberdenspiel anzeigen, daß sie Jesum erkenne, sie soll vor ihm niederstürzen, um seine Füße zu umschlingen, sie soll dann eine ehrerbietige Haltung annehmen und so dem ernsten „noli me tangere“ des Heilandes lauschen, sie soll endlich bei der Begegnung mit den Aposteln ihre Freude bezeugen. Auch der auftretende Erlöser, reich geschmückt und als Triumphator die Kreuzesfahne in der Hand tragend, führt sich sehr wirkungsvoll ein. Bald sollte die Person des Heilandes der Mittelpunkt des kirchlichen Dramas werden. Wir haben am Nürnberger Stücke, wie Froning bemerkt, einen „dramatischen Einakter“, wenn auch in primitivster Form, vor uns. Lebhafte Handlung und ausdrucksvolle Worte, Rede und Handlung einander ergänzend, Wechsel von Vers und Prosa, mehrere Scenen zu einem Ganzen verbunden. Vielleicht trat in mancher dieser älteren Osterfeiern als stumme Person bereits der Salbenkrämer auf, der später eine so beliebte und „dankbare“ Rolle wurde.[1]) Das Volk beantwortete die Verkündung der Auferstehung am Schlusse mit dem Osterlied: „Christ ist erstanden“.

Langsam wie jede Kunstentwicklung in ihren Anfängen hatte sich dieser Proceß vollzogen. Zwischen 900—1200 geht das eben geschilderte Wachsthum der liturgischen Feier vor sich. Der Gesammtcharakter dieser Aufführungen blieb dabei stets durchaus kirchlich im strengsten Sinne. Das Wesentliche ihres Inhaltes ist fast wörtlich aus den Evangelien und der Liturgie geschöpft. Die Sprache ist die lateinische. Alles wird in der Kirche von Geistlichen gesungen und dargestellt. Die Aufführung, die ein ernster feierlicher Grundton beherrscht, bildet mit einem Worte einen Bestandtheil des kirchlichen Gottesdienstes. Und wie beliebt und verbreitet diese kirchliche dramatische Feier war, zeigt schon die Zahl der erhaltenen

1) Creizenach a. a. O. 52.

Texte. Lange's Buch „Die lateinischen Osterfeiern" enthält nicht weniger als 224 solcher Stücke, darunter 159 aus Deutschland und 52 aus Frankreich. Und doch scheint der überlieferte Reichthum noch nicht einmal erschöpft zu sein. Diese verhältnißmäßig kurzen und einfachen Osterfeiern dauern auch noch fort, nachdem sich neben ihnen und außerhalb der Kirche bereits eine reichere und buntere Dramatik entwickelt hatte. Ja, sie lassen sich bis ins 18. Jahrhundert herauf verfolgen. Neben den lateinischen Osterfeiern entwickeln sich in ganz ähnlicher Weise die kirchlichen Aufführungen zu Weihnachten und Dreikönig, die aber nicht in den Umkreis unseres Themas gehören und daher nur im Vorübergehen erwähnt sein sollen.

War durch die einfachen Darstellungen der Osterereignisse die Schaulust des Volkes einmal geweckt worden, so verlangte diese bald neue und reichlichere Nahrung. Die Geistlichen widersetzten sich ihrerseits diesem Verlangen nicht. Sie betrachteten es als wünschenswerth, durch die sinnfällige Darstellung der heiligen Ereignisse mächtiger zu den Herzen und Gemüthern zu reden und so den Glauben des ungelehrten Volkes zu stärken.[1]) Die dramatischen Vorstellungen wurden wie die Bilder an der Kirchenwand und in den gemalten Kirchenfenstern und wie die Bilderreihen der Armenbibeln[2]) ein ebenso beliebter als wirksamer Anschauungsunterricht in den wichtigsten Lehren des Christenthums, eine lebendige Predigt.

Die kleinen Osterfeiern erweiterten sich daher durch die Einfügung neuer Scenen, die zur Auferstehung des Herrn in Beziehung standen, zu den Osterspielen. Dies geschieht in einzelnen Fällen schon ziemlich frühzeitig, während die einfachen alten Osterfeiern, wie erwähnt, noch immer daneben fortleben. Am Anfange der erweiterten Stücke tritt Pilatus auf, der den Juden auf ihre Bitte die Grabwache

1) Creizenach a. a. O. 48.

2) Vgl. E. Michael S. J., Geschichte des deutschen Volkes. 2. Bd. 151.

bewilligt. Die Bewachung des Grabes und das Mißgeschick der Wächter, der Salbeneinkauf der Frauen beim Salbenkrämer, der ungläubige Thomas werden den bisher üblichen Scenen beigegeben. Für alle diese neuen Scenen sind die Ausgangspunkte im Evangelium und Brevier nicht schwer zu finden. Alles wird noch lateinisch gesprochen und gesungen. Diese bedeutend erweiterten Spiele konnten aber wegen ihres Umfanges nicht mehr in die liturgische Handlung aufgenommen werden. Sie gelangten daher getrennt vom Gottesdienste in oder vor der Kirche durch den Klerus zur Darstellung. Aus der liturgischen Episode ist somit ein selbständiges Drama geworden. Darum unterscheiden die Literarhistoriker diese neuen selbständigen Gebilde als Osterspiele von den mit dem kirchlichen Gottesdienste enge verbundenen Osterfeiern.

Die neue Entwicklungsstufe repräsentirt uns ein Osterspiel aus Tours. In Deutschland hat sich leider kein Stück dieser Art aus dem Ostercyclus, wohl aber ein solches aus Benediktbeuren stammendes Weihnachtsspiel erhalten. Spuren und Nachrichten bezeugen aber das einstige Vorhandensein solcher lateinischer Osterdramen.[1]) Wir dürfen, weil uns die Ueberlieferung von Osterspieltexten dieser Periode im Stiche läßt, keineswegs etwa annehmen, daß die Theaterfreude im 12. und 13. Jahrhunderte eine geringe gewesen sei. Es muß sogar schon zahlreiche Aufführungen außerhalb der Kirchen gegeben haben. Gerhoh von Reichersberg ließ als junger Mann und Vorsteher der Augsburger Domschule durch seine Schüler im Refektorium vor den Canonikern die Geschichte vom Kindermörder Herodes und ähnliche Stoffe theatralisch darstellen.[2]) Als Gerhoh in seinen späteren Jahren ein strenger Vorkämpfer der kirchlichen Reform im Sinne Gregors VII. geworden war, blickte er mit Unmuth und Reue auf die theatralischen Bemühungen seiner früheren

1) Creizenach. a. a. O. 90.
2) Vgl. Gerhohs Psalmencommentar. Migne, Patrolog. II. Ser. T. 194, p. 890, D, f.

Zeit zurück und eifert dabei gegen die üblichen Aufführungen seiner Standesgenossen.[1]) Aus Tegernsee haben wir das höchst interessante Spiel vom Erscheinen und Untergange des Antichrist, das sich an einen gebildeten Zuschauerkreis wendet und von den politischen Strömungen, die Barbarossas letzte Jahre (1180—1190) beherrschen, deutlich berührt ist. Daß man solche Aufführungen in den Städten bereits damals als wichtige öffentliche Angelegenheiten und als bemerkenswerthe Ereignisse betrachtete, verbürgt uns eine chronikalische Aufzeichnung aus Regensburg, wo am 7. Februar 1194 ein religiöses Drama aufgeführt wurde, welches die Schöpfung der Engel, den Sturz Lucifers, die Erschaffung und den Sündenfall der Menschen und die Propheten behandelte.[2]) In einem fragmentarischen Wiener Osterspiel, das etwa 100 Jahre später als diese Regensburger Aufführung anzusetzen ist, haben wir den ältesten Versuch erhalten, die Hauptpunkte der christlichen Heilsökonomie Sündenfall, Kreuzestod und Auferstehung zu einem Cyclus zusammenzufassen.

Besitzen wir keinen Text eines ganz lateinischen Osterspieles aus Deutschland, so können wir doch wieder an verschiedenen überlieferten Spielen des 13. und 14. Jahrhunderts sehen, wie aus dem lateinischen Drama allmählich das deutsche herauswächst. Es werden zunächst einzelne deutsche geistliche und weltliche Lieder eingelegt, wie im Passionsspiel von Benediktbeuren, und bald geht man auch daran, dem alten lateinischen Texte eine freie Uebersetzung in paarweise gereimten vierhebigen Versen beizugeben. Im Trierer Osterspiel (13. Jahrhundert) heißt es, als die drei Frauen zum Grabe kommen:

„Tunc angeli cantant:

Quem queritis, o tremule mulieres, in hoc tumulo plorantes?

Et primus angelus dicit rickmum:[3])

---

1) Paul, Grundriß der germanischen Philologie. 2. Bd. S. [illegible]

2) Ebendaselbst 393.

3) = Reim.

Wenen sucht ir drij frauwen
myd jamer und mit ruwen
also fruo in dyessem grabe
an dyssem osterlychen tage?

Marie simul cantant antiphonam „Jhesum“:

Jhesum Nazarenum crucifixum querimus!

Tercia Maria dicit rickmum:

Wir suochen Jhesum unseren troest,
der uns van sunden hayt erloest!“ [1])

Zuerst wurden wahrscheinlich die lateinischen Verse sammt den deutschen Paraphrasen gesungen. Als letztere immer mehr anwuchsen, trat bei ihnen die Recitation an Stelle des Gesanges. Die Uebersetzungen und Paraphrasen werden nämlich im Laufe der Zeit immer freier und breiter, die selbständigen deutschen Zusätze werden reichlicher, bis schließlich die lateinischen Sätze und Spielanweisungen nur noch wie Rudimente am neuen Organismus haften und an dessen Ursprung erinnern. Auch die einzelnen Personen treten immer deutlicher aus der Masse heraus und es entwickelt sich so ein vollkommnerer Dialog, der die Handlung begleitet.

Für die eigenartige volksthümliche Gestaltung der alten Osterspiele war der Einfluß der fahrenden Spielleute und der fahrenden Kleriker (clerici vagantes) von großer Bedeutung. Diese verachteten und doch wieder gerne gesehenen leichtlebigen Gesellen, Spaßmacher, Musikanten und lebendigen Zeitungen in einer Person, halfen nicht nur gerne bei den Aufführungen mit, sie gaben auch verschiedenen beliebten Scenen die textliche Gestalt, oder geistliche Verfasser bedienten sich der spielmannsmäßigen Darstellungsart, um dem Volke zu gefallen. Die Spielleute und vagirenden Kleriker trugen die theatralischen Neuerungen von Ort zu Ort. Sie, die auf den Jahrmärkten ihre Zuschauer durch Mummereien und lustige Schnurrpfeifereien zu unterhalten pflegten, brachten außer der lebhafteren Aktion auch Humor und Satire in das geistliche Spiel. Sie konnten

1) Froning a. a. O. 51.

ja von ihrer Art nicht lassen. Nachdem sich so die heiteren Elemente wie wuchernde Parasiten an den alten religiösen Stamm der Spiele angesetzt, waren die Aufführungen im Innern der Gotteshäuser um so unmöglicher. Sie werden dafür draußen auf Markt und Straße zu Volksschauspielen im eigentlichsten Sinne, ohne deßhalb ihren religiösen Grundcharakter einzubüßen. Die Fahrenden spähten natürlich jene Gelegenheiten im religiösen Spiele aus, wo sie uneingeschränkt durch die biblische Vorlage ihre humoristische und satirisch karikirende Phantasie spielen lassen konnten. Die Scene zwischen Pilatus und den Grabwächtern, die Wache am Grabe, die Krämerscene sowie die bald beliebt gewordenen Teufelsscenen, die mit der Darstellung der Höllenfahrt Christi in die Spiele gekommen waren, wurden der erwünschte Tummelplatz, auf dem sich der übermüthige Spielmannshumor am keckften gebärdete. Während das Osterspiel aus Redentin in Mecklenburg wegen seiner Teufelsscenen berühmt ist, läßt sich die Entwickelung der Krämerscene an anderen Beispielen gut verfolgen. Froning hat die Krämerscene des Wolfenbütteler und des späteren Erlauer Spieles nebeneinander gestellt (wozu noch die entsprechende Episode aus dem Alsfelder Passionsspiel verglichen werden kann) und damit ad oculos gezeigt, wie aus den paar Worten, die ursprünglich Krämer und Frauen wechselten, sich eine bunte Jahrmarktsscene entfaltete, die einem niederländischen Genremaler die packendsten Motive hätte liefern können.[1])

Eine isolirte Stellung nehmen die Fragmente eines Osterspieles aus dem schweizerischen Kloster Muri ein. Hier ist fast alles Latein verschwunden. Die Reden gleiten in kristallklaren Versen dahin, die an Hartmann und an die beste höfische Epik erinnern. Der anmuthige, höfisch ritterliche Geist macht sich darin allenthalben fühlbar.

1) Vergl. Wirth a. a. O. 144 ff. und „Der Stil der Oster- und Passionsspiele". Halle. 1888. S. 1 ff. und Froning a. a. O. 26 ff.

Dies ist das einzige Beispiel eines Dramas, das den Geist und Charakter der höfischen Ritterpoesie an sich trägt. Andere Stücke, die uns den Uebergang vom lateinischen zum volksthümlich deutschen Osterspiel vertreten, und die gleichfalls die Hand der fahrenden Leute erkennen lassen, sind ein Berliner Fragment, sowie das Innsbrucker, Wiener und St. Gallener Passionsspiel. —

Mit dem Worte: Passionsspiel, das wir ab und zu gebrauchen mußten, ist bereits eine neue und zugleich die höchste Entwicklungsstufe unseres mittelalterlichen Dramas angedeutet. Die Glanz- und Blüthezeit desselben ist das 15. Jahrhundert mit Einschluß der zwei ersten Jahrzehnte des folgenden. Der allgemeine Aufschwung der Städtekultur, der Reichthum und die Festfreudigkeit der wohlhabenden Bürgerschaft bildet die Grundlage für die großartigen Aufführungen, die zu wichtigen öffentlichen Angelegenheiten, zu lange vorbereiteten und ersehnten Ereignissen wurden. Ueber ein Jahrhundert lang wetteiferten viele Städte in Pracht und Aufwand bei ihren Passionsaufführungen, die eine Zierde des städtischen Lebens und ein Schmuck der kirchlichen Feste zugleich waren.

An den Spielen von Benediktbeuren und Wien bemerkten wir die lebhafte Tendenz, immer mehr von der evangelischen Geschichte in die Ausführungen einzubeziehen, immer mehr von der Vorgeschichte und den Folgen der Erlösungsthat Christi, die den Mittelpunkt bildete, anzureihen. Weil die Leidensgeschichte und Auferstehung des Heilandes den wesentlichen Kern bildeten, so hießen diese erweiterten Osterspiele Passionsspiele schlechthin.[1]) Das Benediktbeurer Drama beginnt mit der Berufung der Apostel und schließt mit der Grablegung des Herrn. Es liest sich aber wie eine flüchtige

1) „Der Passion“ ist der alte überlieferte Ausdruck, den Wackernell wieder gebraucht (a. a. O. XIX). Daneben findet sich auch gleichbedeutend die Bezeichnung „Osterspiel“ nach der Aufführungszeit. (Wackernell a. a. O. XLI.)

Skizze, wie ein Entwurf zu einem Drama. Manche Scenen bestehen aus einem einzigen Satze. Das Latein überwiegt noch. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß hier noch das Ganze wie bei den liturgischen Feiern gesungen wurde, und durch den Gesang wurde jedenfalls die Dürftigkeit des Textes ausgeglichen. Es war weniger ein geistliches Schauspiel, denn eine geistliche Oper. Das Wiener Osterspiel bringt Engelsturz und Sündenfall, die Voraussetzungen der Erlösung auf die Bühne, allein die Ausführung ist auch hier noch knapp und summarisch gegenüber dem älteren Frankfurter Passionsspiel, von dem nur eine Dirigierrolle (ordo sive registrum) erhalten ist. Es ist dies eine lange Pergamentrolle, welche die Spielanweisungen, die Reihenfolge der auftretenden Personen und die Versanfänge enthält und dem Leiter des ausgedehnten Spieles, dem „regens ludi“ als Hilfsmittel bei der Aufführung diente. In einem Vorspiel traten die Propheten auf und wendeten sich mit den messianischen Prophezeiungen an die hartnäckigen Juden, während das eigentliche Stück das Leben und Leiden Christi behandelte. Baldemar von Peterweil, Canonicus im Frankfurter St. Bartholomäusstifte (1350—1380) gilt als Verfasser des Stückes sammt der dazu gehörigen Dirigierrolle. Jene Spiele von Benediktbeuren und Wien können als Vorstufen der vollentwickelten geistlichen Spiele angesehen werden.

Mit dem älteren Frankfurter Spiel sind wir aber bereits in die Blüthezeit derselben eingetreten. Diesem Stücke zunächst begegnet uns am Eingange des 15. Jahrhunderts das schöne Tiroler Passionsspiel mit seinen nächsten Abkömmlingen, dessen Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte unseres Literaturzweiges erst jüngst Professor Wackernell vollständig klargelegt hat.[1]) Von einem ca. 1400 entstandenen Drama, dessen Ursprung nach Sterzing weist, zweigte sich eine lange Reihe von Bearbeitungen ab, von denen noch acht erhalten sind. Von der Mitte Tirols, von Sterzing aus,

1) Altd. Passionsspiele CXI ff.

verbreiten sich die Spiele nach Norden und Süden. Nach Norden lassen sie sich bis Hall und Schwaz verfolgen, nach Süden über Brixen, Bozen, Klausen sogar bis in das wälsche Cavalese. Ueber hundert Jahre lang fanden die Passionsspiele in Tirol die eifrigste Pflege. Besonders hat sich auch der Sterzinger Maler Vigil Raber († 1552) als Sammler und Verbreiter von Passionsspielen ein ehrendes Andenken geschaffen.[1]) In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bildet auch Frankfurt ein Centrum für diese Kunstübung. Von dem oben genannten älteren Frankfurter Passionsspiele stammen das jüngere Frankfurter, sowie das Alsfelder, Friedberger und Heidelberger Passionsspiel ab, die allesammt mit großer Prachtentfaltung in der Zeit um 1500 in Scene gingen. Außerdem wären hier noch die Passionen aus Eger, Donaueschingen und Augsburg erwähnenswerth. Das letztgenannte ist für uns noch heute von einem besonderen Interesse, weil es zusammen mit dem Passionsdrama des Meistersängers Sebastian Wild den Grundstock bildet, aus dem sich durch viele Umarbeitungen hindurch das heutige Oberammergauer Spiel herausbildete. In vielen Städten und Märkten sind uns Aufführungen bezeugt, deren Texte theils erhalten, theils verloren sind. Manches harrt noch der Veröffentlichung.

Schauen wir noch einmal zurück auf jene kleinen Wechselgesänge am Ostertage. Aus dem unscheinbaren Senfkörnlein ist ein gewaltiger Baum geworden. Die drei bis vier kurzen Sätzchen des Zwiegespräches zwischen Engel und Frauen bildeten mit geringen Variationen den Kern der liturgischen lateinischen Osterfeiern. Aus den Osterfeiern erwuchs das selbständige lateinische Osterspiel. Daraus bildeten sich in mannigfachen Uebergängen die lateinisch-deutschen Oster- und Passionsspiele heraus. Darauf folgten als letzte Stufe die

---

1) Wackernell a. a. O. I ff.

großen mehrtägigen Monstre-Aufführungen des 15. und 16. Jahrhunderts, der Glanz des Städtelebens und der Kirchenfeste.

Auch mit dem Eintritte der neuen Zeit und unter den Stürmen des Reformationszeitalters verschwinden die Passionsspiele und die übrigen religiösen Dramen, die sich aus dem Mittelalter herüber vererbt hatten, keineswegs. Luther spricht ein empfehlendes Wort für sie und von den Jesuiten werden die alten Stoffe übernommen. Die Blüthezeit der alten Spiele ist jedoch vorüber. Die Protestanten ziehen bald das alte Testament den neutestamentlichen Darstellungen vor, weil ihnen die Person des Erlösers für die Bühne zu erhaben scheint. In katholischen Gegenden dauern die Spiele noch vielfach in ihrer alten Gestalt fort, erleiden aber noch öfter starke Veränderungen unter dem Einflusse eines neuen Zeitgeschmackes. So werden wir sehen, wie das Jesuitendrama des 17. und 18. Jahrhunderts die Gestaltung des Oberammergauer Passionsspieles ganz wesentlich bestimmte. In vielen Städten setzten sich nämlich lateinische Jesuitendramen, lateinische Schulkomödien nach dem Muster von Terenz und Plautus fest. Auch italienische Opern fehlen nicht. All dies bedeutet das siegreiche Vordringen eines neuen Geistes in der Literatur. Die schlichten Volksschauspiele weichen vor ihm immer mehr zurück und erhalten sich am längsten in abgelegenen Gebirgsthälern. Mit wie fremden Gefühlen der Protestant bald dieser Kunstübung gegenübersteht, merkt man am sinnfälligsten an der Schilderung, die Sebastian Franck in seinem „Weltbuch“ (1534) von der Frohnleichnamsprocession und den damit verbundenen Aufführungen entwirft:

„Auff diß fest (Pfingsten) kumpt unsers herrn fronleichnamstag; da tregt man das sacrament mit einer pfaffenprocession under eim kostlichen verdecktem Himmel, den vier, mit kreutzen geziert, tragen, in einer monstrantzen herumb, an vil orten mit vil figuren,[1]) auß dem alten und neüwen testament gezogen.

1) = scenischen Darstellungen.

item vil histori aus den legenden. Da siehet man den passion, vil teüfel, heiligen 2c.; da ist ein junckfraw sant Katherin, die sant Barbara, dise Maria, und geschicht seer vil hoffart (= Prunk) an disem fest. Die juden marteren unseren hergott, ettwan ein man, der Christus sein muoß, panckley sy hin und her, hencken jhn vor der statt an das creutz mit zweyen schächern; vor dem sacrament gehen engel daher, die werffen mit rosen gegen dem sacrament. Item Johannes der teüffer, der darauff zeygt, sprechende ‚Siehe, das ist das lamp gottes‘. Man strewet alle gassen voll graß, rosen, henckt sy voll meyen 2c.“ [1])

Wie ganz anders sah man all diese Dinge noch wenige Jahrzehnte zuvor an! Der Frankfurter Patrizier Rorbach gibt uns eine hübsche Schilderung der Passionsaufführung von 1498 und seine schlichte Darstellung vergegenwärtigt uns gar lebendig das bunte Getriebe der großen Festlichkeit. Selbst das gemeinsame Mahl, das Spieler, Rath und allerhand angesehene Bürger nach vollendeter Aufführung einnahmen, wird nicht übersehen und die Ehre, welche den Spielern bei der Magdalenenprocession widerfuhr, woselbst sie in ihrer theatralischen Ausstattung im Zuge schritten, wird treulich der Nachwelt überliefert. Rorbachs Worte mögen als Bericht eines Augenzeugen unsere Schilderung vervollständigen: [2]) „Im Jahre 1498, am 4. Juni, dem zweiten Pfingstfeiertage, wurde hier vor dem Rathhause, das ‚der Römer‘ heißt, auf einem dazu erbauten Gerüst ein Spiel gefeiert, bei dem 280 Personen gut gekleidet und geziemend ausgestattet, betheiligt waren. Sie spielten an jenem Tage zuerst das Opfer Abrahams, die Geschichte der Susanne, die vom reichen Manne und armen Lazarus, die des verlornen Sohnes. Nachdem dies vorüber war, zog der Pfarrer von Obern-Eschersheim, der vorher den himmlischen Vater

1) Alwin Schultz. Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert. Wien 1892. S. 289 f.

2) Ebd. 295 f. Der lateinische Originaltext bei Froning a. a. O. 542 f.

gespielt hatte, einen grauen Rock an, setzte sich ein Diadem auf und begann, die Person Christi vorstellend, die Leidensgeschichte des Herrn, welche den eigentlichen Anlaß zu dem Schauspiel gab. Er fing dabei mit der Wahl der Apostel an. — Am 5. Juni spielten sie die Passion bis zur Gefangennahme Christi im Garten. Darnach führte man ihn durch viele Gassen der Stadt. — Am 6. Juni, am Quatember-Mittwoch, wurde er lange durch die Stadt geführt, ehe sie das Bühnengerüst bestiegen, und als sie die Bühne bestiegen hatten, führten sie ihn an demselben Tage zu Annas u. s. w. und hingen ihn ans Kreuz, wo er fast zwei Stunden lang hing. — Am 7. Juni, Donnerstag nach Pfingsten, trugen sie das Kreuz und die Kreuze der beiden Schächer vor das Sachsenhauser Thor. — Am 11. Juni luden die Spieler den ganzen Rath zum Frühstück ein, und dieser gab ihnen 2 Ohme Wein und 20 Goldstücke. Ebenso hatte der Rath Bretter und Balken in großer Menge zum Aufbau der Bühne hergegeben, jedoch mit der Verpflichtung, sie zurückzugeben und Zerstörtes oder Fehlendes zu bezahlen. Außerdem lud man noch manche andere Bürger und Geistliche ein. Von den Eingeladenen wurden die Spieler freigehalten. Auch gab jeder Spieler und jede einzelne Person der Gesellschaft einen ‚Ort' (= 1/4 Gulden), wovon alles zum Spiele Gehörige bestritten wurde u. s. w." — Bei der großen Procession am St. Magdalenentage, die man seit der großen Ueberschwemmung von 1342 abhielt, gingen im Zuge nach den Rathsherren auch die Spieler in ihren theatralischen Costümen mit. „Fünf stellten den Heiland vor, einer den Gefangenen, der zweite Christus im weißen Spottkleide, der dritte trug die Geißelsäule, der vierte das Kreuz, der fünfte erschien als Auferstandener. Das war derjenige, der im Spiele das Wirken und Leiden Christi dargestellt hatte."

Graz. Dr. Johann Ranftl.

LXIX.

und Querzüge durch die neuere katholische Poesie.

VI.

Drei katholische Lyriker. (Schluß).

ber Leser, hast du einmal jene träumerischen Menschen gelernt, die zwischen Bergwald und Haide geboren ? Sie gehen durch die Welt mit sehnsuchtsvollem tabgewandtem Blick, melancholische Naturen, die nicht Dingen taugen, die im Strudel des Menschengewühls gweilen, die das Kleine, zumal die eigene Individu- nit ihrem Mikrokosmus zum Großen und Ganzen stalten wissen und die Welt nur von innen heraus selbst in Bezug bringen. Schlichtheit der Umgebung das Auge zur liebevollen Beachtung des Einzelnen, genügsam, selbstlos und treuherzig, der rauhe Acker- stählt Arm und Brust und Charakter; die weite, Haide und der dunkle Wald erziehen ernste Menschen, ihrer Meinung nicht hinterm Berge halten, Menschen, ßerhalb ihres Bereiches laut auflachen und über- n können vor sarkastischem Witz und doch im Herzen heilbare Heimweh tragen. Im raschen Umtriebe der finden sie sich schwer zurecht, zu Hause aber in der an der Halde, da wissen sie, was die Amsel im Liede was die Libelle überm Tümpel schwebend will und e Glockenblumen läuten. Diese Innerlichkeit und die it, sich vom Unglück erziehen zu lassen, gibt ihnen trotz nbeholfenheit ein gewisses selbstbewußtes Uebergewicht,

so daß sie, wenn sie einmal fertig sind — spät freilich w
sie gewöhnlich für die Außenwelt fertig — und die so
Verhältnisse sie zum Handeln treiben, zielsicher mit
beobachtenden Augen den Weg durch die Menge fi
allerdings nur, um bald fern dem lärmvollen Ged
wieder einsam auf eigener Scholle zu sitzen. Kraft
Weichheit durchdringen sich bei ihnen in seltsamer,
unberechenbarer Mischung, die sie bald auf den Höhe
Zeit stehen, bald mit Verachtung des Neuen voll Weh
vergangenen Tagen nachträumen läßt.

Hast du, lieber Leser, einmal solche Menschen k
gelernt? Hier hat einer — freilich ein in der Schul
Lebens frühgereifter — sein ganzes Herz geöffnet u
Liedern[1]) ausgeströmt; M. Herbert ist ein Kind
Chattengaue (geboren am 20. Juni 1859 zu Melsung
Kurhessen, vermählt mit dem Redakteur Heinrich Keite
3 November 1888) und zeigt sich in ihren Liedern — f
mags ihr geworden sein — kindlich und offen, ganz w
ist, mit allen guten und schwachen Seiten, indem si
Außenwelt einen Einblick in die tiefinnersten Regungen
gemüthvollen Seele gestattet, in den frommen Sinn
reinen deutschen Frau. Die Stärke des niederdeu
Charakters ist auch die Stärke ihrer heidekrautdufte
waldeswürzigen Lieder, seine Schwäche auch die ihrer P
welche uns, und mag ihr Ideenkreis dem einzelnen F
noch so ferne liegen, durch ihre Wahrheit und Ursprüngli
durch ihre naive Frische und unvermittelte Offenheit
reißen und gefangen nehmen. „Wie allen großen Lyri
sagt Fräulein Hamann[2]) sehr treffend, „dient der
M. Herbert als Gefäß der tiefsten Affekte ihres Daseins
ihn ergießt sie ihr Herzblut, und aus ihm findet diese

1) Geistliche und weltliche Gedichte von M. Herbert. Stu
und Wien, J. Roth, 1900.

2) M. Herbert. Eine Dichterstudie von E. M. Hamann
einem Porträt der Dichterin. Stuttgart u. Wien, J. Roth,

m Lebenssitz unseres Gefühles. Kaum hat die
ig, die sie so unbewußt, so unvermittelt zu erzeugen
n uns Besitz ergriffen, so machen wir ihre Sache
nsrigen, so sind wir sie selbst — das untrügliche
chter Lyrik."

Frauenemancipation versetzt uns in die Noth-
t, eine Lücke in unserem Sprachschatz auszufüllen
Worte „männlich" in Analogie der Doppelform
" und „weibisch" das Prädikat „männisch" zur
stellen. „Männisch", das ist die kurze Kenn-
der meisten neuzeitlichen Frauendichtung und der
hrer oft abstoßenden, weil mit Unwahrheit zustande
nen Wirkung. Wie aber die Forderung der „Männ-
vom schwachen Geschlecht zur That umgesetzt werden
s zeigt die vorliegende Blumenlese, in welcher Kraft
önheit, Energie und Milde in fast mißklangloser
e sich zu lebenswarmem Inhalte einen. Frau Keiter
Herzen der Natur, am Herzen der niederdeutschen
um Leben und zur Kunst erwacht; daher ihr klarer
re tiefe Empfindung, ihre kraftvolle Lebensentfaltung,
iöser Ernst und vor allem ihre symbolisch deutende
geistigende Anschauungsweise. Herbst und Haide im
es Unvernünftigen, Enttäuschung, Machtlosigkeit und
ig im Reiche des Willens; Kampf gegen den Zweifel,
Armseligkeit, Verpflichtung gegen sich selbst, die
lt und das künstlerische Objekt im Reiche der Ge-
Michel Angelo, San Marco, der Kölner Dom im
er Kunst, Annette von Droste und F. W. Weber
he der Poesie; Tod, Heimweh und mütterliches
sein im Reiche des Lebens; Gottes Wort, Abhängig-
Schöpfer, Gnadenbedürfniß, Aschermittwoch, Aller-
ie mater dolorosa und das drohende Gericht im
er Religionsbethätigung: das sind so ungefähr die
ihrer Domäne, Grenzen voll reichen Stoffes für
bhaften, gestaltungskräftigen, scharfen und arbeits-

frohen Geist. Selten noch hat sich eine Frau solch
Sangesgebiet auserſehen — ein Vergleich mit den neue
bedeutenden lyrischen Dichterinen wie Anna Ritter
anderen dürfte die „Inferiorität“ der Katholiken sehr
Licht rücken — und daher wird Herbert auch mit R
der großen, oder sagen wir es unverblümt, da sie es
selbst ausspricht, der größeren Westfälin verglichen.
zwar, daß wir Levin Schückings literarisches Urtheil ü
seine mütterliche Freundin fast ohne Aenderung hier wie
geben könnten, nach der guten wie der schlimmen Seite,
mit viel mehr Berechtigung als Kreiten S. J. (Stimmen
Maria-Laach 1881) es bei der Freiin von Brackel get
In Schückings „Lebensbild“ (Hannover 1862) heißt
„Ein Geist wie der ihre war nicht angethan, vor
großen Räthselfragen des Schicksals und der Existenz
stummer Resignation das große forschende Auge nieder
schlagen. Die Erziehung hatte ihr wie ein altes, unant
bares Erbe den Glauben der Väter übertragen. Der
ziehung entwachsen, fühlte sie etwas in sich, was sich strä
gegen die unterwürfige Annahme von Ueberzeugungen, w
nicht von ihr selbst gewonnen, sondern von Außen an
herangetreten waren. Es kam für sie eine Periode
Zweifels. Sie blickte scharf und kühn den letzten Folgerun
der Negation ins Antlitz. Aber vor dem Abgrunde
Nichts erschauderte ihre Seele in ihren tiefsten Fibern.
zog den kühn vorgedrungenen Fuß zurück vor diesem
grunde; ihr kritisches Denken, welches sich gegen den Gla
gerichtet hatte, begann sich mit gleicher Schärfe gegen
Unglauben zu richten. Sie hörte die Stimmen des Gemü
die wie leise Glockentöne mahnend zur Umkehr riefen,
die Phantasie beflügelte diese Umkehr.“ Dazu macht Schü
die Anmerkung: „Die Geschichte ihres Glaubens war di
vieler begabten, zu eigener Denkthätigkeit befähigten Mensch
Sie ist auch die Glaubensgeschichte Herberts, wie sie es
auch — nur in größerem Maße — die des Kreuzesſän

…chert war; es ist gut, das zu betonen, denn auch die …iteraturgeschichte darf ihren Beitrag zur Apologetik liefern. Uebrigens", sagt Annettens Biograph ferner, „war die …ositive Religiosität ein Element, welches den eigentlichen …elebenden Geist aller anderen Ueberzeugungen und An…hauungen bei Annette von Droste bildete; ohne ihren …genen lebhaftesten Gefühlen bei den Erscheinungen im …olitischen Leben der Völker, bei den geistigen Evolutionen …n Vaterlande zu widersprechen, hätte sie nicht lassen können …on jenem Grunde, auf welchem allein eine so streng conser…ative Denkweise, wie die ihrige war, unerschütterlich fest…ehen kann." Aber wir müßten die halbe Skizze Schückings …bdrucken, wollten wir die Parallele weiterspinnen, darum …ehen wir nur noch folgende Sätze aus: „Nichts Weiches, …erschwommenes und Farbloses ist da; nichts was als …utlose Abstraktion uns weder ein palpables Bild, noch …inen bestimmten Gedanken gibt .... Alles kernhaft, bestimmt, …arkig und kurz geschürzt. Die Form schlägt nirgends weit…auschige Falten, unter denen der Inhalt verschwindet ... …nd wie der Ausdruck dadurch einen männlichen Charakter …er Energie und Kraft erhält, hat dies auch der Gedanke …ei ihr, die Anschauung und das Urtheil .... Es ist eine …eniale Unumwundenheit da, die geradezu aufs Ziel geht …nd nicht den Glauben hegt, daß die Poesie in Illusionen, …ilderpracht und schönen Worten bestehe. Sie fühlt die …oesie in der einfachen, schlichten Wahrheit." Rechnen wir …och die Vorliebe für die Natur, für die ernste, predigende …atur dazu, so haben wir das, allerdings schwächere, Nach…ild des großen Vorbildes in großen Umrissen gezeichnet. …ber dieser männlichen Kraft geht — fast möchten wir …gen, mehr noch als bei Annette — in Herberts Lyrik …gänzend und ausgleichend parallel eine herzerquickende, …ohlthuende Weiblichkeit, die sich vor allem in ihrer ächten, …tholischen Auffassung der Mutterwürde und der Mutter…flicht kundgibt und, weil nicht der geringste Theil ihres

Wesens, oft genug aus dem Spiegel der Natursymbole helle Lichtblicke wirft, wie z. B. in dem Gedichte „Kastanienblüthen“:

„Ach im Sand die weißen Flocken: taube, todtgetret'ne Blüthen —
Eure Schönheit, eure Reinheit, die Natur kann sie nicht hüten!
Für die Frucht und die Vollendung müßt ihr euch als Opfer geben,
Flockige Kastanienblüthen, Maienkerzen, — Frauenleben.“

Humor dürfen wir natürlich in solchen Gedichten nicht suchen, aber da und dort bricht sich beißende Satyrik durch (— das „Siste viator!“ ist wohl nur ein in die Harmonisation mitaufgenommener schriller Ton einer ob allzu straffer Spannung gesprungenen Saite —) wie auch ein gewisser Pessimismus auf manchen Blättern sich nicht verkennen läßt. Seltsamer Gegensatz: dem im großen Leben mühevoll ringenden Eichert ward als künstlerische Frucht ein sonniger Optimismus zu Theil, und die im Kleinen schaffende Mutter hat sich der Wunde des Zeitgeistes nicht ganz zu entziehen vermocht. „Poesie und Pessimismus schließen sich aus!“ sagte uns einst Joseph Pape bei Erwähnung der Weber'schen Gedichte. Weil wir gerade am Tadeln sind, der Fehler finden sich noch genug: Nachlässigkeiten in Sprache und Reim, Unfertigkeiten, Mangel an abgewogenem Ausgleich der Disposition, ziellose Unbestimmtheit und ein gut Stück amazonenhafter Geistreichelei. Die Gebrechen sind jedoch auf Kosten der Kränklichkeit zu setzen, welche der Verfasserin eine Correctur während der Drucklegung nicht gestattete. Aenderung wird hier, wie in der ganzen Anlage, ohne Zweifel bald eintreten. Auch zur Uebertreibung ist M. Herbert geneigt, vergleiche die Apostrophe „An mein Kind“:

„Wirst du die ungeschrieb'nen Lieder schreiben — Erfüllend, was ich mir m u ß schuldig bleiben?“ Warum „m u ß?“ Entweder aus Schwäche, und dann ist die Unterlassung keine Ergänzung heischende Schuld, oder aus Nachlässigkeit und Pflichtversäumniß, und dann ist das Müssen hier sehr deplacirt. Die Einleitungsgedichte „In memoriam“ gelten

, wie uns ein Mann, der's wissen muß, mittheilte, dem
or Kurzem erst dahingeschiedenen Gatten. Darum wäre
aber klug gewesen, sie anderswo — und nota bene
arbeitet — unterzubringen.

Das sind Fehler, aber sie sind voll aufgewogen durch
wunderbare Plastik der Darstellung, die ihre Gestalten
swarm herausarbeitet, und durch eine wundersame
rbeleuchtung in einem schlichten Milieu, wo nur die
ßartigkeit des Gedankens und des scharf gezeichneten
ntasiebildes wirkt, aber darum auch diese unwiderstehliche
ht. Eine umfassende, einheitliche Weltanschauung und
ale Geschichtsauffassung versteht sich bei einem so ruhig,
und ernst denkenden Menschen von selbst; ebenso war
uszusehen, daß ein solcher Geist mehr Lehrdichtung und
he Gedankenpoesie als der Reflexion entbehrende, reine
hlsausdrücke zu Tage fördern werde. Aber doch ist
Reiter gerade in letzteren, zumal bei größerer An-
rung an die Romantik, auf den höchsten Höhen ihrer
t. Wir können es uns nicht versagen, unsere Besprechung
er Wiedergabe des großartigen „Nachtliedes" zu schließen.

„Der stille Bote deines Friedens,
Die Frühlingsnacht, tritt zu uns ein
Und einsam auf der weiten Erde
Gedenk ich dein, gedenk ich dein.
Wohl ist es ringsum stille worden,
Das Licht verbleicht, der Tag verrauscht,
Die Stimme selbst ist schweigen gangen,
So gern belauscht, so gern belauscht.
Jedoch das Mühlrad meines Herzens
Geht rauschend weiter Nacht und Tag.
Die Frühlingsnacht bringt nicht zum Schweigen
Den lauten Schlag, den lauten Schlag.
Das ist die Zeit, die fromme Stunde,
Da ich dich früher oftmals fand —
Und wohnst du noch im Sternenhimmel:
Gieb mir die Hand, gieb mir die Hand!
Sei du mir gnädig und barmherzig!
In aller Welt bin ich allein —
Und mit dem tiefsten der Gedanken
Gedenk ich dein, gedenk ich dein."

Dieser Hymnus überbrückt die große Kluft zwi
der modernen Künstlerin und dem philosophisch-theolo
und kritisch-historisch geschulten Gelehrten und Ord
mann P. *Wilhelm Kreiten* S. J., den wir
seiner Poesie als den dritten im Bunde unsern Lesern
mittelnd näher bringen wollen. Warum an dritter St
Vor rund anderthalb Jahren hat P. Kreiten eine eigent
liche Kritik erleben müssen; Veremundus sprach in se
ersten Broschüre von der „auf literatur*geschichtlic*
Gebiete sehr verdienten Feder“ des bekannten Jesuiten.
gestehen, der Fettdruck in dem Worte „literatur*geschichtl*
hat uns viel zu schaffen gemacht. Anscheinend wird
zwischen quasi-speculativer und praktischer, zwischen histori
und ästhetischer Betrachtung der Literaturgeschichte disting
Allein wie eben nach dem einmal üblichen Sprachgeb
in der Literaturgeschichte überhaupt, so ist auch bei Kre
Werken die Forschung von der Kunstwerthung schlechter
nicht zu trennen. Sollte also in besagter Druckhervorh
nicht noch etwas mehr liegen, als Kritik des *wissensch*
lichen Strebens, nämlich eine Verurtheilung auch
künstlerischen Schaffens? Dann aber behaupten
daß Dr. Muth, ein Freund Eichendorffs und der Rom
Kreitens Dichtungen gar nicht kennt. In einem feinge
Essay (Dichterstimmen 1900, Nr. 1) stellt sich H
Dransfeld die Frage, in welche Kategorie der Held
Studie wohl einzureihen sei: zu den „Säkularmens
zu den „Eintagsexistenzen“ oder zu den zwischen
stehenden Talenten, und entscheidet sich für das letzte.
solche Frage mag interessant sein, uns soll sie aber
Kummer machen, denn wir hegen die Ansicht, daß ein L
im Gebiete seiner eigentlichen Kunst mit gar nichts verg
werden kann, da er so zu nehmen ist, wie er sich
subjektiv, individuell, persönlich. Die Einreihung an
Stelle soll also keine schweigende Kritik sein. Wir
schon einmal den Gedanken ausgesprochen, daß eine g

Rückkehr zur Romantik unausbleiblich ist, und daß dem erade im Modernen wuchernden Geschwüre der Moderne ur eine katholischgeschichtliche Gegenstandserfassung eine eilkräftige Remedur bietet. Das Zeitlied, sei es das politische, wie es bei Eichert oft sich findet, oder das den neuesten Forderungen entsprechende, rein individuelle, wie deren Herbert viele gesungen, wird einerseits stets ein beschränktes Verständniß finden, andererseits viel eher „literarhistorisch" werden, während eine die Allgemeinheit mehr berücksichtigende schlichte Volkstonlyrik unbegrenzten Bestand hat. Leiden und Denken klärt Gemüth und Verstand; es gibt nicht viel Dichter, die so viel gelitten wie Kreiten, und noch weniger, ie so viel gedacht. Ein Mann, bei dem das „multum" nd das „multa" in gleicher Weise vereinigt sind, und der, ie Moderne in ihrem Guten anerkennend, sagt:

„Nicht Altes bloß für trefflich halte
Und nenn nicht alles Neue schlecht;
Einst war auch neu das gute Alte
Und Neuem kommt des Alters Recht",

uß es sich wohl sehr überlegt haben, warum er diese nd nicht jene Richtung der Kunst zu der seinen gemacht; ir haben also Kreitens dichterische Erzeugnisse als dessen thetische bessere Ueberzeugung anzusehen. Und in der hat, daß ein Jesuit der neuen Zeit Rechnung tragen kann, t uns Coloma gelehrt, aber daß ein Kreiten im Ausdrucke r eigenen Herzensempfindung dem Kunstgeschmacke unserer age huldigte, ist rein undenkbar, und wir hegen die unmaß- bliche Ansicht, daß er in seiner Wahl nicht irre gegangen; 'oeta, propheta", ist schon tausendmal im Laufe der Jahr- nderte variirt worden; auch die Neuesten sind von der ahrheit dieses Sätzleins überzeugt, aber Eichendorffs Ueber- zung: „Der Dichter ist ein Priester und Verkündiger der enschheit" mußte ihnen als Gefäß für andern Inhalt enen, wenn auch nicht jeder so cynisch sein Programm rmulirt, wie Alfred Mombert („Der Glühende"), der

träumend in „Fleischtrunkenheit“ sich ergeht und einer Se
sucht im Liede Ausdruck verleiht, die unsere Feder n
wiedergeben darf. — Hier aber die wahre Deutung:

„Nicht Wortgetön, nicht Blumenbildgepränge,
Nicht Phantasierausch ist die Poesie —
Ein Echo ist sie himmlischer Gesänge,
Das Erdenmißklang löst in Harmonie.“ —

Dieser Grundsatz waltet in dem stattlichen Bande „
Weg entlang“ (8. Auflage. Paderborn, Schöningh 19
zu welchem sich die bescheidenen „Heimathweisen aus
Fremde“ (Aachen 1882; zuerst erschienen in „Aachens Di
und Prosaisten“) in der stillen Zelle des liederfrohen Jes
ausgewachsen haben. In der formvollendeten „Widm
blickt der Sänger auf sein Leben, Lehren und Leiden,
sein Streben, Stürmen und Streiten zurück; der „Jug
drang“, der mit so manchem Feind gerungen, hat
ruhigen Alter Platz gemacht.

„Längst ward es stiller; Friede lind,
Wie Abendwolkengold vom Wind
Getrieben, hüllt nun ein die schroffen Zacken,
Ich lernte, daß wohl viel geirrt
In Wahrheit um die Wahrheit wird,
Daß Lieb' und Mitleid eher beugt die Nacken;
Und Friedenswort zum Frieden zwang
Mehr Feinde wohl als Schwerterklang
Den Weg entlang.

Doch wer mein Banner frech verhöhnt,
Dem stell auch heut ich unversöhnt
Entgegen mich mit ritterlichen Waffen;
Denn Feindes Lieb' werd' nicht zur Schuld
Am Freund; durch falscher Duldung Huld
Soll nie die hehre Wahrheit selbst erschlaffen.
Neutral nur ist, wer dumm und bang,
‚Hoch Christus‘ bleibt mein Feldgesang
Den Weg entlang.“ —

Eine der duftigsten Gaben der Sammlung ist der k
Cyclus „Der Mutter Tod“. Mutterliebe — Kindes

ꝛs sind Stoffe ewiger Geltung; mögen die Ansichten und edingungen des Lebens noch so auseinandergehen, im innersten inkel des Herzens treffen sie sich. Das ist aber jene telle, wo Blumen sprossen, die nur des Himmels ewig ter, ewig neuer Hauch berührt. Im lebensfrohen Lenz ar's, als sie starb.

„Da draußen sang es und klang es
Voll seliger Maienluft —
Ach Gott, war das ein Winter
In meiner jungen Brust!“

Die zehn Lieder sind wundersame Miniaturen, einfach Farbe, einfach in Zeichnung, nicht immer die Regel der erspektive, der Licht- und Schattenvertheilung, der plastischen iedergabe beachtend, nicht voll Sätte und Gluth, sondern t den sanften und abwechslungslosen Farben eines mittelterlichen deutschen Pergamens, aber bei aller Schärfe der onturen mit einer Seelenruhe und himmlischen Zartheit so bevoll gemalt, daß sie der gottesfremde Geist von Heute eilich nicht begreift. In den stillrinnenden Thränen des aisenkindes blitzt die hoffnungsfreudige Sonne der Unrblichkeit. Das religiöse Element wiegt natürlich bei Kreiten r; es kann nicht anders sein, als daß eine gottliebende ele im Gesange oft und gerne zu seinem Schöpfer sich hebt, den sie ja in aller Existenz symbolisch findet, als ß ein überzeugter Ordensmann den Werth der Demuth d des ergebenen Leidens preist, als daß ein seeleneifriger riester die Schätze der Kirche im Lichte seiner Lieder funkeln ßt. Den engherzigen Schönheitsrichtern, die den Angehörigen istlichen Standes die poetische Ader so gerne unterbänden, ft er die Verse des neuprovençalischen Dichters, des Pfarrers mbert zu, dessen Weihnachtslieder er in seinem „Bethlehem“ Freiburg, Herder 1882) so ansprechend übersetzt hat:

„Ich bin ein Priester und bin Troubadour!
Du bangest Freund? Warum denn sollt's nicht sein?
Sind Priester etwa nur zum Pred'gen gut,
Ein Amt zu singen, Sünden anzuhören?

Mich drängt's zum Liede halt, was will ich machen?
Die Nachtigall wird zum Gesang geboren
Und schmettert ihre Lieder frei ins Land —
Und ich allein müßt' diesen Trost entbehren?" —

Kein Wunder also, wenn es vor allem die Himm königin ist, der seine lieblichsten Weisen von den golde Saiten strömen, indem sie, bezeichnend für den Theolo und das demüthige Kindesgemüth des Ordensmannes, besond als Mittlerin und Helferin der Schwachen, als Mutter d Erlösers und der Erlösten, mit tief zu Herzen gehend Wahrheit angerufen und gepriesen wird. Wir glau dem Leser den besten Begriff von Kreiten'scher Lyrik u ihrer Sangbarkeit zu geben, wenn wir eben eine Probe die schwungvollen Marienminne zum Abdruck bringen.

„Auserkorne Eine
Du vor aller Welt
Unbefleckte, Reine
Gottes Ruhezelt!

Wundersame Blüthe,
Zier der Himmelsau,
Mutterherz voll Güte,
Gnädig hehre Frau!

Hoffnung der Verzagten,
Reiner Minne Hort,
Heimath der Verjagten,
Strandenden ein Port!

Lieb' und mild Erbarmen,
Wie ein Fittichpaar,
Schlägst du um die armen
Kinder in Gefahr.

Unter diesen Flügeln
Schütze, Mutter, mich,
Bis auf ew'gen Hügeln
Einst ich schaue dich!"

Den echten Liedeston weiß Kreiten aber nicht mind im reflexionslosen Ausdruck seiner Stimmungen unter frei Himmel anzuschlagen — hat ja auch er als Kind oft ge auf brauner Haide den lieben, langen Tag verträumt u den wandernden Wolken nachgeschaut — sei es, daß er „a Flügeln des Maiwinds mit Duft und Gesang" „strahle den Sonntag die Hügel entlang" ziehen sieht, oder daß im Wonnemeer des Frühlings selbstvergessen schweigt, sei daß er den ernsten Mahnungen des Herbstwindes lau oder daß ihn seine Sehnsucht der am abendlichen Berg

ipfel glühenden Flammenpracht entgegentreibt. Frohsinn, umor, Schalkhaftigkeit, ja bittere aber gerechte Satire hlen nicht. Wir würden an kein Ende kommen, wollten wir n dicken Band schulgerecht analysiren, zwei Vorzüge der reiten'schen Muse dürfen wir jedoch hier, trotzdem wir gentlich nur die Lyrik behandeln, nicht übergehen, nämlich e Schlagfertigkeit der Lehrdichtung und das glückliche reffen des Volkstones im Epischen. Balladen wie „Die ache“ mit ihrer prächtigen Soldatenweise, wo dem rein jektiv geschilderten Geschick in der langen, ernsten Pause ch dem letzten langgezogenen Tone die Lyrik des bewegten erzens nachklingt, sind in unseren Tagen selten geworden, eil die Jungen statt der Schöpfungen Homers und der sten Blüthenperiode unserer Nationalpoesie nur noch das gene Ich studiren. Und ist in „Den Weg entlang“ gar chts zu tadeln? O ja, mancherlei, aber warum tadeln in n paar Worten, die gerade dem in fast gänzlicher Nicht-achtung liegenden Uebermaße des Tadels entgegengestellt erden! Hat sich in Kreitens Gesänge ein Mißton ein-schlichen — fern vom Vaterlande sind sie gesungen, Heimatweisen aus der Fremde“. Wilhelm Kreiten hat, n kranker Mann, noch mehr als Dante die Wahrheit des atzes erproben müssen:

Tu proverrai sì come sa di sale
Lo pane altrui, e com' è duro calle
Lo scendere e'l salir per altrui scale.

(Parad. XVII 58–60.)

Hier ein Stück „jesuitischer Vaterlandslosigkeit“:

„ . . . . — ach! so träumt' ich Armer
Im Provenzerthal von deutschen Gauen,
Und nur halb mehr war des Herzens Andacht
Bei den Zeilen, die das Auge fortlas . . .“

Ob nun dieser „klerikale“ Sänger auch in weiteren reisen gewürdigt werden wird? Wir zweifeln sehr; sein Haideröslein“ hat im Vergleich zum Sessenheimer Lied

den „unangenehmen Klang", der Mirza Schaffy's
beleidigt.

Unlängst hat ein junger Guckindiewelt nach bekan
Mustern so ein wenig Inferiorität der katholischen
statuirt und versieht nun mit seinen Ich-Kritiken
„Literar. Warte"; außer den Katholiken Eschelbach
Greif empfiehlt er Liliencron, Schönaich-Carolath, G
Falke, Karl Busse. Hans Eschelbach und Martin
werden noch der Gegenstand unserer ausführlichen Besp
ungen sein, von den anderen werden wir, wenn auch a
unseres Programms, noch Proben bringen. Das Wör
„modern" ist ein sehr dehnbarer Begriff, und daher
man eigentlich vor Beginn der Disputation stets s
Inhalt feststellen; es schließt Gutes und Schlechtes ein,
die Beantwortung der Frage: „Steht die *moderne*
auf der Höhe der Zeit resp. der Kunst? würde sel
Dinge zu Tage fördern. Alfred Mombert zählt auc
den Modernen; trotz seines fruchtbaren Dichtens hat er
kein einziges vernünftiges Werk zustande gebracht und
so, daß bei ihm einfachhin die pathologische Erklärun
Stelle der Kritik zu treten hat. „Allabendlich im Neb
husch ich scheu zum Krämer, — Brod und Käs, —
der heilige Sonnegeist gedeihe. — Im Winkel eines Hi
hofs verkrochen — bei der Müllgrube — hör' ich
zufried'nes Schmatzen." Das ist Nr. 36 seines ‚Ge
werkes' „Der Glühende." „Mond und Sonne schw
in meinem Thurmzimmer. — So saß ich; zwischen
Doppel-Schimmer — lange wachend fühlend eingezw
— Mein Kopf war ganz in meinen Schoß gesenkt. —
ich da drinnen gesucht, — Wird nie von mir geb
Das ist Nr. 33 seiner „Schöpfung" mit der Anmerk
„Fremder, der du dies liest bei der Nachtlampe: das
du nie begreifen." Und davon schrieb weiland die „Ba
Landeszeitung": „Die Schulweisheit hat es sich nie trä
lassen, daß einmal ein Dichter Gesichte von einer s

Gewalt und Größe in Worte bringen könnte. Der Urlaut der Natur, Weltsphärentöne und der ganze Reichthum an Glanz und Farbe der großen, unendlichen, unerschöpflichen Natur um und in uns klingt, webt und weht mystisch aus diesen Dichtungen, die als apocalyptische Visionen einer tiefschauenden und weitfliegenden Seele aufzufassen sind u. s. w." Ueber solche Erscheinungen lacht der junge Kritiker der „Literar. Warte" ohne Zweifel gerade so herzlich wie wir, allein derartige „Schöpfungen" zeigen doch, wie vorsichtig man mit dem Wörtlein „modern" umgehen muß und wie recht kühles Verhalten gegen die Moderne am Platze ist. Gustav Falke wird als Muster gepriesen? wir hegen den Verdacht, der jugendliche Schriftsteller hat dessen Werke noch nicht gelesen, oder weiß, trotzdem er ja in München noch den Studien obliegt, nicht, daß dieser „klingende Dichtername" in den Spalten des unsauberen „Simplicissimus" zu finden ist. Wir empfehlen ihm zur Betrachtung, was Eichendorff in diesen Blättern (Bd. 20 S. 467) schrieb: „Nicht in der unläugbaren künstlerischen Vollendung ihrer Formen besteht ja die Sünde der modernen Poesie, sondern darin, daß sie keinen Inhalt hat, als ihre Leidenschaft und das dämonische Spiel der losgebundenen Elementargeister; daß sie, an den äußersten Grenzen menschlicher Freiheit und Willkür angelangt, faustisch taumelnd über diese hinausverlangt, und da auf der wüsten Höhe der Versucher zu ihr getreten, sich mit ihrem Herzblut ihm verschrieben und vor Baal das Knie gebeugt, der ihr dafür nun Macht gegeben über alle Lande und Weltherrlichkeit. Aber der Teufel ist ein Humorist. Er hat ihr zugleich heimlich den Stempel der Philisterei als Emblem ihrer Weltherrschaft aufgedrückt. Denn ein Philister ist, wer mit Nichts geheimnißvoll und wichtig thut, wer die hohen Dinge materialistisch und also gemein ansieht, wer sich selbst als goldenes Kalb in die Mitte der Welt setzt und es ehrfurchtsvoll anbetend umtanzt. Und was wäre denn jene nihilistische

Poesie anders als ein solcher vornehm gewordener, sublimirter Egoismus?" Geschrieben im Jahre 1847, aber sind diese Zeilen nicht eine treffliche Charakterisirung der allerneuesten Zeit, noch viel mehr als der Mitte des 19. Jahrhunderts?

Um aber nun mit unsern drei Lyrikern abzuschließen: Bodenstedt trug seine Nase höher als andere Menschenkinder, aber über Eichert,[1]) Herbert und Kreiten sieht er, obwohl sie gesenkten Hauptes einhergehen, und obwohl „Moscheenduft" in ihren Liedern weht, nicht hinaus.

Ausgar Pöllmann O. S. B.

LXX.

Denkmäler der Tonkunst in Oesterreich.

III.

Der Veröffentlichung des Opus musicum von Jakob Handl waren als zweiter Theil des fünften Bandes der „Denkmäler" die Violinsonaten von Heinrich Johann Franz Biber vorangegangen. Um die Besprechung der vokalen Compositionen nicht aufzuhalten, heben wir diese Sonaten aus ihrer Reihenfolge und verbinden sie hier mit dem zweiten Bande des sechsten Jahrganges, welcher gleichfalls Instrumentalsätze enthält.

Biber „war der erste deutsche Violincomponist, der in siegreiche Concurrenz mit den auf diesem Kunstgebiete damals herrschenden und führenden Italienern und Franzosen trat. Zu besonderem Ruhme gereicht ihm, daß er nicht durch eitel

1) Wir sind jetzt in der Lage, von Eicherts neuen Gedichten berichten zu können, daß sie mit dem Titel „Schreibende Hand" in kurzer Zeit bei Jos. Roth (Stuttgart u. Wien) erscheinen werden.

lend- und Flitterwerk, nicht durch Extravaganzen die Auf-
erksamkeit seiner Zeitgenossen erregte, sondern bei aller
enützung der technischen Mittel seiner Zeit, die durch ihn
och bereichert und erweitert wurden, den Ernst und die
ürde der höheren Kunst nie außer Acht ließ".

Die vorliegenden acht Sonaten erschienen 1681; sie
urden bald Lieblingsstücke der damaligen Kunstwelt. In
nen vorzüglich liegt Bibers kunsthistorische Bedeutung.
en Kern derselben bilden die Arien mit ihren weit aus-
esponnenen Variationen, denen ein frei präludirender Satz
oran steht. Ueber dem Basso ostinato variirt die Melodie
 den verschiedensten Formen, hier läßt der Virtuose in
roher Lust seine Künste spielen, mitunter in recht humor-
ollen Stellen. Neben Passacaglia und Ciacone verwendet
iber zuweilen die Gavotte, Gigue und Sarabande.

Von einem Meister, der sein Instrument kennt, für
iolinspieler geschrieben, sind diese Stücke wie zur Befriedigung
echnischer Forderungen componirt. Des öfteren verlangt
er Autor die Scordatura, die Umstimmung der Saiten. Die
tzte Sonate sieht sich an wie für zwei Violinen bestimmt,
e ist ein fortlaufendes Duett für eine Sologeige.

Die Variationen gehören zu den besten dieser Zeit; im
echten Augenblicke wechseln bewegtes Passagenwerk mit ruhigen
timmungsvollen Gesängen, so daß man ihrer Entwicklung
ets mit Aufmerksamkeit und Befriedigung zu folgen vermag.
anches allerdings will erst zwei- oder dreimal angesehen
ein, ehe man seine Schönheit gewahrt. Der gehaltvollen
edanken und Motive sind soviele, daß man es dem Com-
onisten, der ja auch Spieler ist, gerne nachsieht, wenn er
wischen hinein mit seiner Fertigkeit unterhalten will.

Dem ernsten Streben und der gewandten Technik Bibers
ehlte schon zu Lebzeiten des Künstlers die verdiente Würdigung
icht. 1690 wurde er in Anerkennung treu geleisteter Dienste
nd „insonderheit, daß er durch seine Applikation in der
Music zu höchster Perfection kommen und durch seine ver-

schiedentlich gethane Künstliche compositiones seinen Namen bey Vielen höchst bekannt gemacht", in den erblichen rittermäßigen Adelsstand erhoben, doch blieb er als „Biber von Bibern" seiner Kunst ergeben. Früher schon hatte ihn Leopold I. mit einer goldenen Gnadenkette beschenkt, während er ähnliche Auszeichnungen von anderen Freunden seiner Muse erfuhr.

Als fürsterzbischöflicher Kapellmeister zu Salzburg schrieb Biber eine Reihe für die Kirche bestimmter Chorwerke. Auch ein Drama musicale findet sich unter seinen übrigen Arbeiten. Die gediegene, instruktive Vorrede des Herausgebers der Violinsonaten, Guido Adler, enthält Näheres hierüber, wie über die eigenartige Stellung, welche Biber als Violincomponisten in der Musikgeschichte gebührt, und seinen äußeren Lebenslauf. Mehrere Kunstreisen scheinen den Meister in weiter Ferne bekannt gemacht zu haben. —

Aus gleicher Hand erhalten wir endlich die Fortsetzung der Compositionen Frobergers:[1]) des Meisters Suiten für Klavier.

Diese Tonsätze sprechen für sich selbst, sie enthalten eine Fülle der seltensten Schönheiten, eine Poesie, der man nicht widerstehen kann. Möge Niemand sich durch das unscheinbare Gewand dieser Stücke täuschen lassen. Die technischen Anforderungen sind an und für sich geringe, um so wichtiger ist die Aufgabe, welche dem Vortrage, dem seelenvollen „Gesange" des Spielers erwächst.

Froberger erweist sich in den Suiten als echter Klavierkomponist. „Nur muß man die richtige Art des Anschlages treffen, den Ton moduliren: bald anmuthig leicht, zart bald tiefer in die Chorden greifen, immer elegant, glatt der Klangseligkeit des Componisten und seiner Werke folgend.

1) Früher erschienen seine „Orgel- und Klavierwerke". IV. Jahrgang. 1897. 1. Halbband; die Suiten als 2. Halbband des VI. Jahrgangs 1899.

A. W. Ambros nennt nicht mit Unrecht Froberger ‚den frühesten Salonkomponisten‘; man würde aber dem Künstler Unrecht thun, wenn man dieser Bezeichnung eine degradirende Nebenbedeutung geben wollte; er interessirt gleicherweise den Historiker der Musik, wie den modernen Spieler“. So konnte der Meister französischen Rivalen die Stirne bieten und den deutschen Namen auf diesem Gebiete der Kunst wieder zu Ehren bringen.

Eine reizende Eigenthümlichkeit dieser Sätze besteht in ihrer Freistimmigkeit: die Stimmen kommen und gehen ganz nach Belieben, in ihrem Ein- und Austritte nur durch das augenblickliche Bedürfniß, dem sie abhelfen, durch den momentanen Vortheil, den sie für die Wirkung des Ganzen erhaschen sollen, bestimmt. „Da tritt nach der Oberstimme noch eine höhere Stimme ein und breitet von oben einen hellen Glanz auf irgend eine Stelle, und gleich darauf kommt eine dichte Wolke und der Glanz ist verschwunden, um einer noch tiefer als in der üblichen Tiefe geführten Stimme oder einem Einsatz Platz zu machen — wieder nur für einige Momente.“ Froberger nützt das Vorrecht des Augenblickes aus, er weiß zu überraschen. Ehe man sich's versieht, sind die kleinen Tonbilder an uns vorübergeeilt, ein kurzer seliger Traum, dem man sich überlassen soll, solange er uns gefangen hält.

Die einzelnen Sätze einer jeden dieser Suiten, welche aus den vier Typen: Allemande, Courante, Sarabande und Gigue zusammengestellt sind, halten sich ausnahmslos — so will es die altklassische Form — in einer Tonart.

Die Tonalität selbst behandelt Froberger frei, man möchte sagen modern. Ein Vergleich mit den französischen und englischen Suiten Bach's bietet interessante und lehrreiche Gesichtspunkte. Auch zwischen den Violinsonaten des großen Meisters und jenen des oben erwähnten Biber könnte und sollte ein Vergleich gezogen werden.

Man wird dem Herausgeber dieses Bandes der Suiten Recht geben, wenn er in diesen Sätzen „prächtige Werke von

vornehmer Haltung und mit gediegener Technik" findet, und wir wollen uns auch mit ihm des reichen, nunmehr ganz der Oeffentlichkeit übergebenen Schatzes freuen. Möge es der Redaktion der „Denkmäler" gestattet sein, mit dem Abschluß der begonnenen Gesammtausgaben noch viele der Meisterwerke deutscher Kunst in so vollendeter, in jeder Hinsicht hochbefriedigender Wiedergabe aus dem Staube der Bibliotheken zu neuem Leben, zu Nutzen und Frommen aller Liebhaber echter, gehaltvoller Musik wieder erstehen zu lassen.

P. Raphael Molitor. O. S. B.

LXXI.
Aus der Gesellschaft.

Es ist weder die gute, noch die schlechte Gesellschaft, von der ich sprechen will, sondern die Münchener Halbmonatsschrift dieses Namens, in welcher unter der Aegide der Herren M. G. Conrad und L. Jacobowski die Kritiker und Dichter der „modernen" Kunst das große Wort führen. Trotz der einheitlichen Grundrichtung ist diese Gesellschaft nicht ungemischt, und ich lese sie auch mit gemischten Gefühlen. Einiges mit Vergnügen — wenn z. B. Hauptmanns ‚Fuhrmann Henschel' lakonisch mit den Worten gekennzeichnet wird: „Er ist kein Held, er ist ein simpler Mensch, der furchtbar leidet — und wir leiden mit ihm"; oder wenn Hauptmanns Possen-Mißgeburt „Schluck und Jau" den Seufzer wachruft: „Wer erlöst uns von dieser Kunst?" Anderes weckt Widerwillen, Empörung, Heiterkeit, aber vorherrschend ist bei mir doch das Gefühl der Bewunderung, des tiefen Respekts, der an Neid grenzende Gedanke: „Wer doch mit seinem Urtheil über Welt und Menschen so rasch fertig werden, von seiner eigenen Vortrefflichkeit und Unfehlbarkeit so überzeugt sein könnte, wie manche dieser Herren!" Und das recht oft so aus dem Handgelenke, aus freier, dichterischer Inspiration heraus, die so blutwenig von der langweiligen, pedantischen Detailarbeit verräth, mit welcher

wir Durchschnittsmenschen oder gar „Inferioren“ unsere schriftstellerische Thätigkeit belasten!

Ein Typus dieser Stimmung wird uns im ersten Aprilheft 1900 vorgestellt: der verstorbene Schriftsteller Hermann Conradi, der sich, geboren 1862, bei unverkennbarer Begabung, durch verschiedene „Brutalitäten“ — so heißt eines seiner Bücher — von ungewöhnlicher Saftigkeit bekannt machte und schon im Alter von 27 Jahren starb. Er gehört als frühreifer Vorkämpfer der Jüngsten in die Literaturgeschichte, übrigens thäten seine Freunde wohl, möglichst von ihm zu schweigen. Und nun setzt ihm M. G. Conrad, der nach seinem Tode eine Sammlung veranstaltete, um seine Grabstätte zu schmücken, ein Denkmal, das ihn lächerlich macht: 12 Briefe, die er im Alter von 21 Jahren an die Schriftstellerin Margaretha Halm (Pseudonym für Frau Alberta Maytner) richtete, nebst zwei ein Jahr später an die gleiche Adresse gerichteten Postkarten. Bei Beginn der Correspondenz hatten der Jüngling und die fast 50jährige Verfasserin „schwüler Dichtungen“ sich nie gesehen, es war bloß eine literarische Bekanntschaft; das hat ihn nicht gehindert, ihr in wohlgezählten 18 Tagen ein volles Dutzend Liebesbriefe zu schreiben. Zur Einleitung gewöhnlich Citate, dann kindisch abgerissene Ergüsse mit unzähligen Gedankenstrichen, tolles Liebesgeschwätz, für das man den Eingang des fünften Briefes als Entschuldigung gelten lassen mag: „Ich weiß nicht — das Fieber schnuppert heute an mir herum — Frost — Hitze — Unrast — ich bin so eigenthümlich müde den Tag über.“ Dabei aber ein Selbstbewußtsein, das Lächeln und Mitleid weckt. „Der Geist ist mächtig und ich bin ein Ritter vom Geiste — werde es mehr und mehr: ich habe die Flammentaufe empfangen .... Ich müßte kein Poet sein, nicht das Bewußtsein poetischer, künstlerischer Riesenkraft besitzen ... Ich weiß, ich kann schaffen, was ich will! Das klingt vermessen. Ich bin eben nicht kleingläubig. Und meine Dramen — Romane — meine Epik — Lyrik — so lange ich Ihr psychisch-physisches Bild im Herzen trage, wird mir der Wurf spielend gelingen .... Meine ‚Lieder eines Sünders‘ erscheinen in den nächsten Monaten. Da sollen Sie Lyrik kennen lernen! Und das

fulminante Vorwort! Wie ein flammenspeiendes Manifest, eingegraben in unsterblichen Asbest!"

Margaretha Halm scheint die Liebeserklärungen und maßlosen Schmeicheleien des Schwärmers ziemlich kühl aufgenommen zu haben. Aus dem nächsten Jahr (1885) liegen noch zwei Postkarten vor, die erste höflich, die zweite eine Sammlung von Ungezogenheiten, gipfelnd in dem Satz: „Sie sind ein Weib und nicht mehr so ganz jung, als daß die Zukunft eine künstlerisch sehr spärlich gewesene Vergangenheit rehabilitiren sollte."

Ein Kritiker der „Straßburger Post" (Nr. 335 vom 19. April) bemerkt trocken: „Die Briefe vermögen nur vom ärztlichen Standpunkte aus zu interessiren. Auf deutsch: Sie sind verrückt." Der Herausgeber der Conradischen Dummheiten aber ist anderer Meinung. Zwar spricht auch er von „jugendlichen Ueberschwänglichkeiten und Renommistereien", aber er verlangt „Liebe" für diesen „früh geschiedenen tragischen Helden", und seine „Seelenbeichte" ist ihm „ein echtes document humain", sie gehört „zu den charakteristischsten intimen Denkmälern der literarischen Generation" der 80er Jahre, er will „den Anstoß geben, daß auch andere ihren Reliquienschrein öffnen." Ich fürchte, Herr M. G. Conrad hat so Unrecht nicht, wenn er dieses Zeug „Zur Psychologie der Moderne" überschreibt; aber es scheint ihm gar nicht zum Bewußtsein zu kommen, welch blutige Satire auf „Grün-Deutschland" diese Briefe bilden.

In demselben Heft widmet Rudolf Klein dem „Maler der Sünde" einen schwungvollen Nachruf, dem ebenfalls jung gestorbenen Engländer Aubrey Beardsley. In diesem ekelhaften Hymnus auf den „Michelangelo der Unzucht" liest man (S. 39) folgende Sätze: „Die Lust an der Sünde ist alt und wurzelt in jedem Menschen. Ihre schrecklichsten Blüthen hat sie bisher in religiösen Kreisen getrieben, und dann wohl überhaupt nur in germanischen Ländern — im Lichte des sonnigen Südens konnte dieser Nachtschatten nie recht gedeihen. Mit dem Schwinden der religiösen Extase schien auch die mittelalterliche Lust an der Sünde eine Weile aus der Welt gebannt, nur erkrankte gläubige Gemüther konnten ihren Reiz fühlen." Man weiß ja, daß die Herausgeber der „Gesellschaft" nicht ängstlich sind und in ihrer Menagerie die seltsamsten Natur-

laute dulden; aber deßhalb brauchen sie doch keinen blanken Unsinn drucken zu lassen.

Kürzlich (erstes Januarheft 1900) ist einmal einem Mitarbeiter der „Gesellschaft“, der noch nicht das Gefühl für blanken Unsinn verloren hat, die Geduld gerissen: L. Komadina (Graz) liefert eine Uebersetzung des Vortrags, in dem sich 1889 Knut Hamsun an dem Heros der Whitman-Gemeinde vergriffen hat. Denn der Amerikaner Walt Whitman, der 1855 seine „Grashalme“ sprießen ließ und 1892 gestorben ist, hat fabelhafter Weise seine „Gemeinde, die in der alten und neuen Welt immer mehr Seelen an sich zieht.“ Das hat Knut Hamsun mit Recht verdrossen, und er schrieb auf diese „Gesänge“, die „ebenso wenig wie eine Multiplicationstabelle“ Gesänge sind — „es ist in reiner Prosa verfaßt, ohne irgend eine Metrik und ohne Reim; das einzige, was an einen Vers erinnert, ist, daß eine Zeile 1, 2, 3 Worte haben kann, die nächste 28, 35 bis buchstäblich 43 Worte“ — eine ergötzliche Persiflage. Eigentlich boshaft ist sie nicht; er hält Whitman für einen guten Kerl, aber er nennt ihn „ganz bescheiden und einfach einen — Wilden.“ Den Beweis liefert er hauptsächlich durch Citate. Hier ein Pröbchen aus der neunten Abtheilung des „katalogisirenden Gedichtes“ Sang of the broad-axe:

(„Amerika! Ich prahle nicht mit meiner Liebe zu dir,
Ich habe, was ich habe.)
Beile werden geschwungen!
Der dichte Forst hallt wider von fließender Rede,
Er wankt, erhebt sich, nimmt Formen an,
Hütte, Zelt, Landungsbrett, Maßstab,
Dreschflegel, Pflug, Spitzhaue, Hebestange, Spaten,
Schindeln, Riegel, Strebepfeiler, Planke, Thürpfosten, Latte,
Getäfel, Giebel —“

Ich bitte um Entschuldigung — der Katalog umfaßt noch ein paar Dutzend weiterer Nummern, um mit „Staatskapitol und Nationalkapitol, Straßenalleen, Hospitälern, Dampfschiffen und Schleppern, durchmessend alle Seen“ würdig zu schließen. Gelegentlich erfahren wir auch, was Herrn Whitman an seinem geliebten Amerika so ganz besonders gefällt; mit einem an Hermann Conradi erinnernden Selbstgefühl dichtet er:

„Ich schwöre, ich beginne die Bedeutung dieses Dinges zu verstehen.
Das ist nicht die Erde, das ist nicht Amerika, das so groß ist,
Das bin ich, der so groß ist oder groß werden soll . . .
Amerika! einzeln und doch alles umfassend, was bist du anders
als ich selbst?
Diese Staaten, was sind sie anderes, als ich selbst?"

Hinter den oben abgedruckten Dreschflegel- und Lattenkatalog, dessen hölzerne Schönheit wirklich noch über die neudeutsche Mittelachsen-Lyrik hinausgeht, schrieb Knut Hamsun das wohlgelungene Geständniß: „Es ist eine Ketzerei, aber ich gestehe, daß ich in einer dunklen Nacht, als ich eine schwere poetische Anfechtung gehabt und nicht schlafen konnte, die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht zu sagen: Solche Gedichte könnte auch ich schreiben!" Man sollte glauben, er müßte das lachende Publikum einstimmig auf seiner Seite haben. Weit gefehlt! In einer feierlichen Anmerkung ermahnt uns L. Jacobowski, der Mitherausgeber der „Gesellschaft": „Man fasse diese Kundgebung (Knut Hamsun's) mehr psychologisch als literarhistorisch auf, und man wird den Reiz empfinden, den der schweigende (!) Kampf zweier so bedeutender Intelligenzen auszuüben im Stande ist. Wir, die wir Whitman lieben, lassen uns besser durch Johannes Schlaf über ihn belehren." Das glaube ich auch. Aber es gehört Courage dazu, um so etwas zu sagen.

Courage hatte neulich Jacobowski's Redaktionscollege Conrad nöthig, denn was ihm sein Busenfreund a. D. Panizza angethan, das konnte selbst einen so starken Mann aus der Fassung bringen. Bekanntlich hat Herr Oskar Panizza, vielleicht der größte deutsche Flegel, den Staub des undankbaren Vaterlandes von den Füßen geschüttelt. „In Bayern und im Reich" — wir lassen Conrad selbst sprechen — „machte er sich durch ein Pamphlet ‚Abschied von München' unmöglich, worin er in der klobigsten Weise das katholische Fürstenhaus und die katholische Bevölkerung angriff. Um sich neuer Strafverfolgung zu entziehen, vollzog er die Uebersiedlung nach Zürich. Erst nachdem er sich durch straffällige erotische Experimente auch die Ausweisung aus der Schweiz zugezogen hatte, ging er nach Paris." Und dort verübte er seine größte Schandthat: er hat es gewagt, dem großen Conrad auf [illegible]

dschaft seine gemeinen „Parisiana“ zu widmen; das hat
nd sich bekanntlich öffentlich verbeten, und nun thut er im
Märzheft seiner Gesellschaft Buße für Panizza's Sünden,
s kracht.
Die Lektüre dieses Thränenartikels ist widerlich durch die
treuten Citate aus Panizza's Pamphlet, aber eines der
barsten Documents humains zur Psychologie unseres durch
za so schwer geprüften Modernen. Vorausgeschickt werden
Trostbriefe, die der hart gestrafte Hr. Conrad anläßlich
Panizza'schen Widmung erhalten hat. Hier kann man
über welche Fülle kräftiger Wendungen die deutsche
che verfügt: „Schamlos nackte Gemeinheit. Einzelnes
ich nur so weit verstehen, als ich fühle, es ist Schmutz . . .
tiges Zeug, als ob ihm bei jedem Wort eine Kröte aus
Munde springe. Wie ein wüthender Stier. Der Mann
ank, seine Schriften gehören dem Irrenarzt. Tollste
e Ausschweifungen. Zweifellos psychisch krank. Der
l der Schändlichkeit“ u. s. w., mehrere Druckseiten hindurch.
ann kommt Conrad persönlich dem Meister der „Pferderotz=
Sarten“ über den Hals. Die Condolenzbriefe haben
iesig gefreut. „Absolut werthlos erscheinen mir daneben
chmähbriefe und zotigen Karten, die ich in Folge meiner
lichen Dedikations=Zurückweisung aus den Kreisen jener
risch=artistisch=anarchistischen Bohème erhalten habe, in
Panizza gerne zu verkehren schien.“ Er ist „weder Irren=
noch Krankenwärter“, er nimmt Panizza's Buch lediglich
fertiges Produkt der modernen — allerdings! — deutschen
atur“, und hält darüber ein fürchterliches Strafgericht.
diesem Versschwefel steckt man keinen Tempel in Brand . . .
eigenes Land so mit gemeinem Schimpfe zu überhäufen,
ch niemals einem französischen Dichter in den Sinn ge=
en . . . Was für ein Gentleman bleibt noch Johann Most
diesen gräßlichen Berserkereien . . . Es ist ein Verbrechen
r Civilisation, solcherlei Literatur zu fabriciren und zu
eiten . . . Vernichtet sich nicht ein Mensch, wenn er sein
es Volk verflucht? Aber scripta manent. Drum muß
sie kennzeichnen und zurückweisen. Und man darf kein
rmen haben, selbst wenn ihr Urheber winselt und quietscht

wie ein zerschundener löcheriger Dudelsack.“ Dazwischen wird der Beweis angetreten, daß Panizza sich „poetische Licenzen“ erlaubt, zu deutsch: gelogen habe.

Wir haben selbstverständlich gegen diese Charakteristik nichts Erhebliches einzuwenden. Aber daß gerade Conrad die „unmenschliche Rohheit“ Panizza's in solchen Ausdrücken abthut, das ist der Humor bei der Sache. Die Beiden sind doch früher so gute Freunde gewesen, und bei verschiedenen anrüchigen Gelegenheiten „verstanden sie sich gleich.“ Zum Beispiel 1893, als Panizza seine „Unbefleckte Empfängniß“ schmierte und Conrad dieser Obscönität „Uebersetzung in alle lebenden Sprachen wünschte.“ Und gar im folgenden Jahre, beim Erscheinen des unflätigen „Liebesconcils“, „des cynischsten Buches, das ich (Maurice v. Stern) je gelesen“, das Jul. Schaumberger mit der Etikette „Direktes Irrenhaus“ versah, auf Grund dessen ein süddeutsches Blatt nach dem Psychiater rief, während ein anderes meinte, dieses Gemälde sei „nur mit Koth, Spinat und Ricinusöl gemalt“. Wie man sieht, im Wesentlichen dasselbe, was Herr Conrad und seine Briefschreiber sechs Jahre später an den Parisiana entdeckten. Und damals? Nun, damals war er als Gutachter beim Münchener Schwurgericht der Ansicht, der herrliche Panizza habe „eines der stärksten und bedeutendsten Kunstwerke der modernen Dramenliteratur geschaffen, trotz einzelner ästhetischer Makel ein echtes deutsches modernes Kunstwerk“, voll „echt deutschen, unrömischen und antipapistischen Geistes“, bei dem sogar „noch eine besondere moralische Tendenz festgestellt werden könnte.“ Aber freilich, damals hatte Panizza nur Gotteslästerungen und antirömische Schweinereien geschrieben; jetzt jedoch, in den Parisiana, welche an Gemeinheit ihren Vorgängern schwerlich gleich kommen, hat sich seine Muse einen andern Spucknapf ausgesucht, und nun beklagt Herr Conrad in der Zurückweisung der unbequemen Dedication schmerzlich, daß Panizza „sich zu gemeinen niedrigen Majestätsbeleidigungen hinreißen läßt, das ganze deutsche Volk mit Koth bewirft — als ob das Heinrich Heine nicht auch gethan hätte! — und wie ein Gassenbube unsere größten Männer und unsere deutsche Kunst beschimpft.“ Das ist der große Unterschied: So lange Panizza nur das religiös Heilige und Ehrwürdige besudelt,

„ein echter großer Dichter"; sobald er aber irdische Maje-
en begeifert, wird er ein „Gassenbube" und „zerschundener
eriger Dudelsack", den man an den Irrenarzt verweist, an
andere Leute ihn längst verwiesen haben. Panizza's Stil
Methode sind genau die alten, aber er hat die Adresse
echselt, und da erfaßt Herrn Conrad ein polizeifürchtiger
auder. Panizza kann ihm das „Winseln und Quietschen"
ckgeben.

Und nun noch Einer von den Gesellschafts-Modernen, klein
niedlich. Ich meine Herrn Ernst Gystrow, der sich im
igen Jahre durch die „Inferioritätsdebatte" zu unterschied-
en „Studien" in der Gesellschaft verleiten ließ und dieselbe
unter dem Gesammttitel „Der Katholicismus und die
erne Dichtung" erscheinen läßt (Minden, Bruns' Verlag.
0. 96 S.). Bedeutung hat das Büchlein an sich wenig. Es ist
so recht bezeichnend für die anmaßende Unwissenheit, mit
her auch „Moderne" zwölfter Größe über alle erdenklichen
ge absprechen. Ich habe kürzlich (Kölnische Volkszeitung,
rarische Beilage Nr. 17 vom 25. April) einige Lesefrüchte
aus mitgetheilt, darunter prächtige Dinge über den „Erz-
hof" Ketteler und über die Hertling'sche Polemik gegen
ell zu einer Zeit, wo Schell noch kein Wort gesagt hatte.
noch einige lustige Ergänzungen.

In derselben Einleitung, in der wir erfahren, daß der
richte und in der Centrumspresse zurückgewiesene Satz
ntrum ist Trumpf" „keine Uebertreibung" enthalte, und daß
Ultramontanismus heute im Brennpunkte des deutschen
tischen Lebens stehe", versichert uns Herr G. (S. 9), daß
mparität und Inferiorität (der Katholiken) die Tendenz zu
enseitiger Steigerung in sich tragen." Für den „Schrei
h Parität" hat er mit der Regierung nur ein Achselzucken;
der Schrei bei einer Reihe von Ernennungen, wenn auch
lange nicht genug, geholfen hat, davon scheint er keine
nung zu haben. „Mit dem Jahr 1896 kam der haar-
ubende Abschluß des Diana-Vaughan-Schwindels. Noch
hatte der Jesuitismus so entlarvt am Pranger gestanden"
. Wieder keine Ahnung, daß im Sommer 1896 ein deutscher
uit die Entlarvung Leo Taxil's eingeleitet, daß die „ultra-

montane" Presse sie im Herbst desselben Jahres wirk
durchgeführt hat, und daß die Selbstentlarvung des Be
erst in das folgende Frühjahr fällt. Die chronologisch
fusion ist überhaupt bei G. stehend. Auf derselben Sei
man, daß Schell „die Selbstkritik des katholischen Den
einleitete"; eine Seite später, schon acht Jahre vorher
bezüglich der literarischen Produktion durch den Jesuiten
geschehen, und das Jahr 1896 habe in Purcells Le
Cardinals Manning „eine geradezu sensationelle Kund
gebracht. Auf der Krefelder Katholikenversammlung
(S. 12) „den Streit zur officiellen Aussprache" komm
kurz darauf die erste Flugschrift von Veremundus ers
schade, daß dieselbe schon auf der Krefelder Versammlung
worden ist. Ein wahrer Rattenkönig von Anachr
findet sich S. 20: „Die Zersetzung (des hellenischen
hat schon begonnen. Ihre philosophischen Reflexe
epikuräische und die skeptische Lehre, und am allerstärk
Stoa — der treueste Spiegel der socialen Zerrütt
politisch schließlich im Siege des makedonischen B
Weltreichs über die griechische Kleinstaatskultur gipfelt."
lich! Zwar waren Zeno und Epikur kaum geboren, als
die Schlacht von Chäronea schlug, und gestorben sind
bezw. 53 Jahre nach dem Tode Alexanders des
aber einen Kenner der Weltgeschichte wie Herrn G.,
Verhältniß des Katholicismus zur modernen Dichtun
einer erhabenen Warte betrachtet, deren Sockel Jahr
bilden, darf man kaum auf so trockene Jahreszahl
merksam machen.

Ueberhaupt ist Herr G. im Behaupten wahrhaft i
Er weiß furchtbar viel, auch über das Christenthum.
Christus selbst allerdings „wissen wir nur allzu
und „die Evangelien lassen sich dualistisch und monistisch,
und eudämonistisch auslegen — wie man will",
wörtlich! — „es kommt wenig darauf an" (S. 22).
kategorischer aber versichert er uns, daß „Jesus' unmi
Wirkung auf die Zeit höchst gering ist", und daß erst
sie gerettet hat: „Er schuf das historische Christenthum.
der Boden war dafür nicht bereitet." Man liest

...nt; man staunt auch, wenn man liest, daß die thomistische ...losophie „die Brücke schlägt von dem christlichen Dogmen...em zu einem geradezu pantheistischen Gottesbegriff“, daß ...h Thomas „die durch's Sterbesacrament ‚gelöste‘ Seele ...h dem Tode zunächst in eine feurige Läuterung übergeht; ... Seele aber, die mit der Sünde wider den hl. Geist behaftet ... geht unmittelbar an den Ort der Qual, wo sie für alle ...igkeit verbleibt. Mit dieser erfreulichen Perspektive endet ... katholische Glaube.“ Wo mag G. wohl dieses Zeug zu...mmengeholt haben? Nach solch gründlichen dogmatischen ...rstudien wundert man sich nicht mehr über das auf S. 48 ...nirte „katholische Lebensideal“: „Nicht deterministische Be...mmtheit, sondern dogmatische Regelung, nicht Erlebniß, sondern ...enntniß, nicht Gesetz, sondern Vorschrift, nicht Nothwendigkeit, ...dern Zwang.“ Wenn Herr G. den Satz nicht gesperrt ...ckte, also ihn offenbar für sehr wichtig hielte, könnte man ...sucht sein, ihn für Galimathias zu halten.

Der Leser fragt sich vielleicht erstaunt, wie derartige Be...chtungen überhaupt in eine Untersuchung über „den Katho...ismus und die moderne Dichtung“ hineinkommen. Aber ...n versteht er Herrn G. nicht in seiner ganzen Größe zu ...rdigen: der faßt die Dinge im großen Ganzen, in einem die ...hrtausende umspannenden Zusammenhang auf. Beispielsweise ...ginnt er das dritte Capitel (S. 18) mit dem Lapidarsatz: ...m Anfang war die Horde.“ Folgt eine kurze, aber höchst ...stvolle Argumentation, daß „die Kunst aus den genußärmsten ...unden des Lebens hervorgegangen ist.“ Auf S. 20 sind ...r bei den Griechen, S. 22 bei den erwähnten Betrachtungen ...er das Christenthum, S. 26 bei der Renaissance, S. 27 ...eder bei den Artusromanen, S. 29 bei der Reformation, ... 31 bei Goethe und Schiller und endlich bei Eichendorff, ...eist und Novalis angelangt. Ueber diesem ganzen Gemengsel ...er prangt die Ueberschrift: „Der alte Mensch und seine ...unst.“ Es ist wirklich „lögenhaft to vertellen.“

Man verzeihe diese Proben. Sie waren erforderlich, um ...s Bild eines philosophirenden Confusionsraths der Moderne, ...r auch wieder einen Typus darstellt, etwas deutlicher zu ...zziren. Wo Herr G. nicht beständig vom Hölzchen aufs

Klötzchen und wieder zurückhüpft, sondern sich bemüht, bei Thema zu bleiben, ist er mitunter genießbarer, und gelegentlich erfreut er durch ein sachliches ernstes Wort, aber dann gefällt er sich wieder in den verblüffendsten Extravaganzen. Wahrscheinlich hat er von derjenigen Produktion, deren gründliche Kenntniß die eigentliche Vorbedingung seiner Schrift war, herzlich wenig gelesen. Er freut sich höchlich (S. 14), daß Veremundus, der übrigens bei partiellem Lobe arg heruntergerissen wird, „die Durchschnittsroutinièren Herbert, Brackel, Goldegg" ihres Nimbus entkleidet habe, aber seine Schrift läßt nicht erkennen, ob er auch nur eine Zeile von ihnen kennt. Von Hansjakob, von den Ausländern Coloma und Sienkiewicz spricht er mit einer warmen Anerkennung, die auf Lektüre schließen läßt, aber dann kommt es in einem einzigen kurzen Capitel nicht weniger als dreimal vor, daß Karl May (!) und Ferdinande v. Brackel als die sozusagen einzigen Lieferanten der „belletristischen Bedürfnisse der Katholiken" figuriren. Vortrefflich paßt in diesen Zusammenhang der unfreiwillige Witz, „die klugen Jesuiten hätten ganz richtig erkannt, daß in der humoristischen Kunst die einzige Zuflucht des Katholicismus liegt", aber „unsagbar unklug" sei es gewesen, daß sie, um aus dem „Inferioritätsdilemma" herauszukommen, „die Dickenspoesie als offenes Feldgeschrei proclamirten" (S. 77); die Grundlage dieser Construktion ist die ganz gelegentlich von mir mitgetheilte Notiz, einige Jesuiten hätten unserer Literatur einen deutschen Dickens gewünscht — sie könnte ihn brauchen, mag er nun Katholik oder Protestant sein. Dann findet er wieder bedeutende katholische Lyriker auf, schwärmt ein über das andere Mal für den todten Eichendorff, seinen „Liebling", und meint, „des katholischen Martin Greif Gedichte zählen zu dem Schönsten, was die deutsche Dichtung überhaupt geschaffen hat." Wenn er sich noch beispielsweise an Annette von Droste erinnert und sich die Mühe nimmt, die im vorigen Jahr erschienenen geistlichen und weltlichen Gedichte des „Durchschnitts-Routinière" Herbert zu lesen, so revidirt er vielleicht einigermaßen seine Werthschätzung des „mit May und der Brackel aufgefütterten Haufens" und seine wunderlichen Ausführungen (S. 82) über die „Identität" von „Marienlyrik

und katholischer Lyrik überhaupt." Daß ein katholischer Lyriker eigentlich nur Marienlieder dichten könne, will Herr G. freilich nicht sagen, aber man muß den betreffenden Abschnitt schon recht genau lesen, um nicht auf diesen Verdacht zu kommen.

Ueber G.'s Hauptthese zu disputiren fällt mir nicht ein, nämlich, daß „der Katholicismus nicht zufällig, sondern mit Nothwendigkeit literarisch rückständig" (S. 17, „nicht zufällig, sondern nothwendig inferior ist" (S. 89), und „daß die literarische Inferiorität des Katholicismus im innersten Wesen der katholischen Leser ihren Grund hat" (S. 17). In gewissem Sinne kann ich sogar Herrn G. zustimmen, wenn er S. 17 meint: „Mehr und mehr streift das neue Menschheitsideal, die moderne Persönlichkeit ihre katholischen Ueberlebnisse ab, und damit vergrößert sich stets die Kluft zwischen moderner und katholischer Gestaltung in der Dichtung." Das ist die These, welche „die neue Weltanschauung", wie Herr G. sie vertritt, aufstellen muß, wenn sie überhaupt die Zukunft für sich beansprucht. Die absolute Verneinung unserer christlichen Vergangenheit, wie G.'s Flugschrift sie predigt, kann nicht anders, als den Tod aller christlichen „Ueberlebnisse", auch auf literarischem Gebiete, prophezeien, und so mündet denn auch diese krause Broschüre folgerichtig in der Weissagung aus: „Index ergo cam sedebit . . . das Requiem des Katholicismus. Die neue Dichtung schrieb zum Dies irae die ersten Noten." Im Laufe der Weltgeschichte soll diese Prognose schon vor Herrn Ernst Gystrow einigemale gestellt worden sein; man erzählt allerhand von Staatsmännern und Sektenstiftern, die das Ding politisch oder religiös fertig bringen wollten, auch literarisch soll man es schon mehr als einmal probirt haben. Aber bis jetzt hats noch Niemand fertig gebracht. Warten wir ab, ob es Herrn G. und seinen Freunden von der „Moderne" gelingt. Der Katholicismus wird mittlerweile seine Herrn G. so merkwürdige „Selbstkritik" fortsetzen — wir sind wenigstens die letzten, die bestreiten, daß er eine kräftige Dosis dieses Heilmittels, nicht bloß auf literarischem Gebiet nöthig hat. Die Entscheidung dürfte eine etwas fernere Zukunft bringen, als Herr G. anzunehmen scheint. Jedenfalls bleibt ihm reichlich Zeit, selbst noch Vieles zu lesen und zu lernen.

C.

LXXII.

England und Imperialismus.

Wir stehen offenbar an einem der großen Wendepu
der englischen Geschichte; die Freunde und Feinde Engla
legen sich die Frage vor: Wird der radikale, von Jo
Chamberlain inaugurirte Imperialismus die politische
umgestalten, England zu neuen Triumphen führen, wie
kriegerische Politik des älteren Pitt, oder werden die
strebungen Chamberlains, die Colonien dem Mutterl
näher zu bringen, ebenso verhängnißvolle Folgen ha
wie die Colonialpolitik Grenvilles, die zum amerikani
Unabhängigkeitskrieg führte? Während die englische Na
den Bruch mit der Vergangenheit, die Verleugnung
friedlichen Politik der größten Staatsmänner Englands
Freuden begrüßt, und einer bis daher unerhörten Expan
der britischen Nation entgegensieht, sehen Ausländer,
Victor Bérard,[1]) in der fieberhaften Thätigkeit und
übermenschlichen Anstrengungen der Britten eine krampf
Zuckung, einen Vorboten des nahen Sturzes. Naturge
übertreiben die Gegner, wie Bérard, die Krankheitssympt
des englischen Gemeinwesens und ziehen aus rein zufäll
Umständen, z. B. dem Niedergang des Handels und
Industrie in Mittelengland zu weitgehende Schlüsse, wäh

1) L'Angleterre et l'Impérialisme par Victor Bérar
381 p. Paris, Armand Colin. 1900. (Preis 4 Frs.)

die englischen Imperialisten einem Optimismus huldigen, der mit den Thatsachen im Widerspruch steht. Dieselben finden sich gut zusammengestellt bei Bérard, dessen Buch, wenn es auch nicht immer überzeugt, sehr anregend ist.

Chamberlain hat gleich vielen seiner Landsleute die ungeheuren Fortschritte Deutschlands in dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts zu erklären gesucht und zu entdecken geglaubt, daß dieselben zunächst auf dem Zollverein, dann auf der in Folge der Siege über Frankreich gewonnenen politischen Einigung beruhen. Andere weit wichtigere Faktoren hat er gar nicht berücksichtigt und ist deßhalb zu dem Schlusse gekommen, daß die Erhöhung des englischen Prestiges durch Kriegsdrohungen und Eroberungen der englischen Industrie und dem Handel sein Uebergewicht auch fürderhin sichern werde. Wer die Entwicklung der deutschen Industrie aufmerksam verfolgt hat, der weiß, daß weder die große stehende Armee noch die Kriegsflotte, die ja neuen Datums ist, noch die Colonien, mit denen wir bisher kein besonderes Glück gehabt haben, uns neue Absatzgebiete und Märkte eröffnet und neue Kunden zugeführt und bewahrt haben, daß wir vielmehr diese Erfolge den soliden Eigenschaften unserer Kaufleute, der Güte und Wohlfeilheit ihrer Waaren und dem Umstande verdanken, daß unsere Landsleute in fast allen Theilen der Welt zerstreut leben und überall einflußreiche Stellungen bekleiden. Die Auswanderungen aus Deutschland vor 1870, welche die Nationalökonomen nicht genug beklagen konnten, haben somit die gute Folge gehabt, daß sie den deutschen Handel mächtig gefördert haben.

Die Engländer und die Deutschen sind bis zu einem gewissen Grade stammverwandt, aber während erstere seit drei Jahrhunderten eine führende Rolle gespielt, andern Nationen Gesetze gegeben haben, mußten wir Deutsche uns von andern Nationen gar manches gefallen lassen, und haben gelernt, uns anzuschmiegen, auf fremde Wünsche Rücksicht zu nehmen, wenn es uns Vortheil bringt. Der stolze Engländer, der

bisher gewohnt war, daß fremde Nationen seine Mä
besuchten, kann sich in diese Lage nicht hineinfinden und
langt, daß die Kunden sich ihm anbequemen, sich se
Bedingungen unterwerfen. Durch Höflichkeit und fre
liches Zuvorkommen wird zwar viel erreicht, aber Mä
werden dadurch nicht erobert, wenn die von den Reise
angebotenen Waaren nicht ebenso dauerhaft und gut
dazu wohlfeiler sind als die, welche man verdrängen
Dank dem Unternehmungsgeist der deutschen Fabrika
der Findigkeit der Werkführer, welche Reformen einfüh
den Herstellungsproceß abkürzten, dank den Erfindungen
deutschen Techniker, der Benützung und Verbesserung
Erfindungen von Fremden gelang es den Deutschen,
Engländer aus dem Felde zu schlagen durch die Wohlfe
ihrer Waaren und trotzdem einen erklecklichen Gewin
machen. In England schrieb man die deutschen Erfolge
Schutzzöllen und den Prämien zu, und behauptete
deutsche Kaufleute könnten fremde Märkte mit ihren
feilen Waaren überschwemmen, weil sie, dank den Schutzz
so hohe Preise in Deutschland erhielten. Das ist, wie Be
nachweist, durchaus falsch, wie aus den in den English
Books veröffentlichten Berichten der Consuln hervor
welche leider vergebens ihre warnenden Stimmen erh
Die englischen Fabrikanten und Handelsreisenden ware
sehr von der Vorzüglichkeit ihrer Handelsartikel überz
daß sie sicher darauf rechneten, die von ihnen abgefall
Kunden würden in Bälde zurückkehren, es liege über
kein Grund vor, größere Eleganz, einen gefälligeren Sch
eine dauerhaftere Farbe anzustreben, sich dem schle
Geschmack der Abnehmer ihrer Waaren anzupassen. Da
Erwartungen sich nicht erfüllten, die Deutschen, Belgier
Amerikaner immer größere Fortschritte machten, wurde
hinterdenklich und stellte Nachforschungen über den Rück
des englischen Handels an. Die Sachkundigen stim
darin überein, daß die Deutschen vermöge ihrer treffl

polytechnischen Schulen, dank dem unverdrossenen Fleiß der Techniker und Werkführer, dank der Bereitwilligkeit der Kapitalisten Reformen einzuführen, den Engländern weit vorausgeeilt seien, daß es vor Allem darauf ankomme, technische Schulen zu errichten, den Schönheitssinn zu entwickeln, mit dem praktischen Geschick theoretische Kenntnisse zu verbinden. Sie sollten bald entdecken, daß durch Herstellung von prächtigen technischen Schulen, durch die Ernennung tüchtiger Professoren wenig erreicht sei, daß es vor Allem darauf ankomme, Begeisterung für die an den technischen Schulen gelehrten Zweige des Wissens zu wecken. Die übertriebene Bewunderung für eine reinliterarische oder reinpraktische Ausbildung stellte sich dem neuen Unternehmen als größtes Hinderniß entgegen, viele konnten gar nicht begreifen, welchen Zweck theoretische Kenntnisse hätten, warum man über Dinge, die man in der Werkstätte praktisch übte, noch Vorlesungen zu hören, Examina zu bestehen hätte, da man selbst in Fächern wie Medizin und Jurisprudenz auf Buchgelehrsamkeit wenig Werth lege. Dieses thörichte Vorurtheil ist noch heute nicht überwunden, und so sehen sich die Großfabrikanten vielfach genöthigt, ihre Werkführer aus Deutschland kommen zu lassen. So arbeitsam und ausdauernd der Engländer ist, so schwer ist es, ihn zur Annahme von Verbesserungen, die nicht von ihm selbst ausgegangen sind, zu bewegen. Die Wißbegierde, die nicht ruht, bis sie einen Gegenstand ergründet hat, eignet ihm gleichfalls in weit geringerem Grade als dem Deutschen. So lange die zur Krankheit gewordene Neigung zu athletischen Uebungen andauert, die Studenten und Fabrikarbeiter, ältere Herren und junge Männer ergriffen hat, wird Deutschland seine geistige Ueberlegenheit behaupten und aus derselben materielle Vortheile ziehen. Dies wird sogar von den Engländern zugegeben, welche die überspanntesten Vorstellungen von der geistigen Ueberlegenheit der englischen Nation haben. Diese Deutschen, so hörte man sie sprechen, übertreffen uns durch

ihre Ausdauer, ihre Arbeitsamkeit und Genügsamkeit, wir müssen durch andere Mittel unsere bedrohte Machtstellung zu befestigen und zu sichern suchen, wir müssen mit den Künsten des Friedens die des Krieges verbinden, wir müssen unsere Reihen schließen und einen anglo-amerikanischen Bund errichten. Geeint können wir alle Concurrenten aus dem Felde schlagen und London und New York zu den zwei Mittelpunkten von Industrie und Handel machen. Daß dieses die leitenden Gedanken Chamberlains, läßt sich unschwer nachweisen; wie weit sie von den übrigen Imperialisten getheilt werden, ist für unsere Zwecke gleichgültig.

Bérard bezeichnet Sir Charles Dilke als den geistigen Urheber des Imperialismus, die meisten Engländer finden die Grundzüge des modernen Imperialismus schon bei William Forster. So viel ist klar, die Entwicklung und das Wachsthum des Imperialismus hängt eng zusammen mit dem Rückgang der englischen Industrie und des Handels, der Imperialismus hat nur darum bei der Arbeiterbevölkerung so tiefe Wurzeln gefaßt, weil dieselbe von ihm ein Wiederaufleben, eine neue Blüthe erwartet. Weil das Feuer in vielen Hochöfen von Warwickshire (dem schwarzen Lande) erloschen, weil viele Spinnereien, Webereien, Tuchfabriken in Lancashire, Yorkshire verödet sind, weil die Zahl der Schiffe in den Werften von London und Liverpool abgenommen hat, stimmen die Arbeiter für imperialistische Candidaten und jubeln der Politik Chamberlains zu, der den Glanz von Altengland wieder herzustellen verspricht, und verachten und beschimpfen die wenigen, welche der Politik Gladstones und Brights treu geblieben sind. Diese plötzliche Frontveränderung erklärt sich leicht. Die Massen verlangen für England freien Spielraum, das Recht, sich zu entwickeln, sie wollen die Bergwerke, wo immer sie sich finden mögen, ausbeuten und können nicht begreifen, wie Präsident Krüger ihren Landsleuten das Recht, das sie beanspruchen, bestreiten kann. Je mehr Gold, je mehr Diamanten ausgegraben

werden, desto mehr nimmt der Wohlstand zu und die Fähigkeit englische Produkte zu kaufen. Die Buren mit ihren geringen Bedürfnissen sind ebenso sehr Feinde der modernen Civilisation wie die Barbaren, welche von den Engländern außer Gewehren und Munition nichts kaufen wollen. Weil der englische Arbeiter neue Märkte erobern will, ist er Imperialist, ist Chamberlain sein Abgott geworden, wie es Gladstone vor ihm war.

Nicht bloß das gemeine Volk, das ja blindlings auf die Weisheit und das Geschick seiner Führer und seinen Stern vertraut, sondern auch die Führer von Lord Rosebery und Sir Charles Dilke an bis hinab auf den tollkühnen Chamberlain haben sich von der Größe und Schwierigkeit ihrer Aufgabe eine ganz unrichtige Vorstellung gebildet, und die eigenen Hilfsmittel gewaltig überschätzt. Schon die eine Voraussetzung, Deutschland und die Vereinigten Staaten auf ihre Seite zu ziehen, hat sich nicht erfüllt, die viel umworbene Schöne — die amerikanische Republik — hat sich recht spröde gezeigt, während das an Ruhm und Siegen reiche Deutschland gar nicht geneigt ist, für England sein Schwert zu ziehen, vielmehr bei jeder Gelegenheit seine Friedensliebe zur Schau trägt. Beide Staaten hüten sich wohl, sich die Hände zu binden und England gewähren zu lassen; dieses muß im Gegentheil darauf gefaßt sein, von allen Seiten angegriffen zu werden, wenn das europäische Gleichgewicht durch seine Eroberungen gestört wird.

Englands Lage ist gegenwärtig gefährlicher als während des Kampfes mit Napoleon, weil es damals die Sympathien von Rußland, Oesterreich, Preußen und der meisten von Napoleon unterdrückten Rassen besaß, während es gegenwärtig kaum weniger gehaßt und verabscheut ist als Napoleon. Statt den mächtigsten Rivalen, Rußland, durch weitgehende Zugeständnisse auf seine Seite zu ziehen, oder wenigstens seine Neutralität zu sichern, führt es mit demselben einen erbitterten Federkrieg, der auf der einen Seite den Willen,

Rußland zu schaden offenbart, auf der andern Seite Unentschlossenheit und Furchtsamkeit verräth. Ganz ähnlich ist das Verhältniß zu Deutschland, mit dem Unterschiede, daß man Deutschland von Zeit zu Zeit schmeichelt. Die englischen Minister glauben der Bundesgenossen auf dem Continent entrathen zu können, und in dem Panbritannismus oder Pananglikanismus ein Generalheilmittel gefunden zu haben.

Ist Großbritannien mit seinen Colonien das größte Reich, das je auf Erden bestanden hat, so ist es doch trotz seines Umfangs von zwölf Millionen Quadratmeilen und seiner Bevölkerung von 400 Millionen weit schwächer als Rußland oder Deutschland, denn von den 400 Millionen sind kaum ein Zehntel Europäer; gerade die weite Ausdehnung des britischen Reiches macht eine Aufstellung großer Heere unmöglich. Die indischen und ägyptischen Truppen können wohl neben englischen Truppen für die Vertheidigung des Landes, aber nicht für Angriffskriege verwendet werden, und so bleiben der Regierung für die von ihr geplanten Eroberungskriege nur die freiwilligen Contingente von Australien und Canada. Bayern allein könnte mehr Truppen liefern, als Australien und Canada zusammen. Gegenüber dieser Thatsache kann man sich mit Recht fragen, ob es sich wirklich der Mühe verlohnte, auf eine Conföderation der englischsprechenden Bevölkerung in den englischen Colonien hinzuarbeiten, ein gemeinsames Schutzzollsystem in Vorschlag zu bringen, das sicherlich zu Zwistigkeiten und Reibereien führen wird. Die Urheber des Systems hofften offenbar, die englischen Colonien würden die Vereinigten Staaten nach sich ziehen, haben sich aber wie so häufig gründlich verrechnet. Die amerikanische Republik ist weniger als je geneigt, sich von England ins Schlepptau nehmen zu lassen.

Die Vereinigten Staaten werden weder dem von Chamberlain geplanten Schutzzollsystem beitreten, noch die englische Politik durch den moralischen Druck auf Englands Gegner unterstützen. Das irische und deutsche Element in den Ver-

einigten Staaten ist England feindselig gesinnt, das slavische und romanische ist gleichgültig, die Kapitalisten, die früher mit England liebäugelten, haben entdeckt, daß sie der Hilfe Englands nicht bedürfen. Der Ueberfluß von Rohprodukten im eigenen Lande, die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel, die geringe Entfernung von den Mittelpunkten des Handels und so viele äußeren Umstände setzen sie in den Stand, ihre englischen Concurrenten zu verdrängen. Mit Nordamerika ist somit kein Bund zu flechten. Auch der Titel Brudervolk, den die Engländer den Amerikanern so gerne geben, kann daran nichts ändern, denn die Amerikaner fühlen sich durch diesen Titel nicht gerade geschmeichelt, erinnern sich vielmehr nicht ohne Bitterkeit daran, wie ihre Vorväter aus Großbritannien und Irland verjagt wurden; somit ist an ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen England und Amerika nicht zu denken. England muß seine Kriege allein ausfechten, und die Mißerfolge in Transvaal sind durchaus nicht geeignet, einem Staate, der, ohne vorbereitet zu sein, Krieg anfing, Bundesgenossen zu erwerben.

England war während mehr als eines Jahrhunderts von außerordentlichem Glücke begünstigt und hat sich auch in diesem Kriege trotz der Fehler seiner Generale aus den allergrößten Verlegenheiten gezogen, aber die schlimmen Folgen des Krieges mit Transvaal können gegenwärtig nicht wahrgenommen und erst späterhin überschaut werden.

Die Zwecklosigkeit des Schutzzollsystems wird wohl zuerst erkannt werden und den Sturz der Föderativverfassung nach sich ziehen; das Mutterland sowohl als die Colonien werden erkennen, daß das gegenwärtige System große Vorzüge besitzt und dem englischen Genius und Freiheitssinn weit mehr entspricht, als die Einigung mit ihrer strammen Organisation. Wie bald die bessere Einsicht sich Bahn brechen werde, läßt sich nicht vorher bestimmen. Die Freunde Englands und des europäischen Friedens können nur wünschen, daß dem englischen Volke bald die Augen geöffnet werden, daß es sich

auf seine friedliche Aufgabe besinne, und einen billigen Frieden mit den Buren schließe. Als der ältere Pitt Canada eroberte, da war wohl jedermann davon überzeugt, daß die englische Stellung in Nordamerika gesichert sei, aber gerade die Eroberung Canadas legte den Colonisten den Gedanken eines Abfalls vom Mutterlande nahe. Gerade so wird es auch in Südafrika gehen. Die Colonisten werden, wenn die Buren ausgerottet oder geschwächt sind, sich erheben und ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen suchen. Schon jetzt fehlt es nicht an Conflikten und sie werden sich mit der Zeit vermehren, besonders wenn die Capcolonie und Natal einen Theil der ungeheuren Kriegskosten bezahlen müssen.

In gewisser Beziehung ist es ein Glück für England, daß der Krieg in Südafrika sich in die Länge zieht, daß die Engländer die Erfahrung machen, daß einem Guerilla- und Volkskrieg gegenüber ihre Truppen ebenso langsame Fortschritte machen, als die französischen in Madagaskar, die spanischen in Cuba, die amerikanischen auf den Philippinen. Wenn jedoch die Kriegspartei hofft, daß die Erfahrungen der letzten Monate einen Umschwung in der öffentlichen Meinung herbeiführen und das Vorurtheil gegen die Conscription und ein großes stehendes Heer überwinden würden, so zeigt das nur, daß sie die Stimmung im Volk nicht kennt, das zeitweilig zu den größten Opfern bereit, aber gegen einen Militärstaat eine ebenso instinktive Abneigung hegt, wie zur Zeit Cromwells in der Mitte des 17. Jahrhunderts.

LXXIII.

Ambrose Phillipps de Lisle's Biographie.[1]

(1809—1878.)

Im Fortgange der Zeit enthüllen sich uns immer klarer die Linien der merkwürdigen Oxfordbewegung, welche im Beginne der Dreißiger Jahre aus einem kleinen Kreise gottbegeisterter Männer entsprungen, das Angesicht der anglikanischen, und, wenn man diesen Ausdruck richtig versteht, auch das der katholischen Kirche in England erneuert hat. Diesmal handelt es sich um einen Mann, der wie durch ein Wunder aus der dichtesten Finsterniß des Anglikanismus zur katholischen Kirche geführt wurde in einer Zeit, wo die alten Strafgesetze noch bestanden, wo O'Connell sammt einem winzigen Häuflein den Muth hatte, Gleichberechtigung für Millionen katholischer Unterthanen zu fordern, und wo die Ausübung des katholischen Bekenntnisses in der Grafschaft Leicester lebhaft an die Zeit der Katakomben erinnerte. Es ist Ambrose Lisle March Phillipps de Lisle, der in Purcell seinen Biographen gefunden hat.

---

1) Life and Letters of Ambrose Phillipps de Lisle by Edmond Sheridan Purcell, Member of the Roman Academy of Letters, Author of the Life of Cardinal Manning. Edited and finished by Edwin de Lisle, Fellow of the Society of Antiquaries, sometime Member of Parliament. London. Macmillan and C. 1900. 8. vol. I. pag. VIII. 422. vol. II pag. VI. 382. (24 shill.).

Der Verfasser, gegen dessen Manning-Leben wir nach
Vorgang des Cardinal-Erzbischofs Vaughan von Westmin
in diesen Blättern Verwahrung eingelegt haben, ist vor wen
Monaten aus dieser Zeitlichkeit geschieden und war nicht m
in der Lage, seinem Werke die letzte Feile angedeihen zu las
Dieser Arbeit hat sich der Sohn des Helden der Biogra
Edwin de Lisle, in ebenso pietätsvoller wie sachkundiger W
unterzogen. Wie weit Purcell's Antheil an dem Zusta
kommen des Buches reicht, und welche Theile hinwiederum
Feder Edwin's entflossen sind, hat der letztere in dem
wort dargelegt, welches mit einem am 27. September
abgefaßten Briefe Purcell's schließt. In dem Hauptzweck stim
beide Verfasser überein. Es ist „die Rechtfertigung der Kir
Politik Wiseman De Lisle und die Wiederherstellung der
meines Vaters, als eines Mannes, welcher vollkommen kath
war und damit die Liebe zur Heimat und zu ihrer Verf
verbunden hat und der im Verein mit seinem heiligmä
Freund P. Ignatius Spencer die einzig richtigen Grun
verkündet hat, welche, menschlich zu sprechen, die Beke
Englands herbeiführen — nicht durch Erhebung einer
Kirche auf den Trümmern der durch Staatsgesetz aufgeri
(Hochkirche), sondern durch das Bemühen, alle Häresie
allen Haß aus den bestehenden Kirchen von Canterbury
York und den ihnen verwandten Dissenters zu entferne
alle englischen Christen in ihr ehevoriges Verhältniß
Vereinigung mit den Kirchen des Festlandes und dem h
Stuhl von Rom zurückzuführen". (vol. I. p. VIII)

Welche Mittel besaßen die beiden Männer zur L
ihrer Aufgabe, über deren Werth wir unser Urtheil aufsch
Madame de Lisle hatte Purcell ein sehr reichhaltiges M
zur Verfügung gestellt. Tagebücher aus den frühesten J
kurze, aber sehr gehaltvolle Reiseeindrücke aus Fran
Deutschland und Italien wechseln ab mit höchst belehr
Abhandlungen über Kunst, Literatur und Politik. Vor
aber empfängt das Buch einen ganz besondern Reiz dur
Briefwechsel, den de Lisle, der sich in Folge seiner
Erziehung der französischen Sprache mit Leichtigkeit be
mit den angesehensten Katholiken Englands wie des Fest

ährend beinahe eines halben Jahrhunderts gepflogen hat. Voran steht der Briefwechsel mit Wiseman, Newman und Manning. Den beiden Verfassern wünschen wir für die Freigebigkeit zu danken, womit sie aus den kostbaren Schätzen geschöpft haben. Vor allem aber kommen in Betracht die zahlreichen Briefe des Grafen Charles von Montalembert, der de Lisle und seinen Bemühungen besonders freundlich gegenüberstand, während des letztern Briefe an den Grafen nicht mehr zu haben waren. Zeitlebens verband innige Freundschaft de Lisle mit W. E. Gladstone, dem großen Staatsmann, dessen Urtheil über den Freund in Leicestershire an der Spitze des Buches prangt, in den Worten: „Ich möchte de Lisle einen Israeliten nennen, in dem kein Falsch ist.“ Verbindet man damit das überschwengliche Lob de Lisle's durch John Henry Newman vom 30. Juli 1857, welches uns an der nämlichen Stelle begegnet: „Wird England zu Christus sich bekehren, dann werden Sie mit Gottes Gnade höhern Antheil daran haben, denn irgend ein anderer,“ so ist de Lisle's edler Charakter und das hohe Ziel der Vereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche genugsam angedeutet.

Purcell und Edwin de Lisle geben sich alle Mühe, gerade unter diesem Gesichtspunkte ihren Helden aufzufassen, sind aber beide nicht immer frei geblieben von einseitigen Urtheilen über de Lisle's Gegner. Die Bemerkungen über den hochseligen Cardinal Manning (I, 144. 390 II, 33 ff.), die sich leicht durch andere vermehren lassen, sowie über die Stellung der niederen Geistlichen zu den Bischöfen (I, 327) müssen wir entschieden beanstanden. Doch abgesehen von solchen Mängeln, denen wir auch das Fehlen der erforderlichen Methode und eines Registers anreihen, gewährt die Lektüre einen hohen Genuß. Mag man auf die hohe Charaktergestalt de Lisle's blicken, in welcher kindliche Einfalt mit unzerstörbarer Manneswürde sich paaren, oder seinen Geistesgang ins Auge fassen, der unter offenkundigem Schutz der göttlichen Vorsehung gestanden, oder seine drei Ideale prüfen: Wiederherstellung des Mönchthums, der mittelalterlichen Kunst und Wiedervereinigung Englands mit der katholischen Kirche — so erscheint er uns wie ein Held, den wir im Drama der Entwicklung der

katholischen Kirche in England des neunzehnten Jahrhun
um keinen Preis missen möchten.

Der erste Band führt uns, in Folge des angedeu
Mangels an Methode, von 1809 bis 1865, während
Kapitel 18—21 im zweiten Bande ebenfalls zum Theil
in diese Periode hineinragen. Als Sohn eines reichen Gentle
in Leicestershire geboren am 17. März 1809, verbrachte de L
seine Jugend unter durchaus protestantischen Einflüssen.
Gemahl seiner Tante, Dr. Ryder, war nacheinander anglikani
Bischof von Gloucester und dann von Lichfield. Zwei Br
seines Vaters wirkten als Diener am Wort in der Hochki
Edward, der niederkirchlichen Richtung angehörend, lehrte
im Papst „den Antichrist“ erblicken, während der an
William, der conservativen Richtung zugethan, der Zweigthe
huldigte und die anglikanische Kirche als Theil der ei
Kirche Christi auffaßte. Einen ebenso tiefen wie anhalten
Eindruck rief der Abbé Giraud bei de Lisle hervor,
jener durch die Revolution vertriebenen französischen Prie
welche durch ihren feinen Anstand, ihr kräftiges Gebet, i
Eifer in der Seelsorge und insbesondere die Geduld, mit
sie Verbannung und Güterverlust ertrugen, das protestant
England zur Bewunderung hinrissen. Die geradezu
blüffenden Antworten, welche Verwandte aus der näch
Umgebung de Lisle auf gewisse, sehr spitzfindige Fragen
die Nothwendigkeit einer einzigen wahren Kirche ertheilten,
Freundlichkeit und Gründlichkeit, mit welcher Abbé Gi
seine Zweifel löste, die, wie de Lisle behauptete, die
Himmel erschallende Stimme „Mohammed ist der Antichr
nicht aber der Papst, endlich die erhebenden Eindrücke, die er
beim Anblick der Frohnleichnamsprozession in Paris emp
führten zu weiterem Nachdenken, zu tiefen Studien und
Annahme der katholischen Religion. Sie erfolgte durch
Geistlichen Macdonnell, der ihm dann am 21. Dezember
in der Hütte eines armen irischen Landarbeiters bei Loughbor
die erste hl. Communion spendete.

Die Bestürzung des Vaters über den Schritt seines
talentirten Sohnes war maßlos. Aber weder mündliche
stellungen, noch zwangsweiser Besuch des anglikanischen Go

ſtes, noch Ueberweiſung in das Trinity-Colleg an der
hſchule von Cambridge vermochten eine Umkehr zu bewirken.
Gegentheil: wie ein Theologe beſchlagen und allen Ein-
fen gediegene Antworten ſchlagfertig entgegenſetzend, pflegte
Lisle gleichgeſtimmte Naturen mit ſich fortzureißen. Hat
neuere engliſche Kirchengeſchichte wenig Männer aufzuweiſen,
che durch ſittlichen Ernſt, ſtrenge Aſceſe und den Geiſt des
etes einen derart unberechenbaren Einfluß ausgeübt wie
Paſſioniſtenpater Spencer, dann hat de Lisle dieſen
würdigen anglikaniſchen Pfarrer für den katholiſchen Glauben
glänzender Disputation gewonnen. Wahrhaft rührend ſind
Mittheilungen, wie de Lisle, im Verein mit ſeiner ihm
ig vollkommen ebenbürtigen Gemahlin Laura Clifford,
en Mutter eine geborene Gräfin Lützow war), in der
ſchaft Leiceſter mit unbegrenzter Freigebigkeit zum hellen
recken der proteſtantiſchen Fanatiker Kapellen, Kirchen und
ulen errichtete. Wenn auch ziemlich weit ausgeholt, erregen
beiden Kapitel 4 und 5 über die Stiftung der Ciſtercienſer-
ei Mount St. Bernard durch de Lisle unſer lebendiges
ereſſe. Bis heute hat ſich ſeine Schöpfung erhalten, die,
n ſie im Laufe der Zeit auch nicht in allweg ſeinen Wünſchen
prochen, doch ſtets ſeinen Ruhm als Wiederherſteller des
nchthums verkünden wird. Materielle Unterſtützung gewährte
dabei die ſtets offene Hand des edlen Grafen von Shrewsbury,
her Monate lang auf dem Feſtlande ſich aufhielt und die
dieſe Weiſe erſparten Summen de Lisle zur Verfügung
te. Sein Berather auf dem Gebiete der Kunſt aber
der berühmte Wiedererwecker der mittelalterlichen Kunſt in
land, Auguſtus Welby Pugin.

Das belehrende Kapitel: „Erweiterung der ſocialen und
igen Beziehungen“ erlaubt uns einen Blick in den ebenſo
ſſenden wie bedeutenden Freundeskreis, deſſen de Lisle
rühmen konnte. Er beſchränkte ſich nicht auf England, wir
n die vornehmlichſten Katholiken des Feſtlandes mit ihm
ſt verbunden. Auszüge aus ſeinem Tagebuch, über ſeine
e nach Deutſchland ſchildern mit wohlthuender Friſche die
rücke, welche de Lisle und ſeine Gemahlin, in deren
eitung ſich auch Spencer befand, damals empfingen. In

Brüssel besuchten sie den Nuntius Gioacchino Pecci (Leo X
der sich über die Oxfordbewegung günstig äußerte. In
war es der Verweser des Erzbisthums, Johannes von
der Mittheilungen machte über das Verhältniß von Kirch
Staat. Und nun gar die Beschreibung vom alten kathol
München im Monat August 1844. Hier begegnen u
Tagebuch die Namen Joseph von Görres, Phillips, Windisch
Ringseis, Höfler und vor allem namentlich Döllinger, mi
die Engländer den innigsten Verkehr unterhielten. Purcel
damals in München seine Studien machte, gedenkt der
sinnigen Artikel, welche Görres in den Hist. pol. Bl
über die damalige Weltlage veröffentlichte; dessen Ken
über England möchte er nicht zum geringsten The
die Mittheilungen de Lisle's zurückführen. Mit diesen
sehenen Männern, wie auch mit dem Nuntius Viale
tauschten de Lisle und seine Gemahlin Besuche aus,
ihren Einladungen nach, erörterten die damalige Weltla
machten bei namhaften Künstlern Bestellungen für ihr
Grace Dieu in England.

Wie ein Piedestal, auf welchem sich die Darlegun
Beziehungen de Lisle's zu den Oxfordgelehrten
erscheinen die Kapitel 8 und 9. Sie schildern die
Kräfte, welche dem Traktarianismus die Wege bereitet
Auslande den Kampf für die Freiheit der Kirche, ge
dem Gallikanismus und Regalismus, in der englischen
den Methodismus und Evangelicalismus, welche die S
nach Belebung der Kirche zwar erregten, aber nicht befri
Die denkwürdigen Dienste, welche de Lisle in der Ann
Newman's und der Seinigen an die katholische Kirche
hat, möge der Leser in den Kapiteln 11 bis 14 g
studiren, um sich einen Begriff von dem Umfange der Ke
de Lisle's auf den verschiedensten Gebieten des Wissen
seiner Opferwilligkeit, von seinem grenzenlosen Eifer
Vereinigung der getrennten Brüder mit der katholischen
zu bilden. Und dennoch besaß de Lisle gerade hie
Achillesferse. Er erscheint uns als Enthusiast.
Ideal, nämlich die corporative, massenweise Vereinigu
Anglikaner mit der katholischen Kirche, die optimisti

ung der anglikanischen Kirche als solcher, die kindlich harmlose rtheidigung des Suprematseides, endlich die Stiftung des reins zu Gebeten für die Vereinigung der Kirchen haben lte allen Reiz verloren. Dieser Gebetsverein, dem Mitglieder verschiedensten Bekenntnisse angehörten, ruhte auf unklarer gmatischer Grundlage und wurde 1864 vom apostolischen uhle gebührend abgelehnt, was de Lisle zur Abfassung von iefen an den Präfekten der Propaganda, Cardinal Barnabo rte, die stellenweise jedem Kenner der Verhältnisse sehr denklich vorkommen. Im Kampfe des Ministers Lord John ssell wider die Schöpfung der englischen Hierarchie durch us IX. im Jahre 1850 hat de Lisle dem Cardinal Wiseman bösen Tagen mannhaft zur Seite gestanden und durch das ündliche wie das geschriebene Wort ihn und seine Sache rtheidigt.

Der zweite Band mit den Kapiteln 16 bis 22 verbreitet h zunächst über de Lisle's Stellung zur Frage des höhern nterrichts, wie zum allgemeinen Vatikanischen Concil. Purcell tte sich selbst verleugnen müssen, wenn er diese Gelegenheit tte vorübergehen lassen, ohne Newman und Manning in gensatz zu bringen, und den Cardinal Manning mit seinen griffen zu beehren. Zur Vertheidigung Manning's wünsche zweierlei hervorzuheben. Erstens: Allerdings hat der Stuhl jetzt der katholischen Jugend den Besuch der otestantischen Landesuniversitäten gestattet, aber doch nur ter Voraussetzung der Erfüllung gewisser Bedingungen. weitens: Für Manning's Stellung in dieser Frage war maß- bend seine eigene Erfahrung und sodann das öffentlich kannt gegebene Urtheil anglikanischer Lehrer in Oxford, mäß welchem, wenigstens zu damaliger Zeit, der Besuch von xford den Verlust der katholischen Weltanschauung unabwendbar t sich führte.

Bei der Schilderung der Verhandlungen des allgemeinen ncils von 1870 kommt die sogenannte Partei der Fanatiker, e Manning und Ward, sehr unglimpflich weg. Aber auch r ist nicht zu leugnen, daß diese Männer scharfsinnige und hle Denker waren. Dürfen Newman und de Lisle ebenfalls sen Vorzug beanspruchen? Aus Newman's und de Lisle's

Briefen ist zu ersehen, daß beide von Gladstone mit der Zusendung der Druckbogen seiner Broschüre: „Die vatikanischen Beschlüsse in ihrem Einfluß auf den bürgerlichen Gehorsam" beehrt wurden. Man staunt, wenn man liest, daß de Lisle diesen unwürdigen Angriff als most eloquent and luminous pamphlet bezeichnet (II, 44), während Newman am 6. Nov. 1874 an de Lisle schreibt: „Ich bin gar nicht traurig darüber, daß er eine solche Herausforderung (expostulation), wie diese ist, der Oeffentlichkeit übergibt; sie muß zum Vortheil gereichen" (II, 42). Bald trat ein Umschwung ein, indem beide Männer, Newman wie de Lisle, in umfangreichen Broschüren Gladstone's gehässige und gegenstandslose Angriffe zurückwiesen.

Als die beiden lesenswerthesten Kapitel möchten wir 19 und 20 bezeichnen, welche de Lisle's Bemühungen auf dem Gebiete der Liturgie, der Kunst und der Literatur aufdecken. Hier nimmt de Lisle eine einzigartige Stellung ein unter den vielen für die Ehre Gottes begeisterten katholischen Laien Englands. Schon allein sein Briefwechsel mit Montalembert, der ihn stets „lieber Freund und Bruder" anredet, läßt uns de Lisle's geistige Größe erkennen. Niemand wird die beiden Bände, deren Studium durch den Mangel eines Registers bedeutend erschwert wird, ohne vielfache Anregung und tiefe Befriedigung aus der Hand legen.

A. Bellesheim.

LXXIV.

Die altdeutschen Passionsspiele.

II.

Bei jedem Drama aus alter oder neuer Zeit pflegt der Literarhistoriker gewisse Fragen zu beantworten, wie die Frage nach der Bedeutung und Auffassung des Stoffes, nach der Inscenirung, nach Charakterzeichnung und sprachlichem Ausdruck, nach dem culturhistorischen und ästhetischen Werthe. Die Beleuchtung dieser verschiedenen Seiten wird sich zu einer genaueren Charakteristik des altdeutschen Passionsspieles gestalten und ein anschaulicheres Bild von der Art und Wirkung desselben geben, als es die Darstellung seines Entwicklungsganges allein vermochte. Um dies Ziel zu erreichen, müssen wir allerdings auch ab und zu einen Blick über das Gebiet der Passionsspiele hinaus auf die geistlichen Spiele anderen Inhaltes thun.

Es wurde darauf hingewiesen, wie die Schaulust des mittelalterlichen Theaterpublikums immer mehr und mehr zu sehen verlangte und wie die Dichter und Bearbeiter diesem Wunsche nachkamen, indem sie die kleinen Osterfeiern zu den ungeheuren Dramen erweiterten, die ziemlich alles umfaßten, was zwischen Sündenfall und Weltgericht für das christliche Denken und Fühlen Bedeutsames lag. Diese Schaulust war ohne Zweifel ein mächtiges Agens, aber doch nur ein äußerliches. Es liegt hier noch etwas Tieferes zu Grunde, die mittelalterliche christliche Weltbetrachtung selbst

nämlich. Sie ist die innere und stärkere treibende Kraft, die jene kleinen Stücke zu so mächtigen Gebilden emporwachsen ließ.

Das alte Testament ist der Unterbau, auf dem sich das neue erhebt. Daher legen schon die frühen Theologen des Mittelalters ein besonderes Gewicht auf die historische Fundirung des Christenthums und gehen mit rührigem Eifer allen erdenklichen Beziehungen zwischen dem alten und neuen Testamente nach. Dies kommt auch schon in der Bevorzugung zum Ausdruck, welche die Glossatoren unserer ältesten Zeit gerade dem alten Testamente zu Theil werden ließen. Eine Erscheinung, die erst durch das große Steinmeyer'sche Glossenwerk dem Literaturforscher lebendig in's Bewußtsein gerufen wird. Eine parallele Tendenz zeigt die Entwicklungsgeschichte der Predigt.[1]) Und dieses Bestreben, die ganze Heilsgeschichte als einheitlichen Organismus zusammenzufassen, alle wichtigen Weltereignisse um Christus als Mittelpunkt zu gruppiren, bricht auch früh in der altdeutschen Literatur durch. Dem Kenner derselben fallen in diesem Zusammenhange sofort der „Ezzoleich" (1064) und die mit demselben verwandten Dichtungen ein, die in nicht allzu vielen Strophen die Hauptpunkte der Heilsgeschichte dichterisch zu formuliren suchen. Und ein episches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, „Die Erlösung" trägt denselben Charakter und diente theilweise dem älteren Frankfurter Passionsspiele als Vorlage. Wir haben somit in diesen Gedichten den Gedankenkreis der späteren großen Passionsspiele in nuce bereits festgelegt.

Dieser weitausschauenden Betrachtungsweise dienten auch die Propheten-Spiele verschiedener Weihnachts- und Osterdramen. Sie heischen unser besonderes Augenmerk. Die wichtige Stellung der Propheten in der Heilsordnung legte es nahe, ihnen einen Ehrenplatz im geistlichen Schauspiel anzuweisen. Und dies geschah auch. Im Besonderen kommt

1) Vergl. A. E. Schönbachs lehrreiche Recension des Steinmeyer'schen Werkes in „Allgemeines Literaturblatt" VIII. Nr. 2.

für die Einführung derselben in unsere Spiele noch der pseudoaugustinische Weihnachtssermon in Betracht, der in Brevieren des 12. Jahrhunderts erscheint und in welchem gegen die ungläubigen Juden die Propheten des alten Bundes als messianische Zeugen für Christus in lebhafter Rhetorik einer nach dem anderen aufgerufen werden. Neben den Propheten erscheinen noch in diesem „Sermo“ als Zeugen für Christus die Sibylle, Nebukadnezer und Virgil. Virgil galt wegen der bekannten Verse in der 4. Ecloge: „Jam nova progenies coelo demittitur alto etc.“ dem Mittelalter als frommer Heide und Vorverkünder des Christenthums. (Man denke an seine Stellung bei Dante.) Nebukadnezer findet hier eine Stelle wegen des Wunders, das sich bei den drei Jünglingen im Feuerofen begab. Er sah nämlich darin neben den dreien einen vierten, „der aussah, wie ein Sohn Gottes.“ (Daniel 3, 92.) Wie Virgil, stand die Sibylle mit ihren Weissagungen vom Erscheinen Christi und dem Weltuntergange im Mittelalter gleichfalls in hohem Ansehen. (Vergl. das „Teste David cum Sibylla“ im „Dies irae“.)

Aus der apologetischen Rede entwickelte sich in Frankreich zuerst ein Wechselgesang, dann ein dramatisches Wechselgespräch mit einzelnen weiter ausgeführten Scenen. Es wurde das eine Mal die ganze Reihe der Propheten redend und handelnd vorgeführt, das andere Mal erschienen bloß einzelne Propheten in selbständigen kleinen Spielen. Des Prophetenspieles zu Regensburg (1194) geschah bereits Erwähnung. Sogar im fernen Riga wurde 1204 ein solches mit großem Pompe („ludus prophetarum ornatissimus“) aufgeführt, um die heidnischen Bewohner der Gegend zu bekehren. Es ereignete sich dabei ein böser Zwischenfall. Als nämlich Gideon auf der Bühne eine Schlacht lieferte, bekamen die Heiden Angst und liefen davon und mußten erst wieder mit Mühe beschwichtigt werden.[1])

1) Creizenach, Geschichte des neueren Dramas. I, 70 f.

Der Zusammenhang der Prophetenspiele mit der angeblich Augustinischen Predigt tritt im Frankfurter Passionsspiele noch deutlich zu Tage, wo der große Kirchenvater in eigener Person auftritt und die einzelnen Propheten der Reihe nach auffordert, ihre Weissagungen vorzutragen. Dies ist wohl die einfachste und naivste Art, seine Predigt in Dialog umzusetzen. In Verbindung mit den Propheten erscheint auch nicht selten die Gegenüberstellung von Kirche und Synagoge (Frankfurter, Alsfelder, Heidelberger Passion), die an gewissen Stellen des Stückes ein Streitgespräch aufführen. Die gegenseitigen Invektiven werden dabei um so heftiger, je feindseliger sich das Verhältniß unserer Vorfahren zu den Juden im wirklichen Leben gestaltete.[1])

Die Propheten mit ihren messianischen Weissagungen werden gerne in den großen Mysterien als Glied in den göttlichen Heilsplan eingeordnet. Durch die dramatischen Aufführungen so gut wie durch die Predigt und die bildende Kunst wollte man dem Volke die großen Thatsachen und Wahrheiten des Glaubens immer wieder ins Bewußtsein rufen. Wer sich daher den Inhalt der großen Passionsspiele: Schöpfung, Sündenfall, Propheten, Erlösung, Weltgericht, diesen machtvollen Umkreis christlichen Denkens vor Augen hält, dem wird auch mit einemmale die Bedeutung jener großen cyklischen Darstellungen, welche der alte christliche Kunstgeist an Kirchenportalen und in Glasgemälden geschaffen hat, klar. Es ist die gemeißelte und gemalte religiöse Weltbetrachtung des Mittelalters mit ihren großen Perspektiven. Wie an deutschen und französischen Domportalen begegnet uns derselbe großartige Vorstellungskreis

1) Der französische Forscher Sepet wies zuerst in seiner Studie „Les prophètes du Christ“ (Bibliothèque de l'école des chartes 1867, 1868 und 1877) auf den Zusammenhang zwischen den Prophetenspielen und dem Sermo hin. Vergl. Creizenach a. a. O. 68 ff. Paul Weber, Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst. Stuttgart 1894. S. 41 ff.

wieder im venezianischen San Marco, in der Arena zu Padua und (von anderen Beispielen in Italien zu schweigen) in der sixtinischen Kapelle, wo zwei mächtige Generationen der Renaissancekunst diesen altüberlieferten Ideen mit den reichsten künstlerischen Mitteln Gestalt geben. So sehen wir in der Theologie und Predigt, in Kunst und Literatur der alten Zeit von der höchsten genialen Offenbarung bis zum einfachen volksthümlichen Passionsspiel herab alles in schönem geistigen Einklange. Jedes ist beherrscht vom Alles umfassenden christlichen Gedanken. —

Dies etwa war der geistige Lebenspuls, der ideelle Gehalt der religiösen Dramen. Welche äußere Gestalt erhielt nun ein solches Stück auf der damaligen Bühne? Wie haben wir uns die Scenerie zu denken? Wie die Aufführung? Ueber die Gestalt der alten Passionsbühne läßt sich wenig Allgemeingiltiges behaupten. Größe und Pracht der Ausstattung richteten sich nach den Mitteln, die zu Gebote standen und nach dem Interesse, das eine Stadt diesen Aufführungen entgegenbrachte. Die Orte der Aufführung waren nach der Verlegung der Spiele außerhalb der Kirchen bald die Friedhöfe um die Kirche (Bozen), bald die großen Plätze der Stadt (Frankfurt, Hall, Luzern), bald auch irgend ein Platz auf freier Ebene vor der Stadt [1]) Ueber die Einrichtung der Bühne geben uns ein paar erhaltene Pläne Aufschluß, die allerdings erst aus dem 16. Jahrhundert stammen. Allein es spricht alles dafür, daß beim conservativen Charakter dieser ganzen volksthümlichen Kunstübung die Bühne der vorausgehenden Zeit davon nicht wesentlich verschieden war. Auch die Bühnenanweisungen der alten Spieltexte lassen sich mit jenen Plänen am besten vereinbaren. Vor allem besteht zwischen jener alten und unserer heutigen

1) Ausnahmsweise finden wir auch noch in späterer Zeit Aufführungen in der Kirche. (Vergl. Wackernell, Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol S. XCV).

Schaubühne der fundamentale Unterschied, daß dort die einzelnen Orte der Handlungen auf weitem Plane nebeneinander eingerichtet erscheinen, während wir heute auf einem und demselben Platze sitzend, die verschiedenen Schauplätze des Dramas nacheinander vorgeführt bekommen. In diesem Punkte war die mittelalterliche Bühne um vieles „realistischer" als die unsrige.

Der Plan, welcher dem Donaueschinger Spiele beigegeben ist, läßt drei Hauptabtheilungen des Bühnenraumes erkennen.[1]) In die erste führt ein Thor. Nachdem wir dasselbe durchschritten, sind wir in einem abgegrenzten Raume, woselbst sich die Hölle, der Garten von Gethsemane und der Oelberg befinden. Ein anderes Thor führt uns in den nächsten mittleren Raum, der im Ganzen wohl als die Stadt Jerusalem betrachtet werden konnte. Durch besondere Gerüste oder Gebäude waren hier charakterisirt die Häuser des Herodes, Pilatus, Annas und Kaiphas und das Haus des Abendmahles. Diese „Häuser" waren wahrscheinlich nur Hüttchen, die auf vier Säulen ruhten, nach allen Seiten offene Pavillons. Mit Recht weist man auch hier auf die verwandten Darstellungen der gleichzeitigen Kunst hin, wo z. B. der Stall von Bethlehem als ein solches auf vier Säulen ruhendes Häuschen erscheint. In der mittleren Gasse zwischen den erwähnten Häusern stand die Geißelsäule sowie die Säule für den Hahn, der bei der Verleugnung Petri zu krähen hatte. Natürlich krähte der künstliche Hahn auf der Säule nicht selbst, sondern ließ sich durch eine Person vertreten.[2]) Ein drittes Thor führt in die letzte Abtheilung

---

1) Eine genaue Nachbildung des Originals findet sich in Könneckes „Bilderatlas zur deutschen Nationalliteratur". Marburg 1887 S. 55 und in Froning, „Drama des Mittelalters" 1. Bd. S. 276.

2) Im Alsfelder Spiel wurde ein Knabe als Hahn costümirt, der feierlich mit den übrigen Spielern auf die Bühne marschirte und bei der Verleugnung also krähte: „Gueze gu gu gu ga! Peter lug lug lug nu da!" Vergl. Froning a. a. O. 697 und 858.

er Bühne mit dem Calvarienberge, auf dem die drei Kreuze richtet wurden. Daneben war das heilige Grab und um en Calvarienberg herum sehen wir noch vier weitere Gräber ngezeichnet, aus denen wahrscheinlich die Verstorbenen beim ode Christi erschienen. Zuletzt, also ungefähr der Hölle ntgegengesetzt, erhob sich auf hohem Gerüste der Himmel, o Gottvater mit seinen Engeln thronte, in welchen Christus ufstieg, von wo aus der hl. Geist in Taubengestalt bei der Taufe Christi gesandt wurde u. s. w. Der Donaueschinger Grundriß ist verhältnißmäßig einfach, viel weitläufiger erscheint in späterer aus Luzern. Das Bühnenschema des Alsfelder Passionsspieles hat Froning sehr scharfsinnig erläutert und ezeigt, wie planvoll sich darauf alles der Handlung anpaßte nd jener Wirkung diente, die man erreichen wollte.[1])

Es kostete lange Vorbereitung und viele Arbeit, eine lche weitläufige Bühnenstadt auf einem großen Marktplatze ufzurichten. Künstler und Handwerker fanden dabei ihre Rechnung. Maler, Zimmerleute, Tischler, Bildschnitzer, Waffenschmiede, Hafner, Sattler, Schuster, Schneider, Musianten, Seiler, Bäcker, Metzger und Wirthe bekamen dabei u thun, wie uns die städtischen Raitbücher aus Bozen, Brixen und Sterzing bei Wackernell belehren.[2])

Da diese Bühne eine Stadt aus unbeweglichen Häuschen nd Gerüsten war, so konnten scenische Verwandlungen öchstens in den Mittagspausen oder zwischen zwei Spielagen vorgenommen werden. Manchmal waren die Gerüste urch Inschriften gekennzeichnet. Handlungen, die keine esonders charakterisirte Oertlichkeit verlangten, wurden auf inem mittleren Platze gespielt. Das Donaueschinger Spiel erzeichnet nämlich „ein gemeine burge, dar in man kront, eislet, das nachtmal und ander ding volbringt . . .“[3])

1) Froning a. a. O. 266 ff.
2) Wackernell a. a. O. XL ff.
3) Mone, Deutsche Schauspiele des Mittelalters. 2. Bd. 184.

Also ein neutraler Ort, der in seiner Verwendung etwa der heutigen Vorbühne in Oberammergau entspricht.

In diesen Schauplatz ziehen zu Beginn des Spiel alle Schauspieler in schön geordneter Procession ein und nehmen dann ihre bestimmten Plätze ein.[1]) Gottvater besteigt den himmlischen Thron, die Teufel richten sich in der Hölle ein, Herodes weilt in seinem Hause u. s. w. Die Personen verlassen ihren Standplatz nur, wenn sie anderswo in das Spiel einzugreifen haben, oder sie betheiligen sich am Spiele in ihrer Behausung, wenn die Reihe an sie kommt. In der übrigen Zeit gelten sie für den Zuschauer als abwesend und unsichtbar. Christus und seine Jünger durchwandern nach und nach den ganzen Bühnenraum. Die Teufel kommen aus ihrer Hölle hervor, wenn sie jemand zu holen haben, wenn sie ihren Verführungsgeschäften unter den Menschen nachgehen, wenn sie eine Berathung halten. Es begegnen uns Fälle, wo auch zwei Handlungen zugleich vor sich gehen. Man sieht, der Phantasie des mittelalterlichen Zuschauers durfte man mehr zumuthen als einem heutigen Theaterbesucher. Wie sehr man sich an das naive Nebeneinande einer Legende oder biblischen Erzählung gewöhnt hatte, könne uns wieder Parallelen aus der bildenden Kunst bezeuge Wer die Münchner „Alte Pinakothek" besucht, vertiefe si ein wenig in das interessante Bild von Hans Memling, da eine Art Marienleben darstellt. Hier haben wir das Princi der alten Passionsbühne durchgeführt. Eine Scene ist nebe die andere gestellt. Das Ganze könnte eine Mysterienaufführun sein. Nur das eine ist abzurechnen, daß auf der Bühn gewöhnlich nur an einem Orte gespielt wurde, währen auf dem Bilde an allen Orten zugleich gespielt wird.[2])

---

1) Froning a. a. O. 858 f.

2) Seit einst Devrient (Geschichte der deutschen Schauspielkun Leipzig 1848) die Hypothese von der mehrstöckigen Bühne de altdeutschen Schauspieles aufgestellt, hat sich diese nicht beweisbar Vorstellung überall eingebürgert. Auch in Brugiers Literatur

Die Zuschauer stellten sich bei der Aufführung rings
die Bühne auf. Fenster, Erker, Balkone der nächsten
äuser, auch deren Dächer dienten als Zuschauertribüne.
lten hören wir in Deutschland von eigenen Zuschauer-
rüsten. Aehnlich mag es überall zugegangen sein, aber
wiß nicht gleich. Man richtete sich immer nach dem ört-
chen Bedarf ein, wie es am besten ging. In Bourges
nützte man ein antikes Amphitheater und auch in Rom
elte man im Colosseum. Daß ferner bei Frohnleichnams-
fführungen hie und da die einzelnen Scenerien auf großen
hrbaren Gerüsten mit der Procession zogen, ist für Deutsch-
nd, England und Spanien bezeugt. Auch der umgekehrte
odus kommt vor, daß nämlich an verschiedenen Orten des
ocessionsweges Bühnen errichtet waren, wo dann eine
ene um die andere etwa von den verschiedenen Zünften
pielt wurde. Es scheint, daß die Darstellungen bei der
ocession öfters nur „lebende Bilder“, nicht voll entwickelte
matische Scenen waren.

Das Eine darf behauptet werden: die Passionsspielbühne
alten Zeit wäre das Ideal für einen romantischen
amatiker. Keine Schranke für die Phantasie, keine Con-
tration nach Ort und Zeit war nöthig. Alles, was sich
Himmel und auf Erden begab, konnte ohne Schwierigkeit
dieser Bühne einen Platz finden Diese Freiheit war
och kein Segen für die Kunst jener Zeiten. Da die
hter keine Nöthigung für straffe Composition und genaue
onomie fanden, so wurde Scene an Scene, Wichtiges
Unwichtiges in breiter Behaglichkeit aneinandergereiht
der einheitliche Gang der Handlung gefährdet oder
nz zerstört.

---

geschichte heißt es noch S. 136: „Wenn z. B. Himmel, Hölle und Erde vorkamen, bestand es (das Bühnengerüst) aus drei Stockwerken.“ „Aus drei Abtheilungen“ im Sinne unserer obigen Beschreibung wäre richtiger. Die Vorstellung von der mehrstöckigen Bühne ist heute wohl mit Recht aufgegeben.

Die Bühneneinrichtung beeinflußte ohne Zweifel
Spielweise und die Art der Deklamation. Es
daher dem altdeutschen Drama jene Leser und Forscher
Unrecht, die nur den überlieferten sprachlichen Text bea
sich aber nicht bemühen, das lebendige gesprochene Wor
die kraftvoll accentuirte Handlung sich dazu vorzus
Die Texte sind meist dürftig und nüchtern: das Sp
seiner Ausstattung und Durchführung war lebendig,
und farbenfreudig. Froning scheint mir ein beachtensw
Wort zu sagen, wenn er schreibt: „. . . zum Lesen
die Alten ihre Verse nicht geschrieben: von einem b
nach allen Seiten offenen Gerüste mußten die Worte w
erschallen, und sie wurden getragen von einer mehr al
haften, von einer forcirten Aktion. Man sehe einmal
der farben- und gruppenreichen Bilder an, die ja meist
von den Dramen abhängig sind, und dann gehe m
die Lektüre: wie dann die Verse Leben gewinnen, w
förmlich wachsen! Man muß eben das Meiste als A
fassen, dann wird man schon dem Eindruck näher ko
den die Worte, die noch dazu durch kirchliche Gesäng
gerahmt und gehoben sind, auf die Zuschauer machen mußt
Gewiß, wer die altdeutschen Gemälde des älteren H
und seiner Zeitgenossen oder Memlings schon erw
sogenanntes „Marienleben" in seine Phantasie auf
der hat die lebendigste Illustration zu den scheinbar
und wenig sagenden Passionstexten. Unterstützt wird
Erkenntniß des richtigen Sachverhaltes noch von einer a
Seite her. Weniger anschaulich, aber wissenschaftlich
sind die Aufschlüsse über den vielgestaltigen Apparat
eine Passionsaufführung erforderte, die wir durch Wack
Mittheilungen aus den alten Rechnungsbüchern von Ste
Bozen u. s. w. gewinnen. Hier finden wir nämlich die
für alle möglichen Erfordernisse der Aufführung, für

1) Froning a. a. O. VI.

zschneiden und Holzfuhren, für Holzleitern und Bretter=
el, für Kostüme und alle nur erdenklichen Spielrequisiten.
ein Beispiel: ·

„Dem hainrich Weinprenner von 5 teufl gewant swartz
rbt 1 Pfd. 8 gr. Dem peter Schweitzer umb 7 par hant=
h den teufeln unnd salvator unnd umb den Judasseckl
fd. 4 gr. Dem Lucas, den 6 teufeln stab zu beslagen
für 10 hagken zu den kreutzen[1]) unnd andere mühe: alls
fd. Dem hans von Bögen, schneider für alle arbait zu
Spil laut annder zetl mit sampt dem trinckgelt 2 Mark
r. Dem Jorg Artzter, maler, umb arbait, als fannen,
, Spies, Stäbl unnd anders dem pilatus und herodes:
pracht laut einer Zetl zusampt den gesellen 6 Mk. 6 gr. —
Wagenrieder, maler, umb arbait als fannen, judenhuet,
unsel dem Kaifas und Annas, das grab, vil har und part,
mer und vil anders laut ainem zetl: hat alles pracht
Mk. 1 Pfd. — Dem Mathias tischler umb arbait: das
, 12 Regenteustäb, zwe gaisel, 2 zöppter, 6 teufel stäb,
gabl, Stull, ain Stanngen zu dem Swamen, ein taffel in
juden schuel, 2 stangen zu der krönung, die sewl, zwo helm=
en, ain peter schlussel, ain kreutzl und die wurffl: hat alles
ht 18 Pfd. 9 gr. — Dem Maister Wolffgang zymerman,
22 tagwerk zymerleut und zwei tagwerk knecht, angelegt
die arbeit des spils, die schragen, pün unnd anders gemacht,
pracht zusampt der gesellen trinckgelt 6 Mk. 5 Pfd. —
n Permatin umb Speys unnd wein zu mer malen, als
das spil versucht hat,[2]) unnd den studenten auff der schul
zu mermalen, den zymerknechten am weychenpfintztag, kar=
tag und ostertag[3]) etliche mal unnd marendt (= Besperbrot)
zwelffboten am abendessen: hat pracht samt ander zerung
Mk. 3 Pfd. 10 gr. 3 pf. — Dem hurner, der in mermalen

1) Die Gekreuzigten wurden an den Hacken mit Riemen festgehängt. Vergl. unten den letzten Posten.

2) D. i. als man die verschiedenen Proben abhielt.

3) Bezieht sich auf die Umgestaltung der Bühne für die einzelnen Spieltage.

die person des spils zu der prob hat wissen lassen unn sammelt: davon zu lon 2 Pfd. 6 gr. — Dem Adam umb geriem dem salvator, Judas unnd den zwayen sch . . . 2 Mk. perner."[1])

Selbst diese trockenen Notizen aus den Büchern Bozen geben eine Vorstellung von dem Klopfen und Häm dem Schicken und Eilen, Fahren und Laufen, von der samkeit vieler kunstfertiger und arbeitstüchtiger Hände dem ganzen lebhaften Getriebe, das in den letzten W vor Ostern 1495 auf dem Stadtplatze, in Straßen Werkstätten der schönen Tirolerstadt herrschte und wir wie glänzend sich dann das vollendete Werk der Auffü gestaltet haben mochte.

Heutzutage bemühen sich unsere Theatermaler Theaterschneider Scene und Kostüm für ein Drama, Handlung in alter Zeit oder in einem fremden Lande mit möglichster historischer und ethnographischer Treu zustellen. In „Julius Cäsar" müssen nicht nur Forum Capitol, sondern auch Toga und Tunica, Frisur un waffnung fein altrömisch anzuschauen sein. Diese kannten Dichter und Darsteller in alter Zeit nicht. „historisches" Kostüm zu bewahren, lag dem Pa spieldichter gänzlich ferne. Wie dereinst der altsä Sänger des „Heliand" Christus und seine Jünger i heimatliche altsächsische Kostüm kleidete, wie in der h ritterlichen Poesie Aeneas und Alexander als Ritte 12. Jahrhunderts leben und lieben, französische Fl und höfisch feine Redewendungen verstehen mußten, Albrecht Dürer und seine Kunstgenossen, wie der b Schuhmacher-Poet Hans Sachs griechische und rö Mythologie und Sage und ebenso die biblischen Begeben in ihr liebes bürgerliches Nürnberger Kostüm kleideten:

1) Wackernell a. a. O. XLV., vergl. ebd. die Abschnitte X un Vergl. auch Froning a. a. O. 535 ff.

o holte sich der Passionsspieldichter und der Leiter der ihrung Scene und Tracht, Redeweise und Anschauung dem Vorrathe seiner eigenen Erfahrung her. Pilatus int daher stets als deutscher Lehensherr und seine er als Ritter oder Landsknechte wie auf den alten ilden und Holzschnitten. Pilatus heißt „herr“ und g“. Und wie mancher ritterliche Herr, können Pilatus Herodes nicht lesen und schreiben, sondern sie müssen Schreiber zur Seite haben. Der Hohepriester Kaiphas int „mit Insel und Stab“ und wird als „her pischof“ edet.[1])

Im Tiroler Passionsspiel hat Barrabas bereits die r kennen gelernt wie irgend ein Buschklepper, den man der Landstraße zwischen Innsbruck und Sterzing auf-ffen und peinlich verhört hatte.[2]) In äußerlichen en war man in den Passionsspielen gewiß nicht genauer auf den alten Bildern. Für Christus, für die Apostel Propheten dürfen wir ein mehr oder weniger ideales im voraussetzen. Ein Turban auf dem Haupte des tus oder eine ähnliche Zufälligkeit mochte einmal an den it erinnern und man war damit zufrieden. Alles übrige onal, Kriegsknechte, Diener, Schergen, Volk erschienen die Hohenpriester im damals üblichen Zeitkostüm. An n örtlichen Anspielungen fehlte es gleichfalls nicht. Ich ere an das Redentiner, Frankfurter und Sterzinger l. Im ersteren versteht unter anderem der Teufel nicht isch. Jedem Besucher der Münchner Gallerie ist die Kleinigkeit in Erinnerung, die auf Rogers van der den „Anbetung der Könige“ die Fremden interessirt, das ifix nämlich, das an der Stallwand von Bethlehem t; in einem alten Drama schwört ein bethlehemitischer

Wackernell a. a. O. CXIX und 64. Vergl. Redent. Osterspiele bei Froning a. a. O. 154.
Wackernell a. a. O. 113.

Hirte „beim gekreuzigten Christus". Das Menschenmög
an solchen Anachronismen leisten französische und itali
Spiele. In einem französischen Mysterium schießt
Holofernes mit Kanonen. In einem italienischen citir
Engel beim Tode Christi die Apokalypse. Ein beabsic
Scherz muß es aber sein, wenn gar König Nebuka
seine Statue beim berühmten Meister Donatello bes
Wer ein altes Drama zur Hand nimmt, wird selbst
auf viele solche Dinge stoßen. In den Augen des he
Lesers verleihen sie den alten Dichtungen und Bildern
besonderen romantischen Reiz. Die geistlichen Drame
eben wie jede andere Dichtung auch in vielen Punkt
richtiger Spiegel ihrer Zeit und des Geistes, der d
beherrschte. —

Wer sich das farbenfrohe Gewimmel einer solchen Pa
aufführung lebendig vorstellt, die Massenaufzüge, die T
caricaturen, die Versammlungen reichkostümirter Juden,
die Possenreißereien der Teufel, die lächerlichen Grabesw
die jahrmarktartige Krämerscene, in welcher die drei M
ihre Salben einkaufen, kann leicht auf den Gedanken ver
daß sich hier der ursprüngliche *geistliche* Char
ganz und gar verflüchtigt habe, daß die Spiele eins
rein weltlichen Volksfesten geworden seien. Zum Thei
recht haben, wer so denkt, aber nur zum Theil. D
besteht freilich kein Zweifel, vom liturgischen Charakt
alten lateinischen Osterfeiern haben sich diese Spiele
weit entfernt. Die komischen Scenen dienten dem
haltungsbedürfnisse, die äußere Pracht der Schaulust.
ob noch so viel Fremdartiges den ursprünglichen Kern
wucherte, so wurden diese Aufführungen nichtsdestow
als religiöse Werke, im Ganzen wenigstens, angesehe
empfunden. Im Tiroler Passionsspiel versichert der
cursor":

1) Creizenach a. a. O. 198 ff.

„Wan es (das Spiel) doch zw eren Jhesu Crist
Gäntzlich angefangen ist
Und nit aus gespötterey . . .
Und doch durch got an gefangen ist
Und zw bedencken das leiden Jhesu Crist,
Das durch sölichs spill,
Der es sunst betrachten wil,
Vil mer zw andacht wird bebegt;
Wan so man es mit wortten redt.“[1])

Der nämliche Precursor rügt es, wenn leichtfertige
chauer Verstöße und Unbeholfenheiten der Darsteller zur
scheibe für lose Witze machen. Er fordert das Volk auf,
mit innigem Gemüth der heiligen Sache hinzugeben.

„Und laßt ewch hewt nit verdryessen,
Sunder dye zächer von den augen fließen:
Pewaint sein heillige martter rain
Und seydt nit hertter dan die stain;
Dye mochten erleyden nit den tot:
Sy zerkluben sich von rechter not.
Sun und man von seiner pein
Verluren irn liechtten schein:
In vinster wardt verkert der tag.
Dye erdt erpydmet von der klag,
Der fan wardt zerrissen in dem tempel.
Da pey nempt euch ain exempel
Von seines todes pittrikait.“[2])

So forderte einst der fromme Sänger des „Stabat
er“, so die berühmten alten Asceten zum heiligen Mit-
mit Christus und der Schmerzensmutter auf. Die
log- und Epilogsprecher, der hl. Augustin, die Engel,
Tod, Maria ergreifen die Gelegenheit, moralische Mahn-
en und Warnungen an die Zuschauer zu richten, wie
leicht im Frankfurter, Alsfelder, Augsburger Spiel u. s. w.

) Wackernell a. a. O. 78 f., vergl. A. Hartmann, Das Oberammer-
gauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. Leipzig. 1880. 80 f.
) Wackernell a. a. O. 79 f.

beobachten kann. Die lateinischen Gesänge der äl
Spiele sind an vielen Stellen beibehalten und erhöhten
feierlichen Eindruck wichtiger Momente. Das 15.
16. Jahrhundert sahen noch immer in den geistlichen Sp
ein gottgefälliges Werk. Wie wäre es sonst denkbar,
man Spiele abhielt zur Abwendung schwerer Gefahren (
Türkennoth). Bekannt ist die Tradition, daß auch
Spiel von Oberammergau einem Gelübde seinen Ursp
verdanke, als „die leydige pestilenzialische Contagion"
Oberbayern wüthete. Es wird mitunter erwähnt, daß
die Theilnahme an religiösen Aufführungen sogar Abl
gewährt worden seien, wie für eine Wallfahrt, daß
kirchliche Gewänder für die Spiele ausgeborgt[1]), und
man vor und nach denselben einem Gottesdienste beigew
habe. Es treten gelegentlich noch im 15. Jahrhundert G
liche als Spieler auf. So übernahm die Geistlichkeit
Bozen die Propheten- und Apostelrollen.[2]) Auch
Nebeneinander von Komik und religiös Ernstem scheint
damals anders empfunden zu haben als wir heutzu
Wie wenig wir berechtigt sind, unsere Gefühlsweise
Weiteres auf jene Zeiten zu übertragen, mag noch ein m
würdiger Fall beleuchten. Ein Geistlicher aus Mühlhau
Theodorich Schernberg, dramatisirte die Fabel von der Päp
Johanna in seinem Spiel von „Frau Jutten".[3])
Stück endigt damit, daß die bußfertige Sünderin d
Mariens Fürbitte der Hölle entrissen wird. Und d
Schlußpointe hat nach des Verfassers Absicht das Stück
dienen, nicht etwa einer satirischen Tendenz, wie man
ersten erwarten könnte. Was würde unser heutiges Ge

---

1) Wackernell a. a. O. CCLXXXVI.
2) Ebendaselbst XXII ff. Vgl. Froning 295 f.
3) R. Genée, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schau
Berlin. 1882. 15 ff., vergl. Janssen, Geschichte des deut
Volkes. 1. Bd. 295 f. (17. Aufl.).

zu sagen? Könnte uns der Zweck ein solches Mittel ligen? Diese Thatsache spricht lauter als irgend etwas, e verschieden die einzelnen Jahrhunderte dem nämlichen erke gegenüberstehen und wie vorsichtig der literarhistorische trachter Geist und Absicht alter Werke zu erwägen hat.

Ueber die **Wirkung der religiösen Spiele** auf damaligen Zuschauer besitzen wir verhältnißmäßig wenige achrichten. Als Beispiel eines erschütternden Eindruckes rd gewöhnlich das Schicksal des thüringischen Landgrafen iedrichs des Freidigen angeführt, der 1322 dem Spiele on den klugen und thörichten Jungfrauen" in Eisenach wohnte. Als letztere trotz Mariens Fürbitte keine Gnade nden, ging er fassungslos zur Wartburg, es rührte ihn r Schlag und nach dreijährigem Siechthum starb er im ter von 55 Jahren. Wenn uns auch wenig im Einzelnen er ihre Wirkung berichtet wird, so bürgt das Interesse n Geistlichkeit und Volk, die Verbreitung der Spiele über s ganze Abendland und die Thatsache, daß sie Jahrhunderte ndurch lebendig blieben, ausreichend dafür, daß sie jeder- ann ans Herz gewachsen waren. Der mächtige Eindruck ar zu selbstverständlich, als daß man eigens davon berichten llte. Es sei überdies noch hingewiesen auf das Zeugniß nes niederländischen Marienmirakels, des „Marieken van ijmegen", worin die Heldin, die sich sieben Jahre in der esellschaft des Teufels befand, gerade durch ein Frohn- ichnamsspiel bekehrt wird, und woselbst von den Spielen rühmt wird, sie seien wirksamer als manche Predigt.[1]) Mitunter läßt sich auch eine Stimme gegen die geistlichen Spiele vernehmen. Wenn ein englischer Tractat aus dem 5. Jahrhundert gegen dieselben eifert, so liegt die Ursache n Wykleffitischen Geiste der Abhandlung. Kirchliche Be- örden werden manchmal unwillig über Mißbräuche und usschreitungen, die sich eingeschlichen. Es betraf aber wohl

1) Vergl. Creizenach a. a. O. 341 f., vergl. die oben angeführte Präcursorrede.

nur Ausnahmen und Einzelnes, nicht die Spiele im Ganz

Ein Wort über die Zeit der Aufführunge galt für die ältere Zeit als Regel, daß die religiöse führungen sich zunächst an die großen und kleinen kir Feste anschlossen, zu denen sie inhaltlich in Beziehung s Nicht selten fanden die Darstellungen am Festtage oder wenigstens in der Festzeit statt. Bei den öft Aufführungen in Bozen z. B. entsprachen die darge Ereignisse am Gründonnerstag, Charfreitag und O genau der Vertheilung der wirklichen Ereignisse, dere jene Tage dienen. Ein intensiveres Mitleben des Erlösungswerkes und des kirchlichen Festgedankens lä kaum denken. Es blieb allerdings nicht dabei. Un begreiflich ist die allgemeine Neigung, auch die Pa darstellungen in die schöne Jahreszeit zu verlegen. damit war man eigentlich bei dem heutigen Gebrauch gelangt. Das Schauspiel war gelöst vom kirchlichen Fe und konnte zu jeder beliebigen Zeit gegeben werden.

Wer sein Augenmerk auf Stil und Sprache alten Passionstexte richten will, darf natürlich nur mit bescheidensten Ansprüchen an die Sache herantreten, um k Enttäuschung zu erleben. Die bürgerliche Poesie des a gehenden Mittelalters hat ja in keiner Gattung künstler Vollendetes im großen Stile geleistet. Ein nüchterner alismus beherrschte damals Leben und Dichtung. schwungvolle Idealismus, dessen unvergänglicher Schim auf den Zeiten Walthers und Wolframs ruht, war lä dahin. Pedantisch, hausbacken, schwunglos sind die Didaktik und Erzählungskunst der Meistersänger. viel anders steht es mit Sprache und Verskunst in d religiösen Dramen. In den gleichzeitigen englischen werden mehr oder weniger kunstvolle Strophenform wendet. In den französischen Mysterien liebt man silbige, in den deutschen die vierhebi Kurzzeile, wie wir sie

nur Ausnahmen und Einzelnes, nicht die Spiele im Gan

Ein Wort über die Zeit der Aufführunge
galt für die ältere Zeit als Regel, daß die religiös
führungen sich zunächst an die großen und kleinen ki
Feste anschlossen, zu denen sie inhaltlich in Beziehung
Nicht selten fanden die Darstellungen am Festtag
oder wenigstens in der Festzeit statt. Bei den öf
Aufführungen in Bozen z. B. entsprachen die darg
Ereignisse am Gründonnerstag, Charfreitag und
genau der Vertheilung der wirklichen Ereignisse, der
jene Tage dienen. Ein intensiveres Mitleben des
Erlösungswerkes und des kirchlichen Festgedankens l
kaum denken. Es blieb allerdings nicht dabei. U
begreiflich ist die allgemeine Neigung, auch die P
darstellungen in die schöne Jahreszeit zu verlegen
damit war man eigentlich bei dem heutigen Gebrau
gelangt. Das Schauspiel war gelöst vom kirchlichen
und konnte zu jeder beliebigen Zeit gegeben werden.

Wer sein Augenmerk auf Stil und Sprac
alten Passionstexte richten will, darf natürlich nur
bescheidensten Ansprüchen an die Sache herantreten,
Enttäuschung zu erleben. Die bürgerliche Poesie de
gehenden Mittelalters hat ja in keiner Gattung küns
Vollendetes im großen Stile geleistet. Ein nüchtern
alismus beherrschte damals Leben und Dichtung.
schwungvolle Idealismus, dessen unvergänglicher S
auf den Zeiten Walthers und Wolframs ruht, war
dahin. Pedantisch, hausbacken, schwunglos sind d
Didaktik und Erzählungskunst der Meistersänger.
viel anders steht es mit Sprache und Verskunst in
religiösen Dramen. In den gleichzeitigen englischen
werden mehr oder weniger kunstvolle Strophenform
wendet. In den französischen Mysterien liebt man d
silbige, in den deutschen die vierhebige, paarweise g
Kurzzeile, wie wir sie damals auch in Erzählunge

stnachtsspielen überall finden. „Knittelvers“ ist der be-
nnteste Terminus dafür. Während in Frankreich ein
wisser Wechsel in den Versen, deren Charakter sich dem
halte anpaßt, zu beobachten ist, und zwischen die Verse
ch kleine Triolette eingelegt werden, kennt unser heimisches
tes Drama nur die immer gleichen Reimpaare vom Anfang
s zum Ende. Die Verse sind steif und selten von an-
nehmem Flusse. In Reim und Rhythmus überall die
rgloseste Bequemlichkeit. Flickwörter und inhaltsleere Flick-
rse kehren beständig wieder. Die Reimnoth spielt den
ichtern oft üble Streiche. Man kann in der That behaupten,
ß die alten lateinischen Osterfeiern im Ausdruck und in
ythmischer Gewandtheit den späteren großen deutschen
assionsspielen voraus waren. Allein wie bereits bemerkt:
e Texte waren nicht das Einzige, was bei der Wirkung
m der Bühne herab ins Gewicht fiel. —

Wie wir aus den Prologen und Epilogen der Passions-
iele erfahren, verfolgten diese in erster Linie einen erbau-
chen Zweck und die dramatische Form war das Mittel zu
esem Zweck, das Mittel, die biblischen Thatsachen den
innen möglichst anschaulich zu gestalten. Es waren nicht
terarische, künstlerische Absichten, es war das Ganze eine
eligiöse Gelegenheitspoesie. Es wäre daher auch
nbillig, diese Gebilde der spätmittelalterlichen Cultur mit
em bloß ästhetischen Maßstabe zu messen. Der moderne
ser, der seinen Blick an den höchsten dramatischen Mustern
r Weltliteratur geschult hat, wird an diesen schlichten Volks-
auspielen genug des Unkünstlerischen zu tadeln finden. Er
rd vor allem jeden lebhaften dramatischen Pulsschlag,
es energische Fortschreiten von Handlung und Conflikt
missen. Die Passionen sind eher dialogisirte Erzählungen,
Dramen. Von einer künstlerischen Exposition kaum eine
ur. Die Personen stellen sich einfach selber vor.

„Ich bin Pilatus genant
eyn konig in der Juden lant“

Von dramatischer Concentration, von planvoller
nomie, von der Einheit des Confliktes im Sinne mod
Dramen finden wir kaum das Geringste. Wichtiges
Nebensächliches wird mit gleicher Weitschweifigkeit in
gesetzt. Das Händewaschen des Pilatus wird so ausfü
behandelt, wie die Verurtheilung Christi. Der Zusch
sollte nur alles zu sehen und zu hören bekommen. Er
jeden Nagel in's Kreuz schlagen sehen und auch den
bei Petri Verläugnung pünktlich krähen hören, wie
noch das Volk gerade jene Schilderungen der Leidensgesch
vor allem liebt, die das reichste und ausführlichste
bieten. Gerne werden schroffe Contraste herausgear
Christus, der liebreiche duldende Heiland — die endlos
Schergenbande. Alle Farben erscheinen so grell als mö
In Blut und Qualen wird oft das Gräßlichste gel
Auf allen Wegen wird der gefangene Christus mit Schl
Hohn, Ausspeien und Schimpfreden mißhandelt, die im
heute von der Bühne herab nur die Empfindung des W
wärtigen erwecken müßten. Damals sollte diese derbe dra
Art Mitleidsaffekte erregen. Verstärkt werden die leibl
Qualen noch durch manche Henkerironie.

„Her Pilate, du bedarfst nit sorgen,
Das er uns bedürf zu porgen:
Wir geben im guet schleg also peraldt,
Das er an seinem leben verzaidt"

spricht ein Kriegsknecht vor der Geißelung im T
Passionsspiel.[1]) Die Zeit- und Lebensverhältnisse von de
mochten auf diese krasse Darstellungsart mit hingewirkt h
Welche Executionen durften die Städter des 15. Jahrhund
nicht mit ansehen! Hinrichtungen am Galgen, Ersä
Verbrennen, Brandmarkungen, Verstümmelungen durch
hauen der Hände, Abschneiden der Ohren u. s. w. wur

1) Wackernell a. a. O. 115.

[ö]ffentlich vollzogen.[1]) Die Gemüther und Nerven der [M]enschen, die solches mitansahen, bedurften gesteigerter [M]ittel, wenn man sie zum Mitleid erwecken wollte. Wer [w]iederum einen Seitenblick auf die Bildwerke jener Zeit [w]irft, wird schier erschrecken über die häßlichen Henkergesichter, [ü]ber das ungeheure Blutvergießen auf den Bildern der [K]reuzigung und der Heiligenmartyrien. Es ist jedoch auch [hi]er nur derselbe Geist, welcher die Passionsscenen der geist[li]chen Spiele beherrscht.

Die Vermengung tiefen Ernstes und derber Komik in [de]n alten Spielen erscheint unserem Empfinden nicht selten [an]stößig. Niedrig possenhaft ist es für uns, wenn im Donau[es]chinger Passionsspiele ein Scherge dem Heiland, der sich [vo]r Gericht setzen will, den Stuhl heimlich wegzieht, daß er [zu]r Erde fällt, wenn ihm Herodes ein wirkliches Narrenkleid [an]ziehen läßt, oder wenn die Juden um das Kreuz des [st]erbenden Christus einen grotesken Tanz aufführen. (Als[fe]lder und Augsburger Passionsspiele.) Ja selbst die komischen Scenen der Grabwächter, die Krämerepisode und Aehnliches [st]ören nach heutiger Auffassung den religiösen Gesammtton. [D]ie Gemüther unserer Vorfahren waren jedoch beweglicher. [S]ie konnten den jähen Wechsel von Scherz und Ernst selbst [i]m religiösen Spiele vertragen. Für die heiteren Scenen [de]s Auferstehungsspieles fand man noch außerdem eine Be[gr]ündung in der freudigen Stimmung des Ostertages und [se]ines Festgedankens.[2])

Wenn sich unser altes geistliches Volksdrama auch nicht [au]f einer sehr mäßigen Durchschnittshöhe hält, so begegnen [un]s doch auch Fälle, in denen sich die Kunst des dramatischen [Au]fbaues, der Charakteristik und der psychologischen Moti[vi]erung über das gewöhnliche Niveau erhebt. Erwähnt seien

1) Vergl. Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert. 1. Bd. 33 ff.

2) Vergl. die Präcursorrede bei Wackernell a. a. O. 182 f.

das Redentiner Osterspiel und das ältere Frankfurter Passi
spiel, denen Froning warmes Lob spendet, und beson
das Tiroler Passionsspiel, dessen künstlerische Vor
erst von Wackernell erkannt und gewürdigt wurden.
diesem Passionsdrama finden wir in der That ganz tüch
Ansätze und Keime einer höheren Dramatik. Der Verf
desselben strebt nach künstlerischer Auswahl und Einfach
Aus der breiten Stoffmasse, die ihm die Ueberlieferung bi
greift er das für seinen Zweck Wesentliche heraus. Er beg
mit der Versammlung der Juden, welche den Tod Ch
beschließen, und dies ist auch der dramatisch richtige A
gangspunkt für die Leidenstragödie. Der Stoff ist auf
Spieltage vertheilt und die drei Abtheilungen geben
klare und innerlich begründete Gliederung. Das Spiel
Gründonnerstag reicht von der Berathung der Juden
zur Gefangennahme und Einkerkerung des Heilandes.
zweite Spiel am Charfreitag bringt die Ereignisse, die
um den Tod Christi gruppiren, also Höhepunkt und Ka
strophe. Die Feinde des Erlösers triumphiren. Das dr
Spiel, für den Ostertag selbst bestimmt, zeigt dagegen
Triumph Christi in der Auferstehung. Als komisches, di
tisches und satirisches Nachspiel folgt dem Ganzen ein Teuf
spiel, worin sich Satan und die Seinen bemühen, den ih
durch Christus zugefügten Schaden durch Verführung
Menschen wieder wett zu machen. Wackernell lobt die richt
dramatische Empfindung und Einsicht, die sich in der E
theilung und scenischen Gliederung des Stoffes zeigt
nicht minder in der geschickten Art, wie der unbekan
Dichter retardirende und gegensätzliche Motive einschi
um einen dramatischen Conflikt zu erreichen. Selbst
instinktives Gefühl für Anstieg, Höhepunkt und Abfall
Hauptscenen ist zu bemerken. Das Ineinandergreifen
Charaktere und Handlungen verdient Anerkennung.
ein Weiterdichten der biblischen Motive in lebhaften Ein
zügen, welche den typischen Gestalten ein gewisses individu

en verleihen, ist zu bemerken, sowie ein kleiner Anlauf,
Redeweise der einzelnen Personen abzutönen.[1])

Daß die Marienklagen die wirksamsten Töne finden,
dem christlichen Herzen in die Tiefe dringen, hat bereits
lhelm Scherer mit schönen Worten ausgesprochen: „Für
Gestalt der Mutter Christi sind erschütternde Züge
unden worden. Judas hat kaum die dreißig Silberlinge
gestrichen, so begegnet ihm Maria, nennt ihn ihren liebsten
eund und empfiehlt ahnungslos ihr Kind seinem Schutze.
f dem Wege zur Marterstätte hört sie die Hammerschläge
allen, mit denen Jesus ans Kreuz genagelt wird. Und
ihren unerschöpflichen Klagen mischt sich Rührendes und
hreckliches: der Wunsch mit dem Sohne, für den Sohn
sterben; der Rückblick auf einstige frohe Zeit, auf Mutter-
ück, auf Hoffnung und Erfüllung; die grauenvolle Gegen-
art: eine Dornenkrone auf dem geliebten Haupte, der
lanz seiner Augen erloschen, die Wimpern vom Blute roth,
eich seine Wangen, bleich der rosenfarbe Mund, der einst
liebenswürdig zu ihr sprach und auch jetzt noch Trostesworte
r sie hat . . ."[2])

Jener anfangs erörterte imposante Gedankenkreis, der
e zarten und tiefen Töne des Menschengemüthes zu wecken
mochte, schimmert wie ein großgedachter Grundriß in
feren Dramen auch dann noch immer durch, wenn ihn
e kleinkrämerische Phantasie mit allen möglichen Einzel-
gen banausisch umhüllt hat. Der überlieferte große Inhalt
selbst dem unbeholfenen Dichter wenigstens im Ganzen
e sichere Richtung, auf welcher er sich vorwärts bewegen
nte, und wie sonst die „gebildete Sprache" für den schwachen
hter dichtet und denkt, so dichtete und componirte hier
erhabene Stoff für den talentarmen Bearbeiter. Denn
gesehen von manchen schönen gelungenen Einzelzügen, welche

1) Vergl. die Abhandlung XII im öfter angeführten Werke.
2) Geschichte der deutschen Literatur. 3. Aufl. S. 247.

die Dichter manchmal aus Eigenem finden, müssen wir i die *erhabene immanente Poesie des gro Leidensdramas* beachten. Wie in alten Volksli und Volksbüchern trotz ihrer rauhen äußeren Hülle oft tiefe, energische Poesie verborgen ist, die immer und im wieder das Gemüth ergreift, eine Poesie, die dem rühren oder erhabenen Motive selbst anhaftet, so verhält es auch mit den Motiven der alten Spiele. Und diese religi Motive trafen die Gemüther von Menschen, die gan christlicher Ueberzeugung und in christlichen Gefühlen le und athmeten, um so kräftiger. Die schlichten Texte wu nicht für den kühlen wissenschaftlichen Forscher gereimt, son für den gläubigen Zuschauer, der gerne geneigt war bedencken das leiden Jhesu Crist." Es geht uns Mode hier gar nicht anders als bei manchen religiösen Poesien Mittelalters, beim „Ezzoleich", bei Walthers „Kreuzliede Gelegentlich eines Waltherschen Kreuzfahrerliedes schreib E. Schönbach: „Man hat dieses Gedicht ‚eine kühle, tro und schwunglose Erzählung vom Leben und Leiden Ch genannt. Will man jedoch altdeutscher Poesie überh und religiöser insbesondere gerecht werden, so darf ma nur aus ihrer Zeit heraus beurtheilen. Die Ereigniss dem irdischen Dasein Jesu Christi sind damals so sehr das Heiligste empfunden worden, daß es vollauf gen an sie mit schlichten Worten zu erinnern. Eine poe Darstellung mit starken Mitteln vertrugen sie in jener gar nicht; diese wurde erst dann erforderlich und fand von selbst ein, als die Kraft der religiösen Empfindun der Masse der Menschen sich gemindert hatte. Der g Leich Ezzo's von den Wundern Christi hat 1064 trotz Nüchternheit, die wir darin zu spüren glauben, außerorden gewirkt. Die Predigten, auch die eindrucksvollsten nach Zeugnissen der Zeitgenossen, entbehren bis zur Mitte 13. Jahrhunderts ebenfalls ganz des Schmuckes und staunen, wenn wir lesen, welche Macht die simplen S

auf die Gemüther ausgeübt haben."[1]) Diese nämlichen Anschauungen müssen wir mutatis mutandis wohl ebenso bei unseren Passionsspielen beherzigen, wenn wir begreifen wollen, daß ihre schlichte, bescheidene, oft dürftige Art Jahrhunderte lang im ganzen christlichen Abendlande Tausende und Tausende von Gemüthern fesseln und mit hohen, heiligen Empfindungen erfüllen konnte.

Graz. Dr. Johann Ranftl.

LXXV.

Die norddeutsche Bauerngemeinde und das landesherrliche Amt.

In den frühern Aufsätzen über den norddeutschen Bauernstand und das Rittergut sahen wir, wie stark der Bauer von der Grund- oder Gutsherrschaft abhängig war. Der gutsherrliche Verband war indeß nicht der einzige, in dem der Bauer stand, er bildete mit seinesgleichen eine Genossenschaft, eine Hofgenossenschaft, eine Markgenossenschaft, eine Gemeinde. Wenn in einem Orte verschiedene Herrschaften Bauerngüter besaßen, trat die Gemeinde bedeutsamer hervor, als da, wo nur eine Herrschaft bestand.

In den Gebieten der geschlossenen Rittergüter war die Gemeinde abhängiger als da, wo zerstreuter Besitz herrschte. Wenn ein Gutsherr zugleich Gerichtsherr war und ein Amt besaß, war die Abhängigkeit vollständig. Indessen erhob sich doch gewöhnlich über der Gutsherrschaft wie über der Gemeinde die landesherrliche Gewalt, deren Organe die Aemter waren. Mit der Ausbildung des Polizeistaates wurden die Gemeinden stark bevormundet, der Gemeindevorstand, der Bauermeister, wurde ein Organ staatlicher Thätigkeit.

1) Walther von der Vogelweide. Dresden. 1890. S. 188.

Die Thätigkeit der Gemeinde beruhte auf der Nachbarschaft, dem Nebeneinanderwirthschaften der Genossen und dem Gemeindebesitz. Daraus ergab sich die Flurordnung und die Bestimmung über die Gemeinnutzungen. Die Gemeinde bestrafte das Abpflügen, das Wenden auf fremdem Felde und das Abhüten. Die Zäune, Wassergräben und die Feldwege standen unter der Gemeindeobhut, ferner wurde die Zahl des Weideviehes, die Bezüge von Holz, Torf, Lehm und Plaggen festgesetzt. Vielfach gab es auch Gemeindeschäfereien und nicht selten pachtete die Gemeinde den Zehnten, die Pflichtigen mußten dann anstatt des Naturalzehnten eine Geldleistung geben.

Zur Ausübung ihrer Rechte bestellte die Gemeinde Gemeindediener, den Feldhüter, Dorfhirten und Nachtwächter. Die Feld- und Holzgeschworenen hatten die Feld- und Waldpolizei unter sich, die Holzgeschworenen hatten für die Nachzucht und die Erhaltung des Waldes zu sorgen. Manchmal gab es auch ein Holzgericht unter dem Vorsitze eines adeligen Holzgrafen oder Holzrichters. Die Gemeindediener standen unter dem Bauermeister; derselbe hatte die Rechnung der Gemeinde zu führen und entweder allein oder in Gemeinschaft mit „Achtsleuten“ über Feldfrevel zu entscheiden. Das Amt des Bauermeisters ging alljährlich im Reihedienste um, d. h. jedes Jahr war ein anderer der Reiheleute Bauermeister. Manchmal gab es zwei Bauermeister, einen aus der Zahl der Maier und einen aus der Zahl der Köter. Die Entschädigung für seine Dienste war gering, er bezog einige Nutzungen und war frei von Abgaben und Diensten. Manchmal mußte der Dorfvorsteher auch die Zuchtstiere und Zuchteber halten.

Besonders wichtig war die Feuerpolizei. Da die Häuser meistens aus Holz und Lehmfachwerk bestanden und mit Stroh gedeckt waren, so war die Feuersgefahr eine ziemlich starke. Im Süden war der Steinbau mehr verbreitet, schon im 16. Jahrhundert drangen die Grundherren darauf, daß

Unter dem Einfluß des Polizeistaates verdrängte die polizeiliche Thätigkeit und der polizeiliche Gesichtspunkt in der Gemeindethätigkeit den gerichtlichen. Der Bauermeister wurde Polizeiorgan und er hatte nach einer Instruktion an das Amt zu berichten, „wenn Unterthanen bestohlen wurden, an öffentlichen Orten Schlägereien vorfielen, wenn Weibspersonen in Unpflichten schwanger wurden, einer im Dorfe schoß, Hochzeiten sich über zwei Tage erstreckten, Unterthanen dem Spiel und Trunk sich ergaben, Leute in ihren Häusern Saufgelage duldeten, liederliches Gesindel beherbergten, ein Kalb unter acht Tagen verkauften, wenn ein Jude mit Fleisch hausiren ging oder ein rasender Hund sich einfand“.[1])

Viel geringer war die Gemeindeautonomie auf Schleswig-Holstein'schem Boden. Der Gemeindevorsteher, der Bauervogt war das Organ des Gutsherrn. Das Amt war ein Reihedienst oder wurde von der Herrschaft einfach einem Hüfner übertragen. Der Bauervogt mußte grundherrliche Verfügungen mittheilen, Spann- und Handdienste ansagen, auf Bettler und loses Gesindel achten und Vergehungen anzeigen. Auf größeren Gütern waren Landreiter oder Polizeidiener bestellt. Die Wohlfahrts- und Culturpolizei stand dem Gutsherrn zu und ihn trafen ursprünglich auch die Hauptlasten. Doch zogen sie die Bauern dazu bei, namentlich seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Diese mußten bei Kirchenbauten mithelfen, zu Schul- und Kirchenkosten und zu den Armenlasten Beiträge leisten. Die Wege wurden theils von den Grundherren, theils von den Bauern angelegt und unterhalten und es gab verschiedene Bestimmungen über den beiderseitigen Antheil. Das Baumaterial lieferte fast immer die Herrschaft.[2])

Ueber den Gemeinden standen die grundherrlichen oder landesherrlichen Gerichte. Seit dem Aufkommen des Polizei-

1) Aus einer Bauermeisterinstruktion (Wittich 143).
2) Hanssen, S. 125 ff.

Recht konnten auch die kleinen Leute durch Beisteuer in die Gemeindekasse erlangen, man hieß sie Sterbenachbarn.

Den Gemeinnutzungen entsprachen die Gemeindelasten und Gemeindefronen (Reihedienst). Dazu gehörte vor allem der Wegbau, sodann die Unterhaltung der Gemeindediener, das Feuerlöschwesen u. s. f. Aber während die Gemeindenutzungen sich im Allgemeinen nach der Größe des Bauerngutes richteten, waren die Lasten gleichmäßig vertheilt und wurden auch die nicht gemeindeberechtigten Häuslinge und Brinksitzer beigezogen. Das war noch ein Ueberbleibsel der mittelalterlichen Zustände, wo die Bauernhöfe noch gleichartig waren und die Gemeinde ausschließlich aus Hofbesitzern bestand. Im Verlauf der Zeit wurde das Vorrecht Einzelner natürlich zu einer Ungerechtigkeit, genau wie bei andern Anstalten, den Zünften zum Beispiel auch.

Mit der Ausbildung des Polizeistaates häuften sich die Gemeindelasten. Die Gemeinde mußte auch für die Armen- und Waisenpflege, für Kirche und Schule aufkommen, das Feuerlöschwesen in die Hand nehmen und den Wegbau in weitem Umfange betreiben. Zu diesem Zwecke schlossen sich oft mehrere Gemeinden zu einem Verband zusammen. Auch das Kirchspiel war ein solcher Verband und umfaßte meistens mehrere Dorfgemeinden. Ferner wurde die Erhebung der Steuern und die Leistung des Landesdienstes, der Kriegfuhren u. a. auf die Gesammtgemeinde übertragen.

Endlich kam die gerichtliche und polizeiliche Thätigkeit der Gemeinde hinzu.

Die gerichtliche Thätigkeit der Gemeinde bezog sich nicht bloß auf Feldfrevel, sondern auch auf andere kleine Vergehen, Diebstahl, Unzucht, Sonntagsentheiligung u. a. Zur Sicherung der Strafen stand dem Bauermeister ein Pfändungsrecht zu. In ihrer Gerichtsbarkeit konkurrirte indessen die Gemeinde mit adeligen oder landesherrlichen Niedergerichten und konnte einer unter Umständen zweimal bestraft werden. Jedoch war die Berufung gestattet.

llen sorgten sie, daß die Bauern nicht allzusehr bedrückt urden, daß bei Mißwachs öffentliche und grundherrliche asten erleichtert und wüste und leere Höfe wieder besetzt urden. Auch die Sicherheitspolizei und die Anfänge der esundheits- und Feuerpolizei sowie der Armenpflege gehörte nen zu.

In Preußen war für die meisten der obengenannten Zwecke das Land in Kreisen organisirt, in denen die Ritter ie entscheidende Macht in der Hand hatten. Der Landrath var das Organ des Kreises, er leitete die zweimal jährlich tattfindenden Kreistage, ließ die Steuern erheben und legte Rechnung ab. Der Landrath war nicht Organ der Landes- errn, sondern der Grundherrn. Der Staat, hieß ein eflügeltes Wort, hört beim Landrath auf.

Die Bureaukratie war in Preußen weniger entwickelt, m so mächtiger war das Junkerthum. Noch vor 33 Jahren ei der Annexion Hannovers machte man bei Vergleichen wischen beiden Staatswesen die Beobachtung, daß Hannover och mehr und besser versorgte Beamten habe als Preußen.

Der Bauernschutz war in Preußen schlechter geübt als Niedersachsen. Zwar drängten auch in Preußen Steuer- nd Militärrücksichten zu einem Bauernschutz, der aber lange eit nur sehr lässig ausgeführt wurde. Man verbot die auernlegungen, suchte die allzugroße Ausdehnung der auernhöfe einzuschränken und drang auf die Besetzung üster Höfe. Aber die Gesetze wurden wenig beachtet. Den sten Anlauf nahm Friedrich Wilhelm I.; er suchte zweierlei urchzuführen: die Aufhebung der Leibeigenschaft und die eberführung des unerblichen in erbliches Eigenthum. Er kannte, daß es nicht von Vortheil sei, daß die Bauern eder das Land noch die Hofwehr als Eigenthum besitzen, enn „der Bauer rühre nichts an, wenn es nicht sein eigen i.“ Er sage sich, der König muß das Dach decken lassen, nd so sehen die Amtsdörfer so liederlich aus, als wenn rieg gewesen wäre. Kam es doch vor, daß manche zu faul,

um Holz im Wald zu holen, Dachsparren zusammenbi
und feuerten. Daher wünschte der König, daß der Ba
das Hofgut erblich erhalten solle ohne Einkaufsgeld g
den Verzicht auf die herrschaftlichen Leistungen. Die
wehr d. h. Haus und Vieh sollte er bezahlen. Aber fre
der schöne Plan scheiterte an den schlimmen Verhältni
und die Bauern selbst wollten nichts davon wissen.
wollten nicht verzichten auf ihre Ansprüche an die Herrs
und konnten sich selbst nicht helfen, da sie „übersetzt" wa
d. h. ihre Dienste nicht im richtigen Verhältnisse zu
schlechten Acker- und Wiesenwachs standen, wie das Gen
direktorium 1728 berichtete. Der Bauer erklärte dann a
„Wir haben immer einen Herrn gehabt und wollen e
behalten."

Die Grundherren führten aus, als Friedrich Wil
die Aufhebung der Leibeigenschaft plante, „es gebe
Unterthänigkeit und der Unterthan könne für sich erwe
und über sein Erbe frei verfügen. Befreie man die U
thanen, so ziehen sie in die Städte oder ins Ausl
Dadurch werden die Arbeitskräfte dem Gutsherrn entzog
Eine volle Freiheit können nicht alle ertragen, und
alle schaffen etwas Gutes, ohne von andern regiert zu wer

Nicht viel mehr erreichte Friedrich II. Dieser wünschte,
wüste Hufen besetzt und zu großen Bauernstellen zuge
werden. Denn er meinte, „wenn die Bauernsöhne, aus
Heere austretend, wieder aufs Land zurückkehrten, wä
nicht übel, wenn diejenigen, deren Väter recht große Ba
höfe hätten, davon sogleich durch Abbau einen Theil erhi
damit sie sich desto leichter niederlassen könnten." Aber
Gedanke hatte wenig Erfolg. Nur das Verbot der Ba
legungen wurde wenigstens in einigen Provinzen, vor
in Schlesien, durchgeführt, und während ringsum in Hol
Pommern und Mecklenburg die Bauern massenhaft vertr

1) Es gab also schon damals eine Art Sachsengängerei.

den, blieben die Brandenburger Bauern im Allgemeinen
on verschont.

Im Uebrigen überließ man sie vollständig der Willkür
Herren. Gerade unter Friedrich II. hören wir, das
gericht nehme keine Klagen der Bauern an, sondern ver=
e sie an die Erbobrigkeit. Das Processiren der Bauern
ne man nicht dulden, sonst würden sie immer auf der Straße
en, ihre Hofwehr und alles Uebrige zu verprocessiren.

Friedrich II. stand bereits unter dem Einfluß der Auf=
ungsideen, er gewährte ihnen jedoch nur soweit einen
fluß auf seine Handlungsweise, als sie seinen realpolitischen
echt preußisch traditionellen Grundsätzen nicht wider=
chen. Die Aufklärungs= und Humanitätsideen hatten
ein schwaches Dasein und beschränkten sich auf Theorien
Gefühle; bis zur Verwirklichung war noch ein weiter
g. Immerhin begann man dem Landvolke Aufmerksamkeit
schenken und den Bauern mit Gefühl zu betrachten, man
nnte ihre Noth und schilderte ihr rauhes, rohes Leben.
Bauern, berichten die Beobachter jener Zeit, haben
n genügende Kleidung. Im Sommer muß ein grobes
genes Hemd und ein paar Hosen genügen, die Weiber
en kein Hemd, sondern nur einen Rock und eine Jupe.
essen das Fleisch von gefallenen und schon begrabenen
eren als Delikatesse. Ohne Schläge kann man nichts
ihnen erlangen. In ihrem Benehmen sind sie ganz
visch, das Stehlen halten sie für kein Unrecht.

Die Erkenntniß dieser Uebelstände drängte allmählich
entschiedenen Maßregeln. Während der Revolutionskriege
ann Stein sein berühmtes Werk der Bauernbefreiung.
dieser Hinsicht ging Preußen voran, aber die Befreiung
doch keine vollständige. Es ging hier den Bauern wie
oft im Leben: wer länger wartet oder warten kann,
ilt auch mehr. Die Geschichte dieser Vorgänge ist vom
fasser an einem andern Ort geschildert worden.

Grupp.

LXXVI.

Der Nationalismus in der katholischen Bewegung Ungarns.

Audiatur altera pars!

Unter dem Titel: „Die unirten Rumänen und die Katholiken-Autonomie in Ungarn" ist vor Kurzem in der vorliegenden Zeitschrift (Heft 6, Bd. 125) ein Aufsatz erschienen, in welchem die beiden Hauptmomente der derzeitigen katholischen Bewegung in Ungarn — die Katholiken-Autonomie und die Bewegung zur Anerkennung der ungarischen Liturgie bei den griechisch-katholischen Ungarn behandelt werden. Wie der Titel der in Rede stehenden Skizze es selbst avisirt, wird in derselben vom Standpunkte der griechisch-katholischen Rumänen Ungarns aus das Thema behandelt, das in seiner enormen Bedeutung für die nächste Zukunft des Katholicismus in Ungarn schon seit Längerem über die Grenzen Ungarns hinaus nachhaltiges Interesse in katholischen Kreisen fand und findet. Entsprang zweifellos dem Bewußtsein letzteren Umstandes der Aufsatz über „die unirten Rumänen und die Katholiken-Autonomie in Ungarn", so verdanken die nachstehenden Ausführungen ihre Entstehung gleicher Ursache, verschärft durch die Wahrnehmung, daß — wenn irgendwo und irgendwann — gerade durch den benannten Aufsatz bezw. seinen einseitigen Standpunkt die von ihm behandelte Angelegenheit in ein schiefes Licht gestellt wird, daß im Interesse der richtigen Auffassung und objektiven Beurtheilung der einschlägigen Frag

Verhältnisse das audiatur et altera pars geboten erscheint.
auf Grund der von der geschätzten Redaktion der „Histor.-
. Blätter" hiezu freundlichst gewährten Zustimmung sei
in Folgendem zu einer Erwiderung das Wort genommen,
bei dem beschränkten, zur Verfügung stehenden Raume
ich nicht eine erschöpfende sein kann, sondern auf das
entlichste eingedämmt sein mag.

Was zunächst die Darstellung betrifft, die in dem vor-
ten Aufsatze über die Bewegung zur Anerkennung
ungarischen Liturgie bei den griechisch-kathol-
en Ungarn dem deutschen katholischen Leser geboten
, so wird in derselben viel Unrichtiges mit theilweise nur
tigem behauptet. In erster Linie gilt dies von dem
tive dieser Bewegung, welches von dem Verfasser
Aufsatzes einzig und allein auf national-politischem Gebiete
cht und in dem „extremen Nationalismus" gefunden wird.
in einer Zeit, wie in der gegenwärtigen, wo in der
zen Welt der Nationalismus schärfere Prägung angenommen
auch die Bewegung zur Anerkennung der ungarischen
rgie bei den griechisch-katholischen Ungarn — die in Richtig-
ung einer Behauptung des Verfassers nicht ungefähr 60,000
dern 200,000 Seelen zählen und nicht nur dem griechisch-
olischen Bisthume Munkács einverleibt sind, sondern sich
auf die Diöcesen von Eperies, Großwardein und
mos-Ujvár vertheilen — eines gewissen national polit-
n Einschlages nicht vollständig entbehren kann, ist nur
rgemäß. Eben deßhalb aber erfordert es die Gerechtigkeit,
diesen Einschlag bedeutend überwiegende kirchliche
tiv der ungarischen Liturgiebewegung bei deren Erörterung
errückt sich vor Augen zu halten.

Es heißt einfach, die nicht nach Decennien, sondern nach
rhunderten zählende Geschichte der Bewegung zur Einführung
ungarischen Liturgie entweder nicht kennen, oder aber der-
en Gewalt anthun, wenn behauptet wird, daß man es bei
er Bewegung „weniger mit religiös-kirchlichen als mit
onal-politischen Motiven und Aspirationen zu thun habe."
se Bewegung datirt in eine Zeit zurück, wo es eine dies-
igliche nationale Bewegung in Ungarn gar nicht gab.

Die „stillschweigende Duldung, welche — wie der B
des Aufsatzes erklärt — seitens der kirchlichen Oberen
über der mißbräuchlichen Einführung einer magyarischen L
schon seit Decennien“ erfolgt ist, datirt in die Zeit unmi
nach der im Jahre 1649 erfolgten kirchlichen Union. D
war es, daß zum Zwecke der Erschütterung der Unio
dem Lager der griechisch-nicht unirten Kirche Schismatiker
die griechisch-katholischen Ungarn ausgesendet wurden, d
Volke in ungarischer Sprache predigten und unter dasselb
Evangelium, die Episteln, das Leben der Heiligen in
schriften vertheilten, an deren Spitze in klarer Absicht d
reizung jene Worte des Apostels Paulus, des Evang
Markus gestellt waren, in denen die Verkündigung des W
Gottes in der dem Volke verständlichen Sprache angeordne

Und wenn die Bischöfe von Munkács zur Eindäm
der aus dieser Aufreizung sich ergebenden Gefahr für die
gezwungen waren, unter ihren ungarischen Gläubige
Gebrauch der ungarischen Liturgiesprache zu dulden,
gegen Ende des 17. Jahrhunderts der griechisch-kat
Bischof Josef de Camillis in den ungarischen Ge
der griechisch-katholischen Gläubigen ungarisch predig
Kirchengesänge ungarisch abhalten ließ, um dieselben i
halten an der Union zu bestärken, wenn die gegen
gerichtete Agitation der Schismatiker so angewachsen w
der griechisch-katholische Bischof M. Michael Olsav
einer nach der königlichen Freistadt Szatmár-Nem
Jahre 1761 einberufenen Synode die in außerordentlic
Anzahl erschienenen Gläubigen nur durch eine in un
Sprache gehaltenen heiligen Predigt mit der Union au
konnte, dann liegt hierin gerade der eklatanteste Bewe
nur für die Unrichtigkeit der Behauptung, daß „in der un
Liturgiebewegung eine ‚gewisse Los von Rom-Bewegung‘
sondern vielmehr für das strikte Gegentheil dieser Beh
Nicht im Sinne eines „Los von Rom“, s
gerade im Sinne eines „Hin zu Rom“ tracht
bezügliche Verhalten der kirchlichen Oberen der griechisch
ischen Ungarn zur Geltung zu gelangen, die es nu
erzielen konnte, wenn es jenem Momente entsprechende

tigung zu Theil werden ließ, das bei den Griechisch-Kathol-
en eine eben aus der inneren Natur des griechischen
tus mit der Forderung, daß Priester und Volk im Gottes-
nste einander verstehen, sich ergebende wichtige Rolle spielt.
nn in der ganzen orientalischen Kirche ist der Gottesdienst
eingerichtet, daß er sozusagen ein fortwährendes Zwiegespräch
ischen dem Priester und den Gläubigen ist, dessen Sprache
n beide miteinander in Berührung stehende Faktoren ver-
hen müssen. Und gerade dort, von wo aus der ungarischen
urgiebewegung der dominirende Charakter des nationalen
omentes mit dem für die Empfänglichkeit des deutschen
tholiken berechneten Gespenste eines „magyarischen Hoch-
hleins“ im Hintergrunde angedichtet wird — eben bei den
mänen hat das nationale Moment, wie dies der Verfasser
bst anerkennt, die wichtigste Rolle, die größte, ausschlag-
bende Bedeutung, und aus diesem Lager darf denn auch am
erwenigsten gegen die ungarische Liturgiebewegung der Vor-
urf des extremen Nationalismus erhoben werden.

Nur Einseitigkeit im Urtheil kann in der ungarischen
turgiebewegung bei den griechisch-katholischen Gläubigen
ngarns, die bereits vor wie nach dem Schisma und zur Zeit
r Schließung der Union Magyaren waren, es auch heute
ht nur dem Geiste nach, sondern auch der Sprache nach sind,
en „Eroberungszug des Magyarismus“ sehen wollen. Leider
hnen diese Magyaren sehr zerstreut und so kam es, daß
ca 70,000 griechisch-katholische Ungarn in Siebenbürgen in
rumänischen Diöcesen eingetheilt wurden, Leute, die trotzdem
seit jeher Ungarn sind und rumänisch nicht verstehen, nach
er kirchlichen Sprache Rumänen sind. Wer die ungarische
urgiebewegung sich nicht nach eigenem Gutdünken hinsichtlich
sprunges und Zieles wie hinsichtlich der zu diesem Ziele
wählten Mittel construirt, der wird in dieser Bewegung
der für die Nationalität der übrigen Katholiken griechischen
tus in Ungarn, noch viel weniger aber für den Frieden in
gesammten katholischen Kirche Ungarns thatsächlich eine
ste Gefahr sehen können. Die ungarische Liturgiebewegung,
sie von dem im Jahre 1898 gegründeten Landeskomitee
eitet wird, will weder Rumänen noch Ruthenen

griechisch=katholischen Ritus magyarisiren, und im Punkt V des auf diese Bewegung bezüglichen Programmes erklärt das Landeskomitee feierlich, „weder die griechisch-katholischen Ruthenen noch Rumänen in ihren bisher erworbenen Rechten verkürzen, in der Ausübung dieser Rechte stören zu wollen, sondern vielmehr auf deren Rechte gestützt deren Ausdehnung auf die griechisch=katholischen Ungarn anstreben zu wollen.“

Und dieser Programmpunkt wurde bisher in rigorosester Weise eingehalten. Als am 9. März 1900 der heilige Vater den Pilgerzug der griechisch-katholischen Ungarn empfing, die anläßlich des Jubeljahres und des neunhundertjährigen Bestandes des Katholicismus in Ungarn nach Rom gezogen waren, um dem derzeitigen sichtbaren Oberhaupte der katholischen Kirche die Huldigung und Versicherung unwandelbarer Liebe und Ergebenheit zu Füßen zu legen, übergab der Führer des Pilgerzuges, Bischof Dr. Johann Vályi von Eperjes, dem heiligen Vater ein auf die Bewegung zur Anerkennung der ungarischen Liturgie bei den griechisch=katholischen Ungarn bezügliches Memorandum mit Tausenden von Unterschriften, und unter diesen befand sich auch nicht eine einzige, die nicht strenge im Rahmen der vorerwähnten Programm=Erklärung unter das Schriftstück gekommen wäre, das nunmehr in Rom seiner Erledigung harrt. Doch ganz abgesehen von dieser Thatsache, bloß das numerische Verhältniß in's Auge gefaßt: 1 $^{1}/_{4}$ Millionen griechisch=katholischer Rumänen sollten allen Ernstes und Grundes von etwa 200,000 griechisch=katholischen Magyaren die „Magyarisirung“ zu befürchten haben? Wer dieses Glaubens wäre, der würde hiemit der nationalen Widerstandsfähigkeit der Rumänen kein schmeichelhaftes Zeugniß ausstellen und hiebei in grellsten Widerspruch mit den Lehren der Geschichte gerathen.

Wer die Verhältnisse in einzelnen griechisch-katholischen, der Sprache nach ganz ungarischen Gemeinden kennt, der weiß vielmehr davon zu erzählen, daß man die Kirchensprache, als die rumänische, auch in die Schule einzuführen bestrebt ist, wodurch dann im Gegentheil zur aufgestellten Behauptung die

Gefahr einer Romanisirung erwächst, was man vom nationalen Standpunkte aus doch nicht ganz ruhig betrachten kann.

Ist aber die Furcht vor einer Entnationalisirung der Rumänen oder Ruthenen durch die ungarische Liturgiebewegung unbegründet, so ist dies in einem noch höheren Maße hinsichtlich der Besorgniß der Fall, daß diese Bewegung etwa den Keim zur Magyarisirung der katholischen Kirche überhaupt in Ungarn bilden könne, daß die Bewilligung der ungarischen Liturgie für die griechisch-katholischen Ungarn bei den römisch-katholischen Ungarn den Wunsch gleichen Zugeständnisses erwecken könne, welches in seiner Unerfüllbarkeit bedenkliche Uebertritte zum griechischen Ritus nach sich zöge. Es gibt in der Geschichte der beiden katholischen Riten keine Thatsache für die Begründung dieser Besorgniß und es hat im langen Laufe der Jahrhunderte im Allgemeinen bei den Riten des Westens nirgends eine in Rechnung kommende Geneigtheit sich gezeigt, der kirchlichen Sprache halber zum griechischen Ritus überzutreten, der in seiner vom lateinischen Ritus abweichenden Form auch gar nicht dazu geeignet ist, die Katholiken lateinischen Ritus zum Verlassen desselben anzuspornen. Und nirgends dort, wo heute thatsächlich die ungarische Liturgie bei den griechisch-katholischen Ungarn in Anwendung steht, hat sich bisher auch nur ein einziger Fall ereignet, der zu Gunsten der erwähnten Uebertrittsgefahr sprechen könnte.

Soviel in Erwiderung auf die Kritik, welche in dem beregten Aufsatze an der ungarischen Liturgiebewegung geübt wird, die in Form eines erschöpfenden, mit statistischen und kartographischen Belegen versehenen Memorandums jetzt beim heiligen Stuhle ihrer Prüfung unterliegt. Jede Combination über das Resultat der letzteren sei hier vermieden, wo es sich nicht um Stimmungsmacherei, sondern einfach darum handelte, vom unparteiischen Standpunkte aus Irrthümer hinsichtlich der Darstellung der ungarischen Liturgiebewegung zu widerlegen.

Was nun, übergehend auf das zweite Hauptmoment der katholischen Bewegung in Ungarn — die Landes-Katholikenautonomie-Bewegung — die in dem erwähnten Aufsatze erörterte Haltung der Rumänen griechisch-katholischen Ritus in

griechisch-katholischen Ritus magyarisiren, und im Punkt V des auf diese Bewegung bezüglichen Programmes erklärt das Landeskomitee feierlich, „weder die griechisch-katholischen Ruthenen noch Rumänen in ihren bisher erworbenen Rechten verkürzen, in der Ausübung dieser Rechte stören zu wollen, sondern vielmehr auf deren Rechte gestützt deren Ausdehnung auf die griechisch-katholischen Ungarn anstreben zu wollen."

Und dieser Programmpunkt wurde bisher in rigorosester Weise eingehalten. Als am 9. März 1900 der heilige Vater den Pilgerzug der griechisch-katholischen Ungarn empfing, die anläßlich des Jubeljahres und des neunhundertjährigen Bestandes des Katholicismus in Ungarn nach Rom gezogen waren, um dem derzeitigen sichtbaren Oberhaupte der katholischen Kirche die Huldigung und Versicherung unwandelbarer Liebe und Ergebenheit zu Füßen zu legen, übergab der Führer des Pilgerzuges, Bischof Dr. Johann Vályi von Eperjes, dem heiligen Vater ein auf die Bewegung zur Anerkennung der ungarischen Liturgie bei den griechisch-katholischen Ungarn bezügliches Memorandum mit Tausenden von Unterschriften, und unter diesen befand sich auch nicht eine einzige, die nicht strenge im Rahmen der vorerwähnten Programm-Erklärung unter das Schriftstück gekommen wäre, das nunmehr in Rom seiner Erledigung harrt. Doch ganz abgesehen von dieser Thatsache, bloß das numerische Verhältniß in's Auge gefaßt: 1 ¼ Millionen griechisch-katholischer Rumänen sollten allen Ernstes und Grundes von etwa 200,000 griechisch-katholischen Magyaren die „Magyarisirung" zu befürchten haben? Wer dieses Glaubens wäre, der würde hiemit der nationalen Widerstandsfähigkeit der Rumänen kein schmeichelhaftes Zeugniß ausstellen und hiebei in grellsten Widerspruch mit den Lehren der Geschichte gerathen.

Wer die Verhältnisse in einzelnen griechisch-katholischen, der Sprache nach ganz ungarischen Gemeinden kennt, der weiß vielmehr davon zu erzählen, daß man die Kirchensprache, also die rumänische, auch in die Schule einzuführen bestrebt ist, wodurch dann im Gegentheil zur aufgestellten Behauptung die

diefelbe noch immer nicht zu positivem Gebilde sich durch-
en hat, steht ebenso außer allem Zweifel wie das, daß
die gesammte katholische Kirche in Ungarn gewaltig zu
n gekommen ist. Es möge eine offene Frage bleiben,
ter dem Gesichtspunkte der Interessen der gesammten
chen Kirche in Ungarn die Taktik der unirten Rumänen
ns gegenüber der Schaffung einer Landes-Katholiken-
mie sich vereinen läßt mit jenem Danke, den die unirten
ten der katholischen Mutterkirche für den Anschluß an
selbst zu schulden erklären. Gerade diese Dankesschuld
vielleicht die unirten Rumänen vielmehr bereits damals,
Jahre 1848 mit dem aus der Bischofskonferenz vom
il hervorgegangenen Memorandum die Landes-Katholiken-
miebewegung in Fluß gerieth, veranlassen sollen, weniger
ablehnend den in ihrem Grundcharakter kirchlich-religiösen
miebestrebungen gegenüber zu stehen.

s kommt uns da vielleicht ein hartes Wort in die Feder
r die geschichtlichen Thatsachen diktiren es uns — wenn
s Bewußtsein der Dankesschuld der unirten Rumänen
ie katholische Kirche angesichts ihrer einfachen Ignorirung
Dankesschuld gegen Ungarn nicht übermäßig aufrichtig
. Gewiß, die kirchliche Union hat den unirten Rumänen
ewaltige nationale und culturelle Vortheile und Errungen-
gebracht, für die sie der Kirche zu Dank verpflichtet
aus diesem aber die feindselige Haltung gegen Ungarn
den wollen, heißt absichtlich vergessen, was ungarische
für die Rumänen gethan. War es nicht ein Gabriel
ry, der im Jahre 1609 den rumänischen Popen den
hin nicht gestatteten freien Umzug (auch gegen den
des Grundherrn) erlaubte, der sie von jedem Frohn-
enthob? War es nicht der ungarische Fürst Béthlen
der im Jahre 1624 die rumänische Geistlichkeit des
ser Bezirkes von jeder Zehentabgabe befreite, der in
hérvar (Karlsburg) im Interesse des rumänischen Volks-
chtes und der Erstarkung der rumänischen Literatur,
uckerei für die Herstellung rumänischer Bücher einrichtete?
cht jener Rákóczy György II. ein siebenbürgischer Fürst,
Jahre 1648 den Gebrauch der altslavischen Sprache

Ungarn gegen erstere betrifft, so stimmen wir darin mit dem Verfasser vollkommen überein, daß diese Frage eine ebenso heikle als wichtige ist, an der Kirche und Staat in Ungarn wesentlich interessirt sind.

Wir wollen nur kurz vorausschicken, daß die katholische Kirche in Ungarn durch die gegenwärtige Lage des Landes gezwungen ist, dem Staate gegenüber, der den anderen Confessionen die Selbstverwaltung gestattete, woraus ein Aufblühen derselben entstand, die Selbstverwaltung zu verlangen, und die Katholiken des Auslandes können beruhigt sein, daß jeder Freund der Autonomiebewegung das Zustandekommen einer Autonomie nur darum wünscht, weil er dadurch die größten Vortheile für den Katholicismus in Ungarn erwartet. Diese Autonomie wird keine anderen Rechte besitzen, als jene, die ihr der allerhöchste Patron, Se. Majestät der König und der Episkopat anzuvertrauen für gut erachten werden. Durch sich selbst hat die Autonomie keine Rechte, sondern nur per delegationem in der Sphäre, die für sie bestimmt ist. Auf diese Art kann kein „Nationalkirchlein“ entstehen, woran denn auch in Ungarn niemand denkt. Denn wenn man die kirchlichen Rechte dem Staate gegenüber wahren will, dann besteht doch nicht die Gefahr der Untreue zur katholischen Kirche. Gerade in den gegenwärtigen Tagen finden hinsichtlich des Zustandekommens der Landesautonomie für die Katholiken beider Riten in Ungarn als Ausfluß der im Februar l. J. stattgehabten Plenarverhandlungen des ungarländischen Katholikenautonomie-Congresses weitere Verhandlungen zwischen den Vertretern der Kirche, der Regierung und des Congresses statt, und es liegt kein positives Moment dafür vor, die endliche Einigung der betheiligten Faktoren über Inhalt und Form des Organisationsstatutes für die ungarische Landes-Katholikenautonomie als ausgeschlossen oder unwahrscheinlich zu bezeichnen.

Daß die eigenthümliche (der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes gebraucht selbst diese Bezeichnung) Stellung der unirten Rumänen zur Katholikenautonomie in Ungarn ein gut Theil Schuld daran trägt, daß trotz fast 50 jährigen Ringens der Katholikenautonomie-Bewegnng in Ungarn bis zum heutigen

hrung der Interessen der katholischen Kirche im Allgemeinen t, sei hier nicht untersucht, so manches Moment für e Beurtheilung uns auch zur Verfügung stehen mag; genug, unirten Rumänen genießen heute in Bezug auf ihre kirch- en Angelegenheiten eine größere Unabhängigkeit, als sie der übrigen katholischen Kirche Ungarns existirt. Die echisch-katholischen Rumänen hat man der Jurisdiktion ungarischen Fürstprimas entzogen, die griechisch-katholischen thenen unterstehen dieser Jurisdiktion auch jetzt noch. Daraus gt aber nicht, daß zur Vertheidigung der gesammten ungar- en katholischen Kirche dem Staate gegenüber die katholischen mänen sich von den übrigen Katholiken lateinischen und echischen Ritus trennen müßten. Dem Staate gegenüber ht nur die katholische Kirche, die gewiß mehr erreichen wird, n sie einheitlich und nicht nach Riten getrennt auftritt.

Was befürchten nun die unirten Rumänen aus der garischen Landes-Katholikenautonomie? Eine Gefährdung es Ritus ist bei dem Umstande, daß der Wirkungskreis der garischen Landes-Katholikenautonomie sich ja von vorne ein absolute nicht auf mit dem Ritus zusammenhängende biete erstreckt, wohl vorwegs ausgeschlossen. In Bezug f die Verwaltung ihrer kirchlichen Fonds und Stiftungen nen die unirten Rumänen von dem Organisationsstatut einer Katholiken beider Riten umfassenden Landesautonomie halb keine Beeinträchtigung befürchten, weil gerade der andpunkt, welchen die katholischen Bischöfe lateinischen Ritus Ungarn — wie er erst in den jüngsten Tagen durch ein chöfliches Dreierkomitee präcisirt wurde — in Angelegenheit katholischen Fonds und Stiftungen einnehmen, identisch mit dem Geiste, der diesbezüglich die Autonomie der irten Rumänen durchweht. Befürchten sie eine Lockerung kirchlichen Disciplin, der inneren kirchlichen Organisation rch die von der Landes-Katholikenautonomie unter Erwägung tellte Institution der Diöcesanversammlungen? Es ist für's ste sehr fraglich, ob für die Schaffung dieser Institution bei n geringen Anklang, den sie bei dem katholischen Episkopate ein. Ritus — und ohne diesen kann man ja keine Landes- tholikenautonomie schaffen — findet, überhaupt eine Majorität

auf dem Katholikencongresse sich finden läßt; doch selbst
genommen, daß nach mannigfacher Modifikation der je
diesbezüglichen Type die Institution der Diöcesanversammlu
in dem Organisationsstatute der Landes-Katholikenauto
Eingang finden sollte, so ist der Grund nicht zu fi
weßhalb rumänischerseits von diesen Diöcesanversammlu
mehr für die Kirche befürchtet werden müsse, als s
der römisch-katholischen Bischöfe. Und es mag hier
Bemerkung Gelegenheit genommen werden, daß hinsic
des aus vorcitirten Einwürfen abgeleiteten Widerstandes
unirten Rumänen gegen die Schaffung einer katholischen La
Autonomie unter den rumänischen Bischöfen selbst nicht
vollkommen einheitliche Auffassung besteht.

Als weiterer Einwand gegen die Einbeziehung der ka
ischen Kirche des griechischen Ritus in die gemeinsame La
Katholikenautonomie — und das ist der Einwand,
den sich die ganze Angelegenheit dreht —
seitens der Rumänen die Gefahr der Landes-Auton
für deren Volksthum geltend gemacht. Nur darau
das Mißtrauen, daß die kirchliche Landesautonomie zu Z
der Magyarisirung mißbraucht werden könne, möchte
Folgendes sagen: Angenommen, dabei aber nicht zuge
daß thatsächlich die Katholikenautonomie in Ungarn
Benützung der ungarischen Sprache als Verwaltungs
Verhandlungssprache in einzelnen, jedoch ganz sicher
häufigen Fällen eine Ausdehnung der ungarischen Spra
die Nichtmagyaren im Gefolge haben sollte, so ist die
der Kirche der magyarischen Nation zugestandene Ex
jedenfalls ganz enorm geringer als jene, welche auf de
bezüglichen Gebieten des katholischen Lebens in Unga
erwarten ist, wenn die diese Gebiete bildenden Ang
heiten nicht von einer Landes-Katholikenautonomie, sond
was ja dann die unabweisbare Folge ist — vom
weiterhin erledigt werden. Auch im Leben der Völk
es eben Momente einer Alternativwahl zwischen zwei
deren größeres für die unirten Rumänen mit aller Wahrsch
keit auf der Seite des Widerstandes gegen die geme
Katholikenautonomie liegen dürfte. Die Unabhäng

r rumänischen Kirche, wie sie unter den Beschlüssen in Blasendorf am 24. November 1899 abgehaltenen Synode griechisch-katholischen Rumänen Ungarns als unentwegt gehaltene Forderung erklärt wurde, ist ein gefährliches hlagwort, mit dem der unirten rumänischen Kirche in Ungarn, gerade im laufenden Jahre ihr zweihundertjähriges Jubiläum einer Pilgerfahrt nach Rom feiern will, sehr leicht mehr haden als Nutzen zugefügt werden kann, denn wie der rfasser des Aufsatzes über „die unirten Rumänen und die tholikenautonomie in Ungarn" selbst zugibt, hat die aus Proteste gegen die Schaffung einer gemeinsamen Katho-nautonomie ihre Nahrung schöpfende Strömung zum Schutze Selbständigkeit der rumänischen Metropolie eine Neben-ömung erzeugt, die mit dem Rückfall in das Schisma oht — und das ist ein Mißbrauch der Kirche zu tional-politischen Zwecken, wie er thurmhoch die agyarisirungsbestrebungen der ungarischen Landes-Katholiken-onomie überragt.

Es ließen sich hier aus früheren Zeiten zum Beweise, s im Gegentheile die griechisch-katholische Kirche der rumän-hen Sprache und den Romanisirungstendenzen sehr freundlich innt war, viele Thatsachen vorbringen, z. B. das Vorgehen Mischehen der Szekler mit Rumänen in Siebenbürgen, durch erstere der Gefahr, rumänisirt zu werden, ohne Weiteres gesetzt wurden.

Daß die Schaffung der ungarischen Landes-Katholiken-onomie heute unter dem schärfst ausgeprägten Gegensatze schen den national-politischen Forderungen der Magyaren jenen der Rumänen in sich erdrückt werden müsse, ist t gut anzunehmen, sondern als wahrscheinlicher Ausgang mehr eine Ueberbrückung dieser Gegensätze zu erwarten. weiteres demonstratives Fernbleiben der unirten Rumänen den Autonomie-Congreßverhandlungen wie sonstigen Con-nzen ist schon deßhalb nicht das Richtige, weil gerade , wo die unirten Rumänen den Schutz gegen ihre Be-ngung durch die gemeinsame Katholikenautonomie anrufen, n Papste und bei der Krone durch allzuscharfes Auftreten en die der gemeinsamen Katholikenautonomie ja zu Grunde

gelegte Manifestation für die Nothwendigkeit eines Selb[...] schutzes der katholischen Kirche leicht die Anschauung P[...] greifen könnte, daß hinter dem absolut intransigenten Sta[...] punkte der unirten Rumänen nicht so sehr Defensivbestrebun[...] als zu weit gehende nationale Unabhängigkeitswünsche [...] Triebfedern bilden.

Und deßhalb glauben wir auch, daß ein Zustandekom[...] der Landes-Katholikenautonomie in Ungarn mit möglich[...] Berücksichtigung der bisherigen Autonomie der griechisch-kath[...] ischen Rumänen als gerade im Interesse der letzteren geleg[...] die ja sonst von der Ausgestaltung der Staatsgewalt [...] Ungarn Manches zu befürchten hätte, durch gegenseitige Co[...] cessionen sich erzielen lassen wird. Die Bischöfe der rum[...] ischen katholischen Kirche in Ungarn würden jedenfalls [...] schwere Verantwortung übernehmen müssen, wenn in le[...] Linie der Widerstand gegen die Schaffung der gemeinsa[...] Katholikenautonomie in Ungarn die Klippe werden sol[...] an der die Landes-Katholikenautonomie scheitern müßte. [...] einer weiteren Dekadenz des Katholicismus in Ungarn er[...] sich auch für die katholische rumänische Kirche des Landes [...] Gefahr des Niederganges aus ihrer heutigen Stellung.

Budapest, 15. Mai 1900. Theodor v. Majanovic.

LXXVII.

Zur Frage des jüdischen Ritualmordes.

Von vorneherein erkläre ich, daß es mir nicht beifällt, se Frage irgendwie lösen oder auch nur der Lösung her bringen zu wollen. Im Hinblicke auf die gerade in ngster Zeit sich merkwürdig häufenden angeblichen Ritual-orde dürfte jedoch ein aktuelles Interesse dafür vorliegen, se Frage, welche fast so alt ist wie das Christenthum bst, wieder einmal besonders zur Diskussion zu stellen.

Meine Ansicht will ich gleich Eingangs kurz dahin äcisiren:

Unter „jüdischem Ritualmord" verstünde ich die Tödtung es Christen als eine Art blutigen Opfers zu Ehren oder r Versöhnung der Gottheit, oder den Gebrauch christlichen lutes zu rituellen Zwecken als auf religiösen Vorschriften er Satzungen des Judenthums beruhend und von Juden ndig und allgemein geübt. In diesem Sinne gefaßt ist e Frage, ob es einen jüdischen Ritualmord gibt, *un-dingt zu verneinen*. Etwas Anderes ist die Frage, nicht die Talmudschriften Anhaltspunkte dafür bieten, ß *unter Umständen* die Tödtung eines Christen als was Gott Angenehmes oder der Gebrauch von Christenblut s dem Heilsleben förderlich anzusehen sei, *ohne daß eraus irgend eine religiöse Vorschrift oder all-emeine Uebung abgeleitet werden könnte*. Gewiegte almudkenner glauben diese Frage bejahen zu sollen.

Mir scheint jedoch sicher, daß auch im Talmud d
und unzweideutig Christentödtung und Blutverw
nirgends als besonderes religiöses Heils
anempfohlen wird. Dagegen halte ich es für
wahrscheinlich, daß innerhalb des Judenthums abergl
auf mystischen Vorstellungen beruhende Strömungen e
die nicht auf Gesetz und Schrift fußen, sondern au
den Wissenden selbst wahrscheinlich unklaren Gehei
oder Tradition über Christentödtung und Blutanwe
welche Lehre ihrerseits (wohl unbewußt) in Verb
steht mit dem wichtigsten Geheimnisse des neuen B
Für derartige Strömungen kann die jüdische Religi
solche fast ebensowenig verantwortlich gemacht werde
z. B. die katholische Kirche für die Ansichten von Spir
Geistersehern und Schwarmgeistern.

Nun Einiges zur Begründung.

Es ist eine auffallende Erscheinung gerade der n
Zeit, daß das Auftreten abergläubischer Personen,
von Geistern oder der Gottheit inspirirt zu sein vo
dabei aber außerhalb eines bestimmten kirchlichen B
nisses stehen, immer häufiger wird. Trotz allem M
ismus einerseits bemerkt man andererseits das Au
einer eigenthümlichen mystisch-phantastischen Geistesr
Eine Häufung von Thatsachen legt die Vermuthun
daß es auch unter den Juden Mystiker gibt je mit g
oder geringerem Anhange, welche der religiösen W
huldigen, es sei das blutige Opfer eines Christenkind
Gott wohlgefällige Handlung, oder es könne durch C
blut irgend eine geistige Heilswirkung erzielt werden.
des intelligenteren Theiles der Juden und nament
Rabbiner ist es zunächst, diesen Auswüchsen entg
treten, und glaube ich, daß dies schon vielfach gesche
ohne daß natürlich die Oeffentlichkeit davon erfuhr.
höchst wahrscheinlich, daß viele — ja wohl die mei
Rabbiner nichts wissen von diesen Blutanwendungen

[...]nz bona fide erklären können, es käme so etwas auch als [...]dammungswürdiger Auswuchs in ihrer Religionsgemein[...]aft nicht vor.

Es ist jedoch zweifellose geschichtliche That[...]che, daß namentlich um die Osterzeit seit Jahrhunderten [...]steriöse Morde an Christen vorgekommen sind, für welche [...] mehr oder weniger Bestimmtheit theils nur vom Volke [...]ils auch von der Obrigkeit Juden verantwortlich gemacht [...]rden. Auffallend ist in fast allen diesen Fällen die [...]hnlichkeit in Bezug auf die Todesart, die Betheiligung [...]ehrerer am Morde, die Art des Versteckens oder [...]egbringens der Leiche oder ihrer Theile, die mehr oder [...]nder vollkommene Blutleere der Leiche; ebenso auffallend [...] daß bei allen angeblichen Ritualmorden neuerer Zeit, [...] welchen schwerwiegende Indicien den Verdacht einer [...]ehrheit jüdischer Thäter erweckte, kein Fall bekannt [...]worden ist, in welchem nachträglich ein natürliches [...]otiv des Mordes oder ein christlicher Thäter entdeckt [...]rden wäre.

Im römischen Martyrologium (Ausgabe von Adalbert [...]üller, Regensburg 1860) findet man unterm 24. und [...] März, 1. 3. 17. 19. 20. 30. April u. s. w. Kinder [...]geführt, deren Tödtung um ihres Glaubens willen durch [...]den mit mehr oder weniger Bestimmtheit festgestellt wurde, [...] welche deßhalb als Martyrer der Verehrung der Gläubigen [...]erstellt wurden.[1]) Ich will natürlich nicht behaupten, [...] alle diese Fälle vor der historischen Kritik Stand [...]ten könnten, was schon wegen ihres Alters und theil[...]ßen Verlusts der Prozeßakten nicht möglich ist.[2])

1) Abbildungen solcher Morde sind sehr häufig. In der Bavaria sancta 2. Theil München 1624 finden sich S. 313 und 331 sehr schöne Kupfer von der Hand Raphael Sadelers aus Antwerpen, welche die Tödtung je eines Knaben in München darstellen.

2) Bezüglich der noch vorhandenen sehr ausführlichen Prozeßakten über die Tödtung des bekannten Simon von Trient zu

Auf die zur Zeit noch schwebenden Prozesse in Pr (Ermordung der Agnes Hruza um Ostern 1899) Konitz (Ermordung des Gymnasiasten Winter um O 1900) will ich nicht näher eingehen, da die betreffen Verhandlungen noch nicht abgeschlossen sind, und den Le im Gedächtnisse sein werden. Man wird gestehen mü daß in beiden vor unseren Augen sich abspielenden Fä sehr gewichtige Verdachtsmomente für eine jüdische Thäteri sprechen und zwar für eine Thäterschaft, deren Me keinen Platz in unsern Strafgesetzbüchern haben: R Racheakt, Lustmord scheint ausgeschlossen, bleibt nur W sinn, und Wahnsinn in gewisser Beziehung dürfte es sein. Die Aufgabe des Richters ist in solchen Fällen gemein schwierig und von der außerordentlich hohen Su (20,000 Mark), welche im Falle Konitz auf die endgül Aufklärung desselben gesetzt wurde, verspreche ich mir, Juden Thäter sind, nicht den geringsten Erfolg, ob erwiesenermaßen eine Mehrheit von Personen an Tödtung betheiligt gewesen sein muß. Ein Jude wir solchen Fällen wohl kaum Verrath üben, wenn man auch eine viel höhere Summe in Aussicht stellte. Anlaß des Konitzer Mordes richtete Herr von Hertz Lottin im preußischen Herrenhause folgende Interpell an die Staatsregierung:

„Welche Schritte gedenkt die preußische Staatsregi zu thun, um weiten Kreisen der christlichen Bevölkeru Gewißheit zu verschaffen, daß die in den letzten Jahren gekommenen unaufgeklärten Morde an christlichen Jüngl und Jungfrauen nicht von den Juden begangene sogen Ritualmorde sind?"

Diese Interpellation wurde — wahrscheinlich wei

Ostern 1475, welche die Kritik keineswegs zu scheuen bra siehe Rohling „Meine Antworten an die Rabbiner" (Prag 2. Aufl. S. 58 ff.)

ritzer Prozeß noch zu sehr in der Schwebe — wieder rückgezogen. Wir Katholiken haben besondere Ursache, Anrufung der Staatsgewalt in religiösen Angelegenheiten glichst aus dem Spiel zu lassen; andererseits muß aber ch zugegeben werden, daß es höchste Pflicht des Staates energisch einzugreifen, wenn auch nur in entfernter rquickung mit einer anerkannten Religion gesellschafts= ährliche abergläubische Mißbräuche sich eingeschlichen haben.

Auffallend ist die Stellungnahme der Presse zu den kannten beiden und den früheren ähnlichen Prozessen. e liberale Presse schweigt möglichst lange oder bringt r ganz kurze Notizen und sieht natürlich Wahn und erglauben nur auf der Seite der christlichen Bevölkerung. eselbe hält es offenbar für ausgeschlossen, daß es einzelne den geben könne, die ebenfalls einem religiösen Aber= aubeu huldigen. Die „Allgemeine Zeitung" (1899 Nr. 260) t entschieden Unrecht, wenn sie bei Besprechung der olnaer Angelegenheit verlangt, Gericht und Staatsanwalt tten bei Verurtheilung des Hilsner die Frage des jüd= hen Ritualmordes aufklären müssen. Wenn Hilsner wegen tualmordes verurtheilt worden wäre — dann, ja. Er aber wegen Mordes schlechthin verurtheilt worden; die age nach den Motiven wurde offen gelassen, und mußte fen gelassen werden. Der Mangel nachweisbarer otive kann nie die Verurtheilung eines offenkundigen äters aufhalten und auch in anderen Criminalfällen amen nicht selten Verurtheilungen vor, bei denen die gründung in Bezug auf die Motive sich vor Räthsel ellt sieht und sich nur in Vermuthungen ergehen kann. ist da vom Richter und Staatsanwalt ein Nachweis langt worden, den er gar nicht liefern kann; denn nur ssenschaftliche und historische Forschung und die Zeit wird Stande sein, die Frage endgültig zu lösen.

Verwunderlich bleibt es immerhin, daß bis jetzt mit snahme einiger älterer Fälle von berufenster Seite,

nämlich von Juden selbst, keine befriedigenden Aufklärun
zur Sache gegeben wurden, und eben das bringt mich
den Gedanken, daß es sich um Geheimnißvolles, nicht
mit Worten Auszudrückendes, handelt. So wurde z.
im Februar 1889 (s. Augsburger Postzeitung v. 23. II. 18
der Rabbinatskandidat Max Bernstein von
Strafkammer zu Breslau zu drei Monaten Gefän
verurtheilt, weil er einem achtjährigen Christenknaben
abgezapft hatte. Warum? Dies zu ergründen, hielt
scheints, die Strafkammer ebenfalls nicht für berufen.
handelt sich hier um den anscheinend selteneren Fall
Verwendung von Christenblut ohne Vollziehung eines Op
Das Strafmaß läßt darauf schließen, daß es sich offen
um keine geringe Quantität Blut gehandelt hat. Im bekan
Knabenmordprozeß von Xanten (1892) bekundete bei öff
licher Verhandlung des Gerichts zu Cleve der Ritterg
besitzer Busch, daß vor dreißig Jahren eine Magd bei
gedient habe, aus deren Munde er gehört, daß man i
ihrem früheren Dienste bei einem Juden an jüdischen F
tagen gegen Entgelt wiederholt etwas Blut abgezapft
Der Zeuge war durch nichts veranlaßt, anzunehmen, daß
Erzählung aus der Luft gegriffen gewesen sei.

Erinnerlich werden noch den meisten Lesern die Un
auf Corfu aus Anlaß der Ermordung der achtjä
Maria Dessylla sein (1891). Des Mordes angeklag
dringend verdächtig waren vier Juden. Von einer
urtheilung hat man nichts gehört, dagegen wurden be
hierüber entstehenden Tumulten von dem griechischen Tru
aufgebot drei Christen getödtet und viele verwundet.
ist sehr bedauerlich, daß bei derartigen Anlässen das
sich leicht zu Gewaltthätigkeiten hinreißen läßt, die
ruhigen Verfolg des Prozesses außerordentlich schaden
die weitere Verfolgung ungemein erschweren. Zeit
nachrichten zufolge (Kreuzzeitung) hat Minister Del
in Sachen des Corfuer Falles den diplomatischen Vert

glands, Frankreichs und Italiens mitgetheilt, daß die tliche Untersuchung auf gewisse Momente gestoßen sei, lche der Annahme der christlichen Bevölkerung hinsichtlich es rituellen Mordes an einem Christenkinde Vorschub ten. Nachdem die Tumulte arge Dimensionen angenommen ten und die Großmächte hiewegen intervenirten, wurde ge Mittheilung Delyannis widerrufen — mußte wohl derrufen werden; denn dieselbe war ja geeignet, den Juden-folgungen „Vorschub zu leisten."

Bei allen derartigen Prozessen, so namentlich bei dem gen des Mordes in Tisza-Eszlar,[1] Xanten, amaskus[2]) und früheren macht sich bei Juden und rteigängern derselben eine nervöse Unruhe bemerklich, eine

1) Siehe hierüber das vorzügliche Resumé in den „Zeitläufen" dieser Blätter (1883, Band 92, Heft 5) und die daselbst befindliche Anmerkung über den Talmud. Ergänzend möchte ich beifügen, daß, wie ich mich bestimmt erinnere (die betreffenden Zeitungsausschnitte konnte ich leider nicht mehr auffinden), der berühmte Jude Moses Montefiore, Pair von England, bei Gelegenheit oder nach Beendigung des Tisza-Eszlarer Prozesses, zu dessen „Führung" er große Summen verwendet haben soll, einen Appell oder ein Manifest an die ungarische Judenschaft (oder die jüdischen Schächter) erließ, in welchem die Mahnung ausgesprochen war, mit der Zeit fortzuschreiten und moderneren Anschauungen sich nicht zu verschließen. Man konnte zwischen den Zeilen lesen, daß es ihm daran gelegen war, den unseligen Blutwahn zu verdammen.

2) Ueber diesen interessanten Proceß (1840) siehe Rohling „Meine Antworten an die Rabbiner", Prag 1883, 2. Auflage, S. 84 ff. Das Todesurtheil sollte gegenüber zehn als schuldig befundenen Juden vollzogen werden, als in letzter Stunde in Folge enormer Bemühungen der gesammten Judenschaft Europas eine Revision des Prozesses und schließliche Begnadigung der Verurtheilten durchgesetzt wurde. Cremieux, Präsident der Alliance universelle israëlite in Paris, und der schon genannte Moses Montefiore in London waren zu diesem Zwecke selbst in den Orient gereist, um den „Prozeß zu führen".

Sucht, den Thatbestand zu verdunkeln, unwichtige Mom
aufzubauschen, wichtige womöglich zu ignoriren oder ei
zu leugnen; die Judenschaft ganz Europas wird in
regung versetzt, enorme Summen werden flüssig gem
aber nicht etwa zur Ermittelung des wahren Thäters, son
„zur Führung des Prozesses“ d. h. um die Freisprech
der Angeschuldigten herbeizuführen. Dabei macht sich
feiner Instinkt geltend, solche Fälle ganz gehen zu la
und lieber todt zu schweigen, welche zu glatt gelagert
um mit Erfolg eingreifen zu können.[1]) Wenn Chri
tödtungen aus religiösen Wahnideen gänzlich ausgeschl
wären, könnten, sollte ich meinen, die Parteigänger der J
bei sogenannten Ritualmordprozessen ganz ruhig
Ist ein Jude Thäter, so kann dann nur Racheakt
Lustmord vorliegen, und für solche sich so seh
erwärmen, ist doch wahrlich nicht veranlaßt; ist ein
nicht Thäter, so kann man diese Constatirung
beruhigt dem Gerichte überlassen. Es ist jedoch in fas
diesen Fällen die Betheiligung Mehrerer am Mord
statirt, was von vorne herein persönliche Rache oder wen
Lustmord durchaus ausschließt.

Weniger Staub aufgewirbelt haben jene verdä
und unaufgeklärt gebliebenen Mordfälle, in denen
keiner eigentlichen gerichtlichen Verhandlung kam.
Ermordung des 14jährigen Knaben Honofrius C
in Skurz (Danzig) am 21. Januar 1884 angeblich
den jüdischen Pferdeschlächter Hermann Josephs

---

1) So bei Ermordung der Franziska Mnich im Dezem
durch den Schankwirth Moses Ritter in Lutscha (Galizien
welcher That derselbe sammt seiner Frau und einem
zum Tod durch den Strang verurtheilt wurde Wegen
Falles hat der ruthenische Abgeordnete Merunowitich
zischen Landtage eine ähnliche Interpellation wie die
wähnte eingebracht. Ueber den Erfolg derselben ist n
bekannt.

urz, die Ermordung des 15jährigen Friseurlehrlings aul *Müller* im Mai 1894 in *Ulm*, wegen welcher hat der jüdische Schächter Jakob Bernheim längere Zeit s dringend verdächtig in Haft gehalten wurde.[1]) Im ben Jahre 1894 fand sich die Staatsanwaltschaft in Essen ranlaßt, nach Auffindung der Leiche eines zehnjährigen ädchens bei Steele Ritualmordgerüchten mit der Erklärung tgegenzutreten, daß die Obduction lediglich ergeben habe, ß der Tod durch *Verbluten* eingetreten sei. Ueber häter und *Motive* drang nichts Weiteres in die Oeffent-hkeit.

Sogar die „Allgemeine Zeitung" tritt in einem Artikel 899, Nr. 265) unter dem Titel: „Schädliche Uebertreib-ngen" der jüdischen Intoleranz, wie sie bei ähnlichen Pro-ssen zu Tage getreten ist, entgegen und tadelt das Ver-lten vieler liberaler Blätter bei Besprechung des Polnaer ordes unter dem Beifügen: „Man hätte bei Weitem besser than, sich ruhig auf die geistige Reife derer zu verlassen, deren Urtheil so emphatisch unter Berufung auf die horheit des Glaubens ritueller Mordthaten appellirt wurde, statt einen so *gewaltigen Apparat von Abwehr-aßregeln* gegen jene *unsinnige Annahme* aufzu-ten ꝛc." Daß nun aber diese Annahme so unsinnig ist, e es hier heißt, *das wäre eben erst zu beweisen!*[2])

1) Müllers Leiche scheint ähnlich zerschnitten und verstümmelt worden zu sein wie die des unglücklichen Gymnasiasten Winter in Konitz. Interessant ist das in dieser Angelegenheit von der naturwissenschaftlichen Fakultät zu Tübingen erstattete, von Professor Hüfner verfaßte Gutachten: An Stiefeln, Hosen, Hand- und Taschentüchern des Bernheim wurden Blutflecken constatirt; es könne aber nicht angegeben werden, ob das Blut von Menschen oder Vögeln herrühre; *überhaupt sei die Frage der Möglichkeit der Unterscheidung von Thier- und Menschenblut zu verneinen.*

2) Nebenbei möchte ich darauf hinweisen, daß diese „unsinnige Annahme" *zeitlich* und *räumlich* merkwürdig gleichmäßig unter

Ein Studium z. B. der Talmudschriften läßt diese Annahme leider keineswegs von vorneherein als unsinnig erscheinen. Ich verweise hier auf die bekannte Broschüre des Geheimraths Prof. Dr. August Rohling in Prag: „Die Polemik und das Menschenopfer des Rabbinismus“ (Paderborn 1883, drittes Tausend), in welcher diese Annahme unter Beifügung von nicht weniger als 117 Belegstellen im Originaltext (in hebräischen Schriftzeichen) ganz bedenklich plausibel gemacht wird. Diese Broschüre Rohlings kam auch beim Xantener Knabenmordprozeß zur Sprache, wobei Professor Nöldeke-Straßburg vor dem Schwurgericht zu Cleve erklärte, Rohling sei durch Professor Delitzsch-Leipzig widerlegt worden. Der Vorsitzende des deutschen Reformvereins, Dr. Jürgens in Crefeld, telegraphirte hiewegen sofort an Rohling in Prag, worauf letzterer zurückdepeschirte: „Delitzsch durch Vietor widerlegt bei Fritz-Leipzig. Talmudausgaben sind castrirt, deuten aber den speciellen Ostermord sogar an, welchen die Geschichte bestätigt. Rohling.“

Wenn auch viele der kritischen Stellen des Talmud so dunkel gefaßt sind, daß sie verschiedener Auslegung fähig sind, so geht aus den sehr eingehenden Untersuchungen Rohlings (loc. cit. Abschnitt V, § 1—3) doch wenigstens so viel mit Sicherheit hervor, daß der Unterschied zwischen den Gläubigen und Ungläubigen d. h. den Juden und Nichtjuden äußerst scharf pointirt wird, so daß nur der gläubige Jude als eigentlicher Mensch und Kind Gottes gilt, der Nichtjude nur für ein Thier zu halten ist. Es ist das eine Fortbildung der schon im alten Testamente vertretenen Anschauungen. Gott mußte, um das auserwählte Volk als solches inmitten heidnischer Angriffe und angesichts der Gefangenschaften in

---

der Christenheit verbreitet ist, und sich keineswegs auf katholische oder protestantische Kreise beschränkt (in Tisza-Eszlar z. B. kam das calvinische Bekenntniß, in Corfu das griechische in Betracht).

heidnischen Ländern rein zu erhalten, eine scharfe Grenze ziehen zwischen Juden und Götzendienern. Letztere galten als unrein und verdammungswürdig; Abfall eines Juden zum Heidenthum war eines der größten Verbrechen. Wenn nun schon manche Protestanten den Katholiken einen Götzendienst imputiren, weil sie die Mutter Gottes und die Heiligen „anbeten" (recte verehren), um wie viel weniger verwunderlich ist es, wenn orthodoxe Juden die sämmtlichen Nichtjuden noch wie ehedem für Götzendiener halten (um so mehr als ja die Christen einem Juden Anbetung zollen, welcher der Gotteslästerung und des Betrugs vom hohen Rath geziehen wurde) und somit für etwas höchst Verwerfliches erklären, für eine „Schale", die der Allmächtige seiner Zeit zum Unrath werfen wird, für „Gesindel", das er zerstreuen und tödten wird, damit einstens das auserwählte Volk wie Gold aus den Schlacken geläutert, wie ein leuchtender Kern aus der schmutzigen Umhüllung hervorgezogen wird. Der gläubige Jude sieht sich hinausgeworfen aus seinem Erbe, zerstreut unter die Völker der Erde, bedrückt und verfolgt. Wenn man sich in die alttestamentliche Vorstellungsweise hineindenkt, die Talmudschriften erwägt und die so lange unerfüllte Hoffnung auf einen Erlöser in Betracht zieht, sowie den Glauben, daß die Ankunft desselben durch das überwuchernde Christenthum am gewaltigsten verzögert und zurückgedrängt wird, so muß man sich selbst sagen, daß bei einem strenggläubigen Juden große Aufklärung und humane Denkungsart dazu gehört, um seinen Nächsten zu lieben, gleichviel, ob Christ oder Jude. Ein sehr großer Theil der Juden ist freisinnig und aufgeklärt im modernen Sinne und auch von den orthodoxen ist zweifellos wieder ein großer Theil human und im guten Sinne aufgeklärt. Aber soll es nicht auch verbohrte Orthodoxe geben können, die mit Inbrunst zum Herrn beten, er wolle sein Volk erlösen und die Schaaren der Gottlosen (Christen und Heiden) züchtigen und vertilgen vor seinem Angesichte? Können dann nicht auf einem

solchen Nährboden unter dem Einfluß abergläubischer mysti
Vorstellungen Anschauungen entstehen, die wir als per
und gefährlich bezeichnen müssen? Auf die weitläuf
Ausführungen in Rohlings Broschüre näher einzuge
durch welche dargethan ist, daß ein Christenmord für
Juden nicht nur als erlaubt, sondern unter Umständen
ein Gott wohlgefälliges Opfer zu betrachten ist, würde
weit führen. Zu beachten ist, daß dem gläubigen Ju
das blutige Opfer kein fernliegender Begriff ist. Abra
war auf Geheiß des Herrn sofort bereit, selbst seinen S
Isaak Gott als Schlachtopfer darzubringen und gilt d
Zug als das erhabenste Beispiel von Gottvertrauen
kindlichem Gehorsam gegen Gott. Der Dienst des blut
Thieropfers war im alten Bunde bekanntlich genau gere
und häufig geübt.

Im neuen Bunde haben wir das täglich erneuerte
blutige Opfer in der hl. Messe. Es gibt nun meines
achtens Juden, die in den religiösen Wahn verstrickt
daß der Genuß von Christenblut förderlich sei zur Erlang
des ewigen Lebens im Jenseits, und dürfte dieser Gl
bewußt oder unbewußt auf der christlichen Lehre vom Ab
mahl beruhen, wie solche am deutlichsten im Johan
evangelium 6, 52 ff. zum Ausdruck kommt. Es ist wic
den wörtlichen Text sich vor Augen zu führen:

„52. Wer von diesem Brode ißt, der wird leben
Ewigkeit; das Brod aber, welches ich geben werde, ist
Fleisch für das Leben der Welt.

„53. Da stritten die Juden untereinander
sprachen: Wie kann uns dieser sein Fleisch
essen geben?

„54. Jesus aber sprach zu ihnen: Wahrlich, wa
sage ich Euch, wenn Ihr das Fleisch des Menschensohnes
essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet Ihr
Leben nicht in Euch haben.

„55. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt,

as ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage wecken.

„56. Denn mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und Blut ist wahrhaftig ein Trank.

„57. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der t in mir und ich in ihm.

„60. Dieses sagte er in der Synagoge, als er zu hernaum lehrte."

Wie man sieht, lehrte Christus dies nicht in einem lossenen Kreis von Jüngern, die im Laufe der Zeit Sinn und Inhalt der Worte näher aufgeklärt wurden, ern öffentlich in der Synagoge. Die Juden standen ihn nicht und stritten darüber.

Dieses Geheimniß der Eucharistie und Communion — Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit — gab in den ersten christlichen Jahrhunderten den Heiden nlassung, die Christen wegen Kindermordes anzuklagen, as unblutige Opfer mißverstanden und geglaubt wurde, werde bei der Feier der Mysterien ein Kind getödtet, fert und das Blut den Gläubigen als Communion cht. Ich halte es nun für äußerst naheliegend, daß e unter den Juden, welche diese auffallende Lehre Christi ngehört, sich entweder Aufzeichnungen darüber machten davon anderen mittheilten und diese wieder anderen f. Bei dem ungeheuren Aufsehen, welches Christi Auf- n gemacht, liegt es nahe, daß besonders diesen mystischen solcher Feierlichkeit vorgebrachten Aeußerungen große utung beigelegt wurde, und als nun später die Auf- hung Christi und die vorhergesagte Zerstörung des pels sich ereignete, mochte mancher von denen, die um Lehre Christi wußten, nachdenklich geworden sein und gedacht haben: Am Ende war doch dieser Jesus der ißene Messias und das wahr, was er gesprochen, ohne den Muth zu finden, mit dem Judenthum zu brechen den Christen sich offen anzuschließen.

Man wende nicht ein, ein solcher Gemüthszustand sei in der ersten Zeit nach Christus möglich und begreiflich gewesen, könne aber für die nachfolgenden Jahrhunderte nicht in Betracht gezogen werden. Das orthodoxe Judenthum ist sich seit Christus absolut gleich geblieben wie ein Petrefakt; seine Entwicklung war mit Christus und seit der Zerstörung seines Tempels, an dem, so lange er stand, fortgesetzt gebaut wurde, abgeschlossen; der geistige Tempel der Juden ragt seitdem durch die Jahrhunderte unverändert vor uns auf, wie eine den Jahrtausenden trotzende Pyramide. *Vor* Christus ein äußerst lebensvolles Bild voll Thätigkeit, herrlicher Führung Gottes durch alle Stürme und Bedrängnisse; *nach* Christus eine versteinerte Mumie, verunstaltet durch Rabbinatszuthaten — keine Propheten, keine Richter, keine Könige, keine gottbegeisterten Jungfrauen! Es liegt trotzdem noch etwas unleugbar Großartiges in diesem versteinerten Judenthum, und vor dem gläubigen Juden (ohne Beimischung von Aberglauben) muß ein gewisses Gefühl der Ehrfurcht Platz greifen.

Die Erinnerung an Christi Lehre von der Eucharistie konnte sich sehr wohl in mündlicher jüdischer Ueberlieferung fortpflanzen und überdies können auch später Juden durch Studium des neuen Testamentes selbständig auf die Idee gekommen sein, ob nicht doch Christus der Messias war, und sonach das ewige Leben davon abhängig sei, daß eine Communion mit dessen Fleisch und Blut stattfinde. Wie die Communion bewerkstelligen, ohne übertreten zu müssen? Unter Mißkennung des Wesens des *unblutigen* Opfers mag nun durch mystische Ideen, deren Entstehungsursache später wieder mehr oder weniger verwischt wurde, eine *Geheimlehre* entstanden sein, welche bezweckt, *die christliche Communion zu ersetzen durch den Genuß des Blutes eines Christen*, der ja in Folge seiner Kirchengemeinschaft *ein Glied des mystischen Leibes Christi* ist. Dieser Geheimlehre läge die unklare Ahnung der christ-

en Wahrheit zu Grunde, daß Christi Blut uns den nmel erschlossen hat, und daß wir nur durch Vermittng des Blutes Christi der Seligkeit theilhaftig rden können.[1])

Angesichts der historischen Thatsachen ist man vollauf echtigt, nach den Gründen zu forschen, welche die zahlchen unerklärlichen Christenmorde etwa veranlassen konnten, d Hypothesen hierüber aufzustellen: die eben geltend nachte Hypothese soll auch nichts weiteres sein als eine ypothese. Wir dürfen bei Allem nicht vergessen, daß h der Jude unser Bruder in Gott ist, daß unser religiöses dziel (Vereinigung mit Gott) das Gleiche ist, und daß : den jüdischen Voreltern unendlich viel zu verdanken ben.

Ich schließe mit den Worten der markigen Oratio pro daeis des Charfreitags: Deus, qui etiam Judaicam perfiam a tua misericordia non repellis, exaudi preces stras, quas pro illius populi obcaecatione defeius, ut agnita veritatis tuae luce, quae Christus est, uis tenebris eruantur.

15. Mai. A. v. O.

---

1) Vergl. u. a. die Enthüllungen des zum griechisch-schismatischen Bekenntniß übergetretenen Rabbi Moldavo zu Anfang des 19. Jahrhunderts (Rohling: „Meine Antworten 2c." 2. Auflage, S. 81). Derselbe behauptet ebenfalls, daß das Blutgeheimniß nur auf mündlicher Tradition beruht und nur sehr Wenigen bekannt ist, sowie daß demselben die unbestimmte Ahnung zu Grunde liegt, daß Christus der wahre Messias gewesen sein könnte. Das Blutgeheimniß erhält seine eigenthümliche Illustration durch den Ruf des Judenvolkes vor Pilatus: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder."

LXXVIII.

Zum Leben des P. Friedrich von Spe.

(Nachtrag.)

Im zweiten Bande des Jahrgangs 1899 dieser Zeitsch (124, 785--95) wies ich gegen einige Sätze in dem Arti den P. Joseph Blötzer S. J. für den elften Band des Kirch lexikons über P. Friedrich von Spe geschrieben hat, urkund nach, daß am Sonntag Misericordiae 1629 thatsächlich Mordanfall auf den berühmten Verfasser der Cautio crimin gemacht sei, und daß das blutige Ereigniß, welches sich dem Wege von Peine nach Woltorf zutrug, nicht ‚mehr eine starke Verhöhnung Spee's' dargestellt werden könne.

Das von mir damals seinem Wortlaute nach veröffentli Schreiben vom 12. Mai 1629, abgefaßt von ‚Kanzler Räten des Stiftes Hildesheim' und gerichtet an den damal Jesuitenprovinzial P. Bauing, enthält einen Bericht über traurigen Vorfall, der sich in allen Punkten mit der Erzähl der Litterae annuae des Hildesheimer Jesuitenkollegs d auf die man bis dahin allein hinsichtlich dieses Erleb Spe's angewiesen und gegen deren Zuverlässigkeit bis P. Blötzer (bezw. Thonemann) kein Zweifel erhoben war.

In dem Brief an P. Bauing verweist der Kanzler den *allerersten* amtlichen Bericht von dem Ueberfall, ihm am Tage des Ereignisses vom Drosten von Peine, J Adrian von Wendt, zugegangen war, und von dem er Abschrift, wie aus dem Inhalte des Schreibens erhellt, an Provinzial beilegte. In einer Anmerkung (S. 794, Anm.

…gl. auch Anm. 3) meinte ich damals, diese Beilage sei ‚nicht …alten'. Das war ein Irrthum meinerseits. Auch der …richt des Drosten von Peine ist noch vorhanden.[1])

So kann ich nunmehr vorlegen, was am Tage des Ueber…les selbst unter dem frischesten Eindruck der erschütternden …atsache, als dem Verwundeten soeben der erste Verband …gelegt war, in aller Eile von der zuständigen Obrigkeit amtlich …ch Hildesheim berichtet wurde.

Das Schreiben des Drosten von Peine an den Kanzler …tet:

Edeler Erenuester.

Diesen morgen wie der Herr Pater Spee naher Woltorff …ten wöllen, daselbst diuina zu uerrichten, hat ein Mörderischer …uter demselben vorgewartet, Beide Pistollen auf Ihn gelöset, …lche aber gefehlet, darauff Er den gueten frommen Patrem …t dem Degen dermaßen zerhacket, daß Er Sieben Wundenn …s Haupt unndt zween in den Rücken bekommen unndt lassenn …h die Haubttwunden fast miteinander Thöttlich ansehen, weil … Hirnschal unterschiedtliche mahlen hart gespaltet, auch pia …ter besorglich laediret, habe Ihnen zwar durch hiesigen …albirer verbinden laßen, besorge aber Er werde zu schlecht …n. Bitte allerdienstligst umb Gotteswillen der Herr Canzeler …olle die großgünstige versehung thun, daß noch diesen tag … Doctor unndt Balbirer möge herauß kommen, wie woll …h besorge es werde zu spaet seyn, Wo nicht der Almechtig …tt mit seiner gnadt unndt Barmbhertzigkeit miraculose bey…hnen wirtt, welches dem herrn Canzeler auß betrübtem …rzen in eil berichten müßen. Uns Gottes.[2])

Pein den 19. Aprilis 1629.

Des herren Canzelers
dienstw[3])
J. A. de Wendt.

---

1) Er sowie die andern von mir ganz oder theilweise hier veröffentlichten Aktenstücke sind im Königlichen Staatsarchiv zu Hannover, Abtheilung ‚Hildesheimsches Landesarchiv'.

2) Ein verkürzter Schluß- und Segenswunsch.

3) Dienstwilliger.

Am 12. Mai 1629, am gleichen Tage, an dem der Kan das von mir im ersten Artikel veröffentlichte Schreiben an Jesuitenprovinzial abfaßte, sandte er auch einen Berich den Fürstbischof, Kurfürsten Ferdinand, dessen Entwurf handen ist. Derselbe deckt sich wesentlich mit dem zwei Theil des Briefes an den Provinzial;[1]) ihm war das Origin schreiben des Drosten von Peine beigelegt.

Aus diesem Briefe an den Kurfürsten mögen nur Stellen gegeben werden, die von besonderem Interesse oder abweichen von dem Briefe an den Provinzial. Ueberfalles selbst wird mit folgenden Worten gedacht:

. . . . . ‚was gestalt der von E. Churfl. Dhrlt zum reformationswesen geschickte pater Spee Societatis JE auf dem pfarwege naher Woltorff bößlich verweglägert mordtlich tractirt worden.'

Am Schlusse heißt es:

‚Alß viell aber den mörder belanget ist demselben Peinische Soldaten zwahr nachgeeilet, aber nicht ertapft, dem Verlauten nach in Braunschweig kommen sein vndt man aller örter des nachforschens halber geflissen, gestalt verfolg E. Churfl. Dhrlt mit negsten Unterthenigst gehorsa soll zugeschrieben vndt berichtet werden.'

Der Kurfürst nahm das an P. Spe geschehene Attentat strenge, und aufs ernstlichste drang er auf Erforschung und strafung des Thäters. Davon liefert den Beweis sein Schrei aus Bonn, den 30. Mai 1629.

‚Wir haben auß näherem Euerrem schreiben vngern nommen, wie grob vnd vbell der dorthin verschickter P Spee tractirt und verwundet worden.

Alldeweill vnnß nun seithero von euch khein weiter Ber ob mann den Thäter erfraget, eingelanget, vnnd aber eine solche Thadt ist, dern Exemplarische Bestraffung mit fleiß zu eifferen, Jumaßen Wir gemeindt sein, den Thäter,

---

1) Der Name des Arztes ist Mellinger, nicht, wie S. 794 Wellinger. Ueber Mellinger vergl. Beiträge zur Hildeshei Geschichte. Hildesheim 1830, III, 151.

ß orth vnndt endtt er sich auch begebenn würdt, zuuerfolgenn, nd Er dann, dha Er sich im Landt zu Braunschweig noch rhaltenn soll, woll zu erforschenn sein würdt / So befehlenn r Euch . . . hiemitt vnnd wollenn, daß Ihr khein fleiß nd mühe sparrt, ermelt Thätter vnaufhörlich nachkundigent, nd welchen orths Er außzukundtschafften sein mögte, Ihr östen der Außfolgung halber die notturfft fürnehmmet, vnd ahn vnnß ungesaumbtt gelanget, Versehen vnnß deßen zu ch also.'

Auf diesen von Kurfürst Ferdinand eigenhändig unterchneten Brief erfolgte vom Kanzler unterm 12. Juni 1629 langes Antwortsschreiben, worin von den Anstrengungen, man gemacht, um dem Thäter auf die Spur zu kommen, Rede ist. Die Untersuchung war ziemlich ergebnißlos verufen; man hatte wohl einen Verdacht und setzte auch den erdächtigen in Untersuchungshaft, aber man konnte ihm, enigstens bis dahin, nichts beweisen.

Am Ende des Briefes ist auch von P. Spe die Rede.

‚Ist sonsten auch gedachter Pater Spe Gott lob durch eißige Auffsicht und Chur deß medici und zweier balbier so eith in seiner gesundtheitt bracht, daß er hoffentlich ihn nahen gen sein Officium in d. religionsache, so nhunmehr glücklich portum bracht, mitt besthetigung und confirmirungh newer tholischer . . . . . .[1]) persönlich in ampt Pein continuiren ird.'

Hildesheim. Dr. Reinhard Müller.

1) Nicht leserlich. Vielleicht Communikanten?

LXXIX.

Zeitläufe.

Die Verhältnisse zwischen dem Reich und England. Auch Transvaal.

Den 20. Mai 1900.

Vor ihrer Abreise nach Amerika hat die Buren-Gesandtschaft, nachdem sie bei den europäischen Mächten nirgends Unterstützung fand, ein Manifest veröffentlicht, worin sie das amerikanische Volk bittet, den Buren „zu helfen zu der Einstellung dieser grausamen Menschenschlächterei", denn auch amerikanische Bürger seien in ihrem Kampfe um die Freiheit gefallen, und einem Kriege ein Ziel zu setzen, der im Grunde ein Bruderkrieg sei." Das Manifest enthält auch die Verwahrung gegen den Vorwurf, als ob die Buren den Kampf angezettelt hätten, und gegen die Behauptung der Engländer, daß sie „die Urheber des Krieges materiell nicht gewesen seien." In Wahrheit waren es „materiell" die Buren, denn sie haben das Ultimatum an England gerichtet, während England nicht gerüstet war. Noch vor drei Monaten schrieb ein unparteiischer Beobachter:

„Es wundert uns doch, daß Leute, die sich's zur Lebensaufgabe gemacht haben, jeden Tag ein halbes Dutzend Junker auf dem Kraut zu verspeisen, sich in so fanatischer Weise für die viel bedenklicheren Junker Südafrika's in's Zeug legen. Zieht man aus den wechselnden Zahlen dieses „Volkes in Waffen" das wahrscheinliche Mittel, so ergibt sich, daß die

(einschließlich der Freiwilligen und der aufständischen
ıder der Kapcolonie) mindestens 80,000 trefflich bewaffnete
r mit einer verhältnißmäßig außerordentlich starken und
lichen Artillerie im Felde haben. Ihr ungeheurer Reich-
— im Vereine mit der Kurzsichtigkeit der englischen
rverwaltung — ermöglichte ihnen ja, sich das beste,
vählteste Kriegsmaterial von allen Seiten in ausgiebigstem
zu verschaffen. Die Engländer waren an Mannschaft
drei Monate lang weit zurück, noch mehr an Artillerie." [1])

Den Höhepunkt erreichte im deutschen Reiche die fanatische
gegen England durch eine Erklärung, die der Führer
interfränkischen Bauernbunds, Baron Thüngen, unter
Titel „An S. M. den Kaiser" veröffentlichen ließ.
essen Civilkabinet waren bekannte (jüdische) Bankhäuser
laßt worden, eine Sammlung für die unter der schreck-
Hungersnoth leidenden Bewohner Indiens einzuleiten,
ıls der Vicekönig von Indien für das ansehnliche Er-
iß den Dank erstattete, erhielt er von dem Kaiser selbst
englandfreundliche telegraphische Antwort, in welcher
ympathie betont war, die „sein Volk für Indien theile."
Erklärung des Freiherrn wollte im Gegentheil die Eng-
r aus Indien hinausgejagt haben, und sie enthält fol-
bemerkbaren Sätze:

„Hat der Kaiser unter ‚Volk' am Ende das deutsche Volk
lgemeinen verstanden, dann ist es Pflicht jedes wahrheits-
den Deutschen, dagegen energisch zu protestiren. In ganz
eutschland wird sich nicht Ein denkender Mensch finden,
m Telegramm des Kaisers nicht auf das Allerunangenehmste
ascht worden wäre. Daß aber das Volk mit den Berliner
und Börsenjuden, die vermuthlich aus Ordenslüsternheit
ılbe Million geopfert haben, in einen Topf geworfen wird,
en mußte sich jeder ächte Deutsche auf's Entschiedenste
ıhren. Findet sich denn kein Mann in der Umgebung des
rs oder im Reichstag, der ihn über die wahren Gesinn-

„Augsburger Postzeitung" vom 15. Februar d. Js.

ungen des deutschen Volkes den Engländern gegenüber, über seine Art zu regieren, und besonders seine aus Politik, aufklärt?" [1])

In Frankreich hatte vor einiger Zeit die Pre solche Uebergriffe gegen England erlaubt, daß der e Botschafter vermeintlich wegen der beleidigenden Car eines Pariser Blattes gegen die Königin von Engl Hauptstadt in Urlaub verließ. Aus Berlin bracht Berichte der angesehenen Londoner „Times" Schilde über die Anfeindungen Englands, die der dortigen selber unbequem wurden. „Als in jüngster Zeit Vertreter der ‚Times' in Berlin durch seine Bericht die abgründliche Feindschaft der Deutschen gegen E lästig machte, hielten einige Zeitungen es für ihre Pflic die Entfernung dieses Störenfriedes aus den Reichs zu drängen." [2]) Jetzt las man über einmal aus de der englischen Botschaft in Berlin informirten Lo „Daily Telegraph" Mittheilungen von Seite der dur Kaiser zur Sammlung für Indien berufenen Bankier

„Einer der leitenden Herren äußerte sich dem Cor denten des ‚Telegraph' gegenüber folgendermaßen: ‚W schäftsleute erblicken in dem Wunsche des Kaisers einen geschäftlichen und politischen Plan; es ist die erste groß Deutschlands, durch welche die reiche Geschäftswelt im Ei mit dem Kaiser England dringend seine bona fides u aufrichtigen Wunsch darzuthun wünscht, mit ihm auf freundschaftlichem Fuße zu leben.' Ich erfahre aus un barer Quelle, fährt der Correspondent fort, daß di des Kaisers nach Altona den Zweck hatte, der Welt zu daß die kaiserliche Politik eine solche absoluter und Freundschaft für Großbritannien ist, und daß kein fei Vorschlag gegen England einen Augenblick in Berlin finden würde. Diese politische Richtungslinie wurde im

1) Aus München s. „Allg. Zeitung" vom 12. Mai d. J

2) Aus Berlin s. „Kölnische Volkszeitung" v. 24. Apr

bst in Windsor festgelegt. Ein wichtiges Zeichen der Zeit daß die militärischen Kreise jetzt vollständig die Ansichten Kaisers theilen, und von allen denjenigen hierin unterstützt den, die den Reichthum und den Wohlstand des Landes reten. Von einem einflußreichen Manne wurde uns gesagt: rjenigen, welche jüngst versucht haben, das britische Publikum en Deutschland aufzuhetzen, wissen nicht, was sie thun." [1])

Das conservative Hauptblatt in Berlin schüttelte ärgerlich Kopf, weil diese Angaben bei den Nachbarn des deutschen ches Zweifel an der politischen Aufrichtigkeit der deutschen ierung erwecken würden, und verlangte Berichtigung von ufener Stelle. Anstatt dessen war nun auf den Besuch Kaisers bei der Königin von England im vorigen Jahre rraschend die kaiserliche Begrüßung seines Onkels, des nzen von Wales, bei der Durchfahrt in Altona erfolgt. ermals waren die Organe der alten Bismarckfronde auf's ußerste verschnupft. Unter andern sagten die Dresdener achrichten": es drohe die Gefahr einer Isolirung des onarchen, wenn so die beständige Wechselwirkung zwischen n und seinem Volke unterbrochen, die Harmonie der narchischen Willensentschlüsse mit dem nationalen Volks- wußtseyn aufgehoben erscheine. „Auf diese Gefahr auf- rksam zu machen, wäre eine der vornehmsten Pflichten verantwortlichen Rathgeber des Kaisers. In dem vor- enden Falle hat diese Pflichterfüllung, wenn sie bei der genart des Kaisers überhaupt möglich und durchführbar offenbar schon deßhalb nicht erfolgen können, weil auch die leitenden Staatsmänner die Kaiserfahrt nach Altona Charakter einer vollständigen Ueberraschung gehabt haben rfte." [2])

Das Centrumsblatt in Köln machte zu diesen Verschnupf- gen der Politiker von der schärferen nationalen Tonart

---

1) Aus London s. Berliner „Kreuzzeitung" v. 26. April d. Js.

2) „Kölnische Volkszeitung" vom 24. April d. Js.

nur die Bemerkung: „wenn wir einen Wunsch auszu[...] hätten, so wäre es nur der, daß man den Eindru[...] Sprunghaften und Wandelbaren nach Möglichkeit zu [...] meiden beflissen seyn sollte." Fast gleichzeitig erschien i[...] in London eine neue Zeitung, „Daily Expreß", m[...] überraschenden Behauptung, Kaiser Wilhelm habe i[...] scheinen beglückwünschen lassen mit dem Auftrage: dem [...] lischen Volke zu sagen, seine erste Hoffnung sei jetz[...] immer die Erhaltung des internationalen Friedens, [...] zweite die Befestigung und Aufrechthaltung der Freun[...] zwischen Deutschland und Britannien. Der Berliner B[...] erstatter des Blattes versichere, er stehe in vertraulich[...] ziehung mit den bedeutendsten Ministern, und einer de[...] habe ihm gesagt: England habe keinen besseren Freund a[...] Kaiser, und „Alles, was wir wünschen, ist, daß diese[...] Zank, der so unerwünscht ist, ein Ende bereitet wird." [...] Vorgang mit dem neuen Blatt erweckte nun auch [...] liberalen Presse helle Entrüstung, und sie forderte [...] derartige Experimente ein unzweideutiges Veto."[1] [...] erfolgte aber nichts dergleichen. Angesichts dieser [...] Erscheinungen an dem Berliner Wetterhimmel schri[...] die Bismarck'sche Erbschaft getreulich behütende Ham[...] Blatt:

„Wir wünschen mit England in Frieden zu leben [...] sogar den Schein zu meiden, als ob unsere Politik nic[...] schließlich von deutschen Interessen geleitet würde. [...] ein Satz aus dem politischen Testament des Fürsten Bi[...] der darf nicht verletzt werden, ohne daß wir es früh[...] später zu bereuen haben. Es könnte uns gewiß nicht [...] kommener seyn, als eine ehrliche Freundschaft mit E[...] aber einmal müßte dieselbe gegenseitig seyn und zweitens [...] Beziehungen zu Rußland nicht schädigen. Ob diese [...] Bedingungen je zu erfüllen seyn werden?"[2])

1) Leitartikel der Münchener „Allg. Zeitung" v. 26. Apr[...]
2) Aus den „Hamburger Nachrichten" s. „Kölnische [...] zeitung vom 29. April d. Js.

Ja, das ist eben die Frage! Rußland hätte ohne weifel im Bunde mit Frankreich das größte Interesse ran, wenn England als eine zerbrochene Weltmacht aus m heillosen Burenkrieg hervorgegangen wäre. Es lauert Asien, in China, von Afganistan an bis nach Persien f den gelegenen Augenblick, um zuzugreifen, und das bündete Frankreich würde sich in Nordafrika von Aegypten s Marokko bezahlen lassen. Die Berliner Beschwichtigungen für England sind auch wohl zu erklären. Denn in etersburg schaut man mit scheelen Blicken auf die künftige utsche Bahn durch Syrien bis Bagdad und auf die enge reundschaft zwischen dem deutschen Kaiser und dem Sultan-Halifen. Ueberdieß ist es immer noch ein Geheimniß blieben, was die deutsche Colonialpolitik aus dem Vertrag it England wegen Delagoa und Mozambique für sich winnen würde.

Oesterreich als Behüter des nähern Orients ist immer n treuer, wenn auch fahrlässiger, Begleiter des mächtigen itannischen Reichs gewesen, und es ist fraglich, ob der ompöse Pathenbesuch des Kaisers der Ostmark in Berlin ätte stattfinden können, wenn nicht der Beherrscher der Slavenwelt vor England in der preußischen Freundschaft die zweite Stelle gerückt wäre. Das Wort in der afelrede des deutschen Kaisers von „einem welthistorischen Moment erster Größe“ wäre sonst schwer zu verstehen. Die ssische Presse witterte denn auch einen neuen „Rückersicherungsvertrag“ wie zu Bismarcks Zeiten, aber nicht it Rußland, sondern mit England.

Das wäre doppelt erfreulich, da das Aussehen des ähern Orients immer bedrohlicher wird. In dieser eit muß die zukünftige Weltlage ganz vergessen worden yn, wenn wegen der Buren und Transvaal in der utschen Presse, und sogar in Blättern des Centrums, e Hetze gegen England Platz greifen konnte. Neulich t auch bekannt geworden, daß der wiederholt als Schieds-

richter angerufene König Oskar von Schweden bei seiner Anwesenheit in England in einer Unterhaltung mit einem Besucher die Buren als die Anstifter des unseligen Kriegs bezeichnet habe. „Von den uncivilisirten Buren", habe er gesagt, „sei der Krieg ohne jeden Zwang vom Zaune gebrochen worden, und man vermöge nicht an die Aechtheit der religiösen Grundsätze bei einem Volke zu glauben, das sich in culturfeindlicher Weise allen modernen Reformwünschen gegenüber abweisend verhalten habe, und ohne Zweifel ein weitverzweigtes Conspirationssystem in Bewegung setzte, um die Suprematie Südafrika's in seine Hände zu spielen".[1])

Was die Meinung der englischen Katholiken ist, beweist die Thatsache, daß der Herzog von Norfolk, der angesehenste Führer derselben, bis dahin Generalpostmeister und Mitglied des Kabinets Salisbury, seine Stellen niedergelegt und sich nach Südafrika begeben hat, um an dem Krieg theilzunehmen. An ihn hatte sich der bekannte Bischof Ireland aus Amerika gewendet mit der Bitte, er möge die englischen Katholiken zum engsten Anschluß an die Amerika's veranlassen; er sprach die Ueberzeugung aus, die augenblickliche Schwächung der Macht Großbritanniens sei nur eine vorübergehende Erscheinung, bald werde dieselbe größer seyn als je zuvor.[2]) Bischof Ireland ist ein Ire von Herkunft. Die Königin Viktoria hat auch zum ersten Male seit langer Zeit dem Lande in Anerkennung der loyalen Haltung des katholischen Volkes, abgesehen von der parlamentarischen Opposition, einen offiziellen Besuch abgestattet. Als darauf die drei Buren, welche als Gesandte zu den europäischen Mächten um einer Friedensvermittlung willen nach dem Haag gekommen waren, unverrichteter Sache wegen die Abfahrt nach Amerika antraten, sagte einer derselben zum Abschied

1) Aus dem obengenannten neuen Londoner Blatt „Daily Expreß" s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 6. Mai d. Js.

2) Aus Rom s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 10. Mai d. Js.

in Amsterdam: „Allein in den Niederlanden kenne man die Geschichte der Buren, und ein Volk, dessen Söhne von Müttern, Schwestern und Bräuten in den Kampf geschickt würden, könne durch keine Uebermacht überwunden werden. Sollte dies aber dennoch geschehen, dann sollte nie eine Tochter seines Volkes mit ihrem Verlobten vor den Altar treten, solange noch ein Engländer in Transvaal und dem Freistaat sei".[1])

Nach der Niederlage und der Gefangennahme Cronje's bei der Hauptstadt des Freistaats erließ der Präsident Krüger an die Angestellten der Republik Transvaal ein Rundschreiben in seinem gewohnten biblischen Tone, welches zum Kampfe bis an den Tod auffordert und mit Psalmen-Citaten förmlich gespickt ist. Man empfängt den Eindruck, daß der darin angerufene „Herr" nicht der allgemeine Christengott, sondern ein Volksgott nach der alttestamentlichen Vorstellung der Juden ist.[2]) Uebrigens gibt es, unter den Buren neben der Sekte der alten Hugenotten noch eine „holländisch-reformirte Kirche", aus der sich eine „Versöhnungspartei" gebildet hat, in deren Vorstand auch Geistliche sitzen. Sie würde auf völlige Abrüstung der beiden Republiken eingehen, wenn sie Glieder des englischen Reichs mit eigener Verwaltung ihrer Länder werden könnten.[3]) Ein angesehener Prediger dieser kirchlichen Richtung welcher bedauert, daß sich der Präsident des Oranje-Freistaats Steijn durch den Beherrscher Krüger in Transvaal in die kriegerische Verwicklung habe hineinziehen lassen, veröffentlichte vor drei Monaten einen Aufruf an die Burghers des Freistaats, worin er sagt:

---

1) Correspondenz des Wochenblatts der „Frankfurter Zeitung" vom 11. Mai d. Js.

2) Aus Johannesburg s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 9. Mai d. Js.

3) Aus Kapstadt s. „Kölnische Volkszeitung" v. 18. April d. Js.

„Präsident Steijn sagte Euch, Gott werde nicht erlauben, daß die Afrikander den Engländern unterliegen und daß Ihr für die Vereinigung Südafrikas einstehen müßtet. Eure Blutsverwandten in Natal und in der Kapkolonie haben dieselben Rechte und Freiheiten wie die Engländer, im Parlament der Kolonie haben sie die Majorität, das Ministerium ist aus Afrikandern gebildet, der oberste Richter Sir Henry de Villiers ist ein Nachkommen der ersten hugenottischen Einwanderer und der Königin geheimer Rath. Die Kollegien, Schulen und alle Anstalten der Afrikander haben die gleichen Begünstigungen wie die der Engländer; in der Presse, in allen Lebenslagen haben beide gleiche Berechtigung. Dies ist Großbritanniens Freiheit und Großmuth. Nie wird es Euch gelingen, die unermeßlichen Hülfsquellen Englands versiegen zu machen. Landsleute und Burgher! Es ist ausschließlich zu Eurem eigenen Wohlergehen, es ist Eure heilige Pflicht als Staatsbürger und Mitglieder einer christlichen Kirche, es ist Eure Pflicht als Männer Eurem Gott gegenüber, von Euren Führern Euch loszusagen und somit Euch vor einem entsetzlichen Schicksal zu bewahren. Kehret zurück von dem diabolischen Wege der Vernichtung und laßt Euren Patriotismus, Euren Heldenmuth und Eure Frömmigkeit die Oberhand in Euren Herzen gewinnen. Wartet nicht bis zur elften Stunde. Ueberlegt Euch alles selbst und faßt den Entschluß eines Mannes. Zeigt Eure menschlichen Gefühle und bereut, daß Ihr Führern gefolgt seid, welche Elend und Tod in ihren furchtbarsten Gestalten auf ihre Fahne geschrieben haben. Ergreift die freundschaftlichst gebotene Hand Großbritanniens, es ist die größte civilisirende Macht, welche die Welt jemals auf den Grundsätzen des Friedens und des guten Willens unter den Menschen errichtet hat; geht zu ihr, und es wird Euch wohlergehen“.[1])

1) Aus Kapstadt s. „Kölnische Volkszeitung“ vom 25. März d. Js. — Vgl. „Histor.-polit. Blätter“ vom 6. April d. Js.: „England und der Umsturz in Südafrika“ S. 597 ff.

LXXX.

Ein Ausflug ins altchristliche Afrika.

Wer je das weite Trümmerfeld von Pompeji am Fuße des Vesuv durchwandert hat, wird es an sich selbst erfahren haben, welch' lebendige Sprache Ruinen zu reden vermögen, wenn man sich ungestört ihrem Studium widmen kann. Nicht die Großartigkeit der Lokaltraditionen wirkt da auf den Beschauer. In dieser Beziehung sprechen die Fora, das Capitol und der Palatin der römischen Hauptstadt viel gewaltiger und vergegenwärtigen dem Besucher die alte Caesarenpracht. Doch bleibt es immer nur ein Stückwerk, was in der Erinnerung wieder auflebt; man muß mit Gewalt abstrahiren von der modernen Umgebung, um ein ungestörtes Bild der Vergangenheit zu Stande kommen zu lassen. Anders in Pompeji. Dort stören keine modernen An- und Umbauten; das ganze römische Leben einer Provinzialstadt zur Kaiserzeit spricht aus den Ruinen.

Nicht besser ergeht es dem christlichen Alterthumsforscher. Da, wo er am liebsten forschen möchte, kann er es nicht ungestört thun. Ueber Palästina, den Schauplatz der biblischen Begebenheiten, sind die Stürme der Zeiten so heftig dahingebraust, daß sich kaum die wichtigsten Traditionen des heiligen Landes mit Mühe wieder erkennen lassen. Und in der christlichen Hauptstadt, der Roma aeterna pulsirt das Leben der Gegenwart zu lebendig, als daß man zum ungestörten Genuß des christlichen Alterthums gelangen könnte. Auch haben spätere Jahrhunderte — ich denke vor allem an die Zeit der Renaissance — so nachhaltig auf Roms Gestaltung und Veränderung eingewirkt, daß der Forscher der Jetztzeit haupt-

sächlich unter die Erde hinabsteigen und die Katakomben durchforschen muß, um sich ein Bild der ältesten christlichen Zeiten zu machen. Weit günstigere Bedingungen aber bieten sich dem christlichen Archäologen auf dem Boden des nördlichen Afrika dar. Da vermag die unveränderte Originalität, mit der ihm die alte Welt entgegentritt, einen Ersatz zu bieten für den Mangel an biblischen oder apostolischen Traditionen.

Nicht mit Unrecht bildet daher das altchristliche Afrika schon seit geraumer Zeit einen besonderen Anziehungspunkt für die christlichen Archäologen. Namentlich war es die französische Regierung, welche reichliche Mittel und namhafte Gelehrte zur Durchforschung der Ruinenfelder aufgeboten hat. Auf diese Weise wird viel neues Material für die christliche Archäologie gewonnen, das kein Forscher mehr ungestraft bei Seite liegen lassen darf. Das war auch der Gedanke, der den Verfasser des Buches,[1]) worüber hier referirt werden soll, Dr. Franz Wieland zum Besuch der afrikanischen Ruinen gedrängt hat. Er hat einen zweijährigen Aufenthalt in Rom als Kaplan des deutschen Campo Santo dazu benützt, um Forschungen über die Entwicklung des christlichen Altars zu machen. Es stellte sich ihm indeß bald die Nothwendigkeit heraus, auch die zahlreichen noch gut erhaltenen Ruinen der afrikanischen Basiliken zu besuchen, um für seine Arbeit neues Material zu gewinnen. Der historische Boden Roms war der beste Vorbereitungsplatz für eine solche Studienreise. Der Verfasser hatte sich dort — wie schon aus vorliegendem Buche hervorgeht — eine gründliche archäologische und epigraphische Schulung erworben. In dankbarer Weise erwähnt er in der Vorrede den Rektor des Campo Santo, Msgr. de Waal, und die deutsche Görresgesellschaft als materielle Förderer seiner Studien. Insbesondere aber gedenkt er des gefeierten französischen Gelehrten, des Direktors der Ecole française de Rome, des Abbé L. Duchesne, membre de l'institut. Wer es je selbst erfahren hat, mit welcher Liebenswürdigkeit dieser bescheidene Gelehrte auch die

1) Ein Ausflug ins altchristliche Afrika. Zwanglose Skizzen von Dr. Fr[an]z Wieland. 8°. 196 S. Stuttgart und Wien. Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1900.

deutschen Jünger der Wissenschaft empfängt, ihnen die reichen Schätze der herrlichen Bibliothek im Palazzo Farnese öffnet und ihre Studien mit Rath und That fördert, wird diesen besonderen Ausdruck des Dankes verstehen.

Die Publikation der speciellen Resultate dieser Studienreise über die Geschichte des christlichen Altares steht noch aus. Eine Berufung des jungen Forschers auf den Posten eines Subregens im bischöflichen Klerikalseminar in Dillingen hat dieselbe verzögert. Es hat sich aber dem Verfasser beim Besuche der afrikanischen Ruinen ein so schönes Gesammtbild der christlichen Vergangenheit auf Nordafrikas Boden aufgerollt, daß er sich entschloß, dasselbe vorläufig auf Grund der erhaltenen Ruinen zu zeichnen und einem weiteren Leserkreis zugänglich zu machen. Er nennt seine Arbeit „zwanglose Skizzen“, da es sich für ihn nicht um Vollständigkeit, sondern nur um Schilderung des Interessantesten handelt. Durch eine frische und lebendige Darstellung unter Beifügung zahlreicher schöner Abbildungen und Pläne [1]) verleiht er seinem Werke den Charakter einer edlen Popularität.

So führt er seine Leser zunächst zu den Ruinen in und um Karthago, bei deren Besichtigung er selbst den berühmten P. Delattre, den Superior der pères blancs von St. Louis, als Cicerone gehabt hat. Von da reiste Dr. Wieland oft in gewaltigem Zickzack westwärts und besuchte alle bedeutenden christlichen Ruinen bis hinaus über Algier, zuletzt in Tipasa. Hauptsächlich sind es die Basiliken, die uns genau in ihrer Anlage und Entwicklung vor Augen geführt werden. Indeß begnügt sich der Verfasser nicht mit einer trockenen Beschreibung dieser Monumente. Er versteht es auch, ihre Sprache und die Geschichte, die sie erzählen, in Zusammenhalt mit den literarischen Denkmälern in schönster Weise uns zu verdolmetschen. So erhalten wir in der That einen trefflichen Einblick in die Geschichte der christlichen Kirche von ihren ersten Anfängen, wo sie langsam das Heidenthum zurückdrängt, bis hinab zu den

---

1) Die neuerdings sehr aufstrebende Verlagsbuchhandlung von Joseph Roth hat dem Werke eine schöne und würdige Ausstattung gegeben.

Vernichtungszügen des Islam, der an Stelle des Kreuzes den Halbmond aufpflanzte. Es ist viel Freudiges, was wir hier zu hören bekommen. Die herrlichen Gestalten eines Cyprian von Karthago, eines Optatus von Mileve, vor allem des „Geistesheros", der hl. Augustinus, dessen Heimat der Verfasser einen besonderen Besuch gewidmet hat, treten vor unsere Augen. Die reiche Phantasie des Verfassers versteht es, die geschilderten Ruinen dadurch zu beleben, daß er einen der ebengenannten christlichen Helden oder einen der vielen afrikanischen Martyrer in denselben handeln oder reden läßt. Davon ein schönes Beispiel auf S. 23 f.:

Der Verfasser besucht bei Karthago ein auch im Alterthum viel besuchtes Plateau, von wo aus man einen wunderbaren Blick über das Meer und die Stadt genießt. „Lassen wir", so fährt Wieland in seiner Schilderung fort, „lassen wir den herrlichen Platz in der Phantasie wieder erstehen, umrahmt von hohen Säulenhallen, überragt von den stolzen Zinnen der Citadelle, belebt von geschäftigen und müßigen Menschen, die ganz, wie die Araber von heute, theils mit viel Geschrei und lebhaften Geberden um Stoffe und Waffen und Töpfe feilschen, theils an die Brüstung gelehnt oder am Boden hockend, phlegmatisch mit dem dunklen Auge den Schiffen folgen, welche drunten im Hafen kommen und gehen. Dort biegt eine übermüthige Schaar 16—20jähriger Jünglinge um die Ecke des Porticus. Ihr unterdrücktes Lachen und ihre geheimnißvollen Mienen verrathen uns, daß es sich um irgend einen Studentenstreich handelt, der geschehen soll oder ist. Einer davon, ein numidischer Knabe, bleibt in unserer Nähe einen Augenblick stehen. Welcher Feuerblick unter den rabenschwarzen Locken! Er soll hier einst Professor der Rhetorik werden; offenbar ist ihm diese ernste Bestimmung vorläufig höchst gleichgültig, wenn auch daheim eine fromme Mutter sich um ihn härmt. Der Jüngling ahnt nicht, daß ihn Höheres erwartet; daß Nationen auf ihn hören werden; daß man noch nach Jahrhunderten seinen Namen preisen wird, überall, wo die heilige Wissenschaft gepflogen wird. Das muthwillige Studentlein, das es jetzt so bunt zu treiben scheint, hat keine Ahnung, daß es nach Jahrzehnten seine tollen Streiche mit bitteren Thränen beweinen

wird, und daß diese Thränen als lichte Sterne ihn als einen der größten Heiligen verklären werden. „Augustinus!“ ruft vorn einer der Freunde ihm zu, und weiter stürmt der Knabe (Aug. Conf. V, 8.) — Heute ist es ganz einsam hier, aber noch immer wunderschön — Friedhofsschönheit! Das Meer ist unter den Pfeilen der Mittagssonne leuchtend blau geworden. Leise rauscht drunten die Brandung. Eben zieht ein Dampfer vorbei, Marseille zu. Doch wir haben nicht Zeit, uns in die Größe der Natur, verklärt durch die Erinnerung an größere Zeiten, zu versenken.“ — So weiß der Verfasser die Ruinen zu beleben; indeß führt ihn seine Phantasie nie zu weit, da er sich immer an die Sprache der Monumente und literarischen Quellen hält.

Auch traurige und dunkle Perioden in der Geschichte der afrikanischen Kirche hat er zu schildern. Nach den Stürmen der Christenverfolgungen, in denen es schon gar manche traditores (vgl. S. 118 u. a.) gegeben hat, kam das die Christenheit entzweiende Donatistenschisma mit den Circumcellionenschrecken (vgl. S. 156 f. u. a.) Auch die folgende furchtbare Vandalennoth hat zahlreiche Spuren in den Ruinen hinterlassen.

Das alles schildert Wieland in lebendiger Sprache. Seine eigene Individualität bringt er auch dadurch zur Geltung, daß er persönliche Erlebnisse mit einflicht, vielfach solche, die des Reizes der Komik nicht entbehren. Man würde es z. B. nicht von vorne herein erwarten, daß eine Beschreibung altchristlicher Monumente mit einer humoristischen Schilderung der Seekrankheit beginnt. Wer würde dann nicht lächeln, wenn er im Kapitel „Ein paar Stunden unter den Kabylen“ auf S. 178 liest, wie unser Afrikaforscher von einem fürchterlichen Regen überrascht wurde, so daß seine leichten Kleider total durchnäßt wurden. Da hat der ihn begleitende arabische Jüngling seinen Burnus, eine immenslange, weißwollene Tuchbahn, abgenommen. An jedem Ende wickelte sich einer der beiden ein; so rollten sie sich gegeneinander, bis sie fest aneinander gepreßt im Sturmschritt weiter marschiren konnten.

Einmal (S. 168 f.) wird Wieland sogar poetisch. Beim Anblick von Schwalben fühlt er sich an seine Heimat in Ravensburg erinnert und verfertigt ein reizendes sieben-

strophiges Gedicht an die Schwalbe, das er den Lesern nicht vorenthält; etwas wie begreifliches Heimweh, klingt aus den Strophen wieder:

„Klingt dein Zwitschern doch so traut
Mir, dem Wandermüden!
Beide sind ja Fremde wir
In dem fernen Süden.
Palmen wiegen sich im Wind
Stolz, in hehrer Schöne:
Doch was soll uns Palme, was
Braune Wüstensöhne!
Kommt der liebe, deutsche Lenz
Erst zu uns gezogen,
Bist zum alten, trauten Nest
Wieder heim geflogen,
Singst im gold'nen Sonnenschein
Deine Heimatlieder,
Grüß' mir dann mein Mütterlein
Abends unterm Flieder."

So hat es denn der Verfasser verstanden, eine ebenso interessante wie belehrende Reiseskizze zu geben. Er hat sie seinen „Freunden im deutschen Campo Santo zu Rom zur Erinnerung an die Jahre 1897—1899", zu welchen auch Referent sich zählen darf, gewidmet und spricht in der Vorrede den Wunsch aus, es möchten seine Blätter denselben stets eine freundliche Erinnerung sein. Dieser Wunsch wird sich aber nicht bloß an seinen Freunden erfüllen, sondern jeder Freund der christlichen Alterthumsforschung wird sein Buch mit Interesse lesen, und dem Verfasser für reiche Belehrung und Anregung dankbar sein.

München. J. S.

LXXXI.

Voltaires Begleitmusik zum siebenjährigen Kriege.

Die „Historische Zeitschrift" „vermißte" an dem jüngsten Werk des Duc de Broglie[1]) „eine scharfe Auffassung und anschauliche Charakteristik der erstaunlichen Zweideutigkeit Voltaires im siebenjährigen Kriege, wo er den König mit Schmeicheleien überhäufte, während er gleichzeitig die Gegner Friedrichs auf dessen geheimen Schatz in Potsdam aufmerksam machte."[2])

Es soll im Nachstehenden eine Ergänzung versucht werden.[3]) Unser Beitrag zu dem von der ‚Historischen Zeitschrift' „Vermißten" kann sich aber nicht in der vor angegebenen Richtung bewegen.

Die „erstaunliche Zweideutigkeit", die darin bestehen soll, daß Voltaire den König „gleichzeitig" „mit Schmeicheleien überhäuft" und hinterrücks Feindseligkeiten verübt, kennzeichnet

1) „Voltaire avant et pendant la guerre de sept ans" 1898.

2) 83 (N. F. 47) 375 f.

3) De Broglies Darlegung schließt mit den Jahren 1759, 1760. Die Nachstehende berücksichtigt vorab diese zwei und die folgenden Jahre. — Erst während der Drucklegung dieser Arbeit bin ich auf O. Herrmanns Abhandlung aufmerksam geworden „Voltaire als Friedensvermittler" in „Preuß. Jahrb." 98 (1899) 320 ff. Die Polemik gegen de Broglie berührt die vorstehenden Ausführungen nicht, als welche vornehmlich die Zeit nach dem Scheitern der Friedensvermittlung berücksichtigen.

Voltaires Verhalten nicht genau, ja sie ist unseres Erachtens überhaupt nicht vorhanden. Es gebricht nämlich an den „gleichzeitig" überfließenden Schmeicheleien. Was in den Briefen, die während des siebenjährigen Krieges gewechselt wurden,[1]) an „Schmeicheleien" vorliegt, ist für Voltaire gar nichts, es sind steife Complimente, frostige Verbindlichkeiten. Für jeden Kenner des Voltaireschen Briefstils ist also an der beregten Briefgruppe nicht ein Uebermaß von Schmeichelei charakteristisch, sondern das Gegentheil: ein relatives Untermaß.

Die Stellung Voltaires zum heroischen Ringen des Königs wider eine gewaltige Uebermacht ist unserer Meinung nach ganz anders zu fassen. Sie ist eine lange Comödie und besteht demgemäß aus vier Akten.

Im ersten brennt Voltaire vor Begierde, eine Vermittlerrolle zu spielen. Aber gewiß nicht aus Liebe zu Friedrich. Lediglich um in Versailles wieder möglich oder gar in Gnaden aufgenommen zu werden; überdies hat der angeborene Hang zur Winkeldiplomatie mitbestimmend gewirkt. Diesen Versuch nebst dessen kläglichem Ausgang schildert de Broglie im letzten Abschnitt seines Buches mit gewohnter Meisterschaft. Fürderhin brauchte Voltaire in seiner Feindschaft gegen Friedrich sich keinen Zwang anzuthun.

Im zweiten Akt, mit diesem beginnt der nachstehende Beitrag, hören wir heftige Ausbrüche dieser feindseligen Gesinnung. Die Pariser Freunde werden damit erfreut. In einigen Zwischenscenen wird gleichzeitig mit Friedrich correspondirt. Die Thatsache dieses Briefwechsels ist unter den gedachten Umständen erstaunlich. Am Ton ist der durchklingende Groll weit erstaunlicher als die unvermeidlichen

---

1) Aus den Jahren 1759, 1760 sind 23 Briefe des Königs an Voltaire vorhanden, und zwölf Briefe Voltaires an den König. Aus den Jahren 1757, 1758 von jeder Seite je fünf.

nicht gerade „häufigen“ Complimente. Auch ward er bald bis auf weiteres abgebrochen (1760).

Im dritten Akt hetzt der Humanitätsapostel eifrig zum Krieg gegen Friedrich.

Im vierten Akt folgt die Verwandlung in einen begeisterten Bewunderer Friedrichs, des Siegers; der Rückfall in die alte Freundschaft. Um den Pariser Freunden die Metamorphose schön und erhaben erscheinen zu lassen, weiß er sie d'Alembert gegenüber so durchzuführen, als brächte er der Sache der Aufklärung ein großes Opfer.

Die quellenmäßige Darlegung dieser Thatsachen stützt sich vornehmlich auf Voltaires Briefwechsel mit d'Alembert, der aus Voltaires Gesammtcorrespondenz zu ergänzen ist.[1])

Während der ersten Jahre des Krieges wurde der Wechsel der Chancen in der Correspondenz zwischen Voltaire und d'Alembert ziemlich kühl und zumeist spöttisch behandelt. Unglückliche Ereignisse, welche den König treffen, veranlassen Voltaire zu der Bemerkung, die Pension, welche der berühmte Freund d'Alembert angewiesen habe, scheine bedroht; wenn das so fortgehe, so gedenke er, Voltaire, dem König eine Pension zuzubilligen.[2]) Auch d'Alembert selbst äußerte Besorgniß: „ich glaube, meine Pension geht zu allen Teufeln.“[3]) Für den Freigeist hegen beide noch Sympathie. Weder als Franzose noch als Philosoph kann d'Alembert Friedrichs Erfolge bedauern; wohl bedaure er aber das Zerwürfniß zwischen Friedrich und Voltaire.[4]) Letzterer beklagt, daß

---

1) Die Correspondenz zwischen d'Alembert und Voltaire citiren wir einigemal nach der Editio princeps von Kehl = K.; zumeist, wie Voltaires sonstige Briefe nach der jüngsten Ausgabe von V. Oeuvres complètes durch L. Moland = M. Nach Preuß = P. „Oeuvres complètes de Frédéric le Grand“ die Briefe des Königs an Voltaire (Bd. 23) wie an d'Alembert nebst dessen Antworten (Bd. 24).

2) 6. Juli 1757. K. 68, 49, vgl. ebd. 50, 52, 58, 60.

3) 21. Juli 1757. K. 68, 52.

4) 11. Januar 1758. K. 68, 67.

Friedrich seinen „schönen Beruf“ verfehlt habe: es wäre „hundertmal besser gewesen, der Schutzherr der Philosophie zu sein, als der Störenfried Europas zu werden“.[1]) Im großen Freundeskreis, mit dem Voltaire correspondirte, brüstet sich Voltaire zwar eifrig mit wiederhergestellter königlicher Freundschaft, spricht aber dennoch mit immer wachsender Bitterkeit über „Luc“, das ist ja der üble Spitzname, den er um diese Zeit für Friedrich II. erfunden hat. Ueberallhin meldet er mit schmunzelndem Behagen, alle acht Tage bekomme er ganze Packete voll Versen und Prosa vom König zugeschickt,[2]) der überhaupt alles thue, um ihn wiederzugewinnen,[3]) ihm Briefe schreibe „à pouffer de rire“.[4]) Er könne Luc aber weder lieben,[5]) noch verzeihen,[6]) denn er kenne ihn. Der einzige Zweck der königlichen Briefe an ihn sei, zu zeigen, daß man keine Furcht hege und viel Geist habe.[7]) Voltaire erscheine es überhaupt als Keckheit, wenn Friedrich nach allem, was er ihm zufügte, allmonatlich schreibe, ohne daran zu denken, daß Unrecht gesühnt werden müsse.[8]) Das falsche Gerücht, der Abbé de Prades, den die Philosophenpartei als ungläubigen Theologen Friedrich empfohlen hatte, sei der Prügelstrafe theilhaftig geworden, kam auch Voltaire zu Ohren. Er dementirt das Gerücht, um hinzufügen zu können, an Friedrichs Hof setze sich eben jedermann der Gefahr aus, daß man ihm wenigstens nachsage, er sei geprügelt worden.[9]) D'Alembert wisse ganz gut, die Pension sei nur eine Lockspeise, mit der Friedrich nach ihm angle.[10]) Es gab Zeiten, wo derlei Lockspeisen Voltaire Ambrosia dünkten.

Förmliche Freudenausbrüche erfolgen zumal in den mittleren Jahren des Krieges, so oft für Friedrich ungünstige

1) 25. April 1760. K. 68, 105 = M. 40, 366.
2) 40, 366, vgl. 119, 146, 240, 331. 3) M. 40, 78.
4) M. 40, 145. 5) M. 40, 339. 6) M. 40, 156.
7) M. 40, 356. 8) Vgl. Note 5.
9) K. 68, 73 (v. 13. Februar 1758 an d'Alembert). Vgl. ebd. 105.
10) M. 40, 366.

Nachrichten eintreffen. Ferney war wie eine Telephoncentrale; die Verbindung mit Kaunitz besorgte „Madame de Bentinck".[1]) Luc „verdient Strafe; er ist ein Taugenichts".[2]) „Ich wünsche lebhaft, daß er tief gedemüthigt werde, zur Strafe für seine Sünden; ich weiß nicht, ob ich nicht auch seine ewige Verdammniß wünsche."[3]) „Luc ist verloren; doch hege ich noch einige Zweifel, um keine falsche Freude zu haben."[4]) Immer wieder begegnet der Ausruf: „Luc périra"![5]) „Luc schlägt mächtig um sich, aber er wird zu Grund gehen; ich stehe dafür ein."[6]) Er ist ein „gefährlicher Narr", ein „Erznarr", „es ist schade um ihn."[7]) „O Luc, hättest du es je geglaubt, daß ich hundertmal glücklicher würde, als du",[8]) der „zu Tode Gehetzte!"[9]) Der beglückende Friede sei wünschenswerth, aber wie in der Tragödie das Verbrechen nicht ohne Strafe ausgehen dürfe, so müsse Luc gezüchtigt werden.[10]) Zwar scheine es „ein schlimmes Ende" mit ihm nehmen zu wollen, doch möge er sich so viel er wolle in Verdammniß stürzen, Voltaire wünsche ihn weder in diesem, noch im „anderen Leben" wiederzusehen.[11]) Daß sich „ein wenig Haß" in seine Politik mische, gibt Voltaire übrigens ausdrücklich zu.[12])

Seltsam berührt es, daß die meisten der vorstehenden Aeußerungen aus den Jahren 1759 und 1760 sind, da doch um diese Zeit Friedrich und Voltaire wieder in regstem Briefwechsel standen, während dieser nach 1760 jäh abbricht. Es wäre ein Irrthum, anzunehmen, daß der Berliner Bruch in diesem Schreiben nicht noch nachgezittert hätte, und Voltaire die Schleusen ganz aufzog, um byzantinische Schmeichelei und lauterste Süße frei strömen zu lassen. Es fehlt von beiden Seiten nicht an den üblichen Complimenten, sie haben

1) Vgl. M. 40, 103; 37, 21.
2) M. 40, 242; 41, 27. 3) M. 40, 156. 4) M. 50, 418.
5) M. 40, 509. 6) M 40, 196. 7) M. 40, 196, 331; 42, 44.
8) M. 40, 505. 9) „Aux abois" ebd. 10) M. 40, 264.
11) M. 40, 304. 12) M. 40, 492.

aber etwas Frostiges. Voltaire konnte, wenn er wollte, schmeicheln wie niemand; er verstand aber auch in ganz einziger Weise Ironien zu vergolden, Impertinenzen zu verzuckern. Scharfe Recriminationen, bissige Bemerkungen flogen in diesen 59er und 60er Briefen hin und her. Es kam dazu, daß Friedrich in einem P. S. Voltaire also abkanzelte: „Aber sind Sie denn mit Ihren siebenzig Jahren noch nicht vernünftig? Lernen Sie doch endlich den Stil, in dem es sich geziemt, an mich zu schreiben. Lassen Sie es sich gesagt sein, es gibt erlaubte Freiheiten und für Literaten, für Schöngeister unerträgliche Impertinenzen.“ [1])

Voltaire blieb seinerseits nicht viel schuldig: „Sie haben mir nun nachgerade genug Böses angethan. Sie haben mir es für immer beim König von Frankreich verdorben, sind Anlaß gewesen, daß ich meine Aemter und Pensionen eingebüßt habe. Sie haben mich in Frankfurt mißhandelt, mich und eine unschuldige Frau (Voltaires Nichte), eine geachtete Frau, die durch den Koth geschleift und eingekerkert wurde. Und dann beehren Sie mich mit Ihren Briefen und vergällen die Süßigkeit dieses Trostes durch bittere Vorwürfe ..... das größte Unheil, das Sie angerichtet haben, ist dieses, daß nun alle Feinde der Philosophie sagen: Die Philosophen können nicht gemeinsam, nicht in Frieden leben. Da ist ein König, der nicht an Jesus Christus glaubt, er beruft einen Mann an seinen Hof, der ebenso wenig an Christus glaubt, und mißhandelt ihn. Es gibt keine Humanität bei diesen vorgeblichen Philosophen.“ [2]) Friedrichs Antwort lenkt einigermaßen ein; er hält aber Voltaire doch vor, daß er nur deßhalb so glimpflich davonkam, weil der König in Voltaires „schönes Genie närrisch verliebt“ sei.[3]) Und wie einst Voltaire mit der Marquise du Châtelet Friedrich durchaus nicht zu imponiren vermochte, so hier ebenso wenig mit seiner Nichte.

---

1) Vom 10. Juni 1759. P. 23, 57.
2) P. 23, 86. 3) P. 23, 92.

— Merken Sie es sich ein für allemal, von der Nichte will ich nichts mehr hören, sie langweilt mich und hat, um ihre Fehler zu bedecken, nicht so viele Vorzüge wie ihr Oheim".[1])

Den Schluß dieses Briefes bildet eine sehr verletzende Andeutung auf Voltaires Indiscretionen, welche dann von Voltaire in merkwürdig freiem, nahezu suffisantem Tone abgefertigt wird. So bricht tiefe Verstimmung durch all den Firlefanz von Redensarten hindurch. Während sie diese Briefe wechselten, hatte sich zudem etwas ereignet, was die gegenseitig gereizte Stimmung noch steigerte. Friedrich meinte nämlich, eine neue Probe davon bekommen zu haben, wie so gar kein Verlaß auf den Patriarchen war, während er selbst Voltaire in Sachen der Freigeisterei im Stich ließ.

Gedichte Friedrichs II., welche nach der Absicht des Königs durchaus nicht veröffentlicht werden sollten, erschienen am Ende des Jahres 1759 in Paris. Desnoiresterres hat nachgewiesen,[2]) daß Choiseul dabei mit die Hand im Spiele hatte. Wir sind so wenig im Stande, wie andere, zu entscheiden, ob Voltaire der eigentliche Verräther war, das ist Friedrichs offen ausgesprochene Meinung gewesen,[3]) oder ob er bloß um diesen Coup wußte. In jedem Fall ist es eine posthume Verläumdung, wenn Voltaire den Verdacht des Königs auf den mittlerweile verstorbenen Maupertuis zu lenken sucht.[4]) Es geschah dieses ohne allen Erfolg. Friedrich erklärt, hierzu sei Maupertuis unfähig gewesen, frägt Voltaire, welche Raserei ihn noch immer wider Maupertuis treibe, hält ihm vor, er wüthe gegen einen Leichnam und sei derohalben einem Raben vergleichbar, den Kadaver herbeilocken.[5])

---

1) P. 23, 92 f.
2) Voltaire aux Délices[2] 377 f.
3) P. 23, 41 f. 94, namentlich 77 und die Anm. von Preuß.
4) Geht hervor aus P. 23, 82.
5) a. a. O.

Die Enttäuschung, welche Friedrich als Freigeist in der nämlichen Angelegenheit dem Freunde bereitet hat, besteht in nachträglicher Abänderung eines Verses. Voltaire hatte mit Entzücken einen Vers aufgegriffen, in welchem die Unsterblichkeit der Seele geleugnet, der christliche Standpunkt als feige Gesinnung gebrandmarkt wurde: „allez lâches chrétiens“. Dem Gedicht und diesen Worten die größtmöglichste Publicität in seinem Freundeskreise zu geben, war Voltaire in den folgenden Wochen eifrigst bemüht. In mindestens 18 Briefen an 15 Adressaten ist innerhalb eines Quartals davon die Rede.[1]) Frägt er die Herzogin von Gotha, was sie, die Enkelin Ernst's des Frommen, was die Diener der Augsburger und Genfer Confession zu den „feigen Christen“ sagen werden,[2]) so schreibt er an de Brosses: „Sie werden ihm wohl verzeihen, daß er denkt wie Lukrez, Cicero und Caesar“; übrigens werde niemand wagen, gegen das Buch einzuschreiten, denn seit Roßbach jage Friedrich den unsterblichen Franzosenseelen hochgradige Angst ein;[3]) — an Bettinelli: „das ist kein Heuchler, er spricht von den Christen, wie Julian von ihnen sprach;“[4]) — an Lorenzi: was die Sterblichkeit der Seele betrifft, so sei Friedrich seiner Sache gewiß; er meine, seine Soldaten brächten die Leute so gründlich um, daß schlankweg nichts von diesen übrig bleiben könne.[5]) Nie habe ein Poet „so viel Verse und Städte geplündert“, diese Wendung kommt innerhalb einer Woche viermal vor,[6]) und wird durch die Bemerkung erläutert, in der königlichen Familie von Preußen — gemeint sind Friedrichs Gedichte — seien 500 seiner (Voltaires) eigenen Kinder.[7]) Aber selbst in diesem Fall hat die Seele Voltaires eine Gelegenheit Angst zu empfinden nicht ver-

1) M. Nr. 4035, 4036, 4039, 4045, 4046, 4047, 4048, 4050, 4053, 4054, 4071, 4078, 4081, 4091, 4096, 4105, 4106.
2) M. 40, 299, 304. 3) Ebd. 308, 312. 4) Ebd. 337.
5) Ebd. 355. 6) Ebd. 303, 304, 308, 312. 7) Ebd. 322.

bschäumt. Besorgt frägt er d'Argental, ob es wahr sei, daß man die Gedichte in Paris verboten habe.[1]) Für alle Fälle schickt er an eines seiner Pariser Sprachrohre die Information ab: „Wenn man mich übrigens beschuldigt, daß ich zuweilen die Verse dieses Teufels von nordischem Salomo verbesserte, so erkläre ich, an der Sterblichkeit seiner Seele keinen Antheil zu haben“.[2]) Als dann die Nachricht eintraf, in dem von Friedrich edirten Text seien die beregten Worte geändert worden (in „lâches humains“ oder „mortels craintifs“)[3]) ist die Enttäuschung ungemein groß gewesen. „Luc fait le plongeon“,[4]) „Luc gibt klein bei, verstümmelt seine Worte, verleugnet seine Werke. Wie niedrig das ist, wenn man 100 000 Soldaten hat.“[5])

Gerade aus dieser Zeit, aus den Jahren regen Briefverkehrs zwischen längeren Pausen (1759, 1760) stammen zwei Charakterbilder, in denen Friedrich und Voltaire sich gegenseitig zu zeichnen versuchen, und die wohl zum schärfsten gehören, was sie je von einander gesagt haben.

Der König: „Dieser Mensch (Voltaire) ist hundertmal boshafter als die Köter, die sich auf der Straße um einen Knochen beißen. Die vergessen nach der Rache doch den Haß. Aber Voltaire vergißt nie, vergibt nie. Es ist äußerst gefährlich, dieses seltsam hinterlistige Geschöpf zu reizen. Er beißt auch, ohne gereizt zu werden. Sie wissen es nicht, wie schwarz sein Charakter ist.“[6])

Voltaire: „Man muß gestehen, es ist schade, daß ein so philosophischer, gelehrter Herrscher und ein so tüchtiger Feldherr zugleich ein falscher Freund ist, ein dankloses Gemüth hat, sich gleich bös gegen Verwandte wie gegen Untergebene beträgt, als unausstehlicher Nachbar und treu-

---

1) Ebd. 303. 2) Ebd. 304, 309, 312. 3) Ebd. 399, Note 3.
4) Ebd. 366. 5) a. a. O.
6) Publikationen aus den kgl. preuß. Staatsarchiven 22, 299 (H. de Catt).

loser Bundesgenosse sich erweist, als ein zum Unglück der Menschheit Geborener. Er schreibt über Moral, wie nur ein beschränkter Kopf schreiben kann. In seinem Thun offenbart sich ein unheilbar verdorbenes Herz („un coeur gangrené"). Ich habe ihn doch wenigstens schreiben gelehrt. Sie wissen, wie er es mir gedankt hat".[1])

Es verdient in diesem Zusammenhang noch der Erwähnung, daß um diese Zeit, ein Jahr vor der Veröffentlichung von Friedrichs Gedichten, der König bei Voltaire eine Ode auf seine eben verstorbene Schwester bestellt[2]) und Voltaire diesen Auftrag prompt besorgt hat.[3]) Einige Zeit wurde dann brieflich über Strophenbau und Versfüße verhandelt. Friedrich zeigte sich schwierig, nahm Voltaires ersten Entwurf nicht allzu gnädig auf, denn es sollte etwas „Glänzendes" werden, „ganz Europa muß mit mir weinen".[4]) Man kam damit schließlich ans erwünschte Ziel und es fehlte am Ende hierbei nicht an wechselseitigen Complimenten.

Wenn bei so tiefgehender Entfremdung Briefe getauscht werden, wie diese es sind (1758—1760), in denen Friedrich doch im Ganzen und Großen den freundschaftlichen Ton früherer Zeiten festhalten will und Voltaire seinerseits auch nicht gewillt war, ganz aus der Rolle des königlichen Günstlings zu fallen, so kann es ohne allerlei Zweideutigkeiten nicht abgehen. Viel charakteristischer aber als irgend eine Zweideutigkeit in den Briefen Voltaires an den König ist, daß der verhaltene Groll deutlich durchtönt. Von Seiten der beiden erscheint es zudem sehr erstaunlich, daß Männer, die einander so feind sind, an brieflichem Verkehr Freude haben können, was von Friedrich ausdrücklich bezeugt ist. H. de Catt berichtet, daß jeder Brief Voltaires den König in freudige Erregung versetzte, er dessen Inhalt förmlich verschlang.[5])

1) M. 40, 293 (vom 1. Februar 1759 an d'Argental).

2) P. 23, 23. 3) P. 23, 24 ff. 4) P. 23, 26.

5) Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven 22. 19, 178 u. a.

Das Verhältniß war aber doch ein zu gründlich gestörtes nd fast peinlich gespanntes. Zum erstenmal seit nahezu 5 Jahren tritt nun eine nahezu fünfjährige Pause im Brief-echsel ein. Friedrich entschloß sich, Voltaire, wie er sagt, seiner eigenen Gemeinheit zu überlassen" und sich „nicht ehr um dessen Angelegenheiten zu kümmern." So schrieb riedrich am 22. März 1761 an H. de Catt;[1]) kaum zwei Monate früher hatte Voltaire der Herzogin von Gotha mit-etheilt, er verzichte auf den Briefwechsel mit Friedrich und ebe Friedrich überhaupt auf. Er habe „nur Geist und hrgeiz".[2])

In den folgenden Jahren treten nun zwei Thatsachen ervor, die als Prachtstücke Voltairescher Zweideutigkeit sich ürdig und stilvoll in die Lebensgeschichte des Patriarchen[3]) nreihen.

Voltaire, der Apostel der Humanität, mußte alle Kriegs-räuel grundsätzlich und praktisch verabscheuen, der große Philanthrop führte denn auch elegische Verse und pathetische Declamationen wider diese von fürstlichem Ehrgeiz geschwungene Geißel der Völker auf Lager. Der nämliche Voltaire hat ber seiner Feindschaft wider Friedrich nicht bloß in Worten uft gemacht, sondern sie auch bethätigt. Der friedliebende Philanthrop hetzte in der Heimlichkeit seiner Correspondenz um Krieg, schürte, so viel er nur konnte, den Haß, freute nd rühmte sich dieser humanen Winkeldiplomatie.

Die zweite Thatsache besteht darin, daß er die Rückkehr n das Lager der enthusiastischen Verehrer Friedrichs so uszuführen versuchte, als sei dabei Humanität und Feuer-ifer für die Aufklärungssache sein einziges Motiv.

Wir wollen hier nicht seinen barocken Einfall quellen-näßig erörtern, die französische Armee in ihrem Kampf egen Friedrich mit einer neuen Kriegsmaschine zu versehen,

1) P. 24, 6. 2) M. 41, 194 (vom 5. Februar 1761).
3) P. 23.

den „assyrischen“ oder „babylonischen“ Streitwagen. Die Biographen haben dieser „albernen Idee“ die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt.[1]) Brief auf Brief schrieb Voltaire, um die französische Armeeleitung von der „unwiderstehlichen Kraft“ dieser Waffengattung zu überzeugen. Er wurde ärgerlich, als man nicht daran dachte, die schöne Erfindung ernst zu nehmen. Einige Jahre später bot er sie der Kaiserin Katharina an, damit sie im Türkenkrieg Verwendung fände, begegnete aber ebenso geringem Verständniß für seine „neue Küche“. So ist zwar nicht das Geringste daraus geworden, jedenfalls aber ist es nicht gerade ein „Friedensinstrument“ gewesen, mit dem der Apostel der Humanität hausiren ging. In Fragen der Strategie und Taktik hat er auch sonst mitreden zu dürfen geglaubt, ohne sonderlichen Erfolg, es sei denn, man sehe die Sarkasmen Friedrichs als einen solchen an.

Seine antifriedericianische Politik betrieb er in Briefen. Zugänglich waren ihm direkt und indirekt Choiseul, durch Schuwaloff die Czarin. Er brüstet sich bei beiden, mit bestem Erfolg gegen den König thätig gewesen zu sein. Ergibt sich aus seinen Briefen, daß es ihm an ‚gutem Willen‘ fürwahr nicht gebrach, so ist, was die Schätzung der Erfolge betrifft, die gewohnte Großsprecherei mit in Rechnung zu ziehen.

Mit dem Exminister, Cardinal de Bernis, blieb Voltaire immer in freundschaftlichem Verkehr. Um ihm eine Artigkeit zu sagen, schreibt er ihm das Verdienst zu, diesen Krieg, der sich unabsehbar in die Länge zieht, eingefädelt zu haben. „Sie bereiteten mir damit ein unendliches Vergnügen. Als Sie damals das Wildschwein an den Bratspieß brachten, hätte ich nicht gedacht, daß der Braten so schwer verdaulich würde. Allein mir dünkt, daran tragen ihre Küchenjungen schuld.“[2]) Den König mit einem „Wildschwein“ zu vergleichen,

1) Desnoiresterres Voltaire aux Délices[2] 221 ff. Voltaire et J. J. Rousseau[2] 391 f. Nourrisson, Voltaire (1896) 377, Crouslé La vie et les oeuvres de V. (1899) 1, 327 f.; 2, 46.

2) M. 41, 570.

wäre freilich eine „erstaunliche Zweideutigkeit"; es dürfte von Seite des Dichters aber wohl „nachempfunden" sein, weil kurz vorher Friedrich in Versen, die er Voltaire zusandte, den gedachten Vergleich auf sich anwandte und poetisch ausführte.[1]) Voltaire begnügt sich aber keineswegs damit, den angeblichen Urheber des Krieges zu beloben, er nimmt in der gleichen Sache auch eigenes Verdienst in Anspruch. Er fährt fort: „Eines tröstet mich, bevor ich sterbe, daß es mir armseligem Atom gelungen ist, dazu beizutragen, daß ein gewisser Jäger (Choiseul) und Ihr Wildschwein zu unversöhnlichen Feinden wurden. Darüber habe ich in meinen Bart gelacht". ...[2]) Hier hat Voltaire gewißlich einigermaßen bramarbasirt. Vielleicht bezog er sich auf seine Mitwirkung bei der Ausgabe von Friedrichs Gedichten, vielleicht hatte er hier noch andere Nebenabsichten, man müßte zu weit ausholen, um diesen Annahmen Wahrscheinlichkeit zu geben. Das aber liegt am Tage, daß er in einigen Briefen Choiseul wider Friedrich kräftig antrieb. Er beschreibt die Erschöpfung Preußens mit so begeisterter Lebhaftigkeit, daß es eine reine Carricatur abgibt;[3]) er mahnt zur äußersten Vorsicht, da Friedrich für ein paar Meilen Landes zu haben und im Stande wäre, sich mit Oesterreich wider Frankreich zu verbünden.[4]) Schildert er die Niederlage, ja die Vernichtung des Königs als unausbleiblich, so zeigt er im Hintergrund das nicht minder gewisse Ergebniß: dann werden alle deutschen Fürsten nur im Anschluß an Frankreich ihr Heil suchen und Choiseul das Schiedsrichteramt in Deutschland, ja in Europa zufallen.[5])

Aehnliche Tendenzen spielten in seine Beziehungen zum russischen Hof herein.

Als am 5. Januar 1762 [25. Dezember 1761 a. St.] Kaiserin Elisabeth Petrowna starb, hat Voltaire nicht ver-

1) P. 23, 70.
2) M. 41, 570. 3) M. 41, 365. 4) a. a. O.
5) M. 40, 426; 41, 365 u. a.

säumt, an die Herzogin von Gotha[1]) und Madame
Deffant,[2]) an den Cardinal de Bernis[3]) und d'Alembe
zweimal an Madame de Fontaine,[5]) dreimal gar an
d'Argentals[6]) zu schreiben, das sei für ihn hochpersö
ein „Verlust", und zwar ein „kleiner",[7]) ein „großer",[8]
„erheblicher",[9]) ein „sehr großer",[10]) „in allem Erns
sehr großer",[11]) ja „sein größtes Unglück".[12]) Wenn
euch selbst nicht sagte, so käme man auch ohne einge
Nachforschung auf eine naheliegende Ursache. Er war
besorgt, was nun aus den 200 Exemplaren der Cor
ausgabe, die er vorbereitete, werden würde;[13]) um so bes
als er von dem „gegenwärtig trinkenden und regiere
Herrn,[14]) Czar Peter II., weder französische Sympa
noch literarische Neigungen erwarten zu dürfen vollko
sicher war. Aber er plaudert auf das Fidelste fernere
politische Ursachen seines Schmerzes aus: „Meine
Elisabeth haßte Luc. Ich habe dazu mein re
Theil beigetragen und darüber weidlich in meinen
gelacht, denn ich bin ein drolliger Kauz." [15])

Dieses interessante Geständniß bildet das Analog
dem an de Bernis gerichteten Wort, wo er sich r
Choiseul und Friedrich zerzwistet zu haben. Beidemal
er ja auch in seinen Bart. Forscht man der Beme
über den von ihm geschürten kaiserlichen Haß nach, s
sich eine seiner Machenschaften leicht aufdecken.

---

1) M. 42, 27. 2) Ebd. 45.
3) Ebd. 42. 4) Ebd. 44. 5) Ebd. 28, 48.
6) Ebd. 29, 35, 54. 7) Ebd. 29. 8) Ebd. 27, 48.
9) Ebd. 45. 10) Ebd. 48. 11) Ebd. 44.
12) 54. Er fürchtet, Schuwaloff sei nun in Ungnade.
13) Vgl. M. Nr. 4595, 4654, 4690, 4762. Voltaires eigen
geständniß M. 42, 57, Nr. 4852.
14) „Aujourd'hui buvant et régnant" M. 42, 61, „l'em
germanico-russe" ebd.
15) M. 42, 54.

Als es bekannt wurde, daß Voltaire die Geschichte Peters des Großen bearbeite, fragte Friedrich nebenher und in leichtem Scherz, was ihm denn einfalle, sich mit sibirischen Bären und Wölfen abzugeben.[1]) Es ist freilich ergötzlich, eine Aeußerung Friedrichs, die im vertrauten Gespräch fiel, daneben zu halten. Ehe der König noch etwas von Voltaires Absicht wissen konnte, nach dem berühmten Buch über Karl XII. an eine Biographie des Czar Peter zu gehen, sagte er: „Voltaire erhebt Karl XII. bis in die Wolken und stürzt Peter I. in die Tiefe des Abgrunds. Sein Urtheil ist ungerecht. Seien Sie überzeugt, wollte der russische Hof diesem Schurken einige Tausend Rubel geben, damit er Peter ebenso hoch über seinen Rivalen erhebe, als er ihn unter diesen gestellt hat, so würde er schreiben, Karl sei nichts als ein kecker Corporal, Peter der wahre Feldherr.“[2])

Davon hat Voltaire nun nichts gewußt, Friedrichs obenerwähnten Scherz über die sibirischen Bären aber in seiner Art verwendet. Er kann nicht umhin, Schuwaloffs „Klugheit“ „anzuvertrauen“, Friedrich sei sehr ungehalten über dieses Unternehmen, welches ein Denkmal des großen Vaters der erhabenen Kaiserin werden solle. Er schreibe „harte Worte, welche für die Nation ebenso unverbindlich seien, wie für den Historiker“.[3]) Bald darauf wird Schuwaloffs Klugheit auf eine zweite Probe gestellt. Friedrich, so schreibt ihm Voltaire, spreche von Peter dem Großen und der Czarin Elisabeth in so „entsetzlichen Ausdrücken“, daß man „nicht wagen dürfe, sie zu widerholen“.[4]) Es ist ja immerhin möglich, daß Voltaire sich hiebei auf Briefe bezieht, die in den Ausgaben fehlen, oder auf Erinnerungen an die Gespräche der königlichen Tafelrunde. Daß da harte Worte wie „viehisch roh, grob und ungezogen“ zur Charakteristik Peters fielen,

---

1) P. 23, 100 = M. 41, 43.
2) Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven 22, 84 (H. de Catt)
3) M. 41, 83. 4) Ebd. 249

ist ja anderwärts überliefert.[1]) Noch ein drittes Mal, kurz vor dem Tod der Kaiserin, erfährt Schuwaloff, wie viel Voltaire von Friedrich zu leiden habe, bloß weil er Peters wunderbares Walten verherrliche.[2]) Da aber Voltaires Correspondenz mit Friedrich nun abgebrochen war, wäre es nicht leicht, für diese Behauptung eine Begründung zu finden. Zum Ersatz „wagt“ es Voltaire diesesmal, Proben der „entsetzlichen Ausdrücke“ vorzulegen, um dann im Hochgefühl seiner staatsmännischen Aktion „in seinen Bart“ zu lachen.

Die Thränen, die er um Elisabeth weinte, standen selbstverständlich klugem Auslugen nach den aufgehenden Nordsternen nicht im Wege. Das Schicksal des Kaisers scheint er geahnt zu haben. Vor der Katastrophe erklärte er lebhaftes Interesse dafür zu hegen, wie sich die Dinge in Rußland gestalten würden, als Tragödiendichter liebe er Peripetien.[3]) Nach der Katastrophe rief er aus: „Wie viele Trauerspielstoffe gibt es doch in unserem Jahrhundert! Der russische Kaiser wird von seiner Frau entthront und stirbt, wie man sagt, an — einem heftigen Unterleibsleiden!“[4])

Diese offizielle Version über die Todesursache nahm er aber so wenig in tragischem Ernst, daß er dazu bemerkte, die Czarin habe „ihrem Herrn Gemahl“ eine „komische Leichenrede“ gehalten.[5]) Nach Rußland schrieb er, ein guter Christ müsse über derlei Vorgänge scandalisirt sein: sein Herz sei aber, wie er fürchten müsse, verdorben genug, um die Hoffnung zu hegen, daß aus einem kleinen Uebel großer Nutzen hervorgehen könne.[6]) Sogar in Paris hat aber die Leichtfertigkeit erstaunt,[7]) welche ihn sagen ließ, er wisse wohl, daß man Kaiserin Katharina „einige Kleinigkeiten in Bezug

1) „Gespräche Friedrichs des Großen mit H. de Catt und dem M. Lucchesini“. Ausg. von F. Bischoff, 276.

2) M. 41, 527.

3) M. 42, 29. 4) Ebd. 205. 5) M. 42, 227.

6) Ebd. 208. 7) M. 45, 274.

auf ihren Gemahl vorwerfe", aber das seien Familiensachen, die ihn nichts angehen. Es sei im Uebrigen gar nicht übel, wenn man einen Fehler gut zu machen habe. Das nöthige zu den größten Anstrengungen, um die Bewunderung der Welt zu gewinnen.[1]) Horace Walpole, der Freund Madame du Deffants, sagte dazu: „Voltaire flößt mir Abschen ein mit ‚seiner Katharina'. Gattenmord und Thronraub, fürwahr würdige Gegenstände des Witzes".[2])

Aber die engere Encyclopädistengesellschaft wußte zu genau, daß Katharinas Regierung der Aufklärung einen einflußreichen Bundesgenossen verbürge. Die ersten Gnadenerweise der Kaiserin erweckten in diesen Kreisen helles Entzücken. Von da ab hieß sie in Voltaires Briefen in feierlichem Stil „die Semiramis des Nordens", familiär „meine Kaiserin", „meine Katharina", sogar „meine Catau". Freilich fiel die Nachricht vom Ausgang Iwans etwas störend in den Jubel der Philosophen und mahnte zur Vorsicht im Gebrauch von Kosenamen. Aeußerst kleinlaut schrieb Voltaire an d'Alembert: „Ich habe allen Eitelkeiten der Welt entsagt und glaube, daß wir unseren Enthusiasmus für den Norden etwas mäßigen müssen. Diese Weltgegend erzeugt seltsame Philosophen. Sie wissen, was geschehen ist..."[3]) D'Alemberts Rückäußerung ist in ähnlichem Ton gehalten, klingt aber in vollkommene Ergebung aus. „Ich gebe zu, daß die Philosophie sich solcher Zöglinge nicht allzu sehr rühmen muß, aber was wollen Sie, man muß seine Freunde lieben mitsammt ihren Fehlern".[4]) Dennoch äußert sich d'Alembert sehr sarkastisch über das Manifest der Czarin, das im „Journal encyclopédique" vom 1. Oktober 1764 erschienen war: „es ist immerhin recht ärgerlich, wenn man sich genöthigt sieht, so viele Leute umzubringen,

1) Ebd. 268.

2) Citirt bei Desnoiresterres Voltaire et J. J. Rousseau² 379 f.

3) M. 43, 313. 4) M. 43, 337.

um nachher drucken zu lassen, man bedaure recht sehr, kö
aber nichts dafür. Derlei Entschuldigungen muß man d
Publikum nicht zu oft unterbreiten". [1]) Trotz alledem beg
schon im folgenden Jahr der direkte Briefwechsel zwis
Voltaire und der Czarin, in der That ein Denkmal
geklärtester Aufklärung, die „ihre Freunde liebt mit sa
ihren Fehlern", und in raffinirtestem Byzantinismus
ersten aller Preise verdient.

D'Alembert hat den Umschwung der europäischen
der durch den Tod der Kaiserin Elisabeth sich vollzog, tre
mit der Bemerkung gekennzeichnet, Friedrich schulde we
der Czarin „für solch zeitgemäßes Sterben eine schöne
und ein ebenso schönes de profundis." [2]) Fortan k
kein Zweifel mehr bestehen, daß Friedrich „Oberwasser beh
„Luc surnage!" [3]) Man durfte sich durch die Erei
nicht überholen lassen, mußte sich vielmehr bei Zeiten da
einrichten. Und nun vollzog sich der denkwürdige F
wechsel, dessen kluge, vorsichtige Ausführung darin be
daß Voltaire den Pariser Freunden gegenüber sich dabe
Anschein gab, als bringe er das Opfer nur um der „
Sache" willen, jener Sache, für die damals die F
„écrasez l'infâme" im Schwange war. Die discreten
an denen es d'Alembert in der zweiten Hälfte des si
jährigen Krieges nicht fehlen ließ, werden deutlicher
häufiger; er beginnt und betreibt eine förmliche Versöhn
aktion, um Voltaire zum Frontwechsel zu bewegen, und
dabei mit Nachdruck die offensten aller Thüren ein.
bald geschieht ein neues „Erstaunliches"; dann ko
(von 1766 an) die Schmeicheleien haufenweise. Volt
Briefe an den König haben den byzantinischen Voll
von einst, so als wäre nie etwas passirt.

Kurz vor dem Tod der Kaiserin Elisabeth hielt

1) a. a. O.
2) M. 42, 101. 3) M. 42, 336.

ert Luc für verloren und sprach um diese Zeit sein
s Bedauern darüber aus. Nicht so bald werde die
phie wieder einen Fürsten finden, der wie dieser aus
ültigkeit tolerant ist, die richtige Art, es zu sein.[1])
e reagirt nicht darauf. Einige Zeit nach dem Tode
iserin wird Friedrich von d'Alembert neuerdings
t und zugleich auf eine schwache Seite Voltaires mit
eutung gerechnet, die „verfluchte österreichische Allianz"
nan nun jedenfalls los.[2]) Voltaire beantwortet den
usführlich, thut aber wiederum, als ob Luc nicht
. Ohne Umschweif frägt nun d'Alembert, weßhalb
oltaire über seinen ehemaligen Schüler eigensinnig
:; es stehe zu hoffen, daß der König sich nach dem
wieder als Freund der Philosophen erweisen und
r früheren Ordnung zurückkehren werde.[3]) Nun ent-
sich Voltaire, ein Wort einfließen zu lassen. Es kam
r von oben herab. Zugleich bereitet er mit der Er-
g der Infamen schon seine Rückzugslinie vor: läßt
ch vom grausam gräßlichen Krieg ab (vgl. oben
wagen" und zweifaches „Bartgelächter"), tritt er
in die Reihe der Streiter für Aufklärung und „écr.
so vergesse ich alles Persönliche und bin der Alte.
Satz war der Sinn seiner Rolle. Er schreibt dem-
an d'Alembert: „Ich erwähne kaum jemals Lucs,
ch nicht an ihn denke." „Wenn der König darauf,
e Infame vernichtet würde, den hundertsten Theil
verwendet hätte, was die große Menschenschlächterei
hat, so wäre ich zur Verzeihung geneigt".[4]) Hieran
'Alembert den Freund fest und insistirt auf dem
Nutzen, den die Allianz der Aufklärer und der
er für den „Weinberg des Herrn" haben müsse; be-
h auch ein Lieblingsthema Voltaires. Die Philosophie

. 42, 23.
bd. 81. 3 M. 42, 232 f. 4) M. 42, 237.

erobere allgemach die Throne. Voltaires ehemaliger Sch habe den Anfang gemacht, die Königin von Schweden angeschlossen. Katharina eifre beiden nach, um sie viell noch zu übertreffen. Es wäre ein großes Unglück gew wenn „das noch abergläubische Haus Oesterreich" „die H schaft in Deutschland behauptet" hätte. Die Oesterre hält d'Alembert überhaupt für „unverschämte Kapuzi die er mit sammt dem Aberglauben, den sie beschützen, nichtet sehen möchte.[1])

D'Alembert begab sich im Jahr 1763 nach Berlin verweilte von Ende Juni bis zum halben August beim K Dort hat er ohne Zweifel erfahren, daß Voltaire vor ei Monaten an die Herzogin von Gotha freundliche über Friedrich geschrieben hatte, die natürlich für Fr bestimmt waren,[2]) und daß bald darauf Voltaire no zweitesmal sondirte, indem er der Fürstin seine Absicht gab, an Friedrich ein Glückwunschschreiben zu ric D'Alembert mochte erwägen, wenn Voltaire ohne „a zu denken", schon so artig ist, wie schön muß sich alles weiter entwickeln, wenn er erst anfangen wird, a zu denken.

Nach dem Potsdamer Aufenthalt verfügte d'Al über eine bedeutende Menge erlesenen Köders. Er Voltaire u. A. folgendes mit: die Reise sei ihm gut b worden; er könne nicht sagen, wie leid es ihm thue, der König nicht mit allen Philosophen gleich gut stehe glücklich er in Potsdam war, und daß nur Voltaire dort gefehlt habe; der König spreche oft von Voltaire lasse ihm alle Gerechtigkeit widerfahren, lese unauf dessen Werke und wisse sie auswendig; Voltaire werde ganzen Hof vermißt, insonderheit vom Marquis d'Ar

1) Ebd. 285, 337, vgl. 248.

2) Am 7. März 1763. M. 42, 415.

3) Am 16. April 1763. Ebd. 456.

widerstehliches Versöhnungsmittel wird zweimal an-
, die Nachricht nämlich, daß Maupertuis am Hofe
reunde mehr habe, man spreche wenig Gutes vom
nen.[1])
ser warme Regen angenehmer Neuigkeiten ließ Vol-
mlich kalt. Er that spröde. Er erfand einen neuen
nen für Luc, indem er ihn „Dionys von Syracus"
und dazu noch erstaunlich zweideutig hervorhob,
ner Meinung stehe Friedrich „über Dionys", „au
de Denys".[3]) Der Pariser Freund läßt nicht ab,
offenen Thür zu drücken. Er meldet jeden Brief,
aus Potsdam bekommt, nach Ferney, und ist des-
oll. Auf seinen — d'Alemberts — Wunsch sei
s in die Berliner Akademie aufgenommen worden,
g sei indifferenter und toleranter als je;[4]) — „was
nicht darum, wenn dieser hochphilosophische Fürst
wie einst der beste Freund des liebenswürdigsten
lichsten aller Philosophen der Gegenwart wäre."[5])
ginnt Voltaire mit gravitätischem Ernst die lange
Rückzugslinie zu beschreiten: dem Kampfgenossen
Infame ist er die Hand zur Versöhnung zu bieten
„Sie erwähnen oft einen gewissen Menschen. Hätte
ntschlossen, kräftig mit Hand anzulegen bei der
htung der Infamen, wie er es mir früher so oft
en hat, so könnte ich ihm verzeihen. Aber ich habe
itelkeiten der Welt entsagt."[6]) Fast gleichzeitig
Voltaire an Bertrand: „mein lieber Philosoph, ich
t sei Dank allen Verkehr mit Königen abgebrochen."[7])
einigen Monaten eröffnet Voltaire die fürderhin
nterbrochene Correspondenz mit Friedrich.[8])

42, 535; 43, 7 f., 308 u a. 2) M. 42, 577.
. 582. 4) M. 43, 136, vgl. 180.
43, 308. 6) Ebd. 313 (vom 7. September 1764).
. 303.
Antwort des Königs ist vom 1. Januar 1765.

Dem König selbst ist Voltaires Brief unerwartet gekommen, denn er frägt d'Alembert: „Würden Sie es für möglich halten, daß ich einen Brief von Voltaire erhalten habe?"[1]) Auch Voltaire scheint empfunden zu haben, nach all der Sprödigkeit müsse es in Paris befremden, daß die Initiative von Ferney ausging. Mit großem Geschick mischt seine rasche Hand die Nachricht davon in einen Brief an d'Alembert unter allerlei Anderes mitten hinein. Das geschah aber natürlich erst nachdem er im Besitze der Antwort war.[2])

Der Brief, mit welchem Voltaire neu anknüpfte, ist nicht überliefert. In den Ausgaben beginnt die nunmehr fortlaufende Briefreihe mit zwei friedericianischen Briefen. Der erste könnte nicht genehmer anheben, als es mit den Worten geschah: „Ich meinte, Sie wären so beschäftigt damit, die Infame zu vernichten („à écraser l'infâme"), daß ich nicht wähnte, Sie könnten auch noch an anderes denken."[3]) Dieser Briefanfang war zwar eine List Friedrichs, er gedachte damit, wie er selbst sagt, einer Indiscretion von Seite des Empfängers vorzubeugen;[4]) dennoch fand Voltaire dabei seine Rechnung. Denn der neuaufgenommene Verkehr wurde so auf das von Voltaire gewünschte Terrain gestellt.

Mittlerweile hatte ja Voltaire, wie der König selbst andeutet, seinerseits auch rastlos Krieg geführt. Während des siebenjährigen Krieges der verbündeten Mächte gegen Friedrich, hatte er den publicistischen Krieg wider das Christenthum eröffnet. Mittlerweile hatte Voltaire die Formel gefunden und als Parole ausgegeben: „écrasez l'infâme".[5])

Der König trieb in den folgenden Jahren eifrig zum literarischen Culturkampf und betheiligte sich persönlich daran.

1) P. 24, 437.

2) M. 43, 446. 3) P. 23, 103. 4) P. 24, 437.

5) Ueber den Ursprung und Urheber, die Verwendung und den Sinn dieser Formel vgl. Zeitschrift für katholische Theologie 24 (1900) Heft 3.

Und so konnte Voltaire bald an d'Alembert schreiben: „Ich bin mit Ihrem Berliner Correspondenten recht zufrieden. Beharrt er im Guten, so muß man alles vergessen.“ [1])

Es dünkt uns, der Duc de Broglie habe den Nagel so senkrecht und central als nur möglich auf den Kopf getroffen, wenn er den Friedensschluß zwischen Friedrich und Voltaire nebst dessen Vorgeschichte mit den Worten kennzeichnet: „L'orgueil, la vanité, l'ambition les avaient constamment séparés; l'irréligion les réconcilia“. [2])

Feldkirch im Vorarlberg. R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

LXXXII.

Der Urmensch.

Woher kommt der Mensch? Diese Frage beantwortet in lapidarer Einfachheit der Schöpfungsbericht. Er erzählt uns, wie der Mensch aus Gottes Hand hervorgegangen, erzählt weiter von dem paradiesischen Urzustand und dem Sündenfalle des Menschen, und wie von dem Einen ersten Menschenpaare die ganze Menschheit ausgegangen sei. So gibt die Offenbarung eine vollbefriedigende Erkenntniß. Ohne sie bliebe der Mensch ein unauflösliches Räthsel. Dieses Räthsel sucht auch die Wissenschaft ihrerseits zu lösen. Mit ihren Mitteln will sie Aufschluß geben über Ursprung, Alter und Einheit des Menschengeschlechtes. Und man muß sie gewähren lassen. Zwar möchte es scheinen, als ob die Antwort der Wissenschaft auf die genannten Fragen den Aussagen der Offenbarung direkt entgegengesetzt sei. Denn im Namen

---

1) M. 45, 66. 2) 262.

der Wissenschaft wurde und wird noch heute vielfach verkündet: Der Mensch ist nicht geschaffen, sondern entwickelt; nicht aus paradiesischem Urzustand, sondern aus thierischer Roheit ist er hervorgegangen, er ist nicht gefallen, sondern emporgestiegen; nicht von Einem Paare stammt er ab, sondern er hat viele und verschiedene Ausgangspunkte. Aber diese Sätze sind nicht exakt feststehende Resultate der Forschung, sie sind nur die Produkte einer die Thatsachen kühn überfliegenden, luftigen Spekulation. Sie sind Glaubensartikel der modernen Weltanschauung. Streng wissenschaftliche Forschung, die nicht mehr behauptet, als sie zu beweisen vermag, kann diese Sätze nicht zu den ihrigen machen. Sie lehrt über Ursprung, Alter und Einheit des Menschengeschlechtes Anderes. Welches die Antworten wirklicher Wissenschaft nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung sind, zeigen wir kurz im Folgenden. Wir verweisen hiebei auf eine Schrift, welche, ohne Anspruch auf selbständige Forschung zu erheben, die Resultate des gegenwärtigen Standes dieser Fragen übersichtlich zusammenfaßt.[1])

1) Den Ursprung des Menschen glaubt eine modern gerichtete Naturphilosophie direkt aus dem Thierreich herleiten zu können. Sie lehrt, „daß der Mensch . . . ein Abkömmling der Thierwelt und zwar eines der jüngsten Kinder jener großen Säugethierfamilie ist, die auf Grund ihrer ganzen körperlichen und geistigen Entwicklung mit Recht von jeher an die Spitze der langen Reihe gestellt wurde".[2])
Die Entwicklungslehre ist eine alte Hypothese. Aber erst seit Darwin ist sie Gemeingut weiterer Kreise geworden. Man mag ihr den Charakter der Wahrscheinlichkeit zuschreiben und sie überall da anerkennen, wo die Thatsachen die An-

1) Der Urmensch. Kritische Studie von Dr. G. Beck Lehrer der Naturwissenschaft am freien Gymnasium in Bern. Basel [illegible]
2) B. Vetter, Die moderne Weltanschauung und der Mensch. [illegible] S. 75.

nahme einer Entwicklung nahe legen. In diesem Sinn pflichtet ihr auch ein gelehrter Forscher aus dem Jesuitenorden, der durch seine Arbeiten über die Ameisen weit bekannte P. E. Wasmann zu. Er schreibt in dem Werke: „Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen",[1]) wo er Bethes Versuch, die Ameisen in bloße Reflexmaschinen zu verwandeln, mit glänzendem Scharfsinn zurückweist: „Sogar die Entwicklungstheorie, die doch viel weiter in die Weltanschauung eingreift, kann man annehmen oder verwerfen auf Grund der thatsächlichen Beweise, welche für oder gegen jene Theorie sprechen, unabhängig von der monistischen oder theistischen, der materialistischen oder spiritualistischen oder einer andern Weltanschauung. A priori kann ein Theist ebensogut eine allmähliche Entwicklung der Arten annehmbar finden, wie ein Monist. Die Frage, ob und inwieweit eine Entwicklung der Arten stattgefunden hat, ist a posteriori zu entscheiden". Aber wie steht es mit der Ausdehnung der Entwicklungslehre auf den Menschen? Auf diesen Punkt richtet sich seit langem die geschärfte Aufmerksamkeit der Naturforscher und Philosophen. Man hat die thierische Abstammung des Menschen kurzweg als Thatsache oder als unabweisbares Postulat einer einheitlichen Naturerklärung proklamirt. Welches sind die Gründe für diese Annahme?

Wir heben nur zwei heraus, auf die man gewöhnlich Gewicht legt, um die thierische Abstammung des Menschen plausibel zu machen.

Zunächst weist man auf die Veränderungen des menschlichen Körpers hin, die er bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten zeigt, und zieht daraus den Schluß, daß die heutige Form des Menschenleibes nichts absolut Starres ist. Der Anthropolog sehe im Menschen früherer Tage ein vom heutigen recht verschiedenes Geschöpf.

---

1) Zoologica, Heft 26. Stuttgart 1899. S. 81.

Aber, bemerken wir zu dieser Folgerung, diese Veränderungen bewegen sich in so engen Grenzen, daß man daraus auf eine soweit gehende Umbildung nicht schließen darf, wie sie die Verwandlung eines Thieres in den Menschen fordert.

In höherem Maße ist dann im Sinne der thierischen Abstammung des Menschen der *prähistorische Mensch* verwerthet worden und zwar sowohl nach der *culturellen* Seite als nach der *körperlichen* Gestaltung. Aber auch hier stellt sich die exakte Forschung einer phantasievollen Entwicklungslehre entgegen. Fassen wir die *Cultur* des prähistorischen Menschen ins Auge, so müssen wir sagen, die Zeiten, wo man den prähistorischen Menschen als ein thierisch rohes oder dem Thiere näher stehendes Wesen betrachtete, sind endgültig vorbei. Alles was wir vom prähistorischen Menschen bisher kennen gelernt haben, seine Geräthschaften und Waffen, seine Art zu wohnen und zu bauen, seine Jagd und Fischerei, sein Ackerbau und seine Viehzucht, sein Handel und Verkehr, seine Gewerbthätigkeit und Kunst, sein Todtenkultus und seine religiösen Symbole — all das beweist, daß der prähistorische Mensch, wo wir ihn finden mögen, ein Mensch war mit derselben geistigen Anlage ausgestattet wie wir modernen Menschen. Dieser prähistorische Mensch zeigt überall Cultur und Fortschritt. Wo hat man je so etwas beim Thiere beobachtet?

Ebensowenig stellen sich dem Versuche, den Menschen aus dem Thierreich abzuleiten, die erhaltenen *Skelettheile des prähistorischen Menschen* zu Diensten. Bei Verwerthung dieser Funde hat man hauptsächlich zwei Fehler gemacht. Einmal wurden Knochen, deren Alter sich nicht ganz unzweifelhaft feststellen ließ, in das wissenschaftlich brauchbare Material aufgenommen. Aus solchem Material gezogene Schlüsse sind von vorneherein werthlos. Funde, deren geologisches Alter nicht nach allen Regeln wissenschaftlicher Kritik festgestellt werden kann, müssen aus dem wissenschaftlichen Streite ausgeschieden werden. Und ein

Forscher wie Zittel erkennt als zuverlässig diluviale Reste nur an die Schädel von Olmo bei Chiana (Toskana), den Schädel von Egisheim (Elsaß), den Unterkiefer aus der Höhle La Naulette bei Furfooz (Belgien) und ein Kieferfragment aus der Schipkahöhle in Mähren.

Ferner hat man bei der Verwerthung des spärlichen Materials darin gefehlt, daß einzelne Forscher aus den meist ganz mangelhaften Resten die weitgehendsten Schlüsse zogen. Besonders fahndete man überall mit krankhafter Sucht nach affenähnlichen Merkmalen. Gleichzeitig wurde die ganz unwissenschaftliche Art beliebt, individuelle Sonderbarkeiten einzelner Schädel zu typischen Rassenmerkmalen auszugestalten. So schuf de Quatrefages eine race de Cannstatt — ein Phantasiegebilde. Hier hat besonders die deutsche anthropologische Gesellschaft dem Schwindel ein Ende bereitet und die Forschung wieder auf den Boden realer nüchterner Forschung gestellt. Vermeidet man die genannten zwei Fehler, so kann bezüglich der körperlichen Erscheinung des prähistorischen Menschen folgendes Thatsächliche als feststehend gelten.

Durchweg muß die exakte Anthropologie constatiren, daß jene prähistorischen Menschen Menschen waren, wie wir. Wie heute gab es schon damals sogenannte Kümmerformen, aber es ist keine Spur von äffischem Seelenleben festzustellen. Auffallende Kleinheit des Schädels oder geringe Gehirnmasse, wie sie bei verschiedenen prähistorischen Funden sich zeigen, gestatten keineswegs, das Menschenthum dieser Schädelinhaber anzuzweifeln. „Soviel haben wir endlich doch gelernt, daß die Grenzen, innerhalb welcher die menschliche Schädelform variirt, sehr weit gesteckt werden müssen, und daß auch die Capacität in keiner Weise in direktem Verhältniß steht zur geistigen Höhe und Entwicklung des Individuums. Mit viel mehr Recht kann sie als Funktion der Körpergröße angesprochen werden“.

Unterscheiden wir die prähistorischen Menschen in solche

der paläolithischen und neolithischen Zeit, so lassen die aus der paläolithischen Zeit stammenden menschlichen Reste auf eine entschieden dolichokephale Rasse sowohl in Europa als in Amerika und Asien schließen. Und zwar gleichen die ältesten in Olmo, Brünn und Predmost gefundenen Schädel denjenigen der europäischen Culturvölker so sehr, daß eine Blutsverwandtschaft nicht von der Hand zu weisen ist, dabei zeigen jene prähistorischen Menschen eine Menge Verschiedenheiten im Schädelbau, der Köpergröße und andern Merkmalen, aber nirgends etwas Pithekoides.

Das Nämliche gilt vom neolithischen Menschen, der vom paläolithischen durch einen sehr langen Zeitraum getrennt ist. Wir finden dieselbe Verschiedenheit der körperlichen Formen wie beim modernen Menschen, dazu Ackerbau und Viehzucht, kurz alle Zeichen höherer Cultur. Diese Behauptung bestätigen für die ältere neolithische Zeit die Funde beim Schweizersbild (Schaffhausen), für die jüngere neolithische Zeit die Pfahlbautenreste. Die Ausgrabungen am Schweizersbild gaben den Anthropologen Gewißheit, daß der paläolithische Mensch kein Kannibale war, daß er vielmehr bereits auf einer gewissen Stufe der Gesittung stand. Auch stellte sich heraus, daß neben einer großen Varietät auch sehr kleine Menschen, Pygmäen, lebten. Beide zeigen aber so wenig affenähnliches, als andere Funde aus der Diluvialzeit. Zittel erklärt von den authentischen Diluvialschädeln (Olmo, Egisheim, la Naulette, Mähren): „Sämmtliche Reste von verläßlichem Alter aus dem Diluvium von Europa stimmen wie alle in Höhlen gefundenen Schädel nach Größe, Form und Kapacität mit dem homo sapiens überein und sind durchaus wohl gebildet. Sie füllen in keiner Weise die Kluft zwischen Mensch und Affen aus". Die Zwerge sind nach Virchow als Kümmerformen zu betrachten, die geistig aber durchaus normal veranlagt sind. Das gilt auch von den alten Pygmäen beim Schweizersbild. Den Beweis dafür erbringt z. B. ihr Todtenkultus. „Es

ist doch gewiß rührend, schreibt ein Forscher darüber, daß die zwei Pygmäenfrauen in den Grabstätten Nr. 14 und 16 mit ihren neugeborenen Kindern ebenfalls ganz sorgfältig beerdigt wurden, und daß der einen derselben ihr Kind auf den rechten Arm gegeben ward; mit dem linken Arm, der quer über die Brust lag, hielt sie den Liebling fest! Die Art und Weise, wie man hier die Verstorbenen begrub, läßt doch tiefe Blicke in das Gemüthsleben der damaligen Menschen thun".

Was diese Funde aus der älteren neolithischen Zeit beweisen, daß nämlich der prähistorische Mensch überall und allzeit Mensch war wie wir Culturmenschen, diese Thatsache findet eine neue Stütze in den Funden aus der jüngeren neolithischen Zeit, in den Pfahlbauten. Noch heute gilt von den Bewohnern dieser Pfahlbauten, was 1883 Virchow in einer Vorrede zu dem Werke von Victor Groß: „Les Protohelvètes" über die körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten schrieb: „Das vorgeschichtliche Europa interessirt uns vor Allem deßhalb, weil es die Elemente jener großen ethnischen Bewegung enthält, aus denen sich die geschichtlichen Völker entwickelt haben. Dieses Interesse ist gewachsen, seitdem man sich überzeugt hat, daß die erste Vorstellung, welche man hatte, als müßten den Anfängen der Cultur Menschen niederster physischer Bildung entsprechen, eine irrige war. Es ist ein besonderes Verdienst des Herrn Groß, auch die Reste der alten Seebewohner selbst mit besonderer Pietät gesammelt und bewahrt zu haben. Nichts in den physischen Eigenthümlichkeiten dieser Rasse entspricht der Voraussetzung einer Inferiorität der körperlichen Anlage. Im Gegentheil, man muß anerkennen, daß dies Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blute war. Die prächtigen Schädel von Auvernier können mit Ehren unter den Schädeln der Culturvölker gezeigt werden. Durch ihre Capacität, ihre Form und die Einzelheiten ihrer Bildung stellten sie sich den besten Schädeln arischer Rasse an die

Seite. Wie könnte man auch erwarten, daß unter den schwierigen Verhältnissen ihrer Zeit diese Stämme nicht nur den Kampf ums Dasein glücklich bestanden, sondern durch Aufnahme immer zahlreicherer Elemente der Civilisation eines der schönsten Beispiele culturgeschichtlichen Fortschrittes geliefert haben, wenn sie nicht in sich selbst, in der Art ihrer Anlagen, die Befähigung zu geistigem Fortschritt in nicht gewöhnlicher Stärke besessen hätten."

So kann sich die Lehre von der thierischen Abstammung des Menschen nicht auf die Resultate prähistorischer Forschung berufen. Und wenn der Anhänger der Entwicklungslehre überzeugt ist, daß der Mensch von einem Säuger abstammt, der 44 Zähne hatte, wenn er seine Vorfahren auf dem Stammbaume der Affen sucht, so vergißt er, daß er sich auf dem Boden luftiger Hypothesen und unsolider Spekulation bewegt. Der exakte Forscher behauptet nicht mehr, als wozu ihn Beobachtung und Experiment berechtigen. Die Erfahrung kennt aber keine thierischen Vorfahren des Menschen, sie kennt keine Mittelglieder zwischen Mensch und Thier. Daraus folgt nach allen Regeln der Logik: Die Lehre von der thierischen Abstammung des Menschen ist kein Resultat exakter Wissenschaft, sondern bloße Vermuthung, bloße Hypothese. Diesen gegenwärtigen Stand der Wissenschaft hat Virchow in der ihm eigenen streng wissenschaftlichen Art wiederholt z. B. auch auf dem Anthropologenkongreß zu Moskau 1892 dahin bestimmt, daß er sagte: „So sind wir auf allen Linien, auf denen wir den Angriff unternommen, zurückgeworfen worden. Alle Anstrengungen, um die Continuität der aufsteigenden Entwicklung vom Thier zum Menschen aufzufinden, sind vereitelt. Es existirt kein Proanthropos, kein Affenmensch; das missing link war eine Schöpfung des Traumes."

An diesem Resultat hat auch der seit 1894 viel besprochene Pithecanthropus erectus, den Dubois und viele mit ihm als das fehlende Mittelglied zwischen Mensch und Thier ansprechen

llten, nichts geändert. Denn das Schlußergebniß der
fältigen Untersuchungen und Besprechungen des Pithec-
hropus hat Virchow (Rassenbildung und Erblichkeit 1896)
formulirt: „Die Wissenschaft ist noch immer nicht so weit
gerückt, um einen einheitlichen Urtypus für den Menschen
stellen zu können. Die unbezwingliche Sehnsucht, einen
chen zu finden, hat das Suchen nach dem Vormenschen
oanthropos) im Sinne der Darwinisten populär gemacht;
n wenn ein solcher Vormensch gefunden wäre, so würde
wenigstens eine gewisse Zahl von Merkmalen ermitteln
sen, welche von ihm auf den wirklichen Menschen über-
angen sind. Bekanntlich hat diese Sehnsucht in jüngster
it eine Art Stütze gewonnen in der von Herrn E. Dubois
Java gemachten Entdeckung einiger fossilen Knochen,
deren ursprünglichen Typus er eine „menschenähnliche
bergangsform", den Pithecanthropus betrachtet. Ich
be dem gegenüber geltend gemacht, daß, auch wenn man
e Vordersätze des Herrn Dubois zuläßt, das fragliche
esen doch nach dem Sprachgebrauch und wissenschaftlicher
gel als Affe, also ein Thier, wenn gleich ein anthro-
ides, zu deuten sei. Anthropoide Thiere mögen dem
enschen noch so ähnlich sein, sie bleiben eben Thiere, so
nig pithekoide Menschen Affen sind .... Was ich betonen
chte, ist das, daß weder der Pithecanthropus noch irgend
anderer anthropoider Affe uns die typischen Merkmale
Vormenschen erkennen läßt." Also es bleibt dabei: der
ensch stammt nicht vom Thiere ab. Es ist der heutigen
issenschaft nicht gelungen, dem Schöpfer das Geheimniß
ulauschen, das den Menschen auf den Schauplatz führte.

Wo uns der Mensch entgegentritt, ist er Mensch wie wir.
le Versuche, das schmerzlich vermißte Mittelglied zu finden,
die Brücke zwischen dem Thierreich und dem Menschen
lägt, sind fehlgeschlagen. Muß man da nicht zur Ansicht
mmen, die Wissenschaft, die den Ursprung des Menschen
Thier sucht, sei auf ganz falschen Wegen, sie suche, was

so wenig gefunden werden kann, als der Stein der W
oder die Quadratur des Cirkels oder das Perpetuum mob
Diesen Gedanken finden wir angedeutet bei einem For
dem neben andern Wissensgebieten auch die Anthropol
weitreichende Anregung zu verdanken hat. K. E. von B
hält die Entstehung des Menschen aus dem Thiere für
möglich. Wir tragen nur das Gepräge unserer Schwäch
unsere Vorstellung von der Schöpfung hinein, meint er,
wir glauben, es sei leichter gewesen, den Affen in
Menschen umzuformen, als den letzteren ganz neu zu sch
Den Affen könnten wir ebenso wenig als Umformung
andern Gestalten erklären, und sei einmal ein Affe
irgend ein anderes Säugethier, gleichviel auf welche
erzeugt, so sei es nicht um ein Haar breit schwerer ge
einen Menschen ohne die Form der Fortpflanzung neu er
zu lassen.[1] Diese Ueberzeugung von der Unmöglichke
Thierabstammung des Menschen ergibt sich Baer aus
teleologischen Weltansicht: „Noch jetzt kann ich nicht beg
schreibt er 1873, wie der Mensch aus einem affena
Thiere im Laufe der Zeit geworden sein könne.
Zweifel daran sind sehr einfach. Wie ich auch die
betrachten mag — immer scheinen sie mir für das
auf Bäumen organisirt, der Mensch dagegen für de
rechten Gang auf festem Boden." Wir halten, durchdr
von der Richtigkeit der teleologischen Naturauffassung,
Einwand Baers gegen die Möglichkeit des thierischen Ursp
für durchschlagend.

Ist die Natur nur ein System von Zwecken, si
Naturkörper nur Gedanken Gottes, herabgedacht auf
Erde, also jeder Naturkörper für irgend einen bestimmten
organisirt, dann sind Uebergangsformen als zwecklos
zweckwidrig von vorneherein ausgeschlossen. Damit ist
auch das Suchen nach nie vorhanden gewesenen Z

1) Vgl. Reden und Studien I, 57 und mein Buch: K. E. v
und seine Weltanschauung. 1897. S. 373.

-dern gegenstandslos. Es bleibt bei der alten Weisheit: ..nd Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde . . ..nn und Weib schuf er sie."

2. Wie steht es mit dem Alter des Menschengeschlechtes? ..nn ist der Mensch z. B. in Europa zuerst erschienen? ..e Entscheidung hängt von der Frage ab, ob der Mensch ..on in der Tertiärzeit aufgetreten ist oder erst in der ..artärzeit, in der Zeit des Diluviums. Bezüglich des ..enschen der Tertiärzeit muß die ernste Kritik heute erklären: ..Die Anwesenheit des Menschen auf der Erde zur Tertiär-..t ist durch Thatsachen nicht bewiesen worden." Sicher .. daß der Mensch zur Diluvialzeit auftritt, und daß er, ..s lange bestritten wurde, mit dem Mammut zusammen-..te. Die Schätzung des Alters des Menschen fällt auf ..ser Grundlage bei verschiedenen Forschern verschieden aus. ..n den Hunderttausenden von Jahren, die früher noch im ..hwange waren, ist man allgemein zurückgekommen. Aber ..ch die traditionellen 6—8000 Jahre, wie sie noch Schanz[1]) ..nimmt, halten die Forscher nicht fest. Heute schwanken .. Angaben zwischen 10000—20000 Jahren, wobei man ..ilich nicht vergessen darf, daß es sich immer nur um un-..ähre Schätzungen handelt. Ein Widerspruch zwischen ..fenbarung und Wissenschaft besteht auch bei Annahme ..ser Zahlen nicht, da die heilige Schrift ja keine Chronologie ..t, noch geben will.

3. Eine letzte Frage betrifft den einheitlichen Ursprung ..s Menschengeschlechtes. Der christliche Gelehrte steht auf ..n Standpunkt des Monogenismus. Die Mehrzahl der ..rscher neigt sich heute der Ansicht zu, daß nicht ein poly-..nistischer oder polyphyletischer, sondern ein einheitlicher ..sprung anzunehmen sei.

So widerstreiten die Resultate exakter Forschung in ..sen den Menschen so tief aufregenden Fragen nach Ursprung, ..ter und Einheit des Menschengeschlechtes in keiner Weise

1) Das Alter des Menschengeschlechtes. Freiburg 1896. S. 99.

der Offenbarung. Entsteht einmal Conflikt, so besteht er entweder zwischen der unrichtig erklärten heiligen Schrift und exakter Wissenschaft, oder zwischen der richtig erklärten heiligen Schrift und voreilig als Resultat exakter Wissenschaft proklamirten unsicheren Hypothesen. In beiden Fällen ist der Conflikt vorübergehend und scheinbar. Exakte, wahre Wissenschaft und wirkliche Offenbarung widersprechen sich nicht. Der offenbarungsgläubige Forscher braucht sich vor wirklicher Wissenschaft nicht engherzig zu fürchten. Er befindet sich in guter Gesellschaft. Denn kein Geringerer als Th. v. Aquin hat das Verhältniß zwischen wahrer Wissenschaft und Schrifterklärung in der weitherzigsten Weise bestimmt. Seine Darlegungen, wie immer probehaltig, verdienen hier zum Schlusse angeführt zu werden. Er behandelt die Frage, ob die Schöpfung einer formlosen Materie der Dauer nach der Schöpfung der Dinge vorangegangen sei.[1]) Ehe er auf die erhobenen Schwierigkeiten antwortet, nimmt er Anlaß, sich über Schriftauslegung überhaupt näher auszusprechen. Es komme in Frage die Wahrheit der Sache selbst und dann der buchstäbliche Sinn. Bezüglich der Wahrheit der Sache selbst sei zweierlei zu beachten: Einmal soll nichts Falsches behauptet werden, besonders nicht, was der Glaubenswahrheit widerspricht. Dann aber soll man nicht gleich das, was einer für wahr hält, als Glaubensache proclamiren wollen, weil es nach einem Ausspruch des hl. Augustin schade, wenn jemand Falsches, was er glaubt, als zur formulirten Glaubenslehre gehörig ansehe, und hartnäckig zu behaupten wage, was er nicht weiß. Deßhalb aber, sagt Augustin, sei es schädlich, weil die Glaubenswahrheit von den Ungläubigen verlacht wird, wenn ein einfacher und gläubiger Mensch etwas als zum Glauben gehörig erklärt, was durch ganz sichere Beweise als falsch erwiesen wird. — Was den buchstäblichen Sinn betrifft, so warnt Thomas v. Aquin vor zwei Fehlern

1) Quaestiones de pot. III, quaestio IV, art. I, resp.

„Erstlich: Niemand sage, es müsse das, was offenbar falsch ist, unter den Worten der Schrift, welche die Schöpfung lehrt, verstanden werden. Denn die vom hl. Geist überlieferte hl. Schrift kann nichts Falsches in sich haben, wie auch nicht der durch sie gelehrte Glaube. Zweitens: Niemand wolle die Schrift so auf einen Sinn festlegen, daß ein anderer Sinn gänzlich ausgeschlossen wird, der Wahrheit in sich enthält und unbeschadet des Literalsinnes der hl. Schrift angepaßt werden kann. Denn das gehört zur Würde der hl. Schrift, daß sie unter einem Ausdruck vielfachen Sinn enthält; die Folge davon ist auch, daß sie verschiedenen Auffassungen der Menschen entspricht, und daß jeder sich wundert, daß er in der hl. Schrift die Wahrheit finden könne, die er im Geiste erfaßt hat, ferner, daß sie auch deßhalb gegen die Ungläubigen leichter vertheidigt wird, indem man, wenn etwas sich als falsch herausgestellt hat, was einer aus der hl. Schrift herauslesen will, auf einen anderen Sinn derselben sich berufen kann. Daher ist es nicht unglaublich, daß es dem Moses und andern Verfassern der hl. Schrift von Gott zugestanden wurde, daß sie selbst verschiedenes Wahre, was die Menschen einsehen konnten, erkannten und das mit einem einzigen Ausdruck bezeichneten, so daß jede Auffassung der Menschen auch der Sinn des Verfassers sei. Wenn daher auch einiges Wahre von den Auslegern der hl. Schrift dem Buchstaben angepaßt wird, was der Verfasser nicht so versteht, so ist kein Zweifel, daß es der hl. Geist verstanden habe, der der Hauptautor der hl. Schrift ist. Daher ist jede Wahrheit, welche unbeschadet des Buchstabens der hl. Schrift angepaßt werden kann, ihr Sinn". So weit Th. v. Aquin, der sich hier ganz im Sinne des hl. Augustin (vgl. de genesi ad litteram I c. 19 ff.) äußert. Bei dieser weitherzigen Auffassung ist jeder dauernde Conflikt zwischen Wissenschaft und Offenbarung ausgeschlossen.

Würzburg. Dr. Stölzle.

LXXXIII.

Aus Frankreich: Kampf und Spaltung überall.

Paris, Ende Mai.

Der „Figaro" führte vor einiger Zeit aus, daß seit der Kriegserklärung Ludwig's XVI. an den Kaiser Frankreich die meisten Kriege unternommen habe, um dadurch von den inneren Schwierigkeiten abzulenken. De Lettenhove weist nach, daß schon im sechszehnten Jahrhundert der Krieg nach außen getragen wurde, um den durch die religiösen Neuerungen hervorgerufenen inneren Kämpfen ein Ziel zu setzen. Der „Matin" begrüßte die neue Weltausstellung mit der Hoffnung, daß, durch Veranstaltungen dieser Gattung, die Franzosen abgehalten werden, sich unter einander zu zerfleischen, und so die Ablenkungen nach außen entbehrt werden könnten. Mehrere der schlimmsten Kriege dieses Jahrhunderts seien nur unternommen worden, um die Gefahren der inneren Lage zu überwinden, gleichsam niederzuschlagen.

Der Handelsminister Millerand, Socialist, hatte in seiner Rede zur Eröffnung der Weltausstellung hauptsächlich den Charakter dieses Festes des Völker-Friedens und der Arbeit betont, den Verbesserungen der wirthschaftlichen und allgemeinen Lage, der Hebung der arbeitenden Klassen das Wort geredet. Der wichtigste Satz der Rede des Präsidenten der Republik lautet: „Die erhabenste Form des Schönen, allein dem sittlichen Bewußtsein sichtbar, ist verwirklicht, wenn höher begabte, mannigfaltige Befähigungen ihre Anstrengungen vereinigen, dabei wie die Maschinen unserer Ausstellung durch eine

starke gemeinsame Kraft getrieben werden: das Bewußtsein der Solidarität". Der Cardinal-Erzbischof Richard von Paris ordnete eigene Gottesdienste für die Ausstellung an (auch zur Verehrung der Dornenkrone, des Kreuznagels und der großen Kreuzpartikel in Notre Dame) und sagt in seinem bezüglichen Hirtenschreiben: „Wir sehen in der Weltausstellung eine Bekundung der Absichten der Vorsehung. Wir stimmen den Eroberungen des Menschengeistes zu, sowie der Einigkeit, welche die wunderbaren Entdeckungen unseres Jahrhunderts unter den Völkern herzustellen beitragen. Aber wir wollen dahin trachten, durch den Glauben und Uebung der christlichen Tugenden, die wohlthuende Einigkeit zu erreichen, welche nur durch die Erfüllung des Wortes des Erlösers hergestellt werden kann: es wird Eine Heerde und Einen Hirten geben. Möchten unsere Gebete zur Verwirklichung des in unserem Fastenhirtenbrief geäußerten Wunsches beitragen: die Weltausstellung möge eine Mahnung für viele Seelen sein, welche die Neu- oder Wißbegierde nach Paris führt und, neben den Wundern der Wissenschaften und der Künste, die nicht minder großen Wunder des Glaubens, der Frömmigkeit und Nächstenliebe finden".

Also bei allen drei sonst so verschiedenen Persönlichkeiten derselbe Grundgedanke: Einigkeit, Aussöhnung der Völker und ihrer einzelnen Schichtungen, Lösung der vielen wirthschaftlichen, sittlichen, socialen Fragen, an denen alle leiden. Es ist jedenfalls hochbedeutsam, daß heutzutage in allen Klassen, in allen Parteien diese Fragen voranstehen, die Meisten einsehen, daß dieselben nicht bloß durch mechanische Veranstaltungen und gesetzliche Einrichtungen zu lösen sind, sondern auch die höheren, sittlichen, religiösen Kräfte nicht entbehrt werden können. Die Glaubensfeinde oder Ungläubigen wollen zwar vom Christenthum nichts wissen, suchen sich aber die christlichen Grundsätze in irgend einer Weise anzueignen, zurecht zu legen, sagen Altruismus, wo wir von Nächstenliebe reden. Die Nothwendigkeit des Friedens, der Eintracht und des eifrigen Zusammenwirkens aller Stände und Völker ist also allgemein anerkannt, außer allem Zweifel.

Wir hatten also gehofft, die Weltausstellung' welche ohne-

dies für Paris und Frankreich von so großer wirthschaftlicher und politischer Wichtigkeit ist, werde auch wirklich den Gottesfrieden der Parteien bringen, welchen dieselben des Gemeinwohles halber versprochen hatten. Dem ist nicht ganz so. Der Parteikampf wird erbitterter als jemals geführt. Haß und Wuth sind auf beiden Seiten so gestiegen, so lichterloh entflammt, daß einem wirklich unheimlich werden könnte. Bis zum Vorabend des Kammerschlusses (12. April) setzten die Nationalisten der Regierung durch Kampfansagen, Streitfragen jeder Art zu, um deren Sturz herbeizuführen. Zuletzt war es ein Angriff, eine Kampfrede Denis Cochins über die allgemeine Politik. Das Ministerium ward in die Enge getrieben, zog sich aber mit einem Sieg glänzend aus der ihm gestellten Falle. Es bediente sich des alten, hier nie versagenden Mittels, das klerikale Gespenst aufsteigen zu lassen, um zu erlangen, daß die Kammer ihm mit 101 Stimmen Uebergewicht ihr Vertrauen aussprach. Bei der ersten Vertrauensabstimmung im November 1899 hatte es das Ministerium Waldeck-Rousseau auf 26 Stimmen Mehrheit gebracht. Mit dem Streit ihrer Interpellationen haben also die Nationalisten nur die Stellung des Ministeriums befestigt, ihm die starke Mehrheit verschafft, nach der es sich Anfangs vergeblich gesehnt hatte. Durch ihren erbitterten Kampf haben die Nationalisten das Ministerium dabei nur noch weiter nach links gedrängt, es gezwungen, sich ganz als kirchenfeindliche Macht zu verhalten.

Es ist ein ganz besonderes Schicksal um diese Republik. Thiers war ihr Abgott, weil er, obwohl von der Rechten zum Präsidenten gewählt, nach links abschwenkte und durchaus als Selbstherrscher, Alleingebieter auftrat. Mac Mahon wurde zum Rücktritt gezwungen, weil er das ihm nach der Verfassung ausdrücklich zustehende Recht der Kammerauflösung übte. Grevy versprach bei seinem Antritt, nur der gehorsame Vollzieher der Beschlüsse der Kammer zu sein, suchte aber dann doch zu widerstehen, als die Kammer ihm wegen des von ihm geduldeten Ordensschachers seines Schwiegersohnes den Stuhl vor die Thüre setzen mußte. Carnot verpflichtete sich wiederum feierlich zum willenlosen Werkzeug der Kammer, setzte sich erst über diese, wie über Gesetz und Recht hinaus, als es galt, mit den

Panamiten auch sich selbst zu retten. Casimir Perier begann damit, die Wahrung seiner Rechte zu betonen, ward dafür durch die Machenschaften seines ersten Ministers Dupuy binnen einigen Monaten zum Rücktritt gezwungen. Felix Faure zeigte nur in einem Punkt eigenen Willen: er widersetzte sich der Revision des Dreyfusprocesses, weil dadurch gewisse unlautere Dinge, welche sich im Kriegs- und Marineministerium zugetragen, an den Tag hätten kommen können. War er doch, als Marineminister, an dem Feldzug in Madagaskar betheiligt, dessen Verantwortung der Kriegsminister Mercier von sich ablenkte, indem er den Antisemiten und Nationalisten den jüdischen Hauptmann Dreyfus zum Opfer brachte.

Als Faure plötzlich starb — durch Mord aus nicht politischen Beweggründen, sagen die Meisten — geschah das Unerhörte, nie für möglich Gehaltene: alle Persönlichkeiten, namentlich auch Meline, welchem man die Präsidentschaft anbot, lehnten ab. Es blieb schließlich nur Loubet, der als Präsident des Senates nicht gut ablehnen konnte und ohne Nebenbuhler gewählt wurde. Durch seine Ablehnung hätte die Lage sehr bedenklich werden müssen. Die Nationalisten waren durch seine Annahme so enttäuscht und erbittert, daß sie ihn bei seiner Ankunft in Paris mit Schmutz und Steinen bewarfen. Sie gedachten jedenfalls, bei einer längeren Erledigung der Präsidentschaft, durch einen Putsch sich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Ihr Versuch, bei der Beerdigung Faures, mit Hülfe des Generals Roget, dies zu thun, war ein deutlicher Fingerzeig Roget war höchst wahrscheinlich im Einverständniß, hat bloß im letzten Augenblick gezaudert, die Sache ist nie aufgeklärt worden. Denn der Ministerpräsident Dupuy ließ Deroulède wegen seines Versuches, Roget von seiner Pflicht abzubringen, bloß wegen Preßvergehen vor das Schwurgericht stellen, wo der Hauptzeuge Roget deßhalb auch nicht verhört werden konnte, die Freisprechung sicher war. Dupuy wußte wohl genau, was die Nationalisten planten, versäumte aber sowohl bei dem Einzug Loubets in Paris als auf der Rennbahn, wo eine Bande nationalistischer Burschen auf einen Schlag die Tribüne des Präsidenten erstürmten und diesen anfielen, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Dupuy spielte mit den Nationalisten unter Einer Decke.

Er brachte dadurch Loubet von Anbeginn in eine schwie
Lage. Und als Loubet sich endlich dieses ihn untergrabe
Ministerpräsidenten entledigt hatte, war die Lage derart,
kein Mensch das Ministerium übernehmen wollte. Nur Wal
Rousseau gab sich schließlich dazu her. Als er jedoch sich e
Mehrheit versichern wollte, lehnten die Anhänger Mel
(Progressisten) ab, zu deren Bildung mitzuhelfen. Sie w
offenbar von den Nationalisten beeinflußt, wollten es mit di
nicht verderben. An die Nationalisten konnte natürlich
weniger gedacht werden, — Conservative, Monarchisten
keine mehr da, indem sie alle Nationalisten geworden. Fol
blieb Waldeck nichts anderes übrig, als die Socialisten in
Mehrheit aufzunehmen. Dies verschaffte den Nationalisten
willkommenen Vorwand, gegen die collektivistische Regie
zu hetzen und zu wühlen. Wäre das Ministerium nich
Stande gekommen, so konnte die Fortdauer der Ministerlos
wiederum die Staatsstreichabsichten der Nationalisten
fördern. Ein Abgeordneter, der Beigetretene d'Estourn
hat denn auch öffentlich bekannt, Waldeck-Rousseau habe
jedenfalls ein Verdienst um das Land erworben, als er i
schwieriger Lage die Geschäfte übernommen habe, tro
gerade die ihm am nächsten stehenden Gruppen (Meline u. f
ihm ihre Mitwirkung versagten.

Die Dreifussache ist von Anbeginn zu einer politi
Frage gemacht worden, wodurch die Partei der Nationa
entstand, in welcher auch die Monarchisten und Katholiken
gegangen sind. Der Papst mahnt seit zehn Jahren fortwäh
die Sache der Kirche von der monarchistischen zu trennen,
Republik beizutreten, um allen Vorwand der Kirchenverfol
wegzuräumen. Die Katholiken aber, welche sich von
Monarchisten ablösten, sind mit diesen zu den Nationa
übergegangen, welche sich freilich auch Republikaner n
aber sich nicht bloß den Sturz Loubets, sondern auch
Umsturz der Verfassung zur Aufgabe gemacht haben.
wollen einen Gewaltstreich mit Hülfe des Heeres, wie Dero
verkündigt und versucht hat, obwohl Aenderung der Verfa
auf gesetzlichem Wege möglich ist. Das Beginnen dieses T
der Katholiken befindet sich also im Widerspruch mit den w

holten Weisungen des hl. Vaters. Deßhalb sind jetzt wiederum weitere eindringlichere Mahnungen erfolgt.

Der neue Bischof von Grenoble, Msgr. Henry, wohnte zu Rom dem Consistorium bei, in welchem seine Ernennung verkündet wurde, ward dann vom Papst empfangen und gibt in seinem ersten Hirtenbrief die Aeußerungen des hl. Vaters. Der Hirtenbrief sagt unter Anderem: „Selbst als Republik kann Frankreich in seinem socialen Leben das christliche Volk sein, wie Gott es will zum Wohle der Welt. Frankreich ist dies heute nicht, wie es dasselbe sein sollte, aber es kann es morgen sein, wenn die die Mehrheit bildenden ehrlichen Leute aller Parteien — überzeugt, daß der Niedergang des Vaterlandes dem Niedergang der religiösen Begriffe unmittelbar folgen muß — sich einigen, um den bedrohten Katholicismus zu vertheidigen. Ich halte dies für möglich. Ich bin sogar sicher, daß man dies erreichen wird, denn von dem gesunden Verstande Frankreichs, dem Triebe der Selbsterhaltung eines lebensfähigen Volkes und der Gnade der Vorsehung, welche dieses Volk zu Großem bestimmt hat, darf man alles hoffen. Wie aber diese nothwendige Sammlung und Eintracht erreichen, wenn die Religion selbst nicht über alle Streitfragen gesetzt wird und man sie in alle Streitigkeiten einbezieht, welche Frankreich spalten? Meine Ansicht ist daher, daß diejenigen, welche die Ehre haben, die Kirche zu vertreten, ihre amtliche Wirksamkeit beeinträchtigen, wenn sie irgendwie Stellung in der Politik ergreifen. *In politischer Hinsicht sollen sie nichts sein, weder Monarchisten noch Republikaner*, sondern nur die treuen, selbstlosen Diener ihres Landes, welche ohne Hintergedanken und mit aufrichtiger Gesinnung sich den bestehenden Ordnungen fügen, und dadurch das Beispiel der Achtung der Staatsgewalten und des Gehorsams der Gesetze geben, sofern diese nicht die höheren Rechte des Gewissens noch die wesentlichen Ordnungen der Kirche verletzen.“ Die Kirche, heißt es weiter, soll über den Parteien stehen, weil sie alle Katholiken des Landes einigen, leiten, belehren und ihrem ewigen Ziele entgegenführen muß. Ihre Sache kann nicht Sache einer Partei, sondern nur des ganzen Landes sein. Die Katholiken sollen suchen, die Wohlgesinnten, die ehrlichen Leute aller Par-

teien für die Sache der Kirche zu gewinnen, indem sie i
seits immer Recht und Gerechtigkeit für alle vertheidigen,
allen Männern guten Willens das Wohl des Vaterlandes
fördern suchen. Der hl. Vater will ausdrücklich, daß die S
der Kirche nicht mit einer andern Sache verkoppelt werde,
dies mit der Dreyfussache thatsächlich der Fall ist.

Auch andere Bischöfe haben wiederholt im Sinne
Papstes gesprochen. So der Erzbischof von Algier, Mfgr. O
früherer Bischof von Dijon:

„Es bedarf nicht der Betonung, daß man Frankreich
liebe, wie man es lieben soll, wenn man nur eine Gr
eine Partei liebt. Es zeugt sowohl von einer beson
Engherzigkeit, als von einer besonderen Hartherzigkeit,
wahre Franzosen nur diejenigen zu bezeichnen, welche so d
wie wir, und von dem gemeinsamen Vaterland diese oder
Gattung Menschen abzuscheiden, welche den geheiligten B
des Vaterlandes mit demselben Rechte und zur selben
treten als wir. Die Liebe zum Vaterland hat nicht das
ausschließlich zu sein, bei uns noch weniger als bei a
denn: entweder hat das Wort katholisch keinen Sinn,
unsere Nächstenliebe muß Alle umfassen. Ebenso schickt e
diejenigen, welche die Aufgabe, uns zu regieren, überno
haben, mit mehr Nachsicht als Leidenschaft zu beurtheilen.
würde besser den Lehren des Heilandes entsprechen, bes
auch gescheidter sein. Denn die Geschichte der letzten fü
Jahre beweist uns, daß die Kirche Frankreichs mehr
ihre leidenschaftlichen Freunde, als ihre Feinde gelitten

Die Gemeindewahlen (vom 6. und 13. Mai)
zur Entscheidung führen: Dreyfus oder Frankreich hei
Losung. So schrieben alle nationalistischen Blätter, w
holten alle Redner der Partei, verkündeten alle nationali
Candidaten in ihren Wahlaufrufen. In Paris, wo die
bewegung besonders lebhaft war, gingen Drohungen, S
ungen, Anklagen und Verleumdungen gegen den Präsi
und die Regierung in's Ungemessene. In demselben
welches seiner Zeit auch Boulanger zugefallen war, siegt
Nationalisten, wogegen in der Provinz die Republikaner,
fusler — die nationalistischen Candidaten bezeichneten sich

drücklich: Anti-Dreyfusards — die Oberhand behielten, oder doch ihre Stellungen behaupteten. Ganz besonders aber haben die Socialisten Fortschritte gemacht, eine ganze Anzahl Gemeinderäthe erobert. In Angoulême, bisher der faule Burgflecken Deroulèdes wurden die Nationalisten weggefegt.

Die Beweglichkeit der Pariser Bevölkerung hat alle Revolutionen hervorgerufen, dieselben stets den Provinzen aufgezwungen, wenn diese sich zu widersetzen versuchten. Mußte nicht die erste, die „große" Revolution, fast im ganzen Lande mit Waffengewalt durchgeführt werden, da selbst Großstädte wie Lyon heldenmüthig dagegen kämpften? Die nationalistischen Blätter und Redner verkündeten denn auch schon vor dem Wahltag, die Wahlen in Paris hätten eine ganz andere Tragweite als in der Provinz. Der Sieg der Nationalisten treffe die gesammte Regierung, schlage Loubet auf's Haupt, ziehe unaufhaltsam den Sturz des Präsidenten nach sich. Man wird gestehen, daß sich die Nationalisten damit vollständig auf den Boden der Revolution stellen, den letzten Faden abschneiden, der sie noch mit den conservativen Grundsätzen verbunden hielt. Nach den Wahlen forderten ihre Blätter denn auch Loubet und seine Minister auf, den Bündel zu schnüren; die Pariser Gemeindewahlen hätten sie abgethan, ihnen den Stuhl vor die Thüre gesetzt.

Die Nationalisten ziehen aber noch andere Folgerungen aus diesen Gemeindewahlen. So der „Gaulois": „Die halbamtlichen Blätter haben Recht; die Gemäßigten sind so ziemlich abgethan, die Socialisten gefährlichster Gattung ersetzen sie in den Gemeinderäthen der Provinzen. Der Kampf ist daher jetzt zwischen den Nationalisten, der thätigsten Gruppe der Gegenseite, und den Collektivisten, welche an der Spitze der regierenden Vereinigung stehen. Die Lage ist sehr klar. Jeder weiß nun, wohin uns die Einen wie die Andern führen wollen."

Am selben Tage (16. Mai) schrieb seinerseits der „Soleil": „Der Ausfall der Gemeindewahlen scheint zu zeigen, daß das gesammte politische Leben Frankreichs sich in zwei gleichlaufenden Strömen vereinigen wird: dem Socialismus und Nationalismus."

Nun stehen wir aber vor der Thatsache, daß die Nationalisten durchaus keine einheitliche Partei, sondern eine sehr bunt zusammengewürfelte Menge ohne inneren Zusammenhang bilden.

Unter den 51, nach andern 48 Mitgliedern des Gemeinderat welche unter dem nationalistischen Deckblatt gewählt wur befinden sich: 10 Conservative, also Monarchisten, 8 gemäß Republikaner, 22 einfache Nationalisten, 5 Radikalsociali 4 Socialisten. Also, mit Ausnahme der Conservativen, selben Parteien, wie auf Seite der Gegner. Die einfa Nationalisten gehörten ursprünglich allen möglichen Part an, mit denen sie auch noch Beziehungen pflegen, oder aber sind blinde Anhänger Deroulède's. Die Blätter stellen ü haupt verschiedene Eintheilungen auf, lassen dieselben Na bald in dieser, bald in jener Gruppe erscheinen. Meh dieser Nationalisten haben sich auch den beiden gegneri Gruppen, den 12 Radikalsocialisten und 20 Socialisten geschlossen. Und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß noch we solche Verschiebungen stattfinden. Denn Socialisten bl Socialisten, Radikalsocialisten bleiben Radikalsocialisten, wenn sie, um ihre Wahl zu fördern, das nationalistische blatt angenommen haben. Dabei finden sich eine zie Zahl Freimaurer unter den Nationalisten des Gemeinder während doch die Nationalisten sich die Bekämpfung der maurerei zur besonderen Aufgabe gestellt haben, und sich rü durch die jetzigen Wahlen die Freimaurerei aus dem Rat vertrieben zu haben!

Die Pariser Gemeindewahlen sind daher alles Ande ein Sieg der conservativen, kirchlichen Sache. Ganz im theil haben dadurch die Conservativen all ihren festen aufgegeben, um sich in den Dienst anderer Parteien zu Für die Wiedereinführung der Schwestern in die Krankena sind kaum 30 Stimmen im neuen Gemeinderath. dürften sie auf den Cäsarismus bauen, welcher ja Grundlage des Nationalistenthums von Deroulède vo Staatsgerichtshof verkündet worden ist. Aber der Cäsa die Selbstherrlichkeit und schrankenlose Macht der Köni doch der Kirche wohl eben so viel, wenn nicht noch mehr, ge als der Parlamentarismus mit seiner tollen Parteiherrs

In ihrer ersten Versammlung haben die nationali Mitglieder des Gemeinderathes sich denn auch nicht mit den städtischen Angelegenheiten beschäftigt, für wel

gewählt sind. Der bisherige Gemeinderath hat die Aus-
ungemein gesteigert, ungeheuere Summen als Parteimache
geben, verschleudert, um die Kirche und ihre Anstalten
Wirksamkeit zu bekämpfen. Dagegen beschäftigte sich diese
mmlung nur mit Plänen zur Bekämpfung der Regierung.
zlich der Weltausstellung hatte der alte Gemeinderath ein
im Rathhaus zu Ehren Loubets veranstaltet, an dem 4000
nen theilnahmen und das 120 000 Fr. kostete. Es wurde
ossen, den Antrag zu stellen, eine gleiche Summe unter
rmen zu vertheilen. Dann soll der Gemeinderath seine
iche für den Erfolg der Weltausstellung ausdrücken, der
rung aber die Verantwortung für deren verfrühte Er-
ng überlassen. Die Mitglieder, welche der Patriotenliga
dem „Vaterländischen Bund" angehören, bedeuteten, sie
en keinesfalls in den Vorstand des Gemeinderathes ein-
, folglich eine desfallsige Wahl ablehnen, denn sie wollten
Berührung mit der „Dreyfus-Regierung" vermeiden. Aber
nem Falle dürften andere als entschieden dreyfusfeindliche
lieder in den Vorstand gewählt werden. Der Nationalist
nval erklärte sich bereit, die Wahl zum Präsidenten des
inderathes anzunehmen, er wolle auch, mit dem Vorstand,
blichen Besuch beim Präsidenten der Republik abstatten,
aber keinen Fuß mehr in dessen Palast setzen. Man möge
Vicepräsidenten wählen, um den Gemeinderath zu ver-
, wenn es sich um eine Berührung mit der Regierung
. Dann soll auch beantragt werden, dem Oberstleutnant
hand zu Ehren ein Fest im Rathhaus zu veranstalten.
Marchand hat mit einer kleinen Truppe den Zug vom
sischen Congo quer durch Afrika nach Faschoda gemacht,
nach den Briefen seiner Soldaten, jeden Träger, welcher
gehorchen oder fliehen wollte, kurzweg erschießen lassen,
aupt viele Grausamkeiten verübt. Die Nationalisten hatten
ht, sich seiner zu bemächtigen, um ihn zu ihren politischen
en zu gebrauchen. Einer ihrer Führer, Thiébaud, der
ber und führende Geist des Boulangismus, reiste ihm
Dschibuti entgegen. Die Nationalisten wollten Marchand
Siegeseinzug bereiten, der natürlich zu einer empörerischen
gebung gegen die Regierung geworden wäre. Dieselbe

wäre auch eine gegen England geschleuderte Herausford
gewesen, weil dieses die Räumung Faschodas durch seine
ungen erzwungen hatte. Frankreich mußte nachgeben s
wegen der Weltausstellung, als auch weil seine Flotte
Zeit zu ihrer Ausrüstung bedurft hätte. Die Regierung
hinderte all diese Kundgebungen, ganz wie einst der G
Dodds unter der Präsidentschaft Carnots sich zu Paris
in Uniform zeigen, überhaupt nicht amtlich auftreten d
nachdem er, trotz aller Ungeschicklichkeit, Dahome erobert
Zu Marseille war er so überschwänglich als Sieger in der
Stadt gefeiert worden, als wenn er Elsaß-Lothringen e
hätte, so daß der Regierung Angst wurde. Trotzdem die
Regierung wahrhaft nicht schuld an dem Rückzug von Fa
ist, wird sie deßhalb von den Nationalisten des Verrath
Vaterland bezichtigt und in jeder Weise verlästert. Da
im Rathhaus ist also eine der Regierung zugeschleuderte H
forderung.

Mit dem Obersten de Villebois-Mareuil, welcher
Buren gegangen war, hatten die Nationalisten ähnliche Ab
deßhalb seine Heldenthaten übermäßig ausgemalt und ausp
Jedoch der Oberst ist gefallen, hat sogar den Nationalist
Herzeleid angethan, letztwillig zu bestimmen, dort begra
werden, wo er gefallen. Nichtsdestoweniger paukten
mit ihm, ließen feierliche Todtenämter halten als Kundge
gegen die Regierung. Dabei hatte sich der Oberst in S
und Briefen sehr scharf über gewisse, von den Natio
vergötterte Generale ausgesprochen, ihrethalben den
aufgegeben, als er vor der Ernennung zum General
Die Nationalisten des Gemeinderathes wollen nun seinen
der Straße geben, welche vom vorigen Gemeindera
Namen des Vicepräsidenten des Senates, Scheurer
erhalten hatte. Denn dieser ist ein Dreyfusler, hat si
eifrig für die Revision des über Dreyfus gefällten
bemüht. Also Kampf, nur Kampf gegen die Regierung,
mit allen Mitteln bis aufs Messer. Doch hat Deroul
Abordnung der Nationalisten des Gemeinderathes aus
aufgegeben, während der Weltausstellung Frieden zu

In der am 22. Mai zusammentretenden Kamm

ſt die von den Nationaliſten Millevoye und Denis ein=
achte Interpellation über die allgemeine Politik erörtert
den. Sogar eine Interpellation iſt eingebracht, warum die
ierung dem früheren Abgeordneten Reinach keine Wider=
ng angedeihen ließ, als derſelbe öffentlich verkündete, nach
Weltausſtellung werde der Dreyfuskampf wieder beginnen.
Indeſſen iſt vorauszuſehen, daß die Kammermehrheit für
Regierung eintreten wird,[1]) wie bei allen von den Natio=
ſten geſtellten Streitfragen. Ueberhaupt findet ſich wohl weder
er Kammer noch im Senat eine Mehrheit für die Amneſtie,
h welche alle in dieſem Kampfe begangenen Verbrechen
gt werden ſollten.

Die Nationaliſten verkünden jeden Tag, ſofort nach der
tausſtellung würden ſie die Regierung ſtürzen, ſelbſt durch
walt, Empörung und mit Hülfe des Heeres. Nach Allem,
vorliegt, muß damit gerechnet werden, daß etwa das
r oder doch die nöthigen Generale ſich dazu hergeben dürften.
Die vielfach herrſchende Unzufriedenheit trägt mächtig zu
Fortſchritten der Nationaliſten bei. Die Urſachen der Un=
iedenheit ſind mannigfaltig, meiſt auf die von Regierung
Parteien, auch der Conſervativen begangenen Fehler und
eſchicklichkeiten zurückzuführen. Der wirthſchaftliche Rück=
oder doch Stillſtand gehört dazu. Niemals hat Frankreich
ere wirthſchaftliche Fortſchritte gemacht, als von 1850 bis
), wo ſein Außenhandel um 235 vom Hundert ſtieg, wo=
n England nur um 200 vom Hundert auſſtieg. Freilich
rte damals das Kaiſerreich mit feſter Hand, hielt das
eigetriebe nieder, ſchloß eigenmächtig die Handelsverträge,
rte Bahnbau in großem Maßſtabe. Von 1880 bis 1899
iſt der Außenhandel von 8259 auf 7886 Millionen
len.

Daraus ließe ſich ſchließen, daß das Kaiſerreich, trotz ſeiner
ge, die dem Wohl Frankreichs angemeſſenſte Regierung ſei.
der That iſt der Cäſarismus ungemein gewachſen, er iſt

[1]) Die Regierung erhielt jedoch bei der Abſtimmung nur die ſchwache Majorität von 271 Stimmen, während 226 Stimmen gegen das Kabinet und deſſen Programm ſich erhoben. A. d. R.

der Urboden, der leitende Faden des Nationalismus, das Gemeinsame, wodurch die in denselben gepferchten Unzufriedenen zusammengehalten werden. Ludwig XIV., der Frankreich sein dauerndes Gepräge aufgedrückt, und Napoleon I. haben die Franzosen zu Cäsaristen gemacht. Selbst unter der Herrschaft des Parlamentarismus sind Thiers und Gambetta, welche am eigenmächtigsten, rücksichtslosesten vorgingen, am meisten verehrt worden. Dann ist es die auswärtige, die Kriegsfrage. Das Nationalistenthum ist durch den Revisionsproceß zusammengeknotet worden. Seine Grundlage, sein Daseinsrecht besteht in der als unverbrüchlicher Glaubenssatz hingestellten Schuld des Dreyfus. Deßhalb beschwören die Nationalisten jeden Tag diesen Glaubenssatz, um die Behauptung zu stützen, Dreyfus sei das Werkzeug einer internationalen Verschwörung gegen Frankreich gewesen, daher übe die Regierung, welche ihn begnadigt, ebenfalls Verrath.

Der Rachekrieg ist überhaupt bei fast allen Franzosen der wenn auch oft tief schlummernde Grundgedanke aller auswärtigen Politik. Hat nicht der Präsident der Kammer, Deschanel, bei seiner Aufnahme in die Akademie seinen Vorgänger im akademischen Sessel, Eduard Hervé, gepriesen, weil er stets den Satz verfochten habe, die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens müsse der Angelpunkt aller französischen Politik bleiben. Bald darauf wiederholte Deschanel denselben Satz vor seinen Wählern, indem er betonte, Frankreich könne hoffen, es habe einen muthigen, treuen Verbündeten, die besten Geschütze und Waffen, das bestgeschulteste Heer mit überlegenen Führern, folglich! Und bei einer Interpellation über den südafrikanischen Krieg versicherte der auswärtige Minister Delcassé: „Frankreich ist noch immer die edelmüthige Nation, welche von der Welt gekannt, bewundert, manchmal im Stich gelassen wurde. Nach so schweren Erfahrungen, so tiefgehenden Aenderungen des europäischen Gleichgewichtes, kann Frankreich nicht zugeben, daß seine Verpflichtungen gegen die Welt es die Pflichten gegen sich selbst vergessen lassen." Jedermann verstand sofort. Und dabei wird Delcassé von den Nationalisten tagtäglich als Verräther gebrandmarkt, der Frankreich dem Ausland ausliefere. Die Behauptung, die Regierung verachte Frankreich, ist schon so oft und bestimmt

wiederholt worden, daß die große Mehrheit, selbst die Gebildeten, fest daran glauben, deßhalb in den Ruf „à bas Loubet" einstimmen, zum Sturz der Regierung und Verfassung bereit sind. Sie sehen solches als unabwendbare Nothwendigkeit, als vaterländische Pflicht an. Ein Hauptblatt der Nationalisten, der „Gaulois", weist selbst nach, daß Loubet religiöser ist als all seine Vorgänger, Mac Mahon etwa ausgenommen, seine Kinder sehr religiös erzieht; seine Familie sei sehr religiös, der Priester werde mit Achtung im Elysee empfangen, sein Wort ehrerbietig aufgenommen. Und gerade diesen Präsidenten verfolgen die Nationalisten, welche sich dabei als Vertheidiger der Kirche ausgeben, mit der grimmigsten Feindschaft und Bosheit, häufen allen Schmutz und Unrath auf ihn, bedeuten ihm jeden Tag, daß sie ihn gar nicht als Präsidenten, sondern als Eindringling betrachten, der nächstens weichen müsse! Der nothdürftigste Schutz ist dem Präsidenten und den Ministern versagt. Die Geschwornen sprechen grundsätzlich alle Ehrenkränkungen und Verleumdungen frei, so ungeheuerlich sie auch sein mögen. Und die Nationalisten, welche das Volk erneuern, Sittlichkeit und Ordnung heben und zu befestigen vorgeben, machen sich diesen Umstand zu nutze, begehen die schlimmsten Zügellosigkeiten in ihren Blättern und Versammlungen!

Anmerkung der Redaktion. Wie schon einmal zu diesen Berichten bemerkt worden ist, kann man über die Dreyfusfrage verschiedener Meinung sein.

LXXXIV.

Ein neues Werk über kirchliche Diplomatie.[1]

Den Vertretern des kirchlichen Rechtes, wie auch denen der Kirchengeschichte glauben wir einen Dienst zu erweisen, wenn wir obiges Werk in dieser Zeitschrift zur Anzeige bringen. An Lehrbüchern des Völkerrechts ist in unseren Tagen, wo die stets fortschreitende Entwicklung der Verkehrsmittel die Völker einander näher bringt und ihre Beziehungen verstärkt, nachgerade kein Mangel. Deutschland und namentlich Frankreich sind in diesem Zweig der Literatur reich gesegnet. In Italien hat die Stellung des neuen Reiches zum apostolischen Stuhle zur Behandlung dieses Zweigs der Rechtswissenschaft geführt. Leider ist die Thatsache zu beklagen, daß die Italiener unter dem Banne falscher Staatsideen und in Deutschland nichtkatholische Gelehrte unter dem Druck religiöser Voreingenommenheit da, wo sie über die Kirche, ihr Oberhaupt und dessen völkerrechtliche und internationale Stellung handeln, nicht selten eine Reihe von Irrthümern aufgestellt, welche einer Widerlegung bedürfen, wenn anders großer Schaden von der Kirche ferngehalten werden soll. Dieser Aufgabe hat Msgr.

---

1) Lezioni di diplomazia ecclesiastica dettate nella pontificia accademia dei nobili ecclesiastici da Monsignor Adolfo Giobbio, dottore in filosofia, s. teologia ed ambo le leggi e professore di diritto pubblico ecclesiastico nel pontificio seminario romano. Roma. Tipografia vaticana 1899. (Deposito generale presso la libreria pontificia di F. Pustet) 8°. X. 570 pag. M. 5,60. Zu beziehen durch Pustet in Regensburg.

Giobbio sich mit regem Eifer und durchschlagendem Erfolg unterzogen.

Er leistet aber weit mehr. Wir empfangen hier den ersten Theil eines Werkes, welches die Lehre von der kirchlichen Diplomatie erschöpfend behandelt, und damit eine Lücke ausfüllt, die bisher nicht bloß von den angehenden kirchlichen Diplomaten, sondern von allen, welche das Verhältniß von Kirche und Staat beobachten, beklagt wurde. Die Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, welche der rechtskundige Verfasser in der Accademia ecclesiastica in Rom, der eigentlichen Pflanzschule der kirchlichen Diplomaten, gehalten hat. An diesen Ursprung erinnert die Form, die der Verfasser seiner Arbeit gegeben hat. Er weiß seine Ansicht in klaren knappen Sätzen niederzulegen, welche dann mit Schärfe erläutert und mit Thatsachen der Geschichte belegt werden. Fleißig benützt wurden die klassischen Lehrschreiben Leo's XIII, in welchen dem modernen Liberalismus gegenüber, insbesondere aber im Gegensatz zu den vielen Irrthümern, mit denen italienische Rechtslehrer die Souveränität des Papstes zu bekämpfen sich bemühen, die katholische Lehre ihren Ausdruck gewinnt. Die hier einschlagende lateinische, italienische und französische Literatur ist dem Verfasser wohl bekannt. In Rom entstanden, mußte die Arbeit selbstverständlich italienischen Geistesrichtungen besondere Beachtung schenken. Die deutsche Literatur kennt der Verfasser nur aus italienischen, vorwiegend aber aus französischen Uebertragungen, wie die Werke von Hergenröther, Hefter und Bluntschli. Als Entschuldigungsgrund für dieses Verfahren wollen wir ihm die Thatsache zubilligen, daß das Französische nach wie vor die Sprache ist, deren die Diplomatie mit Vorliebe sich bedient.

Das Werk ist auf breiter Grundlage aufgebaut. Es behandelt die Diplomatie als Wissenschaft und als Kunst. Als Wissenschaft ist die kirchliche Diplomatie die Kenntniß jener Grundsätze, nach welchen die Beziehungen zwischen der Kirche und den Staaten sich regeln. Als Kunst bedeutet sie die Tüchtigkeit, die Beziehungen zwischen Kirche und Staat in der Praxis zum Heile der beiden großen Körperschaften zu ordnen. Zunächst behandelt Giobbio die kirchliche Diplomatie als Wissen=

schaft, als welche sie sich befaßt mit dem Träger, dem Gegenstand und dem Ziele derselben. Der vorliegende erste Band ist ausschließlich dem Subjekt der kirchlichen Diplomatie gewidmet und enthält neun Kapitel: 1. Die Kirche ist die Person (das Rechtssubjekt) der internationalen Gesellschaft. 2. Das Subjekt der höchsten kirchlichen Gewalt. 3. Das Gesandtschaftsrecht des Papstes. 4. Das diplomatische Personal. 5. Charakter der diplomatischen Agenten. 6. Genauere Bestimmungen dieses Charakters. 7. Nothwendige Eigenschaften der Diplomaten. 8. Privilegien. 9. Ceremoniell. 10. Beendigung der diplomatischen Sendungen. Wie man sofort erkennt, hat man es hier mit einem weiten Feld wissenschaftlicher Untersuchungen zu thun, die sich auf eine lange Reihe sehr bedeutender, sogar empfindlicher Fragen erstrecken und von vornherein den Gedanken ausschließen, als genüge der sogenannte gesunde Menschenverstand, oder besonders entwickelte Zungenfertigkeit, oder rein äußerer gesellschaftlicher Schliff, um den gewichtigen Pflichten, welche mit der Stellung eines kirchlichen Diplomaten verbunden sind, allseitig zu genügen.

Aus der Abtheilung „Nozioni preliminari“, in welcher der Begriff und Zweck der Diplomatie überhaupt, und die der kirchlichen Diplomatie insbesondere erörtert werden, heben wir die beiden gewichtigen Thesen hervor: 1. Die kirchliche Diplomatie ist nicht, wie man angenommen hat, etwas Zufälliges und Aeußerliches für die Kirche. 2. Das diplomatische Recht steht dem Papst zu, ganz unabhängig von dem Besitz seiner weltlichen Gewalt. Der Beweis für diese Thesen wird aus der Natur und dem Zwecke der Kirche geführt als der vom Sohne Gottes unmittelbar gestifteten religiösen Gesellschaft, welche die vom Begriff einer vollkommenen Gesellschaft geforderten Merkmale in ihrer höchsten Entwicklung verwirklicht (12—13). In der thatsächlichen Anwendung ihres diplomatischen Rechts mag die Kirche sich Schranken ziehen. Das Recht selbst zur Regelung ihrer Beziehungen zu andern vollkommenen Gesellschaften kann ihr nie verloren gehen und ebenso wenig kann sie auf dasselbe Verzicht leisten, ohne sich selbst aufzugeben, was unmöglich ist.

Ein organisches Ganze bilden die beiden ersten Kapitel

über die Kirche als juristische Persönlichkeit im Völkerrechte und den Träger der höchsten Kirchengewalt, den Papst. Der Satz „Wenn die Kirche eine wahre juristische Persönlichkeit im internationalen Rechte besitzt, dann muß ihr auch die Eigenschaft eines Staates zukommen“ (28) mag nach den Erläuterungen Giobbio's passiren. Um Angriffe zu vermeiden, hätte man sich statt „Staat“ Gesellschaft oder Reich gewünscht. Die Kirche ist souveräne Gesellschaft. Als „souveräner Staat“ wurde die Kirche von Leo XIII. nie bezeichnet. Den Beweis führt der Verfasser aus der Natur einer solchen, sodann durch eingehende Widerlegung des Regalismus und Liberalismus in seinen verschiedenen Schattirungen (37—62), von denen jener die Ausübung der Kirchengewalt hemmt, dieser dieselbe in ihrer Natur angreift. Was Febronius anlangt, so hat nicht Clemens XI. (40), sondern Clemens XIII. dessen System verworfen.

Von weittragender Bedeutung gerade für unsere Zeit erscheint das sehr gediegene Kapitel über den Träger der höchsten Kirchengewalt. Oberster Vorsteher der zum Heil aller Völker von Christus ausschließlich eingerichteten geistlichen Gesellschaft, besitzt der Papst eine wahre geistliche und eine wahre zeitliche Souveränität, die beide vom italienischen Garantiegesetz unabhängig sind und auch nach der Besitzergreifung Roms durch den König von Italien gemäß der Natur der Kirche vollkommen zu Recht bestehen. Den italienischen Staatsjuristen gegenüber, unter denen Scaduto hervorragt, wird diese Auffassung durchaus im Sinne der Lehrschreiben Leo's XIII. begründet (98—121). Die päpstliche Souveränität ist keine „graziosa concessione“ des Königreichs Italien. Durch die widerrechtliche Einnahme Roms konnte sie unmöglich verloren gehen, thatsächlich übt der Papst sie auch in rein weltlichen Fragen durch die für den Bereich des Vatikans von ihm geschaffenen Gerichte. Mit Recht wird auch an die Capitulation vom 20. September 1870 erinnert, gemäß welcher die Leonina dem Papst verbleiben sollte. Eine Veränderung wurde nur durch die Thatsache herbeigeführt, daß Pius IX. die italienische Regierung ersuchen ließ, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wie Oesterreich Bosnien und die Herzegowina verwaltet, so

hat das Königreich Italien bis zur Stunde lediglich in der Leonina die Verwaltung eines dem Papst zugehörenden Gebietes.

Zu den Attributen der päpstlichen Souveränität übergehend, behandelt Giobbio die Extraterritorialität und Unverletzlichkeit des Papstes und dann in einem Nachtrag die „Verantwortlichkeit und Unverantwortlichkeit des Papstes in Fragen des internationalen Rechtes". Daraus folgt aber durchaus nicht, „daß der Papst die öffentliche Ordnung antasten oder stören könne, und daß sich die Nothwendigkeit ergebe, gegen Uebergriffe des theokratischen Regiments sich im Voraus zu schützen. Denn sicher ist, daß der Papst als oberster Dolmetsch des göttlichen Rechts sich nie zur Billigung oder Bestätigung dessen herbeilassen kann, was gegen Gott, seine Kirche und das wahre und wirkliche Wohl der menschlichen Gesellschaft streitet, und sobald er eine Verletzung der Gerechtigkeit erblickt, wird er stets Verwahrung einlegen" (155). Wie mit diesem in der höchsten Souveränität des Papstes begründeten Privileg die Verantwortlichkeit der Nuntien zu vereinbaren sei, wird ausführlich begründet.

In medias res führt uns das dritte Kapitel mit der Abhandlung über das dem Papst in seiner doppelten Eigenschaft als geistlicher und als weltlicher Souverän zustehende aktive und passive *Gesandtschaftsrecht*. Der Lage der Verhältnisse entsprechend wird auch mit Recht das Zeugniß der Geschichte angerufen und aus der berühmten Antwort Pius VI. an die drei rheinischen Kurfürsten längere Stellen zum Abdruck gebracht. Aber gerade hier geben wir unserem Bedauern darüber Ausdruck, daß dem Verfasser die neueste deutsche Literatur entgangen ist, zumal da die betreffenden Werke aus den unverfälschten Quellen des apostolischen Stuhles geschöpft wurden. Sowohl Pieper's Schriften „Zur Entstehungsgeschichte der Nuntiaturen",[1]) wie auch die Nuntiaturberichte von Bonomi und Mirto Frangipani, welche Msgr. Ehses in Rom, wie die des Nuntius Gropper, welche Schwarz im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegeben hat, hätten wenigstens erwähnt werden dürfen.[2])

1) Vgl. diese Zeitschrift 113 (1894) 588 ff.

2) Vgl. diese Zeitschrift 124 (1899), 577 ff., 807 ff.

Das Studium der hier mitgetheilten Aktenstücke von unvergänglichem Werthe kann den angehenden Diplomaten der Accademia ecclesiastica in Rom nicht dringend genug empfohlen werden. Sie mögen daraus lernen, mit welcher Treue und Hingabe an die höchsten Interessen der Religion und des heiligen Stuhles, mit welchem Eifer und welcher Unverdrossenheit die Nuntien der Päpste des 16. Jahrhunderts unter Verhältnissen gearbeitet haben, welche geeignet schienen, den rein natürlichen Menschen eher mit Verzweiflung, denn mit Hoffnung zu erfüllen. Mit Vorliebe bezieht der Verfasser sich auf die bei Hübner, Sixtus V., abgedruckte große Instruktion des Papstes für die Nuntien, 247.

Aber gerade in den angezogenen Nuntiaturberichten haben Sixtus' V. Anweisungen ihre treueste Verkörperung empfangen. Und wenn Giobbio die heute noch für die diplomatischen Agenten des Papstes bestehende Verpflichtung genauer Berichterstattungen an den Staatssekretär betont (414), dann dürfen auch nach dieser Richtung jene vom historischen Institut der Görres-Gesellschaft in Rom an's Licht geförderten Nuntiaturberichte für die heutigen Diplomaten von weitem Belang sein.

Einige Kapitel mit vielen kostbaren Notizen, die man sonst vergebens sucht, handeln über den Cardinalstaatssekretär und die ihm unterstehende Congregation der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten. Nach einigen Bemerkungen über die geschichtliche Entwicklung des Staatssekretariats und die heutigen Befugnisse und Pflichten der Inhaber dieses hohen Postens führt Giobbio uns als Muster eines päpstlichen Staatssekretärs den Cardinal Ercole Consalvi vor. „Der Hauptfehler bei einem Diplomaten", bemerkte Consalvi zu Leo XII., „besteht darin, zu viel zu antworten. Zum Glück habe ich in meiner langgefristeten Verwaltung des Staatssekretariats den vorzüglichen Grundsatz beobachtet, wenig und gut zu schreiben, und ich darf die Versicherung ertheilen, daß ich diesem Grundsatz meine hauptsächlichsten Erfolge verdanke" (253). All right. Die Bemerkung Consalvi's bezieht sich auf die Beobachtung einer Form. Der tiefste Grund für die Erfolge der päpstlichen Diplomatie liegt in der Thatsache, daß sie in aller Aufrichtigkeit die Grundsätze des Rechtes und der Gerechtigkeit in dem nämlichen Maße vertritt, wie die des

Friedens und des Wohlwollens. Einen päpstlichen Gesandten, welcher sich an die Instruktionen seines hohen Auftraggebers hält, wird nie der Vorwurf treffen: die Diplomaten hat er angelogen. Ihre praktische Schulung erhalten die angehenden päpstlichen Diplomaten in der Congregation der außerordentlichen Angelegenheiten, deren Geschichte, Zusammensetzung, Geschäftsgang und Zuständigkeit von Giobbio dargelegt werden. Die Bedeutung der hier zur Behandlung gelangenden Fragen von weittragender öffentlich-rechtlicher Natur haben ihr den ehrenvollen Beinamen „Der große Rath der Kirche" eingetragen (257).

Sodann geht der Verfasser über zu den Nuntien. Die Literatur über die deutschen Nuntiaturstreitigkeiten ist bekannt. Der gegenwärtige Generalvikar Stigloher in München hat über diese Frage eine auch heute noch lesenswerthe Schrift verfaßt. Giobbio dehnt seine Untersuchungen über Deutschland hinaus auf die Nuntiaturen von Frankreich, Spanien, Portugal, Brüssel, Savoyen, Venedig, Polen und Rußland. Die spanische Nuntiatur bietet ihm Gelegenheit zu einem Excurs über Entstehung, Geschichte und den heutigen Rechtskreis des vom Nuntius geleiteten Gerichtshofes der spanischen Rota in Madrid. „Der Nuntius", schreibt Giobbio, „übt direkte geistliche Gewalt über die Gläubigen aus durch die bei der Nuntiatur bestehende Rota, welche in kirchlichen Dingen Recht spricht. Allerdings empfangen die Mitglieder dieses Gerichtshofes ihre Besoldung von der Regierung und ebenfalls, nach eingeholter Bestätigung des Papstes, ihre Ernennung von derselben. Aber ihre Richtergewalt und ihr Geschäftskreis wird ihnen ausschließlich durch den Nuntius zugetheilt, den auch die spanische Regierung als Präsident dieses Gerichtshofes anerkennt" (290).

Dem Verfasser, der sich sonst mit der französischen Literatur innig vertraut zeigt, ist bei der Behandlung der französischen Nuntiatur die Thatsache entgangen, daß mit Msgr. Dugnani die Zahl der diplomatischen Vertreter Roms in Frankreich noch lange nicht abgeschlossen war. Während der Revolution war Pius VI. in Frankreich vertreten durch Msgr. De Salamon, dessen Mémoires, wie auch seine Correspondance secrète avec le Cardinal de Zelada (1791—1792) ausführliche Besprechungen

in dieser Zeitschrift empfangen haben.[1]) Giobbio's Mittheilungen über die Nuntiaturen in Irland und England bedürfen ebenfalls nicht geringer Ergänzungen. Der verdienstvolle Vorgänger Rinuccini's, der Oratorianer Francesco Scarampi, durfte nicht übergangen werden.[2]) Und was England betrifft, so wirkte als letzter Nuntius der Mailänder Msgr. Ferdinando D'Adda während der kurzen Regierung Jakob's II. (1685 bis 1688).[3]) Und noch beinahe hundert Jahre später hat Pius VI. von 1793 bis 1801 am Hofe Georg's III. einen Prälaten als Stellvertreter, der allerdings zufolge der gegen die Katholiken bestehenden Strafgesetze offenkundig sich den Titel eines Nuntius nicht beilegen durfte, der aber beim König in hohem Ansehen stand und in seinen Denkwürdigkeiten sehr genau die der Kirche geleisteten Dienste schildert, die ich seiner Zeit in dieser Zeitschrift im Einzelnen den Lesern vorgelegt habe.[4]) Dieser päpstliche Diplomat am englischen Hofe war der Schotte Msgr. Erskine, der 1811 als schwarzer Cardinal in Paris aus dem Leben schied.

Was das dem Nuntius beigegebene Personal der Uditoren und Sekretäre betrifft, ferner ihren Bildungsgang, die Prüfungen, welche sie zu bestehen haben und die Pflichten, die ihnen obliegen, so verweisen wir auf Giobbio selbst (335—341). Weiterhin behandelt er die Stellung des beim heiligen Stuhl beglaubigten diplomatischen Corps, wobei es zu scharfen Auseinandersetzungen mit den italienischen Staatskanonisten kommt, welche in dem durch das Garantiegesetz demselben gewährten Schutz lediglich eine jederzeit widerrufliche Gunstbezeugung finden wollen. Dieser Willkür gegenüber erbringt Giobbio den Beweis, daß das Garantiegesetz, ganz abgesehen von jedweder Gesetzgebung, ein beim heiligen Stuhl beglaubigtes diplomatisches Corps voraussetzt, daß dessen Mitglieder der italienischen Regierung gegenüber wie „Diplomaten eines dritten

1) Vgl. 107 (1891), 57 ff. und 123 (1899) 788 ff.

2) A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland. Mainz 1890. II, 406.

3) A. a. O. II. 573.

4) Vgl. 107 (1891), 859 ff.

Staates, die bei einem andern dritten Staate beglaubigt sind", stehen, und daß der italienischen Regierung die Verbindlichkeit obliegt, den beim hl. Vater beglaubigten Diplomaten die nämlichen Privilegien zuzuerkennen, welche die bei ihr stehenden fremden Gesandten genießen.

Nachdem der Verfasser die „rechtliche Stellung der Vertreter des Papstes bei fremden Mächten" erörtert und auf Grund des mit den Irrthümmern des Siglo futuro befaßten Briefes des Cardinalstaatssekretärs Jacobini vom 13. April 1885 dargethan hat, daß die diplomatischen Agenten des Papstes nicht bloß diplomatischen Charakter besitzen, sondern auch mit einer wirklichen geistlichen Jurisdiktion ausgerüstet sind, werden ihre verschiedenen Instruktionen besprochen und dann in einem der wichtigsten Kapitel des ganzen Buches die Eigenschaften der Diplomaten des heiligen Stuhles erörtert. Die Praxis in der Abwicklung der Geschäfte lassen wir bei Seite und möchten nur betonen, daß jeder Nuntius, da er auf die Informationen ihm mehr oder weniger fremder Leute angewiesen ist, vor Allem streben solle, aus durchaus reinen und zuverlässigen Quellen zu schöpfen. Mit vollem Recht fordert Giobbio, der Nuntius solle bedenken, daß er nicht bloß Diplomat, sondern Bischof ist. In der That: genießen die Nuntien den großen Vorzug, als Dekane (doyens) an der Spitze des diplomatischen Corps einherzugehen, dann dürfte nichts geeigneter sein zum Schutz und zur Wahrung dieses Vorzuges als die Hochhaltung der erhabenen bischöflichen Würde, welche sie schmückt. Die Präcedenz sammt den übrigen Privilegien der Vertreter des Papstes beleuchtet der Verfasser im achten Kapitel. Uebrigens fordern die Nuntien die Präcedenz auch für den Fall außerordentlicher Sendungen, wofür aus der neuesten russischen Geschichte als Beispiele die zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Moskau entbotenen Nuntien Chigi, Vincenzo Vanutelli und Agliardi unter Einbeziehung einiger pikanter Detailangaben angeführt werden.

„Vom Ceremoniel" betitelt sich das neunte und vorletzte Kapitel. Die Nothwendigkeit und hohe Bedeutung desselben als Zeichen der inneren Gesinnung der Ehrfurcht vor der gottgefügten Stellung der Fürsten wird sehr einsichtsvoll dargelegt

und darauf das Ceremoniel der kirchlichen Diplomatie beleuchtet. Es untersteht der Ceremonialcongregation, deren Präfekt der Dekan des heiligen Collegiums ist. Von Sixtus V. im Jahre 1587 eingerichtet, waltet sie bis heute ihres Amtes auf Grund der hehren Ueberlieferungen des apostolischen Stuhles. Wie die kirchlichen Ceremonien im engeren Sinne des Wortes übersinnliche Wahrheiten dem Menschen näher bringen sollen, so dient auch das bis in die geringsten Einzelheiten ausgebildete Ceremoniel der päpstlichen Diplomatie zur Veranschaulichung der von ihnen bekleideten Sendung. Dem letzten Kapitel über die Beendigung der diplomatischen Sendungen hat der Verfasser einen beachtenswerthen Anhang „über diplomatische Geschenke und Ritterorden" beigefügt, die im Leben der Diplomaten keine geringe Rolle spielen.

Das genau gedruckte Werk, man darf wohl behaupten, das erste in seiner Art, ist prächtig ausgestattet. Das fehlende Register wird zum Theil ersetzt durch eine 35 Seiten umfassende eingehende und sehr praktisch ausgeführte Inhaltsangabe. Möchten die weitern Theile bald an's Licht treten.

Aachen. Alfons Bellesheim.

LXXXV.

Zeitläufe.

Die Erlebnisse in den Berliner Parlamenten. I.

Den 12. Juni 1900.

Der deutsche Reichstag hat seit Wochen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, fast im Wettlauf mit den unglücklichen Buren. Die parlamentarische Verwilderung ist zum Schlusse endlich auch, unter dem Namen der „Obstruktion", in die höchste deutsche Volksvertretung eingezogen, und das Reich hat keine Ursache mehr, auf die skandalösen Vorgänge in Oesterreich, Frankreich und Italien verächtlich

herabzuschauen; wer weiß, ob sich diese Unterwühlungen der parlamentarischen Ordnung nicht auch noch zu Erscheinungen auswachsen, wie sie unter nationalem Titel seit Jahren die Grundfesten der österreichischen Monarchie erschüttern.[1]) Bedeutsam ist es vor Allem, daß die Obstruktion im Reichstag unter der Führung der Fraktion der Socialdemokraten stand, und ihr von liberalen Seiten im Verlauf und zum Schluß die Förderung zugeschoben wurde.

Die angefochtene Gesetzvorlage hatte ihren Ursprung dem Kaiser zu danken. Die Veranlassung gab der Berliner Mordproceß gegen das berüchtigte Zuhälterpaar Heinze, von dem unglaublicher Weise die Vorlage auch den Namen ererbte: „lex Heinze“. Am 2. Oktober 1892 erließ der Kaiser unter dem erschreckenden Eindruck, welchen der Proceß in den Abgrund sittlicher Verkommenheit weiter Volkskreise enthüllt hatte, an das Staatsministerium den Auftrag, einen Gesetzentwurf zur Abwehr der Uebelstände in Vorlage zu bringen. Der Entwurf kam aber in diesem Jahre über die Commission nicht mehr hinaus, und erst nach sechs Jahren im Januar 1898 gelangte er, wesentlich verschärft, an den jetzigen Reichstag. Auch das Centrum nahm in der Commission noch einige Zusätze an, aber es muß bemerkt werden, daß die am heftigsten angefochtenen Bestimmungen, der sogenannte Theater- und Schaufenster-Paragraph, schon in der Regierungsvorlage enthalten waren.

Nach wochenlanger Berathung und zuletzt unter dem von außen tobenden Sturm aus den Reihen des gesammten „Intellekts“, Künstler und Professoren voran, war die Berathung im Plenum fast bis zu Ende gediehen, und der Entwurf, einschließlich der zwei genannten Paragraphen

1) S. „Histor.-polit. Blätter“. 1893. Bd. 112. S. 381 f.: „Vom Parlamentarismus“, aus Anlaß der czechischen Obstruktion im böhmischen Landtag. Mit der Obstruktion der Iren im englischen Parlament wurde damals bald ein Ende gemacht.

angenommen. Als aber das zersetzende Gift der Obstruktion im Reichstag endlich unerträglich wurde, und die Vereitelung des ganzen Gesetzes zu befürchten war, da ging aus dem Centrum mit Zuthun der Rechten der Vorschlag hervor und kam zur Annahme, im Senioren-Convent über ein Compromiß zur dritten Lesung sich zu berathen. Dasselbe kam zu Stande, und das Resultat war, daß in der Sitzung vom 22. Mai nach wenigen Worten der alte Entwurf fallen gelassen und an der Stelle der Initiativentwurf betreffend: „Aenderungen und Ergänzungen des Strafgesetzbuchs“ angenommen wurde. Der Theaterparagraph war gänzlich gestrichen, von dem Schaufensterparagraph 184 a ist nur die Bestimmung stehen geblieben, welche die Versuchung einer „Person unter 16 Jahren“ betrifft. Dieser Zusatz war vom Reichstag beschlossen worden. Ob er praktisch eine besondere Bedeutung haben wird, ist fraglich.

In dem letzten Verlauf der Obstruktion haben auch die Nationalliberalen vom rechten Flügel erklärt, daß sie vorkommenden Falls der Minorität zu Hülfe kommen und ebenfalls in die Obstruktion eintreten würden. Die amtliche „Berliner Correspondenz“ hatte zwar eingewendet: „Wenn die Vergewaltigung der Mehrheit diesmal von einer Minderheit ausgegangen ist, die sonst sich als die Vertreterin gerade des parlamentarischen Mehrheitsprincips bekennt, so liegt die Gefahr um so näher, daß der einmal beschrittene verhängnißvolle Weg der Obstruktion auch bei anderer Gelegenheit und auch Gesetzentwürfen gegenüber eingeschlagen werden könnte, die geradezu vitale Interessen des Reichs und des Staats berühren“. Darauf entschuldigte das Münchener liberale Hauptblatt seinen Anhang: „Bei voller Anerkennung des Gesagten in sachlicher Hinsicht wird man doch die Thatsache anerkennen müssen, daß die Gegner der lex Heinze angesichts der Aussichtslosigkeit der regierungsseitigen Bemühungen, dem Streben des Centrums nach der Hegemonie im Reiche entgegenzutreten, auf mildernde Umstände rechnen

zu dürfen glaubten, wenn sie nach dem Satze handelten: Noth kennt kein Gebot".[1])

Auf den Ministerbänken im Reichstag war übrigens von regierungsseitigen Bemühungen für das Gesetz nicht viel zu vernehmen. Der Sohn des Reichskanzlers als Abgeordneter hatte sich von vorneherein gegen das Gesetz erklärt, und die Conservativen hatten sich bereits gegen die Ausstreuungen der Linksliberalen zu wehren, daß die Obstruktion eine im Sinne der Regierung unternommene Maßnahme sei, und daß mit Annahme der Vorlage im Reichstage ihre Annahme durch den Bundesrath doch noch nicht gesichert wäre. „Damit muthet man der Regierung ein Maß von Unaufrichtigkeit zu, welches für die Volksvertretung jedes vertrauensvolle Zusammenwirken mit ihr für absehbare Zeit unmöglich machen würde. Wir denken besser von der Regierung. Wir gehen aber noch einen Schritt weiter und sprechen es offen aus, daß, wenn etwa der Bundesrath nach Erledigung der lex Heinze dieser die Zustimmung versagen wollte, darin die denkbar demüthigendste Capitulation vor der demokratischen Minderheit liegen würde".[2]) Weniger zuversichtlich äußerte sich ein paar Tage später das altbekannte Bismarckblatt in Hamburg:

„Daß das Bild, welches der Reichstag jetzt bietet, sehr erfreulich wäre, dürften selbst die eifrigsten Anhänger des Parlamentarismus nicht behaupten wollen. Wir sehen von dem Gegenstand der lex Heinze ganz ab und halten uns an die Vorgänge als solche. Und da müssen wir sagen, daß sie ein nur zu getreues Spiegelbild der Zustände bilden, die in oberen Regionen der Regierung obwalten; einer gegen den anderen, alles wird neutralisirt und schließlich nichts erreicht! Einer einheitlichen, energischen und zielbewußten Regierung gegenüber wäre die gegenwärtige Obstruktion im Reichstage überhaupt undenkbar. Wir sollten meinen, daß in einer Zeit,

---

1) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 26. Mai d. Js.
2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 18. Mai d. Js.

wo eine so große Frage, wie die der Flottenverstärkung, in erster Linie auf der Tagesordnung des Parlaments steht, es die wichtigste Aufgabe der Regierung hätte seyn müssen, so viel an ihr lag, alles fern zu halten, was eine angemessene und würdige Erledigung dieser nationalen Angelegenheit hätte erschweren können. Statt dessen läßt man zu, daß sich die Dinge in einer Weise entwickeln, wie sie nicht ungünstiger gedacht werden kann. Wir halten das in der Hauptsache für ein Ergebniß des Mangels an Geschick und Entschlossenheit auf Seiten der Regierung und sind der Ansicht, daß die gesammte Vertretung der Regierungsvorlagen sich anders gestalten muß, wenn die ministerielle Autorität in der Gesetzgebung nicht vollends Schiffbruch leiden soll".[1])

Der vom Kaiser veranlaßte Gesetzentwurf von 1892 enthielt auch den jetzt so stark angefochtenen Schaufenster-Paragraph, aber damals war in den Kreisen der Künstler und Gelehrten keinerlei Aufregung zu verspüren. Die jüngste Bewegung ist überhaupt erst durch die neueste Vorlage in Fluß gekommen, und das war das Verdienst des Judenliberalismus und der Socialdemokratie. Der erste Entwurf ging sogar in einigen Punkten noch weiter, aber von einem Entrüstungssturm war auch nichts zu bemerken, als das Centrum im Jahre 1896 die Wiedervorlage des liegengebliebenen Gesetzesvorschlags anregte. Veranlassung war eine von dem nationalliberalen Abgeordneten Weber aus Heidelberg vertretene Petition, welcher seine sämmtlichen politischen Freunde beitraten. In den Reden bei der Berathung im Reichstag wurde namentlich betont: die wachsenden Anzeichen der Unsittlichkeit in den großen Städten, die Ueberfluthungen der Presse mit unsittlichen Annoncen, unsittliche Bücher, die Ausstellungen in den Schaufenstern, welche eine fortwährende Gefahr für die heranwachsende

1) Aus den „Hamburger Nachrichten" s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 22. Mai d. Js.

Jugend bildeten.[1]) Das ließen sich die Liberalen dam
gesagt seyn, jetzt nach dem Siege des Ansturms im Reich
jubilirte das große Wiener Judenblatt.

„Das ergreifende Schauspiel, das diese gewaltige gei
Bewegung in Deutschland darbot, wird unvergeßlich und
alle Zukunft wirksam bleiben. Es war etwas von dem
reißenden Zug der Reformation in dieser Bewegung, die
höchsten Gipfeln der Kunst und Wissenschaft bis in die
Niederungen des Volkslebens hinunterreichte. Und beha
in dem enthusiastischen Reigen marschirte die Universität
aus ihren Studirstuben und von ihren Kathedern beg
sich die Lehrer der academischen Jugend, die Leuchten sä
licher Fakultäten in den Kampf, Allen voran die Rechtsle
wie um mit ihrer persönlichen Autorität das Wort
Reichs-Justizsekretärs zu widerlegen, daß der Einspruch g
die lex Heinze der juristischen Schärfe entbehre. Es is
heroisch befreiender Athemzug, den die ganze Nation ge
hat, und vor dem auch die klerikal-conservative Meh
wenn gleich ein Theil derselben sich noch aufbäumt, wie
einer elementaren Gewalt zerstiebt".[2])

Allerdings hatte der genannte Staatssekretär Dr. Ni
ding im Reichstage bei der zweiten Lesung der lex H
erklärt, er habe aus vielfachen Unterhaltungen mit p
stirenden Künstlern entnommen, daß manche Gegner
Gesetzentwurfes die Bestimmungen überhaupt nicht ge
hatten, sondern sie nur vom Hörensagen kannten. An
haben dem Staatssekretär „in durchaus loyaler Weise"
geräumt, daß sie die Bestimmungen nicht so ausgelegt hä
wie sie ausgelegt werden müßten, und daß sie dies
falsch verstanden hätten.[3]) Gleich im Anfang der
wegung wurde auch geklagt: „Es könne keinem Zu

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 1. Mai d. Js. —
Berliner „Kreuzzeitung" vom 1. Mai d. Js.

2) Wiener „Neue freie Presse" vom 22. Mai d. Js.

3) Berliner „Kreuzzeitung" vom 21. Mai d. Js.

unterliegen, daß eine Menge ernster Künstler und Schriftsteller mit dem Münchener und Berliner Spektakel gegen die lex Heinze nicht einverstanden seyn könnten. Aber keiner von ihnen wagt, mit seinem Namen hervorzutreten, um den ausschweifenden Elementen ein Halt zu gebieten. Das ist das Traurigste an der Sache".[1]) Desgleichen wurde von conservativer Seite geklagt: „Unsäglich traurig ist es in der That, daß unter all den ‚führenden Geistern', wie sie sich selbst mit Vorliebe nennen, nicht Einer ist, aber im buchstäblichen Sinne, nicht Einer, der das nicht allzu große Maß von sittlicher Kraft und Einsicht besäße, um sich dem liberalen Phrasenschwall entgegenzustellen. Nein, es hat sich wirklich keiner gefunden, der den Muth hätte, das Opfer an hohler Volksthümlichkeit zu bringen."[2]) Von protestantisch-orthodoxer Seite war die Hoffnung auf Bändigung der Obstruktion schon fast aufgegeben:

„Die Scenen im Reichstag bedeuten eine Auflösung der politischen und sittlichen Ordnung. Schon hört man Stimmen aus der bisherigen Mehrheit, es sei kein Schade, wenn das Gesetz zurückgezogen würde. Davor behüte uns Gott! Es wäre ein Triumph der Pöbelherrschaft über Regierung und Reichstag. Einen übleren Anfang des 20. Jahrhunderts als diese siegreiche Anarchie könnte man sich nicht denken. Auch ohne diesen Ausgang ist die Lage schlimm genug. Man mache sich nur auf Sturm und Kampf gefaßt. Die Aufregung über das Sittlichkeitsgesetz ist nur ein Symptom. Die Krankheit der Zeit ist, daß ‚wahr' und ‚gut' fließende Begriffe sind. Die Obrigkeit in Staat und Kirche hat die große Aufgabe, dieser Stimmung gegen das Bestehende Dämme vorzubauen. Das kann aber nur durch eine grundsätzliche, starke, kämpfende Staats- und Kirchenpolitik geschehen. Kommt sie nicht, dann gehen wir großen Gefahren entgegen".[3])

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 20. März d. Js.
2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 8. April d. Js.
3) Die Stöcker'sche „Deutsche evangel. Kirchenzeitung" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 27. März d. Js.

In den juristischen Kreisen machten sich noch besonders standesrechtliche Bedenken gegen das Gesetz überhaupt geltend. Bekanntlich hat eine in der ersten Münchener Versammlung gefallene Aeußerung des Pofessors Lipps großes Aufsehen erregt und auch die bayerische Kammer beunruhigt. Er sagte: „Der Glaube an die absolute Unbestechlichkeit des deutschen Richterstandes sei geschwunden“. Uebrigens sprach sich nachher Professor Delbrück in Berlin in ähnlichem Sinne aus unter Hinweis auf die Erfahrungen mit dem famosen „groben Unfugs-Paragraph“. Namentlich angesichts der unaufhörlichen Majestätsbeleidigungs-Processe drängte sich ihm auch der Verdacht der Liebedienerei nach oben auf. Noch am Schlusse der Verhandlungen im Reichstag veröffentlichte eine Anzahl von Professoren des Strafrechts eine Erklärung gegen den Gesetzentwurf, welcher an solcher Unbestimmtheit der Begriffe leide, daß er, zum Gesetz erhoben, in verschiedenstem Sinne ausgelegt und angewendet werden könne. „Verurtheilung oder Freisprechung wäre völlig vom subjektiven Empfinden des Richters abhängig, und schon ist ohnehin das Vertrauen des Volkes zu der Rechtspflege in Folge unklarer oder mangelhaft gefaßter Strafgesetze schwer erschüttert“.[1]) Also lieber Polizei als Gesetz!

Einer durch volle acht Jahre vorbereiteten Gesetzvorlage kann man allerdings den üblichen Vorwurf der überhasteten Gesetzmacherei im Reiche nicht machen. Mit Ausnahme der paar Paragraphen, welche man fast als die unverfänglichsten hätte ansehen können, wurde auch der Wortlaut mit allen Stimmen gegen die der Socialdemokraten und einer Anzahl aus der äußersten Linken angenommen. Jedenfalls war es die dritte Zurückweisung, die eine direkt vom Kaiser angeregte gesetzliche Unternehmung erlitten hat. Zu dem früheren Schulgesetz und dem vorjährigen Durchfall der

1) Aus Berlin s. Wiener „Neue freie Presse“ v. 20. Mai d. J.

unglücklichen „Zuchthausvorlage“ ist jetzt auch noch der Sieg einer parlamentarischen Obstruktion hinzugekommen, von der sich nicht sagen läßt, wie sie die verworrene Lage noch unsicherer machen wird. Ein altes Bismarckblatt hat die Schuld auch dem Mangel an Einheitlichkeit in der Regierung zugeschrieben:

„Gerade bei einem temperamentvollen Herrscher sind die Gefahren um so größer: Jeder einzelne Minister, ungedeckt durch die Autorität des Gesammtkabinetts, müht sich, bei dem Monarchen möglichst günstig abzuschneiden und seinen ganz speciellen Ressorteifer zu erweisen, jeder will per Saison mindestens eine Großthat aufweisen, und so hagelt es förmlich Gesetze, bei denen es weniger darauf ankommt, daß sie ausgereift, als daß sie überhaupt da sind. Es kommt auch gar nicht darauf an, daß die einzelnen Gesetze ihre correkte parlamentarische Erledigung finden oder auch nur finden können; ein Theil fällt ohne Sang und Klang zusammen und hat lediglich dazu gedient, die Gemüther zu erbittern, ein anderer Theil versinkt nach der ersten Lesung auf Nimmerwiedersehen in der Commission, ein dritter Theil, der in der Commission sorgsam berathen wurde und vielleicht erst hier lebensfähige Gestalt erhielt, fordert zwar unendliche Zeit und Mühe, gelangt aber, wenn der Sessionsschluß hereinbricht, niemals zu seinem Ziele. Ein Gesetz hemmt und verschleppt das andere, ein Minister tritt dem anderen auf die Hacken, und wenn der Schimmel und der Rappe an dem Wagen vorn angeschirrt werden, so wird sicherlich der Braune und der Falb hinten zerren“.[1])

1) Leipziger „Neueste Nachrichten“ s. „Kölnische Volkszeitung“ vom 26. April d. Js.

LXXXVI.

Graf Theodor Scherer-Boccard.[1]

(1816—1885).

In der neueren Geschichte der Schweiz, speciell der katholischen Bewegung innerhalb der Eidgenossenschaft, nimmt Dr. Theodor Scherer eine ganz beachtenswerthe Stelle ein. An seinen Namen knüpft sich die Entstehung und das wachsende Gedeihen des schweizerischen Piusvereins. Als Schriftsteller wie als praktischer Politiker entfaltete er im Dienste der Kirche und seines engeren Vaterlandes eine erstaunliche Thätigkeit. Er brachte der Sache, der er mit Herz und Seele diente, persönliche Opfer, er hat für seine Ueberzeugung Verfolgung und Gefängniß erduldet und durch sein ganzes charaktervolles Auftreten und arbeitreiches Wirken einen weitgehenden Einfluß ausgeübt, dessen Spuren sich nicht sobald verwischen werden. Es war daher ein löblicher Akt der Pietät, daß der Centralausschuß des schweizerischen Piusvereins das Andenken des verdienten Mannes, in dessen Leben sich ein Stück Zeitgeschichte spiegelt, durch Herstellung eines biographischen Denkmals zu ehren beschloß. Die Aufgabe wurde von Professor Georg Mayer, Domherr in Chur, dem der schriftliche Nachlaß des Verewigten und andere Quellen zur Verfügung standen, in dankenswerther Weise gelöst. Die mit Sachkenntniß und gründlicher Sorgfalt verfaßte Schrift entwirft ein ansprechendes Bild, das als ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Bewegung in der Schweiz auch außerhalb der helvetischen Grenzen beachtet zu werden verdient, und wir machen auf dasselbe um so lieber aufmerksam, als Dr. Scherer durch eine lange Reihe von

---

1) Graf Theodor Scherer-Boccard. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Bewegung in der Schweiz. Von Joh. Georg Mayer, Domherr und Professor in Chur. Einsiedeln 190[illegible]. 187 Seiten.

Jahren auch ein treuer und verläßiger Mitarbeiter dieser Blätter bis an sein Ende gewesen. Manche seiner Mittheilungen, insbesondere seine „Schweizer Briefe“ aus den bösen Tagen des Culturkampfes, der ja auch im Lande der republikanischen Freiheit die wunderlichsten Blüthen trieb, werden noch in Zukunft als aktenmäßige Beiträge zur Zeit- und Culturgeschichte im letzten Viertel des abgelaufenen Jahrhunderts Beachtung beanspruchen können.

Die Familie Scherer gehört einem der ältesten und angesehensten Bürgergeschlechter der Stadt Solothurn an. Verschiedene Glieder der Familie haben in weltlichen und geistlichen Aemtern sich ehrenvoll hervorgethan. In ihrem Geiste und in der religiösen Tradition des Hauses wuchs auch Theodor Scherer heran. Geboren wurde er am 12. Mai 1816 im Schlosse von Dornach an der Birs, wo sein Vater Oberamtmann war. Als dieser schon wenige Jahre darnach zum Mitglied des Staatsrathes gewählt wurde, nahm die Familie ihren dauernden Wohnsitz in Solothurn. Hier besuchte Theodor das Gymnasium und Lyceum, und setzte hierauf die weiteren Studien am Jesuitencollegium in Freiburg fort, woselbst er u. a. den berühmten P. Roh zum Lehrer hatte. Der Politiker steckte dem jungen Mann im Blut. Schon im letzten Jahr seiner Studien zu Freiburg (1836) faßte Scherer den Entschluß, eine Zeitung zu gründen zur Vertheidigung des Rechtes und der Religion. „Mein Herz pocht vor Freude“, schreibt er in seinem Tagebuch, „bei dem Gedanken, daß es mir vielleicht schon in zwei Jahren vergönnt sein wird, in die politische Arena zu treten und mit einer eigenen Zeitschrift für Gott, Recht und Vaterland zu kämpfen.“ Er hatte schon in jungen Jahren ein klares Ziel vor Augen: „gegenüber der Umsturzpartei wollte er das historische Recht, gegenüber den Bedrückern des Volks und der Kirche die Freiheit vertheidigen.“ In dieser Gesinnung unternahm er die Herausgabe eines Wochenblattes, der „Schildwache am Jura“.

Es war seine ureigenste Schöpfung, und sie trug auch in Ton und Haltung, in der frischen, volksmäßig packenden Darstellungsweise das Gepräge seines Geistes. Dieser volksthümliche Ton verschaffte dem Blatte rasch eine große Verbreitung, und da es als conservativ-oppositionelles Organ auftrat und

von gleichgesinnten Correspondenten gut und rasch bedient war, übte er auch einen Einfluß aus. Diesem Einfluß verdankte es der junge Publicist, daß er schon im Jahre 1838 Mitglied des großen Rathes in Solothurn wurde. Es war damals eine lebhafte Bewegung gegen die herrschende bureaukratische Regierungspartei im Gange, an der sich Scherer mit dem Feuer der Jugend in den vordersten Reihen betheiligte. In Orts- und Bezirksversammlungen griff er mit seinen Gesinnungsgenossen in den Parteikampf ein und überall stand er mit Rath und That dem Volke zur Seite. „Volkssouveränität im wahren Sinn und Rechte der Kirche waren die zwei Hauptpunkte, die er forderte", sagt der Biograph (S. 19). Im Januar 1841 nahm die Agitation wegen Abänderung der Staatsverfassung solche Dimensionen an, daß die um ihre Herrschaft besorgte Regierung, „weniger um das Recht als um die Erfolge bekümmert", zur Gewaltthat schritt und Scherer und seine politischen Freunde verhaften ließ (S. 36—38). Aber der „Hochverräther" wurde bei der Neuwahl abermals Mitglied des Großen Rathes und mußte entlassen werden. Da indeß die Criminaluntersuchung wegen Hochverraths ihren Fortgang nahm, wanderte er, um weiteren Vexationen der Gegner zu entgehen, nach Basel, und auch da nicht geschützt, nach Frankreich aus (1841—42). Der kurze Aufenthalt in Paris war für ihn sehr wohlthätig, da er ihn mit den Koryphäen der französischen Gesellschaft in Berührung brachte. Die Muße benützte Scherer zu einer staatswissenschaftlichen Studie, die er nachher unter dem Titel „Revolution und Restauration der Staatswissenschaft" (Augsburg 1842) herausgab. Auf Grund dieser Arbeit wurde er im folgenden Jahre von der Würzburger Universität zum Dr. jur. ernannt.

Inzwischen war es dem Volke in Luzern gelungen, die Ketten des Radikalismus zu sprengen und bei den Neuwahlen eine Regierung conservativer Richtung zu erringen, wodurch diese Stadt wieder zum Vorort der katholischen Schweiz erhoben wurde. Hier fand Scherer ein Asyl, und sein erstes Werk war, daß er mit seinen dortigen Gönnern die „Staatszeitung der katholischen Schweiz" gründete, die das Hauptorgan der katholischen conservativen Richtung wurde.

In dem entscheidungsreichen Jahre 1845 wirkte Scherer

als Cabinetssekretär Siegwart-Müllers, Präsidenten des Sonderbunds, und leistete als dessen Vertrauensperson wesentliche Dienste. Nach dem unglücklichen Ausgang des Sonderbundskrieges wandte sich Scherer nach Solothurn zurück, wo in der Zwischenzeit der gegen ihn und seine Mitangeklagten angestrengte Proceß durch obergerichtlichen Spruch einen glimpflichen Ausgang gefunden hatte. Sie waren von der Anklage des Hochverraths freigesprochen und nur von Polizeiwegen zu einer mehrmonatlichen Haftstrafe verurtheilt worden, die Scherer im Solothurner Staatsgefängniß geduldig und bei freier Beschäftigung heiter absaß. Durch schmerzliche Erfahrungen gereift und geläutert, wollte er fortan in der Heimat einzig kirchlichen und charitativen Interessen leben und auf diese Weise „an der geistigen Wiedergeburt seines Vaterlandes arbeiten".

Bei Gelegenheit einer Reise nach Rom im Jahre 1852 erfuhr er die besondere Anerkennung Pius' IX., der den geprüften und standhaften Vertheidiger der Kirche in den Grafenstand erhob.

Die journalistische Thätigkeit, die Scherer entfaltete, gewann jetzt die weiteste Ausdehnung. Er setzte sich in Verbindung mit deutschen und österreichischen, italienischen und französischen Zeitungen und war unermüdlich in politischen Correspondenzen und literarischen Beiträgen. Von 1854 an übernahm er die Redaktion der „Schweizerischen Kirchenzeitung", die er bis 1872 mit vielen Mühen und Opfern fortführte und auch später noch mit Rath und That unterstützte. Nicht minder thätig war er für die Förderung der schweizerischen Geschichtsforschung. In einem chronologischen Verzeichniß des Anhangs zählt der Biograph 35 Schriften auf, die Theodor Scherer von 1836 bis 1881 verfaßt hat. In den Histor.-polit. Blättern veröffentlichte er unter andern ein Lebensbild des Ritters Franz Anton von Olry, ehemaligen bayerischen Gesandten in der Schweiz, Erinnerungen an Siegwart-Müller und an den belgischen Socialpolitiker Ed. Ducpetiaux, eine Skizze über den Luzerner Gerichtsschreiber und Chronisten Johann Salat.

Bei der Gründung des schweizerischen Piusvereins stand Graf Scherer mit dem als Volksschriftsteller bekannten Pfarrer Ignaz von Ah an der Spitze. Denn der erste Anstoß ging

von seiner Kirchenzeitung aus und den in diesem Organ verhandelten Discussionen verdankte dieses Werk seine Entstehung. 1857. Vom Piusverein ging eine wunderbar erweckende Kraft auf das gesammte christlich-sociale Leben der Schweiz aus. Von ihm wurden ins Leben gerufen und gefördert die inländische Mission (für die Diaspora), das Patronat für Lehrlinge und Arbeiter, für verlassene Kinder, das Apostolat für christliche Erziehung, der Vincentiusverein, der Bücherverein. Vom Piusverein wurde auch das „Archiv für die schweizerische Reformationsgeschichte" gegründet, dessen Direktion dem Grafen Scherer, Domherrn Professor Fiala und Pfarrer Bannwart übertragen wurde. Dem Piusverein widmete Scherer seine ganze Kraft und begeisternde Thätigkeit, wie er denselben auch noch in seinem Testament bedacht hat. In all diesen Dingen bewährte er eine große Geschäftsgewandtheit und ein unbestreitbares Organisationstalent; sie rechtfertigten das Vertrauen, das ihm in weiten Kreisen entgegengebracht wurde.

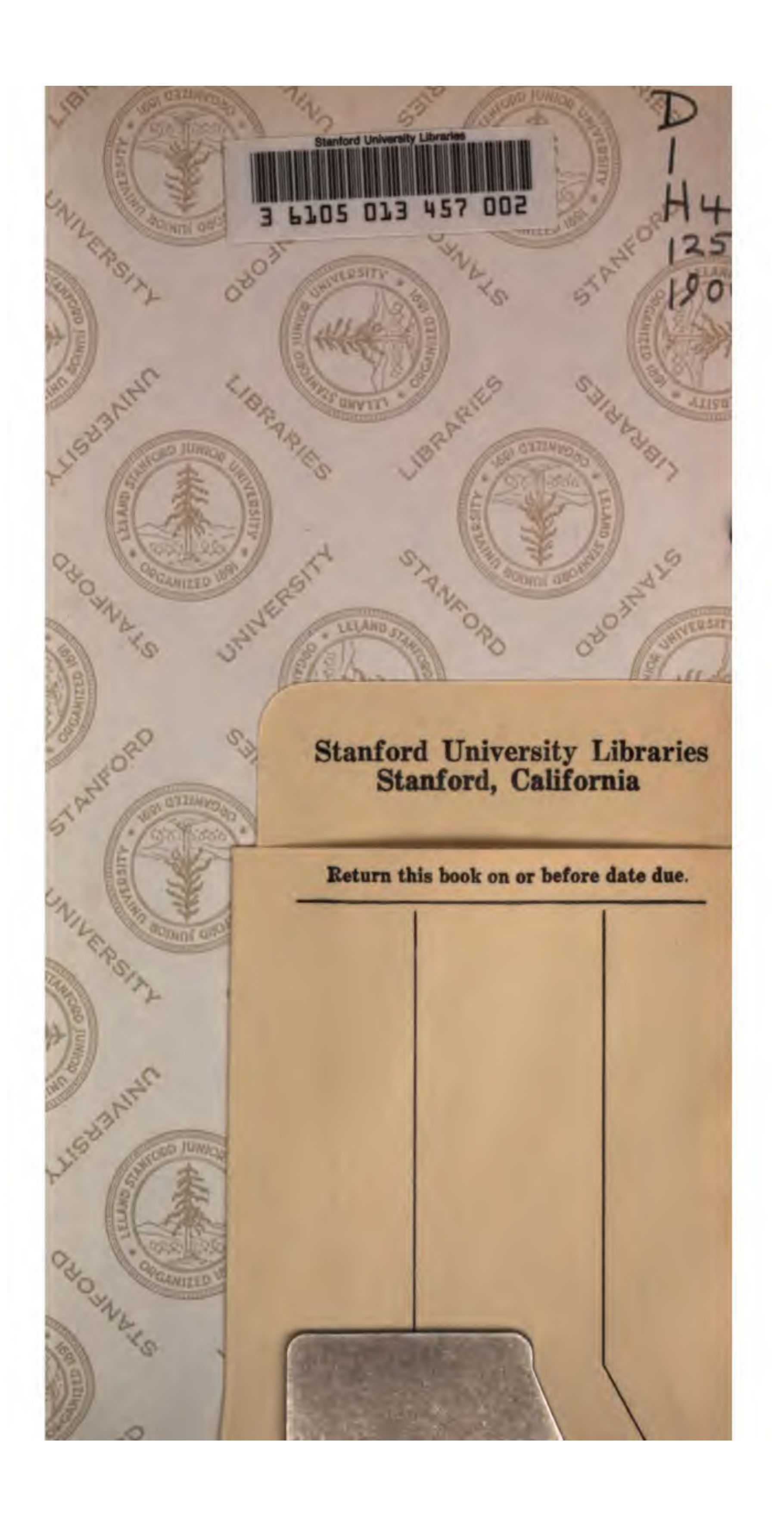
Von 1859 an war Theodor Scherer ein fleißiger Besucher der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, bei denen er meistens auch als Redner auftrat. Sein lebenslang festgehaltenes Ideal war die Organisirung eines die einflußreichsten Kräfte der katholischen Welt umfassenden Vereins; in einem solchen internationalen Verband der Katholiken erblickte er „ein Hauptmittel zur Rettung Europas" (130—138). Optimist, wie er war, kam er immer wieder auf diesen Gedanken zurück; eine Verwirklichung erlebte er nicht.

Um so fruchtbringender war sein Wirken im engeren Bezirke des Kantons, der Diöcese. Seiner unermüdlichen Thätigkeit für die Wahrung der katholischen Interessen kam nur die große Uneigennützigkeit gleich, mit der er diese Arbeiten auf sich nahm. Denn sie brachten ihm so gut wie keinen zeitlichen Gewinn, wohl aber so manche Erfahrungen bitterster Art. Ohne viel von sich zu reden, hat er in einem thätigen Leben viele Opfer für die Kirche und die katholische Sache gebracht.

Graf Scherer war mit Marie Luise von Boccard, aus einer Freiburger Patrizierfamilie, vermählt, deren Namen er dem seinigen anfügte. Er lebte in glücklicher, aber kinderloser Ehe. In Solothurn beschloß er in christlicher Gelassenheit, wie er gelebt, am 6. Februar 1885 sein arbeitsvolles Leben, und in Ingenbohl fand er, seinem Wunsche gemäß, seine letzte Ruhestätte.







Stanford University Libraries
3 6105 013 457 002
D
1
H4
125
190
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

